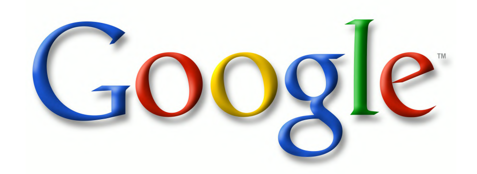
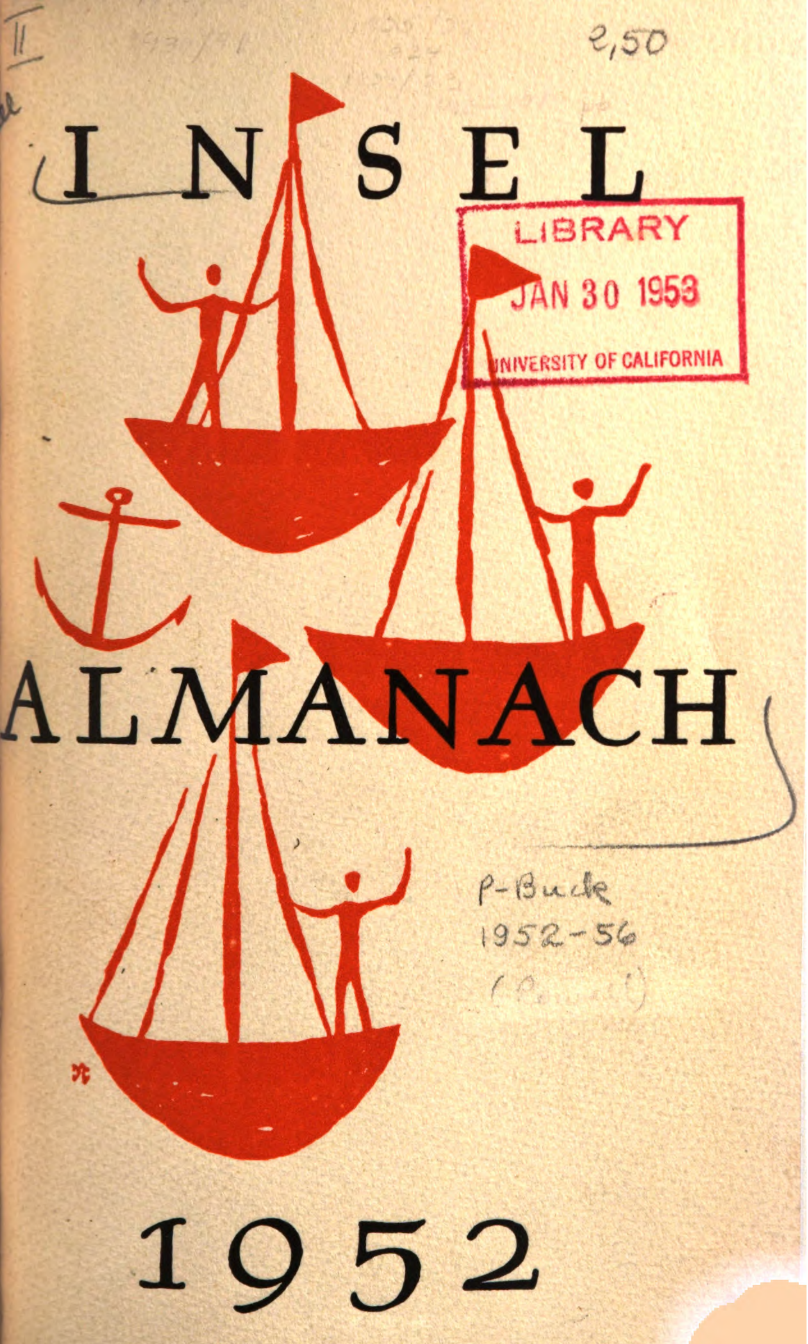



Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google




INSEL
ALMANACH
1952



INSEL ALMANACH 1952



IM INSEL-VERLAG

Es wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkundigen ein ganzes Pflanzen- und Tierreich sich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flammen, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert.

Jean Paul

GOETHE · SELBSTSCHILDERUNG

Immer tätiger nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz; hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden und, da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen ihrer Richtung entgegenwirken. Daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat; da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen. In den bildenden Künsten arbeitete er so lange, bis er sich den Begriff sowohl der Gegenstände als der Behandlung eigen machte und auf den Standpunkt gelangte, wo er sie zugleich übersehen und seine Unfähigkeit dazu einsehen konnte; seine teilnehmende Betrachtung ist dadurch erst rein geworden. In Geschäften ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgendeine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterweges immer etwas Gebildetes erscheint; bei Hindernissen hat er keine Biegsamkeit, aber er gibt nach, er widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Überzeugung oder seine Stimmung es ihm im Augenblicke gebieten; er kann alles geschehen lassen, was geschieht und was Bedürfnis, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen. Seitdem er hat einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geists, der

sie behandelt, als auf die Gegenstände selbst ankommt, seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges unbestimmtes Streben war, hat er dieser Geistestätigkeit nicht entsagt, sondern sie nur mehr reguliert und lieber gewonnen; so wie er sich jenen andern beiden Tendenzen, die ihm teils habituell, teils durch Verhältnisse unerläßlich geworden, sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtsein und in der Beschränkung, die er kennt, gelegentlich ausübt, um so mehr, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden andern zustatten kommt. Den besondern Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen andere bezeichnen; leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt, und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften; er darf nicht lesen, ohne durch das Buch bestimmt zu werden, er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, tätig dagegen zu wirken und etwas ähnliches hervorzubringen strebt.

Ich habe niemals einen präsumtuoseren Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß wahr ist, was ich sage.
Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht ich, ich hätt es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen

suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen.
Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrtum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.

Gelassen beobachtende Freunde pflegen gemeiniglich die genialischen Nachtwandler unsanft mitunter aufzuwecken, durch Bemerkungen, die gerade das innerste mystische Leben solcher begünstigten oder, wenn man will, bevorteilten Naturkinder aufheben und zerstören. In meiner besten Zeit sagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich lebte, sei besser, als was ich spreche, dieses besser, als was ich schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte.
Durch solche wohlgemeinte, ja schmeichelhafte Reden bewirkten sie jedoch nichts Gutes, denn sie vermehrten dadurch die in mir ohnehin obwaltende Verachtung des Augenblicks, und es ward eine nicht zu überwindende Gewohnheit, das, was gesprochen und geschrieben ward, zu vernachlässigen und manches, was der Aufbewahrung wohl wert gewesen wäre, gleichgültig dahinfahren zu lassen.

Ich war mir edler, großer Zwecke bewußt, konnte aber niemals die Bedingungen begreifen, unter denen ich wirkte; was mir mangelte, merkt ich wohl, was an mir zuviel sei, gleichfalls; deshalb unterließ ich nicht, mich zu bilden, nach außen und von innen. Und doch blieb es beim Alten. Ich verfolgte jeden Zweck mit Ernst, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft, widerspenstige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch scheiterte ich daran, weil ich Nachgeben und Umgehen nicht lernen konnte. Und so ging mein Leben hin unter Tun und Genießen, Leiden und Widerstreben; unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen anderer. Hieran spiegele sich, dem das gleiche Schicksal geworden.

ANTON KIPPENBERG · GOETHE UND WEIMAR

Aus der Ansprache in der Weimarer Stadthalle am Vorabend des 28. August 1949

Goethes Stadt, das ist Weimar gewesen und ist es heute noch. Am 7. November 1775 traf der junge, schon berühmte Dichter zu wie er meinte kurzem Besuch in Weimar ein; sechsundfünfzig Jahre hat er hier gelebt und nach einem beispiellosen Leben seine letzte Ruhe gefunden. Geheimnisvolle Fäden, um die er nicht wußte, verbanden ihn längst mit der Stadt, der er nun für immer angehören sollte; am Markt hatte sein Ahnherr mütterlicherseits, Lucas Cranach, gewohnt, nicht weit davon in dem Erkerhause, das später die Hofapotheke aufnahm, sein Ahnherr Schröter; im nahen Jena war ein Vorfahr, Luthers Kanzler Brück, Kurator gewesen, der er selbst, wenn auch nicht dem Titel nach, später werden sollte. Aus Thüringen aber stammte die väterliche Familie. Das Haus des wackeren Schmiedes und Ratsherrn in Artern hat der Urgroßenkel besucht.

Heimisch ist Goethe, der Sohn südlicherer Gebreiten, in Weimar nicht geworden, aber darum doch keineswegs ein Fremdling in ihm geblieben. Schwer mag es dem aus der stolzen, lebendigen Reichsstadt Kommenden zunächst gefallen sein, sich in die schmalen Verhältnisse der kleinen Residenz einzugewöhnen, dessen Bewohner zumeist Angehörige eines bescheidenen Hofstaates, kleine Handwerker oder Ackerbürger waren. Es blieb lange noch eine enge, nur zu oft von Mißgunst und Mißreden erfüllte Welt, in der er zu leben gezwungen war, und es war nicht nur die Liebe zu Christiane, die den aus Rom Zurückgekehrten zu Beschränkung und Einsamkeit trieb.

Die Umgebung Weimars und die weitere thüringische Landschaft aber sind Goethe bald vertraut geworden. Zwar fiel sein Blick nicht mehr auf den von Schiffen reichbewegten

Strom, der der Vaterstadt das Gepräge gab, aber der umbuschten Ilm verband ihn eine fast zärtliche Liebe; die sanft schwellenden Höhen und die Täler Thüringens, brachten ihm, nachdem er sie zuerst stürmisch durchritten hatte, den Frieden, den er suchte; der Atem der Wälder schlug in seine Sprache. In dem für sein Leben entscheidenden ersten Weimarer Jahrzehnt sind nicht wenige seiner schönsten lyrischen Gedichte und Zeichnungen dem Erlebnis der thüringischen Landschaft, vor allem der Weimar-Tiefurter Aue entsprungen. Die Ilm wußte darum:

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Aber es war nicht nur der Liebhaber der Natur, der Dichter, den es zu ihr trieb. Auch als Beamter hat Goethe das Weimarische Land nach allen Richtungen hin er-fahren, und nicht allein die Höfe, sondern das Volk in allen seinen Schichten kennengelernt. Aus unzähligen Dokumenten und Briefen, die zumeist noch der Veröffentlichung harren, werden wir immer mehr erkennen, mit welcher Hingabe, Gewissenhaftigkeit und Entsagung Goethe im ersten Jahrzehnt seines Weimarer Lebens die schwere Bürde seines Amtes als Mitglied des Geheimen Conseils getragen hat. Dem Wegebau, dem Bergbau, dem Forstwesen, dem Handwerk, den Soldaten, den Bauern, der Ordnung der zerrütteten Finanzen und – ein höchst aktuelles Thema – der Senkung der Lasten, dem allen und vielem anderen galt seine Sorge, nicht zuletzt den Kleinen im Lande. An Frau von Stein schrieb er einmal: ‚Wie sehr ich wieder auf diesem winterlichen Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt! die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harm-

losigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.'

Auf die Entwicklung Weimars, für das er, vor allem durch die Schöpfung des Parks und als Miterbauer des Schlosses so viel getan hat, auf Goethes immer stärkere Verwurzelung mit der auch äußerlich stattlich gewordenen Stadt seines Schicksals, auf ihr geistiges Wachstum durch die bedeutenden Männer, hier und im nahen Jena, die Goethe nach sich zog, können wir nicht eingehn. So überspringen wir ein halbes Jahrhundert und halten uns das Weimar im letzten Lebensjahrzehnt Goethes vor Augen. Die geistige Weltstadt war es geworden, zu der Besucher aus aller Welt pilgerten, um das Salve auf der Schwelle seiner Wohnräume zu überschreiten und das anerkannte Haupt der Dichter seiner Zeit zu sehn, zu verehren und geistigen Austausch mit ihm zu pflegen. So gab Goethe Weimar, dem freisten Ort im Denken, Schreiben und Bauen, wie er einmal im Gespräch von ihm rühmte, die höchste Ehre in den Worten, in denen doch auch ein *Dank* liegt:

‚Bin Weltbewohner, bin Weimaraner.'

Fast auf den Tag vor fünfundsechzig Jahren habe ich mit meinen Eltern, aus einer Thüringer Sommerfrische zurückkehrend, zum ersten Mal in Weimar vor dem Goethe-Haus gestanden. Noch sehe und höre ich meinen Vater, wie er ärgerlich mit dem Stock auf das Pflaster des Frauenplanes stieß und ausrief: »Daß man in dieses Haus nicht hinein kann!« Damals lebte der letzte Goethe-Enkel noch; das Haus bewohnten Fremde; Hausrat, Bilder, Büsten und Sammlungen waren in der Mansarde zusammengedrängt. Unberührt geblieben, aber nur an großen Gedenktagen geöffnet oder durch besondere Gunst zugänglich waren allein die zwei geweihten Räume, in denen Goethe vier Jahrzehnte lang gelebt und gelitten, gedacht und geschaffen, in denen er sich voll-

endet hat; mit dem Vorraum, in dem die große Standuhr aus dem Frankfurter Elternhause seit der Mittagsstunde des 22. März 1832 schweigt.

Weimar lag damals in einem Dornröschenschlaf; seine zweite Blütezeit, in der bedeutende Musiker und Maler dort lebten und schufen, war längst vorüber ...

Das änderte sich, als im Jahre 1885 der letzte der beiden Goethe-Enkel starb und auf Grund seines Testaments das Goethe-Haus mit allen seinen Schätzen und der gewaltige handschriftliche Nachlaß Goethes, um deren Erhaltung willen die Brüder gedarbt hatten, der Welt zugänglich wurden. Im gleichen Jahr öffnete sich wie einst wieder die geweihte Stätte am Frauenplan, und für unzählige wurde Weimar nun zum Wallfahrtsort. Und es wurde, Berlin ablösend, die zentrale Forschungsstätte für Goethe und die klassische Weimarer Zeit. Alljährlich zu Pfingsten versammelten sich aus aller Welt die Mitglieder der auch 1885 gegründeten, schnell wachsenden Goethe-Gesellschaft. Diese Tage, die erfüllt waren von Verehrung und anmutiger Gelehrsamkeit, getragen von der Liebe zu Weimar, gaben der Stadt bis zum Beginn des letzten Krieges für eine Weile das Gepräge. In der großen Weimarer Ausgabe und in den Veröffentlichungen der Goethe-Gesellschaft wurde begonnen, Goethes Nachlaß zu erschließen, und für die immer mehr, vor allem bald durch Schillers Nachlaß, vermehrten Schätze ließ die Großherzogin Sophie den ragenden Bau jenseits der Ilm errichten, der im Jahre 1896 eingeweiht wurde.

Und nun wandelte sich auch das Bild Goethes. Zunächst war es der *junge* Goethe, der Stürmer und Dränger, der unter dem Einfluß des Naturalismus und der Jugend den Olympier verdrängte, aber als wir im Jahre 1932 Goethes hundertsten Todestag feierlich begingen, war längst schon der alte Goethe in den Vordergrund getreten. Er bestimmt heute vornehmlich unser Goethe-Bild. Aber zu einseitig doch. Die Erkenntnis

Goethes in seiner Totalität bleibt das zu erstrebende Ziel. Lange wird es dauern, bis es erreicht ist, wenn es überhaupt je einem Menschen gelingt, diesen Kosmos voll zu erfassen...

Tiefer und bewußter vielleicht als je zuvor bekennen wir uns heute zu Goethe als zu dem Dichter, der an allen Anfang die *Tat* gestellt und seiner Forderung, *jeder* Mensch solle einen heroischen Lebenslauf führen, vorbildlich selbst genügt hat. Unsere Sprache ist durchtränkt von der seinigen und erfüllt vom Glanze seiner Bilder; die Gestalten, die er geschaffen, haben um und in uns ihr unvergängliches Leben, und viele seiner Lieder und Gedichte sind unverlierbares Gut auch derer, die sonst nicht viel von Goethe wissen. Er ist uns nahe in allen Epochen seines in der Faust-Dichtung sich spiegelnden Lebens: als der herrliche Jüngling, der aus Freuden und Schmerzen Werke ewiger Jugend schuf, als der reife Dichter der Iphigenie und von Hermann und Dorothea, und nicht zuletzt als der alte, der weise Goethe, der tiefe Erforscher der Natur, der heute so eindringlich zu uns spricht. Er trägt für uns längst nicht mehr die Maske des Olympiers, die eine vergangene Zeit ihm auferlegt hat: wir schauen in das menschlichste Antlitz, in Züge reinen Wohlwollens, leidgeprägten, tiefen Ernstes, aber auch sibyllinischer Schalkheit. Wir fühlen mit ihm die Sorge um Schicksal und Zukunft seines Volkes; wir erblicken in ihm den Seher, der geängstigt das heraufziehende Zeitalter der Maschinen ahnte und nach Wegen suchte, seine *Gefahr* zu überwinden, der in den Wanderjahren und am Schluß des Faust visionär das Bild einer neuen menschlichen Gemeinschaft, eines durch Gemeinsinn verbundenen freien Volkes auf freiem Grunde, ja eines Weltbundes von Männern jeder Herkunft und Bildung zu gemeinnützigem Wirken zeichnete...

In einem Gespräch mit Eckermann hat Goethe dem deutschen Volke ans Herz gelegt: ‚Vor allem aber sei es eins in *Liebe* untereinander!' Er selbst hat das Seinige zu solchem Eins-

werden getan, in Werk und Leben, und hat im Verein mit Schiller sein zersplittertes Volk durch das Goldband der Dichtung zu einer Einheit zusammengeschlossen, noch ehe die politische gelang. Waren aber nicht auch — Bestimmung und Symbol zugleich — in seinem Blute als Ahnengut eines Jahrtausends alle Regionen, Stände und geistigen Bezirke unseres Volkes eins geworden? Norden und Süden, Kaiser und Landesfürst, Bürger und Bauer, Staatsmann und Künstler, Ritter und Knappe, Beamter und Kaufmann, Gelehrter und Handwerker, — alle haben sie zu seinen Ahnen gehört...
Nicht lange nach Schillers Tode trug Goethe, der eben selbst aus schwerer Krankheit ins Leben zurückgekehrt war, in das Stammbuch seines fünfzehnjährigen Sohnes August die Verse ein:

Halte das Bild der Würdigen fest, wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Er mochte an den abgeschiedenen Freund gedacht haben, als er sie niederschrieb, aber was er im Sinne hatte und dem Knaben einprägen wollte, war die Ehrfurcht vor allem Seienden, die Goethe als die höchste der Tugenden gepriesen und Zeit seines Lebens geübt hat, und wir wenden ihm selbst sie zu: die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das sich in Goethe so herrlich offenbart hat, und damit Ehrfurcht vor menschlicher Größe, Ehrfurcht aber auch vor einer Epoche, die, wie Goethe wußte und aussprach, mit ihm zu Ende ging und sobald nicht wiederkehren würde.
Ehrfurcht aber führt zu tätiger Liebe, führt zum Frieden. Ein Kind des Friedens, der Frieden halten wollte mit jedermann, hat Goethe, der heilende Dichter, sich selbst genannt, und eine einzige Liebes- und Friedensbotschaft an die Welt war sein Werk in seiner Gesamtheit; immer eindringlicher erklingt sie aus seinen Dichtungen und gesprochenen Worten, je mehr sein Leben dem Ende sich neigt. Möge diese Botschaft

nicht ungehört und unbefolgt verhallen in der Feier, zu der die Menschheit sich nun vereinigt; auch wir wollen sie uns in dieser Stunde zu Herzen nehmen, jeder an seinem Teil.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

Es rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen!

HANS CAROSSA · BEGRÄBNISTAG

Nachtrag zu dem Kapitel »Der Zauberer« in dem Buch »Eine Kindheit«

Der Tod des Zauberers, wer durfte erwarten, daß mir dieses traurige Ereignis zu dem Ansehen verhelfen würde, das mir die Kadinger Schulgenossen nicht zuerkennen mochten? Noch immer nannten sie mich ja den ‚Ausländer', weil ich nicht in Niederbayern geboren, sondern aus Oberbayern eingewandert war; noch immer tadelten sie meine kurzen Hosen und die breiten, gestärkten Kragen, die meine Mutter für schön hielt. Einer hatte sogar entdeckt, daß ich nicht, wie sichs in



Die Sternbilder Fuhrmann und Ziege
Holzschnitt von Josef Weisz

Kading von selbst verstand, ‚Muadda', sondern Mama zu ihr sagte, und stellte mich deshalb vor versammelter Schülerschaft zur Rede. Ach, und ich leugnete, leugnete nicht nur, wie der heilige Petrus, dreimal, sondern weit öfter und weinte nicht einmal bitterlich über diesen Verrat.

Zunächst waren übrigens die Folgen meiner mißglückten Zauberei in Ordnung zu bringen. Die Mutter des Buben, dessen schönes Taschentuch in verkohlte Fetzen verwandelt war, eine arme Taglöhnersfrau, die mich für reich hielt, bat freundlich um Bezahlung, während ich auf dem Marktplatz mit Schussern spielte, und lächelte traurig, als ich auf den unermeßlichen Wert von Evas rubingeschmücktem Ringlein hinwies. Ein guter Zufall führte den Vater vorbei, der den Handel sogleich auf seine großmütige Art regelte.

Von dieser Sorge befreit, empfing ich die erstaunliche Nachricht. Der Herr Hauptlehrer Bogenstätter, der Herr Pfarrer Leonhard und die Mutter hatten vereinbart, daß ich dem Trauerzug das Kreuz mit dem Totenkranz vorantragen durfte. Solch ein Dienst war ein Ehrendienst; niemand konnte ihn herabwürdigen, und der eine Glücksfall zog sogleich einen anderen nach sich. Die Mutter, die sparsame, selbst war es, die in ihrer weichen Stimmung sich bedachte, daß ich in meinem abgetragenen Höschen und Röckchen, denen ich schon sichtlich entwuchs, unmöglich dem feierlichen Kondukt vorausschreiten konnte, daß vielmehr die Beschaffung eines festlich schwarzen Anzugs fällig war, und natürlich kamen keine anderen Hosen in Betracht als jene langen, wie alle Kadinger Buben sie anhatten. Ein entsprechender Hut, ein biederer Hemdkragen mit schwarzer Binde und ein Trauerflor um den linken Ärmel waren nun ebenfalls nicht mehr zu umgehen, und sie eilte gleich selbst mit mir zum Schneidermeister Zettl, um mir das Maß nehmen zu lassen. Sehr befriedigt erzählte Eva am folgenden Tag, in Herrn Zettls Geschäft wären zwei Fenster die halbe Nacht erleuchtet gewesen, so lang hätte er

mit seinen Gehilfen für mich arbeiten müssen. Die Mutter aber erwog *alles* in ihrem Geist; sie dachte sogar daran, daß der Beisetzung das Totenamt in der Kirche folgte, und zu diesem gehörte der Opfergang um den Hochaltar, für den sie mir gleich die nötigen Münzen in die Westentasche steckte.
Es war eine besondere Auszeichnung für den Verstorbenen, daß der Sarg mit dem langen Trauerzug samt Pfarrer, Hilfsgeistlichen und Kirchenchor den Marktplatz ein zweites Mal umwandeln mußte, bevor er in den Friedhof einbog. So bewegte sich sein größter Teil an mir als dem an der Spitze Gehenden vorbei, und ich versuchte zu ihm hinüberzuschielen. Aber Glockenläuten, Gesang und das Weinen der Mutter, das ich auf einmal bemerkte, ergriffen mich so heftig, daß ich laut schluchzte, und ich mußte mir gewaltsam die hohe Bedeutung meines Ehrenamtes vor Augen halten, um die schmerzlichen Schwingungen des Gemütes zu dämpfen. Dem bloßen Willen gelang dies aber nicht; es war das gebieterische Vorbild der Frau Dangl, der Leichenfrau, die auch Seelennonne genannt wurde, das mich heilsam ernüchterte. Sie trug eine Brille und litt an Asthma, nahm es jedoch mit ihrer Aufgabe sehr genau und war vielleicht die wichtigste Person des Tages; man konnte sagen: sie kommandierte das ganze Begängnis. Wie ein Schäferhund umkreiste sie die leidtragende Herde, trieb die Nachzügler heran, und wenn in einer Frauengruppe der Gebetseifer merklich nachließ, mahnte sie kurzatmig aber laut und in rauhem Baß: »Besser beten die Weiberleut, besser beten!« Mich behielt sie zärtlich streng im Auge, und wenn ich von der geraden Linie abwich oder an den Ecken des Marktplatzes nicht rechtzeitig einschwenkte, packte sie mich an beiden Schultern und schob mich in die gehörige Richtung.
Im Friedhof sammelte sich groß und klein um das offene Grab. Frau Dangl nahm das Kreuz aus meiner Hand und steckte es an der Stelle, wo später ein Grabstein gesetzt wer-

den sollte, mitten in die aufgeworfenen Erdschollen. Ich verfolgte mit unklaren Empfindungen das Niederlegen der Kränze, den leisen um ewige Ruhe bittenden Gesang und das Versenken des Sarges; mir war, als müßte nun gleich etwas Außerordentliches geschehen. Schon vorher aber hatte der Herr Pfarrer den Lebenslauf des Großonkels beschrieben, seine Rechtschaffenheit und Christlichkeit gerühmt, aber mit keinem Wort seine Zauberkunst erwähnt, da konnte sich kaum etwas Wunderbares ereignen. Sehr störte mich auch das ungebührliche Benehmen einer fremden städtisch gekleideten Frau, die ihren Schleier zurückschlug und den schwarzen blanken Marmor eines Grabsteins als Spiegel gebrauchte, sich den Hut zurechtrückte und ihr eigenes Gesicht mit allzu deutlichem Wohlgefallen betrachtete. Am Schluß des Requiems überreichte Frau Dangl noch jedem ein Sterbebildchen; darauf war ein gekreuzigter Heiland zu sehen, darunter stand gedruckt ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit!' und in Klammern: hundert Tage Ablaß.

Weil Samstag war, fiel die Nachmittagsschule aus, und nach dem Essen legte ich gern den heiklen schwarzen Anzug ab, um wieder in die graue Alltagskluft zu schlüpfen, die ich nicht zu schonen brauchte. Eva kam und beredete mich, mit ihr zu dem Meindl-Bauern zu gehen, in dessen Hof an diesem Tag die Dreschmaschine tätig war, die damals noch mit Dampf betrieben wurde. Sie wußte den Anschein zu erwecken, als käme sie in Frau Meindls Auftrag und beteuerte, wir wären zum Helfen dringend benötigt. Daß bei solchen Gelegenheiten jeder, der mit Hand anlegte, freigebig mit Schweinebraten und Kartoffelsalat bewirtet wurde, das wußte ganz Kading, das brauchte sie nicht zu erwähnen. Als wir aber beim Meindl-Bauern eintrafen, fuhr eben die Dampfmaschine zum Hof hinaus. Der Drusch war beendet, die Mahlzeit versäumt.

Eva hatte ein Kind aus ihrem Hause mitgebracht, das sie an diesem Tag behüten mußte, weil seine Mutter nach Landau

gefahren war. Das kleine Mariele war sehr blaß, hatte geschwollene Halsdrüsen, hielt immer den Mund offen und wickelte beide Händchen frierend in die Schürze. Am Eingang zum Meindlhof trafen wir auch den Ludwig Seidel, der sich noch kätzchenhaft die Lippen leckte; er hatte den Maschinisten geholfen und beim Braten mitgeschmaust. Eva, die gewiß noch hungrig war, schlug vor, den Nachmittag auf der Malzdarre des Gasthofs zur Post zu verbringen; einen wärmeren Aufenthalt gäbe es nicht in Kading, und der Herr Bräumeister Dresely würde uns nicht hinausjagen, wohl auch ein Auge zudrücken, wenn wir uns hie und da eine Handvoll Malz nähmen. Da verlieh der Ludwig seinem gutmütigen Gesicht einen strengen Ausdruck und nannte die Malzentwendung einen gemeinen Diebstahl, ging aber doch mit.
Herr Dresely war wirklich so, wie ihn Eva schilderte: er ließ uns auf den Getreidesäcken sitzen, und als wir ihn, von Ludwigs harter Auffassung eingeschüchtert, im Demutston um etwas Malz baten, füllte er bereitwillig unsere hingestreckten Hände. Wenn er gerade in unserer Nähe zu tun hatte, hörte er auch mit unmerklichem Schmunzeln zu, wie wir uns das Jenseits vorstellten; denn um dieses drehte sich die Unterhaltung des Nachmittags, die beinah in Streit ausgeartet wäre, weil sich der Ludwig so unglaublich schlecht benahm. Sein Vater, der alte Trinker, hatte ihm eingeredet, es gäbe gar kein Jenseits, und mit dem Tode wäre alles vorbei. Dagegen verfochten Eva und ich mit Erbitterung unseren Glauben an Himmel und Hölle und Fegefeuer, worauf der Ludwig einlenkend erklärte, seine Mutter spräche genau so wie wir, und an den Himmel hätte sogar sein Vater schon manchmal geglaubt. Er beteiligte sich auch weiterhin lebhaft an unseren Reden. Da sich keines von uns würdig fühlte, gleich nach dem Erlöschen in die ewige Herrlichkeit einzugehen, aber auch keins für die Hölle sich bös genug vorkam, so kreisten unsere Vermutungen zunächst nur um das Fegefeuer, wo jeder seine

läßlichen Sünden abbüßen mußte, der Anschauung Gottes beraubt. Nach der Versicherung des Herrn Pfarrers war dieses Ausgeschlossensein vom ewigen Licht die härteste der Strafen; mich aber ängstigte doch mehr das Feuer, das furchtbar weh tat, wenn man nur ein brennendes Zündholz an den Finger hielt. Eva jedoch meinte, wenn hin und wieder jemand eine Messe für einen lesen ließe, so würde das den Schmerz lindern, und er wäre nicht schlimmer als etwa Brennesseln. Die Phantasie der Freundin belebte sich aber erst so recht, wenn sie ganz allgemein von der Ewigkeit redete; diese war dann in ihrer Vorstellung kein Raum für persönliche Bestrafungen mehr, behielt aber dennoch den Charakter des Grauenvollen. »Mit der Ewigkeit, o da kenn ich mich aus«, sagte sie. »Sobald man zu schnaufen aufhört, fängt es im Ohr zu summen an, so ungefähr wie die Dreschmaschine summt oder ein unsichtbarer Bienenschwarm.« Sie erhob sich von ihrem Getreidesack und machte das wellenhafte Auf und Ab des Tons mit Gaumen, Zunge und Lippen sehr überzeugend nach, indem sie mit beiden Händen ganz leise den Takt andeutete. Das Geisterhafte ihres Wesens kam zum Vorschein; sogar der Herr Dresely schien davon angetan, und der Ludwig Seidel verstummte völlig. Die dunklen Augen des kleinen Mariele aber, das noch immer seine Händchen mit der Schürze umwickelt hielt, wurden immer weiter. »Irgendwo«, fuhr Eva fort, indem sie ihren Platz auf dem Getreidesack wieder einnahm, »irgendwo ist eine Uhr, so groß wie die halbe Welt, die darf niemand aufziehen als der liebe Gott, und das tut er nur alle paar Millionen Jahre. Sehen kann man sie natürlich nicht; aber wie der Sekundenzeiger geht, so hört man ins Gesumm hinein unaufhörlich zwei Worte: Immer — nimmer — immer — nimmer — immer — nimmer — das geht Millionen Jahre so fort . . .« Evas mimische Begabung war außerordentlich, ihr Gesicht mit den schönen sinnenden Augen verriet keine seelische Erregtheit, während sie langsam und beinah

tonlos die Ewigkeit erklärte; aber gerade weil sie selbst unbeteiligt aussah, lief es den andern kalt über den Rücken. Sie hatte auch ihren besonders hübschen Tag, einen von jenen, wo der Vater sagte, sie gliche einem Edelknaben, und an ihrem neuen schwarz-wollenen Jäckchen blitzten silberne Knöpfe, — o wie traurig würde ohne sie das Kadinger Leben werden, nun, wo der Zauberer unter der Erde lag!

Der Ludwig hielt es nicht mehr aus. »Ich glaubs jetzt selber, daß es was gibt«, sagte er und ging erregt hin und her. Dem nervenschwachen Mariele aber wurde das ‚immer — nimmer — immer — nimmer' zuviel; sie weinte, und die Tränen rannen ihm in den stets offenen Mund hinein. Da wars, als erwachte Eva aus Träumen und erschräke über sich selbst. Sie lächelte verwirrt, nahm alles gleichsam zurück, redete das Herkömmliche von Blumen, Wolken, Sternen und Engeln, wischte dem Kinde die Tränen fort, küßte und streichelte es, bis es wieder lachte.

Es war Ende Oktober; der Mesner läutete früh zum Angelus domini, und dies war das Zeichen zur Heimkehr, das niemals überhört werden durfte. Die Mutter war an diesem Tag von ungewohnter Milde und vergaß sogar zu fragen, wo ich den Nachmittag verbracht hätte; in ihrer Nähe wurden all die bangen Jenseitsphantome zu blassen Bildern, die sich in Nebel auflösten. Sie war zum Anerkennen aufgelegt, sagte, ich hätte das Kreuz recht schön getragen, mich überhaupt recht anständig benommen, und wie jedesmal, wenn sie mit mir zufrieden war, fühlte ich mich mit Diesseits und Jenseits vollkommen im Einklang.

Der Vater war im Trauerzug nicht mitgegangen; er hatte einen mühsamen Tag gehabt und in entlegenen Dörfern etlichen Kindern zum Licht der Welt verholfen. Im Gespräch bei der Lampe aber verjüngte er sich und erzählte von seiner Knabenzeit, wo der Onkel Georg noch auf der Höhe seines Könnens gestanden und in allen großen Orten des Rottals und

Österreichs öffentliche Vorstellungen gegeben hatte. Von einem sonderbaren Ereignis war damals bis nach Passau hinein die Rede gewesen, und der Vater gab zu, er selbst wüßte bis heute noch keine ausreichende Erklärung dafür.
Dem Zauberer war eines Abends in der Nähe von Griesbach an seinem Wagen ein Rad gebrochen, so daß er in dem Ort übernachten mußte. Vor dem Schlafengehen bestellte er sich bei der Magd heißes Wasser zum Rasieren auf sieben Uhr früh. Das Mädchen vergaß jedoch den Auftrag; er wartete vergeblich und ging mißmutig in der Stube auf und ab. Als er am offenen Fenster stehen blieb, sah er die Vergeßliche von der anderen Seite des Marktplatzes her gemächlich, mit einem Körbchen in der Hand, auf den Gasthof zugehen. Sie beeilte sich nicht, plauderte mit einer Frau, die ihr begegnete, und ging dann langsam weiter. Einem Briefträger, den sein Dienstweg über den Marktplatz führte, fiel aber auf, daß die Magd sich recht wunderlich zu benehmen anfing. Sie betrachtete ihre Füße, blickte ängstlich auf dem Pflaster herum und krempelte sich mit der freien Hand den Rock ein wenig auf. Der Briefträger hatte keine Zeit, ihr weiterhin Aufmerksamkeit zu schenken; aber andere Leute bemerkten, wie sie mit weiten Schritten, gleich einer, die durch Wasser geht, ihren Weg fortsetzte, dann wieder stehen blieb, den Korb weit von sich abhielt und mit der anderen Hand ihren Rock noch höher schürzte. Sie achtete jetzt auf niemand mehr, schien auch keinen zu verstehen, der sie ansprach; ihr Gesicht war von Furcht entstellt. Auf einmal entfiel ihr der Korb; sie bekreuzigte sich, schlug Rock und Unterrock über den Kopf und rannte mit weiten Sprüngen in den offenen Flur der Gastwirtschaft hinein, mit Verwunderung betrachtet von den Bauern, die schon früh, eines Viehmarkts wegen, bei Salzbrezen und Bier beisammensaßen. Das arme Mädchen stotterte unklares Zeug hervor von Überschwemmung und Ertrinkenmüssen, und da sie so verstört aussah, hielten die

Gäste sie für krank und luden sie zum Trinken ein. Dabei verging die Täuschung; doch lächelte die Ernüchterte noch lange verständnislos den Buben an, der ihr den weggeworfenen Korb mit Zwiebeln und Grünzeug hereinbrachte.
Die Mutter verhehlte nicht ihr Mißfallen an dieser Geschichte, die der Vater nur ihrer Seltsamkeit wegen zum besten gab, ohne sie zu beurteilen. Er sagte, der Onkel selbst hätte sie ihm später mit sichtlicher Befriedigung erzählt, und übrigens wäre sie bald von Mund zu Mund gegangen. Ob sie wortwörtlich wahr oder sonst irgendwie bedenklich wäre, darüber mache er sich keine Gedanken, sie passe jedenfalls vortrefflich in Onkel Georgs Charakterbild. Die Mutter aber gebrauchte ein Fremdwort; vermutlich sprach sie von Suggestion oder dergleichen; sie begriff nur nicht, wie der Zauberer das Mädchen habe beeinflussen können, ohne Aug in Auge mit ihr zu sprechen. Jedenfalls, meinte sie, wärs eben leider doch eine Sünde gewesen, und vor drei- oder vierhundert Jahren würde man den guten Onkel Georg vielleicht als einen Erzhexenmeister öffentlich verbrannt haben. Nun freilich habe ihm der liebe Gott als eine Art Fegefeuer Wassersucht und Atemnot geschickt, um ihm die Sündenstrafen in der andern Welt zu ersparen.
Mich konnte diese Deutung nicht beruhigen; es wäre gar zu traurig gewesen, wenn der herrliche Magier noch im Jenseits hätte leiden müssen, wo doch der Magd nichts Ernsthaftes geschehen war, — weshalb hatte sie ihm auch das heiße Wasser zum Rasieren nicht gebracht? Als ich schon im Bette lag, beschloß ich noch ein übriges für ihn zu tun, stand auf und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Die Mutter fand es löblich, daß ich noch einmal zu lesen begehrte, was gedruckt auf dem Sterbebildchen stand. Wieder in mein Bett geschlüpft, sagte ich die fromme Anrufung so oft und so schnell nacheinander vor mich hin, daß dem Verstorbenen unzählige Tage und Jahre Ablaß zukommen mußten; dabei schlief ich ein.

GERTRUD VON LE FORT · AN DIE NATUR

I

Nimm sie wieder in die sanften Arme
Die du sie Jahrtausende bewahrt,
Daß ein Gott sich dieser Welt erbarme –
Deine Arme sind so stark wie zart!

Laß sie wieder dir im Schoße träumen
Unbewußt, fremd ihrer eignen Spur,
Hüte sie in den geheimsten Räumen
Große, mütterliche Allnatur!

Diese Kräfte, die man dir entrissen,
Diese scheuen, die man dir entwand –
Furchtbar werden sie durch unser Wissen,
Grausam werden sie in unsrer Hand.

Aufgeschreckt zu rasendem Verlangen
Bieten sie den Tod der Erde feil –
Laß sie wieder Mutterhut umfangen –
Eine mütterliche Welt bleibt heil.

II

Doch es führen endlich alle Gleise
Hin zu deines Schoßes milder Nacht:
Ruchlos plant der Mensch die wilde Reise,
Schuldlos wird sie durch dein Kind vollbracht.

Denn in allen Kräften und Gewalten,
Sind sie gleich Versklavte finst're Zunft,
Bleibt ein Urerinnerndes erhalten
An die mütterliche Weltvernunft.



Im Erleiden frevelnder Entweihung
Überfällt sie ihrer Herkunft Glück,
Und in Feuerstürmen der Befreiung
Jauchzen sie an deinen Schoß zurück.

Dann muß alles, was ihr Recht verletzte
Zeugen daß es Staub und Asche ist,
Und daß du die göttlich eingesetzte
Mächt'ge Tochter des Allmächt'gen bist.

LOU ANDREAS-SALOMÉ
PARIS, WIEN UND MÜNCHEN

WAS bedeutet Menschennähe? Eine Zusammenkunft, die anderswohin reicht, als wir gewußt haben, eines der kostbaren Stelldicheine, die nicht mehr ganz innerhalb des exakt Feststellbaren gelegen sind. Was wirklich davon berichtbar bleibt, wird dies schon teilweise nur mittels jener indirekten Äußerungsweise, in der poetische Elemente mittätig werden: es wäre im Grunde des Wesens bereits, weil erlebt, auch schon gedichtet. —

Paris war nach Berlin die erste Weltstadt im Ausland, die ich auf langehin bewohnte, und jede Erfahrung dort hob sich mir sehr präzise vom Bisherigen ab: im unaussprechlichen Zauber seiner Altersreife erschien es mir wie eine immer von neuem geschmückte Geliebte, nach allem Jugendglanz noch umstanden von den Kostbarkeiten, die weder Rost noch Motten fressen.

Bei meinen Aufenthalten im Louvre machte ich unterwegs eine kleine belanglose Straßenbekanntschaft, von der michs zu erzählen antreibt. Es war eine betagte Elsässerin namens Madame Zwilling, die ihren tabeskranken Sohn als Blumenhändlerin ernährte. Eines Abends, beim Besuch im Stübchen

der beiden, fand ich sie ohnmächtig heimgebracht von der Straße, inmitten der großen Körbe frisch aus den ‚halles' geholter Frühlingsblumen, und beschloß, diese schnell für sie zu verkaufen. Mit mir war Sophie Freiin von Bülow, die dem lebhaft zustimmte: wir kostümierten uns geschwind in die elsässische Tracht der Frau Zwilling und hatten bis halb drei Uhr nachts vor den mir so bekannt gewordenen Quartier-Latin-Cafés die letzte Blume mit gutem Überschuß an den Mann gebracht. Auch hierbei machte ich die Erfahrung, wie tadellos die Mannsleute sich mit den ihnen überraschend neuen Zweien befaßten, die durch ihren großen Wuchs (Sophie überragte mich noch) von den kleinen, zierlichen Französinnen abstachen und zu teilnahmsvoller Ausfrage angerufen wurden. Erst tags darauf erfuhren wir von Herren der Presse, wie rein zufällig wir *nicht* im Untersuchungsgefängnis hatten schlafen müssen, mangels jeglichen Gewerbescheines.

In der russischen Kolonie befreundete ich mich mit einem jungen Arzt, Emigranten, der, bei der Ermordung Alexanders II. mitverdächtigt, nach Sibirien verbracht worden war, vier Jahre Zwangsarbeit erduldet hatte, schließlich dann doch nach Paris entkommen war. Ssawely, von baumstarker Gesundheit (mit seinem blitzenden Gebiß vermochte er den Wänden die festesten Nägel zu entreißen), brachte mich mit dem gesamten Russenkreis zusammen. Als nach einem Halbjahr die Hochsommersonne uns arg zuzusetzen begann, retteten Ssawely und ich uns in billigem Extraferienzug, in drangvoller Enge, in die Schweiz; erstiegen hinter Zürich ein Stücklein Gebirge und ließen uns in einer Almhütte nieder, wo wir von Milch, Käse, Brot und Beeren lebten. Nur wenige Male dazwischen wiederholten wir Auf- und Abstieg nach Zürich, um, jeder mit sorglich vorbezahlten Doppel-Portionen, irgendwo an einer Hoteltafel unsern Luxushunger zu stillen, wobei ich aus der Heimat auf Wilhelm Bölsche stieß, wie in

Paris auf Hartleben und Moppchen. In meiner Erinnerung spielt in dem Almidyll aber eine winzige Episode die Hauptrolle: nämlich, wie wir barfuß – denn so gingen wir oben stets über die sanften Matten – an einem Abhang unvermutet in Wiesen mit Kriechbrombeeren gerieten. Es war nicht mehr sehr hell; wir waren ahnungslos, nach welcher Richtung der kürzeste Ausweg läge, und jeder Schritt wie jedes Stehenbleiben entrissen uns heulende Schreie. Mit stürzenden Tränen kamen wir auf den Paradiesesgrund unserer sanften Matten zurück.

In den Minuten mitten im Brombeergestrüpp kroch etwas in mir hoch wie eine uralte Vorstellung – oder Erinnerung? –: als hätte ich dies doch bereits erfahren, daß man, dem Leben grausig preisgegeben, aus Urwonnen stürze. Ein plötzlich wieder gewußter Augenblick –. Während wir uns lachend das Nasse aus dem Gesicht wischten und auch das Blut von den Füßen, entschwand dies wieder unter Ssawelys muntern Worten: »Auch an uns wärs, die Brombeeren um Entschuldigung anzugehn – nicht nur umgekehrt: dafür, daß wir sie mit Füßen traten, statt sie mit den Lippen zu küssen.« Aber dann setzte etwas in mir getrost fort: »Ja. Ist nicht *alles* Ärgste der Welt eben *dieses* Mißverständnis?« – Lachen und Wüten vertrieben sich gegenseitig zu neuem Wagemut, zu allen Brombeerschicksalen.

Nach wenigen Wochen waren wir wieder im Strudel der einzig schönen Stadt und ließen unsere Bräune bestaunen, die damals noch nicht Modesache war. Bis in den Spätherbst danach kam ich noch an vielen neuen Menschen und Eindrücken vorbei und mochte auch keinen davon missen; aber dann kam die Stunde, wo etwas oder jemand mir in irgendeiner Nacht zuzuwinken scheint – und ich fort muß. Nie hab ich verständlich ergründet, warum und wann das jedesmal geschieht – ob ich auch mit noch so offenen Sinnen und bereiter Seele mich der Umgebung freute. Es rückt etwas uneingeladen an

deren Stelle und tut ungeduldig. Auf die Nacht meiner Heimkehr damals nach Deutschland würde ich mich kaum mehr deutlich genug zur Wiedergabe besinnen, wenn nicht, vor kurzer Zeit erst, ein an sich belangloser Brief darüber (geschrieben in Schmargendorf am 22. Oktober 1894) von einer damaligen, mir befreundeten Schriftstellerin aufgehoben und mir zu Händen gekommen wäre:

»Es sind schon drei Wochen her und mehr, daß ich von Paris ausgerückt bin – mir selbst und allen unerwartet, heimlich und ohne Lebewohl. Und so ungemeldet bin ich auch angekommen, ebenso tief in der Nacht. Ich ließ mein Gepäck am Bahnhof, fuhr hinaus und ging den stillen Weg über die dunklen Felder ins Dorf. Dieser Gang war schön und sonderbar; ich spürte den Herbst im Blättersinken und den stürmischen Wind, ohne was zu sehen, und es gefiel mir; in Paris war noch ‚Sommer' gewesen. Im Dorf schlief alles, nur bei meinem Mann brannte die scharfe Lampe, die er zur Benutzung der Bücher auf den hochreichenden Regalen braucht. Ich konnte von der Straße auch seinen Kopf deutlich erkennen. In der Tür steckte, wie immer, der Drücker, ich trat sehr leise ein. Da schrie der Lotte-Hund im Zimmer gell auf – sie erkannte mich am Schritt –, übrigens ist sie inzwischen ein wahres Monstrum geworden von Fett und Quadratur, und nur wir finden sie so berückend wie je. – In dieser Nacht zu Hause gingen wir nicht schlafen; als es hell wurde, da machte ich Herdfeuer in der Küche, putzte die blakende Lampe und schlich mich in den Wald. Da hingen noch dicke Morgennebel in den Bäumen, und ein geflecktes Reh glitt lautlos durch die Föhren weiter. Ich zog Schuh und Strümpfe aus (was man in Paris nicht kann) und wurde sehr froh.«

Die einzige Frau, die mir in jenen Jahren ganz vertraut nahestand, war Frieda Freiin von Bülow, die ich schon in Tempelhof kennen gelernt hatte. 1908 ist sie mir durch ihren frühen Tod, noch als angehende Fünfzigerin, entrissen worden. Wäh-

rend meiner Pariser Zeit kam sie gerade von ihrem zweiten Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika heim und machte Station bei mir, wo auch ihre Schwester sie erwartete, jene Sophie Bülow, mit der ich Madame Zwillings Blumen verkauft hatte. Andern Jahres kam sie mir auch nach Rußland nach, zum Besuch meiner Mutter und meiner Geschwister, von denen mein Bruder Eugène sich ihr ganz tief befreundete. Von ihren eigenen Geschwistern waren drei gewaltsam umgekommen: zwei jüngere Brüder und die schon als Schriftstellerin bekannt gewordene Margarethe von Bülow, die beim Retten eines ertrinkenden Knaben unters Eis geriet. Frieda neigte von Natur her zu Schwermut, trotz einem männlich starken Willen und Lebenstrieb, der sie in ihrer Jugend zur Zeit der Carl Petersschen Erfolge nach Ost-Afrika geführt hatte. Sie nannte selbst diese Mischung von Tatkraft und Mattigkeit gern ihren Anteil an altem, ermüdetem Geschlecht, das schließlich in der Sehnsucht nach Unterwerfung, Selbstaufgabe enden mag.

Auch in Wien — 1895 — verweilten wir gemeinsam mehrere Monate, als ich von Petersburg aus zum ersten Male wieder hinfuhr. Durch den Berliner Literatenkreis war uns der entsprechende Wiener bereits bekannt; mit Arthur Schnitzler hatte ich schon von Paris aus mehrfach gebriefwechselt; er stand mir auch jetzt vor den übrigen; später wurde ich von ihm nach anderswohin verstärkt abgelenkt. Um ihn, der damals seine entscheidenden ‚Liebelei'-Erfolge erlebte, standen Richard Beer-Hofmann, Hugo von Hofmannsthal — noch blutjung, in der Husarenuniform seiner Dienstzeit —, Felix Salten usw., mit denen man sich — außer dem direkten Verkehr — fast allabendlich in den Cafés, etwa dem Griensteidel, traf und das geistige Wiener Leben in seinen charakteristischesten Äußerungsweisen kennen lernte. Ich bewohnte am Stephansdom, in einem sehr guten großen Hotel, zwei um so winzigere Stübchen im Nebenbau oben, die allerliebst her-

gerichtet waren; durch die darin verbrachten Plauderstunden sind diese Stübchen nebst mir selbst in Peter Altenbergs Erstlingsbuch ‚Wie ich es sehe' hineingeraten. Wenn ich die Wiener Atmosphäre im Vergleich zu der anderer Großstädte schildern sollte, so erschien sie mir damals am meisten gekennzeichnet durch ihr Zusammengehen von geistigem und erotischem Leben: was anderwärts etwa als Lebemannstypus sich vom Berufs- und Geistesmenschen scheidet, das fand hier eine Anmut, die das ‚süße Mädel', sogar das *bloß* süße Mädel, in erhöhte Erotik hineinhob und die wiederum sogar die ernsteste Drangabe an Geistesberuf und Berufung noch in ein Verhalten löste, das dem nur zweckbezogenen Ehrgeiz etwas von seiner Schärfe nimmt. Zwischen der Konkurrenz von Liebe und Ehrgeiz blieb dadurch Spielraum für deren Austragung in Männerbefreundung untereinander, die dadurch eine besondere und, wie mir auffiel, ganz erlesene Form gewann. Da hinein gehörte auch Arthur Schnitzler in hohem Grade: vielleicht war dies mit am hellsten in seiner von einer leichten Schwermut beschatteten Existenzweise. Vielleicht auch würde aber gerade er sich seelisch zwiespaltfreier vollendet haben, hätte die geistige Anmut ihn — sei es nach Liebe oder Ehrgeiz hin — dämonisch-einseitiger gebannt.

Peter Altenberg stand ein wenig abseits — wenn auch nicht in der Befreundung. Wenn man mit ihm war, dachte man dabei weder an Mann noch Weib, sondern an eines dritten Reiches Wesen. Das über ihn bekannte Wort: »mon verre est petit, mais je bois dans mon verre«, urteilt präzise richtig, wenn man das ganze Schwergewicht nicht auf ‚petit' sondern auf ‚mon' legt: denn das Neue und Reizvolle in Peter Altenbergs kleinen Gestaltungen beruht auf dem Rätselhaften, wie er gleichsam beide Geschlechter am innern Erwachsensein verhindert, indem er ihr Infantilbleiben dichterisch zu einer Spezialität verarbeitet, die sich auch in seiner personellsten Besonderheit voll ausdrückte.

Auch später, sobald ich mich in Wien aufhielt, durfte ich jedesmal, zuerst von Fritz Mauthner hingebracht, bei Marie von Ebner-Eschenbach verweilen; das letzte Mal noch 1912, wenige Jahre vor ihrem Tode, den mir ihre Nichte, Gräfin Kinsky, dann nach Hause berichtete. Unvergeßlich bleiben mir die Stunden bei ihr — die Stille und, wie soll ich Bezeichnung dafür finden: die *Wesenhaftigkeit*, die von ihr ausging. Beinahe wirkte infolgedessen ihre äußere Erscheinung, als kaure sie sich absichtsvoll so klein in sich zusammen, als schauten ihre grauen Augen, die unendlich wissenden Augen, so tief von unten herauf, um niemandem auffällig zu machen, was da alles vor ihm saß: als bliebe das besser unverraten. *Das*, was sich doch so innig-unablässig in Ton, Wort, Blick und Gebärde verriet. Man nahm von ihr gleichsam Geheimnis und Offenbarung mit — und es bewahrte sich in dieser zusammengehaltenen Wärme heimlicher Gegenwart.
Wien zwingt durch die Herrlichkeit seiner Umgebungen ins ländlich Freie, und dorthin verlegt sich deshalb auch fortgesetzt der gesellige und freundschaftliche Verkehr. Noch im Sommer des gleichen Jahres 1895 traf ich mich mit den Freunden im Salzkammergut und in Innsbruck. Für mich wurde stets alles Erlebte erst wahrhaft zurande gebracht, wenn Wälder, Weiten, Sonne Begleiter dabei gewesen — oder gar Berge, zwischen denen ich bislang noch so wenig gewesen war, abgerechnet ein paar Kindheitsreisen mit meinen Eltern durch die Schweiz. Im Winter darauf war ich nochmals in Wien und im Sommer des andern Jahres zum ersten Mal selbst auf Kraxeleien im österreichischen Gebirge. Besonders lebhaft entsinne ich mich einer langen Tour von Wien, die mich und einen Freund zu Fuß durch Kärnten über die Hohen Tauern nach Venedig hinab führte; bei diesen langsamen, im Schönsten ruhig verweilenden Fußreisen grub sich mir noch ein kurzer gewaltiger Eindruck in die Erinnerung: Wir hatten vor Dunkelheit am Rotgüldengletscher anzulangen, verzöger-



Lou Andreas-Salomé 1897

ten uns aber sehr, weil uns unterhalb davon ein brünstiger Bulle gemeldet wurde, zu dessen Bezwingung schließlich eine ganze Anzahl von aufgeregten Almbewohnern, aufs wundersamste bewaffnet, mit uns zogen. Ein paar Minuten lang sah man ihn denn auch: auf einem gegenüberliegenden Bergstück, durch tiefe Schlucht von uns getrennt, hoch aufgerichtet, im Profil: ein Bild der Macht und Besessenheit, ‚gottgleich' im alten Sinn, und durch die ungefährdete Lage, die so beschauliche Betrachtung ermöglichte, von ungeheuer einprägsamer Wirkung. Mir wenigstens ging sie noch nach, als wir, nun schon im vollen Dunkel und allein, auf dem Rotgüldengletscher alles Gestein suchend abklopften und anriefen, ob es nicht irgendwo die darunter geduckte Almhütte berge wie im Märchen.

Von landschaftlichen Eindrücken erschien mir am berückendsten, was ich in rascher Aufeinanderfolge von drei Frühlingen sah, als ich mal von Italien durch Deutschland in den Norden fuhr. Nie war mir der Süden triumphierender in die Sinne gedrungen, als es ihm da, trotz des Winters, der wie ein Mai gewesen, noch gelang, *Frühling* zu werden, ohne sich einfach mit dem Sommer zu verwechseln: was den Anschein gab eines über alle Sichtbarkeit hinaus schlechthin Unerschöpflichen, das jede Jahreszeit nach Belieben noch hinter sich hätte, wenn sie bloß wolle, und zugleich den Anschein, daß, *wenn* menschliche Aufnahmefähigkeit nur nuancefähiger und tiefreichender wäre, das Unermeßliche im Irdischesten unserer warte. So gesättigt wurde ich auch dem mitteleuropäischen Klima besser gerecht, an dessen Phlegma man bisweilen Ärgernis nimmt, wenn es immer wieder mal von neuem anheben muß, um sich Regen und Graupeln aus den Augen zu wischen und die knospenden Kätzchen an den Baumzweigen zur Fortsetzung zu ermuntern; mit Wonne wurde ich der Veilchen froh und des im besten Sinn ausführlich ‚Sentimentalen': das herrlich gestillte Herz war dafür geduldig ge-

worden und um so tiefer entzückt. Vom dritten Sommerwerden, dem nordischen, von Kindheit an erfahrenen, kann ich am wenigsten sagen. So spät erwartet und dann so vollkommen in seiner Kürze entfaltet, bekundet es sich am unwiderlegbarsten an seiner Helle und Unaufhörlichkeit. Wenn man tief nachts des Kuckucks Ruf vernimmt oder die Lieder heimkehrender Feldarbeiter, dann fällt einem nicht ein: »Alles eile, um im kurzen Sommerlichen was fertig zu bringen«, sondern man verspürt ein Aufgehobensein von Zeit und Wandel hinter dem Zwist von Nacht oder Mittag, von Früh oder Spät.

Zu Hause gewann mich das Einsamkeitsverlangen bald wieder ganz, zu jeder Jahreszeit, auch galt es, fleißig zu sein für Tages-Aufsätze wie vormals auch für Theaterkritik. Höchstens führte mein Wandern mich gelegentlich weit quer über die Felder, wo, verschneit oder im lichten Laubgrün Lichterfeldes, Frieda Bülow im Hause ihrer Verwandten, der Freifrau Anna Münchhausen-Keudell, wohnte, in zwei Stuben voll des ehrwürdig-schönsten Erbhausrates und auch voller ostafrikanischer Exotik der Gegenwart. Im Jahresanfang von 1896 nahmen wir uns vor, München einige Zeit zu widmen: und dort begegnete mir die zweite Frau, der ich ganz nahe treten sollte und für immer nahe geblieben bin (wir sind uns auch dem Alter nach ziemlich nahe) von 1896 bis zu unserm beiderseitigen Tode.

Helene von Klot-Heydenfeldt war Baltin aus Riga und hielt sich mit Mutter und Schwester vorübergehend in München auf; sie hatte, nach Lesen von Tolstojs ‚Kreuzersonate', ein gutes Buch, ‚Eine Frau', geschrieben, besaß viele deutsche Beziehungen, und ein Jahr darauf vermählte sie sich mit dem Architekten Otto Klingenberg; als ich später, viel später, von Göttingen aus, etwelche Wintermonate in Berlin zubrachte, wurde Helene Klingenbergs Haus mein Heim. Helene und Frieda unterschieden sich voneinander wie ein brauner Junge

von einer blonden Jungfrau. Noch mehr sind der friesische Mann und die Kinder Helenens ins Blondeste geraten. Und wenn Friedas Tatendurst sie ins Fernste trieb, so war Helenens Schicksal — sie wünschte sich zur Grabschrift die biblischen Worte: »Mein Los ist mir gefallen aufs lieblichste« — wie innerlichst vorbestimmt in der Allgewalt der Liebe, zu Frau- und Muttersein. Mit Frieda lebte ich in fruchtbaren Debatten; mit Helene verband mich sicherlich irgend eine verborgen-tiefe Verwandtschaft, was zwar nicht hinderte, daß ich ganz andern Weges schritt als sie: es machte uns nichts, weil diese liebesstarke Natur mich restlos tolerierte, wie ich war, auch wo ich ein Unhold war.

In München stand man nicht in so weiter Allgemeinsamkeit wie in Paris oder Wien etwa — wie die Breite und Schönheit seiner Straßen auch leerer dalag, als riefen sie, man möge sich auf ihnen sammeln. Hier fand man sich ja eben nicht im ‚Münchnerischen' der Eingeborenen, sondern im Gemeinsamen aller Nationalitäten Deutschlands ringsum; zu Geselligkeit kam es in einzelnen literarischen Familien und Schwabinger Winkeln. Unter den zugezogenen Bekannten — auch Max Halbe, Frank Wedekind, der Langen-Verlag, später Björnsons usw. — sagte mir ein Landsmann von Helene, den sie aber nicht kannte, am meisten: der damals schon erblindende Graf Eduard Keyserling; und bei erneutem Besuch von München Jahre hinterher, betrübte es mich sehr, ihn nicht mehr am Leben zu finden. Andere, wie Ernst von Wolzogen, Michael Georg Conrad usw., hab ich nur ganz flüchtig gesprochen — von den Jungen am öftesten Jakob Wassermann, dessen vortreffliches Werk ‚Die Juden von Zirndorf' ihn bereits in allgemeine Beachtung stellte. Befreundet hab ich mich insbesondere mit August Endell, der, Kunstgewerbler und Architekt, nachmaliger Rektor der Breslauer Kunstakademie, mir bis zuletzt tief verbunden blieb. Daß diesem jungen, kränklichen, damals einsam und bitter Ringenden dieses Ge-

denken schon ein Nachruf sein muß! Es ist eine Erinnerung an unvergeßliche Nähe und unvergeßliche Werte.

Anläßlich irgendeiner gemeinsamen Theaterverabredung brachte Jakob Wassermann an unsere Plätze einen Freund, den er wünschte vorzustellen: es war René Maria Rilke.

RAINER MARIA RILKE
GEDICHTE AUS DEM NACHLASS

» . . . mais quelle sera la vie d'une jeune fille boiteuse? . . . «

Wer wird sie sein, wenn einmal das Gebrechen,
das sie jetzt trägt wie eine kurze Laune
zu der ein Kind erfindend sich verstellt,
ihr gleicht und immer nachgeht im Geraune?
Und sie, als Mädchen, wird vor aller Welt
auf ihren Stock gestützt, versprechen

sich still zu halten. Wird ihr Mund
von des Verzichtes Bitterkeit sich biegen?
Wird sie die Nächte neidisch liegen,
um tags von Wünschen sich gesund
täuschen zu lassen? (Oder wird sie siegen?)

Denn dieser kleine wehe Unterschied
mit dem sie aufwächst, der bei jedem Schritte
sie heimlich abseits von den andern zieht
und täglich will, daß sie ihn neu erlitte,

kann nicht zernichten; kann sie nur entfernen.
Sie ist so leicht; zieht er sie weit genug,
so wird sie den unendlichen Bezug
viel früher als die Freundinnen erlernen
und selig jeden Morgen von den Sternen
sich wiederkommen, innen voller Flug.

1908



Strophen, gerichtet an Lou Andreas-Salomé

I

Ich hielt mich überoffen, ich vergaß,
daß draußen nicht nur Dinge sind und voll
in sich gewohnte Tiere, deren Aug
aus ihres Lebens Rundung anders nicht
hinausreicht als ein eingerahmtes Bild;
daß ich in mich mit allem immerfort
Blicke hineinriß: Blicke, Meinung, Neugier.
Wer weiß, es bilden Augen sich im Raum
und wohnen bei. Ach nur zu dir gestürzt
ist mein Gesicht nicht ausgestellt, verwächst
in dich und setzt sich dunkel
unendlich fort in dein geschütztes Herz.

II

Wie man ein Tuch vor angehäuften Atem
nein: wie man es an eine Wunde preßt
aus der das Leben ganz, in einem Zug
hinauswill, hielt ich dich an mich: ich sah
du wurdest rot von mir. Wer spricht es aus
was uns geschah, wir holten jedes nach
wozu die Zeit nie war; ich reifte seltsam
in jedem Antrieb übersprungner Jugend
und du, Geliebte, hattest irgendeine
wildeste Kindheit über meinem Herzen.

III

Entsinnen ist da nicht genug, es muß
von jenen Augenblicken pures Dasein
auf meinem Grunde sein, ein Niederschlag
der unermeßlich überfüllten Lösung.
Denn ich *gedenke* nicht, das was ich *bin*

rührt mich um deinetwillen. Ich erfinde
dich nicht an traurig ausgekühlten Stellen
von wo du wegkamst; selbst daß du nicht da bist
ist warm von dir und wirklicher und mehr
als ein Entbehren. Sehnsucht geht zu oft
ins Ungenaue. Warum soll ich mich
auswerfen, während mir vielleicht dein Einfluß
leicht ist wie Mondschein einem Platz am Fenster.

Herbst 1911

Ode an Bellman

Mir töne, Bellman, töne. Wann hat so
Schwere des Sommers eine Hand gewogen?
Wie eine Säule ihren Bogen,
trägst du die Freude, die doch irgendwo
auch aufruht, wenn sie unser sein soll; denn
Bellman, wir sind ja nicht die Schwebenden.
Was wir auch werden, hat Gewicht,
Glück, Überfülle und Verzicht
sind schwer.

Her mit dem Leben, Bellman, reiß herein
die uns umhäufen, unsre Zubehöre:
Kürbis, Fasanen und das wilde Schwein,
und mach, du königlichster der Traktöre,
daß ich das Feld, das Laub, die Sterne höre
und dann: mit einem Wink, beschwöre,
daß er sich tiefer uns ergibt, den Wein!

Ach Bellman, Bellman, und die Nachbarin:
ich glaube, sie auch kennt, was ich empfinde,
sie schaut so laut und duftet so gelinde,
schon fühlt sie her, schon fühl ich hin —,
und kommt die Nacht, in der ich an ihr schwinde:
Bellman, ich bin!

Da schau, dort hustet einer, doch was tuts?
Ist nicht der Huster beinah schön, im Schwunge?
Was kümmert uns die Lunge!
Das Leben ist ein Ding des Übermuts.
Und wenn er stürbe. Sterben ist so echt.
Hat er dem Leben lang am Hals gehangen,
da nimmt ihn erst das Leben ans Geschlecht
und schläft mit ihm. So viele sind vergangen
und haben Recht!

Zwar ist uns nur Vergehn,
doch im Vergehn ist Abschied uns geboten.
Abschied feiern: Bellman, stell die Noten
wie Sterne, die im Großen Bären stehn.
Wir kommen voller Fülle zu den Toten:
Was haben wir gesehn!

Herbst 1915

Wilder Rosenbusch

WIE steht er da vor den Verdunkelungen
des Regenabends, jung und rein;
in seinen Ranken schenkend ausgeschwungen
und doch versunken in sein Rosesein;

die flachen Blüten, da und dort schon offen,
jegliche ungewollt und ungepflegt –,
so, von sich selbst unendlich übertroffen
und unbeschreiblich aus sich selbst erregt,

ruft er dem Wandrer, der in abendlicher
Nachdenklichkeit den Weg vorüberkommt:
Oh sieh mich an, sieh her, was bin ich sicher
und unbeschützt und habe was mir frommt.

1. Juni 1924

Elegie an Marina Zvetajewa-Efron

O DIE Verluste ins All, *Marina,* die stürzenden Sterne!
Wir vermehren es nicht, wohin wir uns werfen, zu welchem
Sterne hinzu! Im Ganzen ist immer schon alles gezählt.
So auch, wer fällt, vermindert die heilige Zahl nicht.
Jeder verzichtende Sturz stürzt in den Ursprung und heilt.
War denn alles ein Spiel, Wechsel des Gleichen, Verschiebung
nirgends ein Name und kaum irgendwo heimisch Gewinn?
Wellen, Marina, wir Meer! Tiefen, Marina, wir Himmel.
Erde, Marina, wir Erde, wir tausendmal Frühling, wir Lerchen
die ein ausbrechendes Lied in die Unsichtbarkeit wirft.
Wir beginnens als Jubel, schon übertrifft es uns völlig,
plötzlich unser Gewicht biegt zur Klage den Sang abwärts.
Aber auch so: Klage? Wäre sie nicht jüngerer Jubel nach unten.
Auch die unteren Götter wollen gelobt sein, Marina.
So unschuldig sind Götter, sie warten auf Lob wie die Schüler:
Loben, du Liebe, laß uns verschwenden mit Lob.
Nichts gehört uns. Wir legen ein wenig Hand um die Hälse
ungebrochener Blumen. Ich sah es am Nil in Kom-Ombo.
So Marina, die Spende selber verzichtend, opfern die Könige.
Wie die Engel gehen und die Türen bezeichnen jener
zu Rettenden,
also rühren wir dieses und dies, scheinbar Zärtliche, an.
Ach, wie weit schon Entrückte, ach, wie Zerstreute, Marina,
auch noch beim innigsten Vorwand. Zeichengeber, sonst nichts.
Dieses leise Geschäft, wo es der Unsrigen einer
nicht mehr erträgt und sich zum Zugriff entschließt
rächt sich und tötet. Denn daß es tödliche Macht hat,
merkten wir alle an seiner Verhaltung und Zartheit
und an der seltsamen Kraft, die uns aus Lebenden zu
Überlebenden macht. Überstehen, Marina, Nicht-Sein.
Weißt du's, wie oft /
trug uns ein blinder Befehl durch den eisigen Vorraum

neuer Geburt .... Trug: *uns?* Einen Körper aus Augen
unter zahllosen Lidern sich weigernd. Trug das in uns
niedergeworfene Herz eines ganzen Geschlechts.
Trug ein Nest. An ein Zugvogelziel
trug er die Gruppe, das Bild unserer schwebenden Wandlung.
Liebende dürften, Marina, dürfen so viel nicht
von dem Untergang wissen. Müssen wie neu sein.
Erst ihr Grab ist alt, erst ihr Grab besinnt sich, verdunkelt
unter dem schluchzenden Baum, bricht ein; besinnt sich
auf jeher.
Erst ihr Grab gibt nach, sie selber sind immer und blindlings
biegsam wie Ruten
was übermäßig sie biegt, rundet sie reichlich zum Kranz.
Wie sie verwehen im Maiwind! Von der Mitte des Immer
drin du atmest und ahnst, schließt sie der Augenblick aus.
(O wie begreif ich dich, weibliche Blüte am gleichen
unvergänglichen Strauch. Wie streu ich mich stark in die Nacht-
luft, die dich nächstens bestreift.) Frühe erlernten die Götter
Hälften zu heucheln. Wir in das Kreisen bezogne
füllten zum Ganzen uns an wie die Scheibe des Monds.
Auch in abnehmender Frist, auch in den Wochen der Wendung.
Niemand verhülfe uns je wieder zum Vollsein als der
einsame Gang eigene Gang über der schlaflosen Landschaft.

Juni 1926

ERHART KÄSTNER · PHAETON

Das Amphiareion ist ein kleines antikes Bad an der Grenze von Boiotien und Attika.

Die Ausgrabungsstätte liegt abseits der begangenen Straßen. Man durchwandert einen heißen Tag lang das nördliche Attika, dann, hinter dem Dorf Kalamos, senkt sich der Pfad zum Ufer hinab. Man blickt auf das gebuchtete, trunken

schimmernde Meer. Drüben die Insel Euboia mit den blauaufgefalteten Bergen, die urtümlich sind wie ein Fabellied und zart wie Blütenblätter von blauweißem Mohn. Der Delf hatte noch Schnee. Abendlicht lag noch auf ihm und ließ die Spitze erglänzen in überirdischem Glanz.
In einer Talfalte versteckt rann ein Quell. Ich fand die ausgegrabenen Trümmer: den Tempel, das Bad, die Brunnenkammer, die Halle des heilenden Schlafs und das kleine Theater. Es war alles hübsch beieinander, klar, in seinen Teilen leicht zu erkennen.
Niemand, wie zu erwarten, war da im Ruinenfeld, das etwas Liebliches hatte. Niemand weitum.
Ich war viele Stunden gelaufen und etwas erschöpft. Eigentlich hatte ich vor, ins Dorf zurückzukehren und dort eine Übernachtung zu suchen. Aber dann schien es mir besser, im Amphiareion zu bleiben. Eine Decke trug ich bei mir.
Ich wählte den überdachten Teil der alten Schlafhalle, wo einst den Kranken im Traum die Weisung zuteil ward. Ich schlief gut, der Morgen war freilich kalt. Das übersteht sich jedoch, wenn man weiß, daß die Sonne bald kommt. Der Quell, einst ein heiliger Quell, schwätzte laut in die Nacht. Ich konnte die Brunnenmulde von meinem Schlafort aus sehen. Als es hell ward am Morgen, flog eine Schar Bergfinken herzu, labte sich und stob auf, als ich kam, mich zu waschen.
Nun stieg der Sonnenball über Euboia empor. Mein war die kleine versunkene Stadt an diesem herrlichen Morgen, mir zugehörig allein. Hier wollt ich verweilen: lange nichts vorhabende Stunden, ausgeschlafen, um mit Bedacht gar nichts zu tun: nur einen Morgen an diesem göttlichen Ort zu verbringen. Die Erfahrung hat mich gelehrt: man war an allen Orten nur halb, wo man nur die geheimnislosen Strecken des Tages verbrachte. Es ist nötig, die sich neigenden Abendstunden zu haben, eine schlaflose, prangende Weile der

Nacht und den knospenjungen beginnenden Tag. Wenn die Dinge ihr Sanfteres zeigen, ist es notwendig dazusein.
Das kleine Theater im Amphiareion ist sicher das lieblichste unter allen Theatern im griechischen Land. Zwar was an anderen Orten am besten erhalten ist: das Halbrund der steinernen Sitze, ist hier überhaupt nicht mehr zu sehen. Vielleicht war es nie da, vielleicht saßen die Zuschauer wie in Olympia auf der Erde des ausgemuschelten Bergs. Nur ein unterster Steinring merkte sich ab, energisch und klar, und das Rund des Orchesters, so wartend, so frisch, als wäre erst gestern der Chor zum letzten Male im Kreise geschritten. Und, was ich noch nie mit meinen Augen gesehen: eine Skene, die Bühne des antiken Theaters, war vollkommen da. Sie schien zusammengestürzt gewesen zu sein, aber so, daß sich fast alle Teile erhielten; die Ausgräber fügten sie wieder zusammen wie Baukastensteine. Nun lag sie am Boden, die ganze zierliche Wand, acht dorische Säulchen des untern Geschosses, Architrav, Sims und Gebälk und etwas vom oberen Stock, und alles atmete Frische und Jugend und war durchsungene Form.
Fünf Priestersessel aus weißem Marmor standen am Rand des Orchesters auf Tierklauenfüßen. Ich nahm von einem der Throne Besitz. Ein grauer, zernagter Stein stand daneben fast wie ein Tisch. Die schräge Sonne fiel eben auf ihn und begann ihn zu wärmen. Ich hatte den Plan zu frühstücken. Ich besaß, für die kargen Zeiten, nicht wenig dafür: lockeres einheimisches Brot, eine Menge großer, goldgelber Rosinen, so von Sonne und Süße erfüllt, daß sie harten Zuckerkand ausschieden, dann einen säuerlich duftenden, harten Handkäse, der innen ganz glasig war, und dann, was vieles ersetzt und das Verschiedenartige ausgezeichnet verbindet: hellrötlich schimmernden Wein, den ich mir am Tage zuvor im Dorf in eine ziemlich große Flasche hatte einfüllen lassen. Ich sah ein, daß dieser Morgen im schrägfallenden Goldlicht bestimmt war, die bauchige Flasche zu leeren.

Die Sonne fiel in das Tälchen herein in blaudunstigen Streifen. Hellgrünes Kieferngebüsch bedeckte den Hang, Oleander stand rotbrennend im weißlichen Kies. Waldluft strich über den in sich versunkenen Ort. Es war mir lieb, daß das Theater nicht eines der großen war. Es hätte zierlich genannt werden können; aber die mächtige Form des antiken Theaters steckte in ihm wie in einem treibenden Keim. Das Maßvolle dieses Bauwerks entzückte mich. Ich begann zu jener Zeit die Erfahrung zu machen, die eine wahrhaft griechische ist: daß in diesem Lande alles immer ein wenig kleiner und maßvoller ist als man es gedacht. Es ist die Demut der Größe, die rührt.
Das Orchester, das ich – zwischen zwei Zügen aus meinem Glase – durchquerte, maß nicht mehr als zwölf Schritt. Eine Kammerspielbühne. Lauchstädt also. In diesem mozartischen Runde waren demnach die Chöre geschritten. Hier waren aus Masken die süßen und die entsetzten Lieder ertönt, die der Ursprung des Tragischen sind.
Eine Bachstelze setzte sich auf die Lehne des Marmorthrons, dem meinen schräg gegenüber, wippte ein paarmal und sah sich ruckweise um. Dann flog sie davon.
Mich kam die Lust an, mir mit Hilfe des hellroten attischen Weins ein Theater zu imaginieren. Ein gräßliches durfte es freilich nicht sein an diesem seligen Morgen, dessen schwebendes Gold gleich Stufen war für niedersteigende Götter. Die wehende Luft vom Meere herauf war eine Zurede, weiterzuleben.
Ich sah nach, ob sich etwas in meiner Erinnerung fand. Wie gewöhnlich lag es nicht weit. So fielen mir – während ich trank – die Szenen ein, die wir aus dem Phaeton des Euripides kennen; ich hatte sie kürzlich in einem Band Goethe gefunden, denn seiner Tage wurden sie neu entdeckt; sie begeisterten den siebzigjährigen Dichter zu einer Übersetzung und zu einem Entwurf des ganzen verlorenen Stücks.

Nach und nach zog ich den Hergang aus meinem Gedächtnis hervor.
Phaeton, Sohn des Sonnengottes, wächst auf, ohne zu wissen, daß er göttlichen Ursprungs ist. Seine Mutter ließ ihn im Glauben, daß ihr irdischer Mann, der Aithiopenkönig, sein Vater sei.
Das Stück, auf wenig Handlung gestellt, ist wie ein Kristall aus Morgenfrühe und Licht und Jugend gemacht. Morgenglänzen liegt auf dem Werk.
Der Anfang spielt vor Sonnenaufgang. Die Mutter hat einen Heiratsplan. Man hört noch nicht, wer das Mädchen ist, aber es kann eine Göttin sein. Der Knabe, noch ganz in dem Alter, das in sich selber befangen ist, noch ganz ohne den Wunsch, in ein anderes Ich zu verströmen, wehrt ab. Er kann nicht den Gedanken ertragen, daß er dann weniger sei als die Braut. Da eröffnet ihm seine Mutter: er sei des Helios Sohn.
Und nun kommt dieses Chorlied. Aus den Versen strömt Jungsein und Kühle. Es ist wie ein Trunk aus einem Morgenquell für den Wanderer, der sich, spätgeboren wie ich, beraubt sieht und das Verlorene dennoch im Nachgefühl stärker besitzt: in dem wilden liebenden Schmerz, der inniger an das Entrissene bindet als kahler Besitz.
Es sind Verse, in denen Tau niederfällt. Noch schlagen die Nachtigallen im Grund, aber von den Bergen her tönt schon der Sang der Hirtenflöten und das Geläut der ausziehenden Herden. Vom Meere herauf schallen durchs Morgendunkel die Rufe von Bootsleuten, die Schiffe flottmachen. Alle Laute des Morgenerwachens sind in dem Lied.
»Kaum schon tagt es«, begann also der Chor, und dabei zog er den seitlichen Weg ins Orchester herab, mir gerade entgegen. Ich sah mit Erstaunen, daß dieser Aufzug des Chors unter die nahen Augen des Publikums das Erregendste dieser ganzen Aufführung war. Diese Mägde, phantastisch im Pantherschritt auf weichen filzigen Schuhen, hatten die traum-

hafte Unwirklichkeit, deren sich das Schicksal bedient, wenn es durch Sendboten in unser Leben eingreift, wie der Telegraphenbote die Nachricht bringt. Dann sind es Gestalten des Alltags, die plötzlich wie ewige Bilder sind.

Alle Theaterkunst meiner Aufführung war auf diese Chorstellen gelenkt; sie waren atembenehmend und schöner als alle anderen Szenen im Stück. Tanz und Flötenmusik und herrliche Verse kamen zusammen. Bald sang ein Einzelner aufflatternd über alle andern Stimmen hinweg, bald sprachen alle chorisch zusammen, so daß das Orchesterrund wie ein Brunnenmund war, wie ein geöffneter Mund, der eine vereinigte Menschenstimme entließ, die es verschmähte, noch Menschenstimme zu sein.

Das Publikum, das eigentlich nur aus mir bestand, war entzückt.

Da trat Phaeton auf.

Der Schauspieler war jung und schmaler Gestalt. Sein Gesicht konnt ich nicht sehen, es war die Maske davor. Die Maske ähnelte der einzigen Maske des Altertums, die ich je sah: im Winter zuvor, am Töpfermarkt in Athen, als man bei Grabungen eine fand; sie lag, als ich sie sah, noch in der feuchtkalten Erde. Freilich, es war keine Maske, wie sie der Schauspieler trug, denn die war ja verderblich, sondern ein marmornes Stück, das einst ein Schauspieler oder ein Dichter dem Gott als Weihgabe brachte.

Die Maske zeigte ein dreieckschmales Gesicht. Der Marmor war durchleuchtet wie Zucker. Die Augen quellend, staunend, sehr schräg, mit der Sprengkraft von Knospen. Die Brauenbögen wie mit dem Zirkel gesetzt, die Lippen zwei übereinanderhängende Sicheln. Die Stirnhaare hatten kaum etwas mit Haaren zu tun, eher einandergereihte Korallen. Haare, Lippen und Iris rot. Sehr merkwürdig. Das Ganze war eigentlich kein menschliches Bild. Es war ziemlich weit von einem Menschenbilde entfernt und durchaus Magie.

Ich sah ein, was ich vordem noch nicht wußte: daß das Spiel in der Maske viel mächtiger ist als das Zeigen des bloßen Gesichts. Da erst überschreitet das Schauspielen die Schwelle der Zauberei, da erst tritt der Hörer in die Verwandlung hinein.

So also trat Phaeton auf. Er stand über dem Chor auf dem oberen Stockwerk der Bühne in einer seitlichen Nische. Er lief schnellfüßig herein, stand still, hielt den Kopf zur Seite geneigt, die Maske stand schräg.

Der Chor verstummte, die Maske schwieg. Dann begann sie zu reden, eine fröhliche Stimme. Sie tat kund, Phaeton wolle am Hochzeitstag zu Ehren der Braut und zum Staunen aller Verwandten im Sonnenwagen des Vaters über den Himmel fahren. Es war eine Rede voll kindischem Trotz.

Als er endete, hob er die Arme schräg nach oben empor, es sah aus, als werde er fliegen. Doch es war nur der Beginn einer Geste, die großartig war: die Maske nämlich, aus leeren Augen — sie waren geschrägt — begann in einem langen Emporblick die Bahn der Sonne von Osten übers ganze Gewölb zu verfolgen. Sie beschrieb einen Aufblick, die Maske, den ganzen großen Bogen empor; doch in der Höhe harrte sie aus, zum Zenite erhoben, blumengleich waagrecht und flach, stand lange so still, bis sie traurig und stumm nicht weiter den Kreis, sondern wie enttäuscht, wie bestürzt gerade herab zum Boden sich senkte.

Während ich saß und dieses Morgentheater genoß, geschah etwas, das an sich nichts Ungewöhnliches war; Homeros freilich hätte es als ein Zeichen der Götter genommen. Ich hatte mir nämlich das Frühstück auf einem Steinblock serviert, der bei meinem marmornen Sessel stand. Dann, weil die Sonne mich blendete und ich doch angestrengt auf die Bühne sah, hatte ich den Platz gewechselt und war — Flasche und Glas in der Hand — zu einem anderen Marmorsessel hinübergegangen. Milane waren schon mehrfach über dem Tälchen gekreist;

ich hatte sie an den gespreizten Schwingfedern erkannt, die scharf gegen das Himmelsblau standen. Nun schoß auf einmal ein solcher Weih mit Schwingenrauschen herab, ergriff, schlagende Flügel dicht über dem Stein, den Ziegenkäse und flog davon, indem er das Stück in den Krallen gefaßt hielt, den Schnabel hackend einschlug und im Fluge links und rechts Brocken herabfallen ließ, verschwenderisch, da es ja mein war.

ERNST BERTRAM · SIEBEN SPRUCHGEDICHTE

Aus dem Buch ‚Vineta'.

Das Wort

DAS Wort ist ein Vineta. Morgen leuchtet,
Was da versank, im Abendspiegel her.
Und heute tönt es nur so spröd und schwer,
Damit es morgen euch das Auge feuchtet.

Das Wort ist ein Vineta: morgen schon
Erglänzt entschwunden, was dir heut zu nah.
Was untertauchte eurem Heut und Hohn,
Tief selig im Gewesen steht es da.

Versunkenes Wort

LASS du all dein Wort werden
Zur versunkenen Stadt.
All wilder Eifer der Erden
Wird oben fahl und matt.

Aus dem Sund des Gewesen,
Vom Grund des Eh und Je
Wirst du Abendglocke
Über Sand und Schnee.

Unter dem Spiegel der Tage
In der entzeiteten Flut
Wird noch dein Warnen zur Sage:
Alles, höre, war gut.

Gegenüber

Besungen werden nur, die nicht mehr sind.
Das Reich wird todlos, wenn erst Krone fiel.
Wanderndem nur bleibt wunderbar sein Ziel.
Zum holdren Dämon wird entrücktes Kind.

Wir sind so sondrer Art, daß immerfort
Der Gegenküste unser Wunsch erbrennt:
Abgrund der Wasser strahlt den alten Hort.
In singend Schweigen sehnt sich weises Wort.
Wir lieben Engel. Gott — das Element.

Flaschenpost

In der Flasche das weiße Blatt
Fährt noch durch alles Meer:
Was einst der Ahn versiegelt hat,
Noch treibt das Wort umher.

Der Geist in der Flasche kennt sein Ziel,
Die Botschaft ahnt ihren Gang.
Der Geist im Glase weiß zu viel:
Vorm Landen ist ihm bang.

In den sieben Meeren treibt der Geist
Im Glase den Riffen vorbei,
Und zu der Stunde, die du weißt,
Wann glimmernd das Glas unserm Strande gleißt,
Dann hört die Erde den Schrei.

Taifunmitte

INNEN im Taifun der Welt ist Stille.
Nenn sie Geist, sie Gott, sie Nichtmehrsein.
Außen tobt ein drehend wüster Wille
Um den innersten Kristall: ‚Allein'.

Gönne deinem Boot dies reine Binnen,
Wo sich ohne Tod das Sein verneint.
Laß geduldig hier die Trauer rinnen:
Wenn du drinnen, nie hast du geweint.

Wanderdüne

DIE Düne wandert,
Ob es auch keiner gewahrt.
Begehrt Haus und Baum,
Alle liebe Welt.

Sirrend rispelt der Wind,
Korn um Korn gehorcht.
Übermorgen weht
Sand dir ins Glas.

Übersandet schon sind
Die Astern am Grab des Ahns.
Kinder spielen wir all,
Spielen im Sand —

Auferstehn

LIEBE Bilder, eines nach dem andern
Taucht ihr uns hinab.
Nicht das Strahlendste wir dürfens halten:
Selbst der Himmel ist ein Grab.

Wann wir schlafen aber, eins nach anderm
Steigt vinetisch, ob wirs auch nicht sehn:
Selber nicht ein Himmelsgrab kann halten
Auferstehn.

Stavros Walmas, Sohn des Wassilis, ein Mann von fünfundsechzig Jahren, stieg die Stufen zur Veste Palamidi hinan. Es war Herbst. Schwarze Wolken ballten sich über der unheimlichen Veste von Nauplia.

»Wird es Regen geben?«

Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, bedachte dies, zögerte eine geraume Weile, ehe er den Fuß auf die erste Stufe setzte.

»Und wenn es regnet?«

Wäre es nicht vernünftiger, diesen Ausflug zu verschieben, einen Tag mit besserem Wetter abzuwarten?

Noch vor ein paar Jahren hätte er es sicherlich so gemacht, er hätte den Ausflug aufgeschoben. Denn das hatte er sein Leben lang getan: er hatte immer viel erwogen und viel aufgeschoben. Aber jetzt lebte Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, der in seinem Leben viel erwogen, stets verschoben, stets verzichtet hatte, jetzt lebte er seine große Stunde: die Furcht vor dem Tode. Er wußte, daß er nichts mehr für morgen lassen konnte, daß die Frist, die ihm noch blieb, beängstigend zusammenschrumpfte. Und er beeilte sich mit der Erfüllung seiner wenigen, ganz geringen Wünsche noch zurecht zu kommen. Sein ganzes Leben hatte er fern von seiner Heimat, im großen Hafen Griechenlands, im Piräus, zugebracht. Er hatte mit Botendiensten für ein Schiffahrtsbüro begonnen; später lernte er rechnen und wurde Buchhalter. Und das war er in den ganzen vergangenen Jahren geblieben. Er hatte in der Welt der Zahlen gelebt. Er war ein durchschnittlicher, unscheinbarer Buchhalter, ohne jede Eigenart. Die anderen Rechner des Büros, an den Nachbartischen, wechselten. Sie arbeiteten eine Zeit lang, mühten sich mit den Zahlen, schöpften Luft, faßten Entschlüsse. Wenn sie glaubten, daß sie so weit seien, wenn sie die Zahlen zu beherrschen meinten, kündigten sie dem Kontor und gingen fort, um sich

selbständig zu machen, um in der Freiheit des Hafens Reichtümer zu gewinnen.
Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, sah sie scheiden und schüttelte ablehnend den Kopf: »Nein, warum fortgehen? Hier ist es ruhig und vernünftig. Draußen ist das weite Meer. Warum sich auf das Meer begeben? Warum streben die Menschen hinaus aufs weite Meer?«
Er war ein gewissenhafter Angestellter. Aber niemals und bei keiner Gelegenheit tat er mehr, als was ihm vorgeschrieben war, da war kein Trieb, keinerlei Eifer, kein Ehrgeiz voranzukommen.
Warum vorwärtskommen? Warum sollte ein durchschnittlicher Buchhalter mit einem mäßigen Lohn, der zum Leben reichte, das Verlangen haben voranzukommen? Das wollen nur solche, die Wünsche und Begierden haben, Luftschlösser, die sie erobern müssen. Warum aber Begierden, Luftschlösser haben? Nein, Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, hatte niemals welche, wollte niemals welche haben.
Das Leben und Treiben im Hafen, die großen Schiffe, die kamen und gingen, die Berge von Gütern, die ein- und ausgeladen wurden, waren eine ununterbrochene, eine ständige Herausforderung, sich aufzumachen und dem Reich der Zahlen zu entfliehen. Hartnäckig hatte Stavros Walmás mit diesem Dämon der Versuchung gerungen, und er hatte ihn besiegt. Die Frauen des Hafens und des Meeres, die Lust des Leibes war der andere Dämon. Auch ihn hatte Walmás mit der gleichen Ausdauer und Hartnäckigkeit bezwungen.
»Nein, eine Frau nehmen, sie zur eigenen machen, sich um sie kümmern – nein! Da würden Kinder kommen, Krankheiten. Warum die Menschen sich in ihrem Leben solche Sorgen schaffen? Allein sind sie zur Welt gekommen. Vernünftig ist es, so zu bleiben ...« Stavros Walmás verliebte sich nicht, heiratete nicht, setzte keine Kinder in die Welt, jagte keinen Leidenschaften oder Phantasiegebilden nach. Alle Stürme

Griechenlands gingen spurlos an ihm vorüber. Kriege brachen aus, Reiche stürzten, wurden wieder aufgerichtet — nichts von all dem berührte ihn. Nein, in Ruhe die Arbeit als Buchhalter verrichten, mit festgesetzten Dienststunden, so sollten die Menschen leben, so müßte das Leben sein.

Und Stavros Walmás war nach und nach gealtert. Das Geschehen vollzog sich ganz regelmäßig, auf natürliche Weise, ohne Aufruhr. Der Buchhalter vom Hafen Piräus hatte nicht daran gedacht — immer hatte er vermieden, an etwas zu denken, was außerhalb der täglichen Bedürfnisse lag.

Da überkam ihn plötzlich eines Nachts, als er allein in seinem einsamen Zimmer sich in den Anblick der Sterne verloren hatte, dunkel, schonungslos, ohne Mitleid die Furcht vor dem Tode. Es kam auf ihn zu — von den Sternen, über die Wogen, durch die Nacht, und erfüllte ihn ganz. Stavros Walmás sah, daß er binnen kurzem werde sterben müssen.

In jener Nacht fand er keinen Schlaf. Auch in der folgenden Nacht nicht. Am dritten Tag erschien er bei seinem Vorgesetzten.

»Ich bitte um meine Entlassung«, sagte er. »Ich muß fort.«

»Wo willst du hin?« fragte jener überrascht. »Du, der niemals fortging!«

Aber im Herzen dieses Menschen lebte zum ersten Mal etwas, das tiefer war als die Logik der Zahlen. In ihm regte sich schließlich ein nicht mehr aufzuhaltender, quälender Wunsch. Wie die wilden Tiere im Gebirge, wenn sie das Nahen des Todes wittern, sich in eine Höhle zurückziehen, um ihn dort zu erwarten, wollte Walmás in seine Heimat gehen, wo er geboren war, um dort zu sterben.

»Nein, ich muß fort«, sagte er. »Es geht nicht anders ...«

Stavros Walmás stieg die Stufen zur Veste Palamidi hinan. Seit dem Tage, an dem er nach Nauplia, seiner Heimatstadt, zurückgekehrt war, wollte er alle die Orte seiner Kinderjahre aufsuchen, die er seit seinem Fortgang damals nicht wieder

gesehen hatte. Denn während der ganzen Jahre in dem großen Hafen, bei der Arbeit mit den Zahlen ließ er nicht einmal diesen Wunsch in sich aufkommen: eine Reise nach seinem Heimatort zu machen.
»Alles sind Versuchungen. Alles sind Gefahren«, pflegte er zu sagen. »Man soll nur das Notwendige tun: die ‚Reise' vom Haus ins Büro — das genügt.«
Stavros Walmás stieg die tausend Stufen zum Palamidi hinauf. Er betrat die einsame Burg durch die Bastion des St. Andreas. Als er ein Kind war, hatte ihn sein Vater einmal bis dort hinauf geführt. Aber er konnte sich an nichts erinnern. Er erblickte rings umher die Bögen, Bastionen, Zellen, Galerien, ein grausiges Gewirr von Wildheit und von Einsamkeit. Gras wuchs auf den Mauern. Es begann zu regnen. Ringsum standen, schwarz und wild, die anderen Werke, der ‚Themistokles', der ‚Phokion', der ‚Miltiades'. Keine Seele war zu hören, nicht einmal eines Vogels Flug. Alle die Erinnerungen aus der alten Zeit der Franken und der Venetianer, Erinnerungen von heißem Blut und Eisen, schwirrten hier umher, vermischten sich mit den Wolken, die sich am Himmel ballten, mit dem Regen, der die bewachsenen Mauern peitschte. Das war Palamidi. Hier litt, hier starb, hier lag die blühende Jugendkraft von Hellas und von Anatolien begraben, hier auch die Schmuggler und die Mörder. Und jetzt nicht einmal eines Vogels Flug! Schweigend sannen die verlassenen Mauern den vergangenen großen Stunden nach.
Es regnete.
Stavros Walmás begann sich zu fürchten. »Was suche ich hier in dieser Einsamkeit? Ich muß umkehren.«
Doch er kehrte nicht um. Er machte noch einen, dann noch einen zweiten, noch mehrere Schritte vorwärts. Ein sonderbarer, ganz neuer Trieb sagte ihm jetzt: »Nein, kehre nicht um. Was gewinnst du, wenn du umkehrst? Wage noch einen Schritt! Sieh noch etwas! Es ist spät . . .«

Walmás machte die Schritte. Aber plötzlich blieb er stehen. Er hörte Geräusche. Er lauschte gespannt. War es nur der Regen? Nein, der konnte es nicht sein. Es waren Geräusche, die vom Boden kamen. Es waren Schritte. Er schauderte. Furchtsam, ganz von Spannung erfüllt, wendete er die Blicke nach den Geräuschen hin. Sie kamen aus einer Galerie. Er lauschte einen Augenblick, noch einen. Sein Herz zitterte zum Zerspringen. Da kam aus einer Galerie ein Kopf hervor, danach der ganze Körper. Es war eine Kuh, ihr folgte ein weißes Kalb mit braunen Flecken.

So fremd, so unglaubhaft war die friedliche Ruhe, welche diese beiden Geschöpfe Gottes in den gespenstischen Ort der Menschen brachte, daß es Walmás wie mit einer ungestümen Wallung überlief.

»Ach«, seufzte er erleichtert auf.

Hinter den Tieren schritt ein Mann, groß, blond, mit blauen Augen. Er war schon alt, etwa in den Jahren des Stavros Walmás. Sie begrüßten sich.

»Ich bin der Wächter hier«, sagte der Mann von der Festung. »Ich zeige den Palamidi den Fremden, die kommen, um ihn zu besichtigen. Bist du ein Fremder?«

»Ich bin es.«

»Komm in meine Hütte, um dich vor dem Regen zu schützen. Nachher werde ich dir die Festung zeigen.«

Die Hütte war eine von den kleinen, engen alten Festungszellen. In der einen Hälfte hausten die Kuh und ihr Kalb. In der anderen Hälfte, ihnen gegenüber, stand ein Lager. Dort schlief der Mann. An der Wand hing an einem großen Nagel ein Krug mit Wasser. Auf einem Brett lag ein halbes Brot. Nebenan hing ein Ikon, eine halbverblaßte Mutter Gottes mit dem Kind. Neben ihm ein anderes Bild: rote und gelbe Farben. Georg I., König der Hellenen.

Der alte Wächter versorgte seine Tiere, gab ihnen Stroh. Der Regen hatte nachgelassen.

»Gehen wir«, sagte er zu dem Fremden.
Sie gingen schweigend durch das Labyrinth von Zellen, Galerien und Verließen.
Der Wächter sagte: »Hier hinein warf man die Häftlinge mit leichten Strafen.«
Über einer tiefen Zisterne, deren Öffnung mit Eisen vergittert war, sagte der Wächter: »Hier hinein warf man zur Strafe die Häftlinge, die sich stritten und handgemein wurden. Schau hinein und sieh.«
Walmás bückte sich und schaute. Etwas Wasser stand schwarz und unbeweglich in der Tiefe der Zisterne. Ein paar seltsame Gegenstände ragten aus dem Wasser.
»Was ist das?« fragte Walmás.
»Menschenschädel«, antwortete der Wächter. »Menschliche Gebeine.«
Sie gingen in die furchtbare Bastion ‚Miltiades'. Die Verließe waren hier noch finsterer, noch wüster.
»Hier hinein warf man die Schwerverbrecher«, erklärte der Wächter.
An einer Zelle blieb er stehen. Seine blauen Augen blickten lange Zeit hinein. Es war darin ein Lager aus einem halbverfaulten Sack. Etwas von dem gelben Gras, das ihn füllte, war geblieben. Aber es war nicht mehr gelb, sondern schwarz als sei es verbittert darüber, daß der Körper, dem es gedient, es verlassen hatte.
»Hier drin habe ich zwanzig Jahre gelebt«, sagte der Wächter.
Stavros Walmás schauderte.
»Was sagtest du?«
»In dieser Zelle habe ich mein Leben verbracht. Ich war Sträfling.«
Er ging weiter.
Walmás spürte, daß ihn eine starke Furcht ergriff. Sollte er umkehren?
»Komm«, sagte der andere.

Er folgte ihm. Der Sträfling blieb wieder an einer dunklen Zelle stehen, in die gerade ein Mensch aufrecht hineinpaßte. Eine Pforte, mit Eisen und großen Nägeln beschlagen, verschloß sie.

»Hier hinein warf man die zum Tode Verurteilten in ihrer letzten Nacht, bevor man sie zum Richtblock brachte.«

Walmás blickte auf die dunkle Gruft, die schwere Pforte. Sein Herz krampfte sich zusammen.

»Schau hierher«, sagte der Sträfling und zeigte auf die Wand neben der Pforte. »Kannst du etwas erkennen?«

Walmás heftete seinen Blick dorthin und mühte sich, im Halbdunkel etwas zu erkennen. Es waren große, linkische Buchstaben auf grauem Stein:

KOSTIS SEREMETIS
Nr. 186

»Er hat es mit dem Finger geschrieben, der in sein Blut getaucht war«, sagte der Sträfling. »Anscheinend hat er seine Hand an der Wand geritzt und das Blut so herausgetrieben. In seiner letzten Nacht.«

Wieder, nach einer Weile: »Er war noch ein bartloses Kerlchen«, sagte er. »Dennoch hat er getötet.«

Wieder gingen sie weiter. Sie kamen aus der Bastion ‚Epaminondas'. Sie schlugen einen schmalen Pfad ein, der kaum als Pfad erkennbar war ...

»Es ist ihr Weg«, sagte der Mann mit den blauen Augen. »Hier mußten alle zum Tod Verurteilten durch. Es ist der Weg zum Richtblock. Der Pfad entstand durch ihre Tritte.«

Sie machten auf einer Anhöhe, einem kleinen Hügel, Halt. Das Meer war sichtbar. Man sah die Wellen, Segel wie im Traum.

»Hier ist die ‚Tenne'«, sagte der Wächter. »Hier stellten sie den Richtblock auf. Schau her!«

Es sah aus, als sei die Erde dort einmal aufgegraben gewesen.

»Es war die Grube, in die ihre Köpfe fielen«, sagte der Sträfling. »Sieh, es wächst kein Gras ...«
Sie traten den Rückweg an. Wieder begannen sich über dem Palamidi Wolken zu sammeln. Wieder begann es zu regnen.
»Komm in meine Hütte, da hast du Schutz«, sagte der Sträfling. »Wenn der Regen vorbei ist, kannst du gehen.«
Sie gingen in die Hütte und setzten sich. Das Kalb neben ihnen saugte Milch aus dem Euter seiner Mutter. Dann, als es gesättigt war, spielte es. Es steckte die Zitze ins Maul, wie um sie zu beißen, zog daran, spielte.
Die zwei Menschen blickten sich nicht in die Augen. Draußen regnete es auf die Bastionen, die Galerien, auf den Richtplatz.
»Was hast du getan?« entschloß sich nach einer Weile Walmás zu fragen.
»Ich habe getötet«, sagte der andere Mann einfach.
Wieder überflutete eine starke Woge der Furcht den alten Buchhalter. Er befand sich dort, auf dem Palamidi, allein, an einem regnerischen Tage, mit einem, der getötet hatte. Eine Woge der Furcht und ein unwiderstehlicher Drang zu erfahren ... Es war etwas Einzigartiges, Unglaubliches für einen, der gelebt hatte wie Stavros Walmás. Er saß von Angesicht zu Angesicht einem Menschen gegenüber, der so stark hatte wollen können, daß er bis zu jenem Äußersten, dem letzten Grade kam, zu töten.
»Raubmord?« ... fragte er leise, und seine Stimme zitterte.
»Nein«, sagte die andere Stimme ruhig.
»Ohne daß du es wolltest?«
Die blauen Augen hoben sich und blickten ihn an. Es war ein friedliches, ungemein friedliches Gesicht ...
»Nein«, sagte er. »Ich wollte es.«
Der quälende Trieb zu fragen erfüllte das Herz des alten Buchhalters.
»Weswegen?«

»Wegen einer Frau«, antwortete der.
Er erklärte ihm: nicht wegen seiner eigenen Frau. Wegen der Frau seines Freundes. Sein Freund war fort in der Fremde. Zu jener Zeit lebte auf ihrer Insel, auf Kephalonia, ein elender Hund, ein Kerl, der sich als Held aufspielte. Alle zitterten vor ihm. Eines Tages traf dieser Hund an einem einsamen Gestade die schutzlose Frau und vergewaltigte sie. »Den bring ich um«, sagte da der Mann mit den blauen Augen. »Mein Freund ist fort. Es geht nicht anders...« Und er brachte ihn um.
Das Kalb war seines Spielens müde. Es legte sich neben die Füße seiner Mutter, die Stroh kaute. Die Mutter wandte ihren Kopf und schaute es an.
Der Regen begann nachzulassen.
»Wieso wohnst du jetzt hier?« fragte der Mann der Zahlen den Sträfling.
Der Sträfling erklärte ihm: er war ein Lebenslänglicher. Als man die Gefängnisse auf dem Palamidi auflöste, wurde er begnadigt. Zwanzig Jahre hatte er darin zugebracht und hatte sich stets gut geführt. Er hatte sich nie mit irgend jemandem gestritten. Man sagte ihm: »Auf, du bist frei. Geh hinunter zu den Menschen. Auf den Palamidi werden jetzt Fremde kommen, um ihn zu besichtigen.« In dieser Nacht konnte er vor Nachdenken nicht schlafen. Am nächsten Morgen suchte er den Gefängnisleiter auf und sagte ihm: »Laß mich auf dem Palamidi bleiben. Was soll ich jetzt bei den Menschen anfangen? Ich bin ihnen fremd geworden. Jetzt kann ich nicht mehr von Palamidi fort.« »Und was willst du hier tun?« fragte ihn der Gefängnisleiter. Aber im gleichen Augenblick kam ihm der Gedanke: »Willst du, daß wir dich hier als Wächter einsetzen? Wenn Fremde kommen, kannst du sie herumführen.« »Das will ich«, sagte er.
Walmás war unfähig, mit all dem fertig zu werden, es zu verstehen. Zu wissen, daß da unten sich das Meer befand,

die Freiheit und die Menschen, daß man sein ganzes Leben als Sträfling auf dem Palamidi zugebracht hat, und daß man dann gesagt bekommt: »Jetzt geh!« und daß man nicht geht — das konnte Walmás nicht begreifen. Und doch hätte gerade er recht eigentlich mit dieser Vorstellung vertraut sein müssen und auf sie vorbereitet ...

Aber dieser Mensch der Zahlen hatte niemals über sein eigenes Schicksal nachgedacht noch über das der Menschen. Er hielt dies stets für überflüssig.

»Warum?« sagte er zum Sträfling, »warum bist du nicht fortgegangen?«

»Ich habe mich eingewöhnt.«

Das furchtbare Wort zog Kreise, erfüllte den Raum, das Blut, die Herzen.

»Ich habe mich eingewöhnt«, sagte wiederum der Mann von der Veste. »Ich kann nicht von Palamidi fort.«

Da, als ob es Licht würde, verstand Walmás — und schauderte. Das, was er nicht vermutet hatte, was er sich nicht klar gemacht hatte für sein eigenes Schicksal, für sein eigenes Leben, das dazu verurteilt war, so eintönig und gleichförmig zu verlaufen, sah er jetzt erst, konnte er sich erst jetzt erklären. Er sah, daß er selbst nichts anderes getan hatte, als der gleichen furchtbaren Macht Tribut zu zahlen. Und er spürte dies jetzt, wo es sich wie ein Relief in einem anderen Leben abhob, dort, ihm gegenüber, bei dem Sträfling mit den blauen Augen.

»Hast du Kinder?« fragte nun seinerseits der Wächter aus tiefer Nötigung, selbst auch ein anderes Leben, das seines Gegenüber, aufzugraben.

»Nein«, erwiderte er ihm. »Ich habe keine Kinder.«

»Lebt deine Frau noch?«

»Ich habe keine Frau.«

»Ach...« Dann, nach einer Weile: »Was machtest du in deinem Leben unten bei den Menschen?« fragte der Sträfling.

Die Frage kam einfach, hart und unerbittlich.
»Ich habe Zahlen geschrieben. Ich war Buchhalter. Weißt du, was Buchhalter heißt?«
»Nein, ich weiß es nicht.«
Der Regen hatte aufgehört. Das Wasser tropfte leise von den Galerien und von den Zinnen der Veste.
»Was ist aus jenem Freund von dir geworden?« fragte der Mensch der Zahlen. »Der, für dessen Frau du getötet hast?«
Der Sträfling sagte mit gleichgültiger Stimme: »Ich hörte, daß er nicht zurückgekommen ist; er ist in der Fremde gestorben.«
»Und seine Frau?«
»Und die — ich habe gehört, daß sie wieder geheiratet hat.«
Der Mensch der Zahlen glaubte eine furchtbare Leere in dem Leben seines Nächsten zu sehen. Er war außer Stande zu begreifen, daß jene Frau und jener Freund nur Schemen waren, daß ihr Verlust nichts bedeutete.
»Warum?« fragte er ihn, »warum hast du dein Leben verdorben, warum hast du das getan?« Die blauen Augen hoben sich ganz langsam. Sie blickten auf das feuchte Gewölk, auf die schwarzen Türme draußen, blickten auf das kleine ausruhende Kalb, das einzig Zärtliche in diesem Raume. »Und wenn es heute wäre, ich würde dasselbe wieder tun.«
»Würdest du das nochmals tun, jetzt, wo du weißt? . . . Jetzt, wo du auf dem Palamidi lebtest?« fragte der Buchhalter, von Verwunderung und Scheu erfüllt.
»Ich würde es wieder tun«, wiederholte die Stimme des Menschen, der die Summe seines Lebens ziehend, nicht fand, was er hätte verurteilen können, der, in den kritischen Stunden, wo das Ende nahte, von solch höchster Erlösung, von solcher Harmonie getragen werden konnte.
Da begriff Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, daß die Leere, von der er glaubte, daß sie das Leben des anderen ausfülle, nur in ihm selber, in seinem eigenen Leben war.

Die Wolken ließen sich auf dem Palamidi nieder, um in der Nacht bei ihm zu bleiben.
»Gute Nacht«, sagte der freie Mensch der Zahlen, der nicht lebte.
»Gute Nacht«, sagte der Sträfling, der lebte.

Aus dem Neugriechischen übertragen von Roland Hampe

RUDOLF HAGELSTANGE · DREI GEDICHTE

Ernüchterung

WENN nichts mehr hält, — was wird dich halten?
Ein Klang? Ein Vers? — Gedenke nicht!
Die Lippe muß am Kuß erkalten.
Figuren nur sind die Gestalten.
Chemie und Alchemie das Licht.

Ernüchtere bis in die Tiefen! —
Wo bist du tief? Vermiß dich nicht...
Die Stimmen, die dich fordernd riefen,
Dämonen, die im Blute schliefen —
ach: Masken für ein Angesicht.

Ein Angesicht: ein An-geschautes.
Und das Dahinter siehst du nicht.
Ein nur geliehenes Vertrautes,
ein kurze Weile Angestautes,
das, einmal frei, ins Offene bricht.

Wie Damm und Schleusen... Geist und Sinne.
Ein Zunder ist so locker nicht.
Das lockt und lockert. Sei es inne:
Es fließt dein Blut, daß es gerinne.

Und doch ist nichts, das unterbricht.

Das Unsagbare

Oh, zu sagen, was noch niemand sagte,
dieses Nirgend, dieses Nicht . . .
Keine Frage, die *dich* fragte.
Keine Klage, die *dich* klagte.
Nur die Flamme ohne Licht.

Ohne Farben, Bilder und Vergleiche . . .
Stimme aus dem Dornenstrauch.
Aus dem innersten Bereiche
nur der atemlose, reine, weiche,
nur des Da-Seins Hauch.

Nur das Wagnis, das dich wagte.
Und du wagst es auch.

Ein Frühling

Ein Frühling, nun schon ferne,
und ein Sommer, im leichten Schurz,
besternt, bestaubt und gerne
gelebt — und doch zu kurz.

Wer hält ihn auf . . . Die Lämmer,
die ich im Frühjahr sah, sind schon
geschoren. Saiten . . . Hämmer . . .
Ist das der alte Ton?

Traum. Schönheit. Ideale.
»Ein Frühlingswind in der Allee«.
Nun deckt die alten Male
schon eine Haube Schnee.

Daß dir das Herz nicht breche . . .
(Es bricht ja nicht.)
Nur eine kleine Schwäche.
Man sieht sie nicht.

An Marie Goettling

Arosa, den 4. Januar 1912

Mein liebes altes Herz,
befürchte von mir keine wirkliche Epistel – dazu müßte ich am Schreibtisch sitzen können und meine Gedanken ganz anders zusammenhaben, als dies jetzt nach dreizehnmonatlichem Liegen der Fall sein kann ...
Und so also auch hier nur einige Notizen.
Was Du schreibst, schreibst Du einem, der Dich wohl immer zu verstehen fähig und willig war. Ich glaube also, ich verstehe einen Seelenzustand wie den Deinigen, wie Du in ihn seit einigen Jahren geraten bist.
Du nennst ihn einen tiefen Schlaf, aber tust Du auch etwas, um aufzuwachen? Sieh mal, ich weiß ja nicht, wie weit Du Dich auf Dich allein stellen kannst, aber ich kann mir doch nicht denken, daß Du um ein bescheidenes tägliches Brot arbeiten *mußt*, so arbeiten, wie Du es jetzt tust. Ich kann mir nicht denken, daß Du Deine Möbel nicht wieder um Dich herumstellen kannst und mit Miss N. oder sonst wem oder allein für Dich allein wohnen und leben und arbeiten. Und auf solchem oder ähnlichem Wege *Dein* Gesetz erfüllen, welches eben nicht das Martha-Gesetz ist, dem Du Dich fluchtartig, fast fahnenflüchtig, hingeben zu müssen meinst, sondern das andere, das Marien-Gesetz. Ich habe Dich immer als einen der religiösesten Menschen empfunden, die mir begegnet sind, ja eine Zeit lang, und als ich noch mehr auf Definierungen aus war, als *den* religiösesten. Und nun resignierst Du in einer Art, daß mich schaudern könnte, wenn ich nicht wüßte, daß der Geist und die Seele heute resignieren muß (nimm dies Wort nicht zu klein und eng und eindeutig), die über eine gewisse Stufe nicht hinaus weiß oder hinaus *will*. Der trübe Mittelweg der ‚Schwärmerei', ‚Schwarmgeiste-



Christian Morgenstern, Arosa 1911

rei' ist glücklicherweise nicht der Deine. Du brauchst den klaren Weg im Sonnenlicht, den *sauberen* Weg, den Deine *ganze* Natur gehen kann. Du brauchst ihn, aber noch willst Du ihn nicht oder meinst, es gäbe keinen.
Es gibt ihn und er wartet längst auf Dich, die Du unnütze und für Dich bereits ausgetretene Marthawege wiederholst; für die Dir in der Tat *niemand dankt,* so wenig man der Schwalbe danken würde, wenn sie freiwillig in den Käfig ginge, statt ihre luftigen Kreise zu beschreiben.
Und mit ihm, mit diesem Deinem wahren Wege wartet die Liebe einer Höheren Welt auf Dich und, jener tiefe Schlaf, von dem Du schreibst, sollte er nicht zugleich das schmerzlich-stumme Warten Deines, nun, laß mich so sagen, Deines — Engels auf Dich sein?
Was ist Dein innerster Wunsch? Irgendwo wahrhaft gebraucht zu werden, unentbehrlich zu sein, irgendwo Deine volle Persönlichkeit einsetzen, opfern zu dürfen. Und so, daß es Dir auch voll entgegenklingt, daß Du dabei auch wirklich in Deinem Elemente bist.
Nun, wer braucht Dich denn als ER, dem Du Dein ganzes Leben lang zugewandert bist und der vielleicht nicht so sehr möchte, daß Du Pensionstische decktest, als Seine Tafeln für Hungernde und pfadlose Seelen, nach dem Du Ihn erst selbst wiedererblickt hast, wiedergeahnt in jener Gestalt, in der er uns jetzt umschwebt und zu deren Schauen wir uns hinauf *entwickeln,* nicht aber schlummern und die geistigen Hände fromm und bitter in den Schoß legen sollen.
Wo ist Dein Element, wenn nicht unter denen, die sich mehr und mehr von Ihm durchdringen lassen wollen, aber nicht nur blindgläubig und instinktiv-verwandtschaftlich, sondern immer bewußter, immer menschlich freier, immer eingeweihter in die Wege und Ziele der geistigen Wesenheiten, die sich um Ihn in erhabener Stufenfolge ordnen, wo ist Deine Atmosphäre als unter den ewig weiter *Lernenden* um Ihn.

Ich sage das alles nicht, *um* Dich aufzurufen, sondern *weil* Du, lange vor mir den Ruf schon gehabt und gehört hast, weil Du nur augenblicklich *wirklich schläfst*, aber nicht so sehr, weil Du es mußt, sondern weil Du nicht genug vertraust. Und ich würde nicht wagen, so stark an Dir zu rütteln, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß, wer eine solche religiöse Vergangenheit hat wie Du, die Du nicht bloß geglaubt, nein, die Du auch geforscht, geprüft, Neues an- und eingegliedert hast, auch einer religiösen Zukunft gewachsen bist, wie sie heute gehabt werden kann, wenn und wo sie gehabt werden will.

Liebes Herz, Deine Müdigkeit ist nur die Last des Äußerlichen und in einem gewissen Sinne Sinnlosen, die Du selbst auf Dich legen zu müssen gemeint hast. Wirf sie ab, wenn Du Dein amerikanisches Jahr in der Lutherstraße abgedient hast, sei dann endlich wieder und einmal Du selbst, Dich selbst, male wieder, aber nicht so, daß es Dich drückt und hemmt und wieder mit Hinz und Kunz in Berührung bringt. Gib Dich wohl auch mit Deinen kleinen Verwandtchen ab (aber laß Dich nicht von den Mäulerchen, die noch nichts anderes wissen, aufessen), in Ellbogenradius aber um Dich halte und wahre Dir Deinen Zaun, in dem Du endlich dann Deinen Eigenen Garten und Dein Eigenes Leben bestellst. Doch dieses Wie ist cura posterior. Zunächst, wenn irgend möglich, nimm Dir die resolute Änderung äußerer und innerer Verhältnisse wenigstens *vor*.

Und ruiniere Dich nicht so, daß Dich Dein Dienstmädchen auf eine Stunde der Welt – stehlen muß!

Auch ich, auch wir sorgen uns um Dich und bitten Dich, Dich nicht so draufgängerisch zu verbrauchen.

Vielleicht darf dies für dieses Jahr als Geburtstagsgruß gelten.

– . . . »Siehe, es will alles neu werden –.«

In Liebe und Zuversicht Dein Christian



An Dr. Walter Lindenthal

München, 2. November 1913

Lieber Freund,

lassen Sie mich alles von dem Wiedersehen hoffen, das uns vielleicht beschieden sein wird; denn schriftlich werde ich Ihnen auf so Vieles keine befriedigende Antwort geben können.
Nur das mögen Sie wissen, daß ich Ihnen innerlich und in Gedanken immer nahe bin und von ganzer Seele für Sie wünsche, daß Sie eines Tages über alle Hemmungen triumphieren und glücklich sein werden. In Ihnen ist das, was man Hemmungen nennen kann, besonders stark, aber da Sie ihrer so sehr bewußt sind und so sehr darunter leiden, scheint es, daß sie sich zum letzten Male wie zum Verzweiflungskampfe in Ihnen aufgerichtet haben. Was Ihnen, meinem Empfinden nach, dabei helfen kann, ist ein unbeirrtes und möglichst unbarmherziges Ins-Auge-Fassen dieser Hemmungen, ein nicht Stehen-Bleiben ihrer Betrachtung und Abschätzung auf halbem Wege.
Sie müssen zum Beispiel erkennen, daß ein Gefühl wie das, etwas als groß Erkanntes durch persönliche Daran-Anteilnahme nicht entwerten zu wollen, oder dies: erst abwartenwollen, bis man reif sei, den Schritt nach jenem Großen hin zu tun —, sich den Mantel einer gewissen Schönheit und Zartheit umhängt, um Sie so nur sicherer irgendwo festzuhalten, wo die den guten Göttern widersacherischen Geister, um so zu reden, Sie festhalten wollen.
In Wirklichkeit halten diese Feinde der Entwickelung (Feinde, wie alles, in einem gewissen Sinne) einen Rest von Hochmut, auch von Furcht — von Starrheit lebendig, der, auch von Ihnen selbst, als Demut, als ehrfürchtige Scheu, als zartes Gewissen empfunden wird und damit als etwas zuletzt doch Gutes erscheint.

Leuchten Sie aber mit rechter Kraft in diese Dinge, so gilt doch vor allem zweierlei: Der einzelne Mensch kann sich stets doppelt betrachten. Einmal ist er als Teil der Gottheit göttliche Wesenheit selbst und es gibt nichts im Himmel und auf Erden, worauf er nicht sein ewiges Recht hätte.

Ich weiß, daß ohne mich
Gott nicht ein Nu kann leben usw.

Warum wird das immer nur gelesen und gesprochen und geht nie in Fleisch und Blut über. Wie ist es möglich, diese Wahrheit immer vor sich und doch nicht in sich zu haben. Zum andern kann der Mensch sich rein menschlich betrachten, und dann wird er zuletzt bei sich als dem ‚Sünder' endigen, für den überhaupt nichts als Gericht und Verdammnis existiert. Man ‚verdient' also zugleich *alles* und *nichts*. Es gibt nur diese zwei Standpunkte. Ein Dazwischen wie etwa: ich verdiene soundso viel, oder jetzt verdiene ich das, aber dann und dann werde ich jenes verdienen, sollte das Subjekt nie von sich aus bestimmen.
Unser kleiner Verstand zwischen Geburt und Tod — wir haben über ihm noch den großen, der als unser verborgener Führer und Erzieher unser Schicksal von Erdenleben zu Erdenleben weiter bestimmt — sollte hier möglichst schweigen lernen und es der Seele nicht verschleiern, daß es *immer* Gnade ist, zu welchem Zeitpunkte auch ein neuer Weg sich öffnet. — Wenn Sie, lieber, lieber Freund, schreiben: ... »Ich muß erst mit mir selbst fertig werden, und erst muß der Moment kommen, in dem ich meinen Weg vor mir sehe — dann, hoffe ich, werde ich die Kraft finden, ihn zu gehen —« so kann das ja vielleicht für Sie richtig und notwendig sein, aber es könnte auch so sein, daß Sie sich damit sagen: ich will mir den Kompaß erst kaufen, wenn ich den Weg nach dem Südpol aus eigener Kraft, in meiner eigenen Weise gefunden haben werde. Daß, wenn Sie sich hätten entschließen können, zu den mancherlei Ausführungen, die Sie damals so willig von mir anhörten,

noch langsam hinzuzunehmen, etwa nur, was die ersten zwanzig Seiten des Buches ‚Theosophie' bieten, oder die ersten Absätze der Schrift ‚Wie erlangt man Erkenntnisse höherer Welten', in Ihrem Innern dadurch Kräfte erregt und gestärkt worden wären, die den von Ihnen geschilderten Prozeß des Suchens und Ringens hätten wundersam beeinflussen, klären, verkürzen können. Das ist es, was ‚Retardus' (eine Gestalt in unsern Mysteriendramen und verwandt dem ‚Gemischten König' in Goethes ‚Märchen') Ihnen mit bestem Erfolg zu verhüllen vermocht hat. Auch darin liegt nichts als Täuschung, wenn Sie glauben, man müsse die geistige Welt in den uns gebotenen Mitteilungen nun gleich von vornherein im Ganzen ergreifen, während es vielmehr darauf ankommt, sich nur erst einmal von diesem und jenem aus ihr ergreifen zu *lassen*.

Wenn jemand eine kurze Seitenfolge, zum Beispiel von S. 26 der ‚Erkenntnisse' an wirklich in sich *Leben* werden läßt, so ist das mehr, als wenn ein anderer sämtliche Bücher liest, weiß (resp. zu wissen glaubt) was darin steht und sich sagen zu können meint: ich habe mich nun ernstlich mit Geisteswissenschaft beschäftigt. Dadurch, daß er damit beginnt, die Fähigkeit zu meditieren in sich zu pflegen, vergreift er sich an nichts, dilettiert er deshalb in nichts, tastet er darum in nichts vorwitzig umher. Er läßt einfach ein erstes Samenkorn in sich aufgehen und wartet ab, wozu es sich weiter wird angeregt fühlen. – Schließlich möchte ich auch jenes Gefühl der Beschämung berühren, das uns befällt, wenn wir von großen Erlebnissen wieder in den Alltag zurückkehren müssen und von dem Sie gelegentlich Hölderlins, Dostojewskis sprechen.

Nun, erstens waren diese Menschen – denken Sie besonders an Dostojewski – auch Menschen, ähnlich den andern, und sind (so gut wie jetzt ihre Leser) als Schreiber ihrer Werke zwischen und nach ihnen im Alltag so verstrickt gewesen, wie

es eben sein muß, wer im Alltag leben muß. Der Mensch wäre überfordert, müßte er sich als Leser verpflichtet fühlen, die *Höhepunkte* des Dichters zu seinem Normalzustand zu erheben. Es ist unser Ideal — aber gleichzeitig ist auch das Leben noch da und fordert mit dem gleichen Recht von uns Teilnahme für *sich*, an *sich*, und zwar nicht nur an seinem Angenehmen, sondern an *allem*, was uns aus ihm entgegentritt und was nichts andres ist als das Complement unseres persönlichen Lebens, das Weltkarma zu unserm Einzelkarma.

Wie könnte zum Beispiel ein Okkultist je wieder unter Erdenverhältnissen leben wollen, er, der zugleich in den geistigen Welten lebt und wirkt, wenn er nicht fähig wäre, der Erde voll zu geben, was der Erde sein muß, so wie er dem Übersinnlichen gibt, was dem Übersinnlichen gehört. Sie sagen ungefähr: jeden Morgen muß man an dem Gewebe von Dummheit und Lüge mit weiter weben — aber dem ist doch nicht so. Denn wenn Sie sich *innerlich* von dem Werke frei fühlen, das Sie pflichtgemäß und auch mit voller Gewissenhaftigkeit äußerlich tun müssen, so weben Sie *nicht* mit und dienen mitten im Materiellen dem Geiste, den ‚Göttern' des Lichts.

Zweitens aber werden Sie, als Erkennender, auf all diese ‚Dummheit und Lüge' mit anderen Augen schauen und indem die dira aber auch magna und divina necessitas aus allem hervortritt, wird für Sie *Sinn* in das Ganze kommen, und es werden nicht mehr bloß Dummheit und Lüge sein. —

Ich muß jetzt schließen und zwar mit schnellem Entschluß, sonst wird Ihr Warten auf unsere Liebe und unseren Dank (die *schönen* Rosen!!) unmutig.

Es umarmt Sie

Ihr

Chr. M.

Als sie aus dem Gartentor traten, bemerkten sie, daß der Wind sich wieder gedreht hatte. Die vom vormittäglichen Föhn aufgeschmolzene Schneeschicht war spiegelglatt gefroren, das Blau des Himmels fahl geworden. Sacht fiel die Dämmerung ein. Während sie sich vom Haus entfernten, hörten sie den Pfau schreien und sahen, sich umwendend, im Erker ein Licht aufgehn.

Ein Weilchen blieben sie stehen. Anselm Gysbrecht fragte das Mädchen, ob sie sich wie er ins Freie gesehnt hätte. Anna erwiderte nachdenklich, ob er es für möglich hielte, daß es auch für sie beide einmal so werden könnte, daß sie mit den Abgeschiedenen in längst versunkener Zeit hausten, während das Leben um sie weiterging und sie hätten keinen Teil mehr an ihm.

Anselm schüttelte den Kopf. Er möchte ein solches Lebensalter überhaupt nicht erreichen, und was sie beträfe, sie würde mit den Jahren nicht altern, sie sei von Sophiens Art.

Während sie eine Zeit lang die Fahrstraße verfolgten, wandelte sich die Dämmerung in Dunkelheit, Sterne strahlten auf und schufen Helle, in die das Schneelicht einging.

Anselm bog in einen Waldweg ein, der, wie er sagte, die Fahrstraße tiefer wieder treffen und ihre Wanderung abkürzen würde. Sie kamen zuerst rasch vorwärts. Der Schnee war hart, in der Mitte des Wegs lief ein ausgetretener Pfad, der sich gut begehen ließ. Anselm, bald neben bald vor ihr schreitend, ergriff zuweilen Annas Hand und leitete sie über schwierige Stellen. Der Pfad verengte sich. Die Bäume zu beiden Seiten waren von grauem Baumbart dicht versponnen und unter der Schneelast so gebeugt, daß sie stellenweise unter ihnen sich durchzwängen mußten, und manchmal hemmte sie stachliges Gesträuch und niedriger Wacholder. Der Schnee glitzerte und machte die Laterne überflüssig. Anna fühlte sich

weltenweit von jedem Menschenort, unausweichlich auf diesen Weg gebannt. Wie im Traum stieg sie abwärts. Die Kälte schärfte sich, biß sich in ihr Gesicht und machte ihre Hände starr.

Anselm mußte es gespürt haben. Er zog pelzgefütterte Lederfäustlinge aus seinen Taschen, verwahrte Annas Hände darin, und beide mußten über die unförmlichen Gebilde lachen. Überdem standen sie wieder an der Fahrstraße, die, an dieser Stelle vereist und glatt, jäh sank. Glockenläuten kam von fern her durch die gläsern klare Luft. Sie hielten einen Augenblick inne. Anna sah etwas bang auf die abschüssige Bahn. Sie mußten sie jedoch nur überqueren, der Waldpfad führte jenseits weiter, noch einmal die Straße schneidend. Nach einer Frist hatten sie sie wieder erreicht, die jetzt tief in das Gelände eingebettet im Sternenlicht gleißend niederleitete. Anselm ergriff Annas Arme und stützte sie, wenn sie ins Gleiten geriet. Allmählich gewann sie, als ob vom Maß seines Ausschreitens eine magnetische Kraft auf sie einwirke, Sicherheit und paßte ihren Schritt dem seinen an. Von Zeit zu Zeit fegte ein heftig wirbelnder Windstoß über sie hin und machte die Kälte noch fühlbarer. Annas Augen tränten, und doch war ihr, als trügen Flügel sie neben dem schweigenden Gefährten hin. Sie sah zu ihm auf. Sein Gesicht war nun geradeaus gerichtet. In seinem kurzen grauen Pelz mit der Lederkappe, die seinen Kopf fest umschloß und deren Pelzverbrämung sich mit seinem Haar mischte, kam er ihr jetzt fremd und neu vor, und doch meinte sie, dieser Erscheinung irgendwo und irgendwann begegnet zu sein. Vielleicht im Traum. Sie sann nach, und ihr Herzschlag setzte plötzlich für Sekunden aus. Unwillkürlich stockte auch ihr Schritt. Aufschauend begegnete sie seinem Blick. Unter dem ihren rötete sich jetzt sein Gesicht. Er lächelte ihr zu und umfing mit seiner Hand ihr Armgelenk fester. Sie schritten gleichmäßig weiter. Anna fürchtete, die Wanderung möchte plötzlich ihr

Ende haben und sie möchten in das Reich der Menschen zurücktreten.
Sie gingen jetzt an einer hohen Mauer entlang. Anselm sagte ihr, das lange Schweigen brechend, hinter ihnen läge das Schloß Ambras, und nun hätten sie den größten Teil des Weges bewältigt. Anna blieb stehn. Ein Geräusch machte sie auflauschen. Es klang, als wäre Lachen und Schluchzen wunderlich gemischt, Murmeln und Flüstern, zuweilen war es, als klinge Glas an Glas, und es drang von jenseits der Mauer zu ihnen.
Anna hob lauschend das Gesicht, traf wieder Anselms Blick, der sich in den ihren senkte. Es verschlug ihr die Stimme, die hatte fragen wollen.
Er antwortete auf die stumme Frage, es sei eine Quelle im Schloßpark, eine Quelle unter der Eisdecke. Als Anna sich streckte, um über die Mauer zu sehen, nahm er sie in beide Arme, hob sie hoch und hielt sie schwebend eine Weile über sich. Sie schloß die Augen. Alles Blut strömte ihr zum Herzen, als ob die gehemmte Quelle jetzt ihr durch den Leib fließe. Anselm ließ sie langsam an seine Brust sinken, und sie immer noch in seinen Armen festhaltend, lief er gleitend den gefrorenen Weg hinab, an dem alten Soldatenfriedhof vorüber bis zur Ebene. Am Waldrand stellte er sie zu Boden. Sie schwankte, er hielt sie mit den Armen umfangen. Er hob ihr Gesicht, strich ihr das wirre Haar aus der Stirn und küßte sie lange, gewalttätig und feierlich auf den Mund. Sie wußte unverbrüchlich ihr Leben in das seine eingehen. Er schob sie ein wenig von sich ab, sah ihr ernsthaft in die Augen. Sein Mund bewegte sich wie im Sprechen, aber kein Laut wurde hörbar.
Sie gingen Seite an Seite – ihre Linke war von seiner Hand fest umschlossen – langsam durch die schon abendstille Vorstadt und durch das Tor in die Stadt ein. Da war eines der ersten Häuser der Hauptstraße der alte Gasthof, in dem Silbernagel sie hatte warten heißen, bis der Schlitten sie holen käme.

Die große Wirtsstube war an diesem Abend fast leer. In den Ecken saßen, jeder für sich, ein paar verlorene Gestalten auf den Wandbänken hinter den Tischen. Dunkel funkelte der Wein in den kleinen Karaffen vor den einsamen Gästen. Der Boden roch frischgescheuert, der grüne Kachelofen, der wie eine Burg in den Raum ragte, gab gelinde Wärme, durch die Fenster schimmerten die Schneewälle, die draußen die Straße säumten, und ein Ausschnitt gestirnten Himmels.
Anselm wählte einen Platz in dem geräumigen runden Erker. Eine matte Lampe schwebte über der weißen Ahornplatte des Tisches. Das Kruzifix zwischen den Erkerfenstern war mit Mistel- und Wacholderzweigen besteckt. Sie überblickten so den Raum und die Straße. Er nahm Anna den Pelz ab, zog ihr seine unförmigen Fäustlinge von den Händen und schob ihr ein Holzbänkchen unter die Füße. Sie errötete, als der Wirt grüßend an den Tisch trat und sagte, Silbernagel habe im Vorbeifahren angehalten und lasse den Herrschaften bestellen, sie möchten sich gedulden, der vereiste Weg sei den Pferden schwierig geworden. Man werde für einen andern Vorspann sorgen müssen, ehe der Schlitten wieder abfahren könne.
Anna wehrte für sich ab, als das aufwartende Mädchen kam und fragte, ob sie zu speisen wünschten, ließ es aber geschehen, als Anselm heißen Wein für sie beide bestellte.
So saßen sie schweigend. Das herbsüße betäubende Aroma von Wein und Gewürzen stieg auf. Allmählich lösten sich Anna die Glieder, die sanft einschläfernde Wärme überwältigte sie, und sie wehrte sich nicht gegen das Versinken in einen traumseligen Dämmerzustand. Jetzt begannen die Glocken von den vielen Türmen der Stadt ein mächtiges Geläut. Eine der Türen sprang auf, und ein Chor von Stimmen drang vom Flur ins Zimmer. Ein Priester trat ein, von zwei Chorknaben begleitet, die Rauchfässer schwangen, hinter ihm der Wirt als Hausvater, dann die Familie und endlich das

zahlreiche Gesinde, alle laut betend. Die wenigen Gäste erhoben sich und stimmten ein. Der Hausvater schrieb die Zahl des anhebenden Jahres mit den magischen Namenszeichen über jede der drei Türen. Weihrauchwolken hinter sich lassend, entfernte sich der Zug.
Anna schrak auf, als Silbernagels Kutscher erschien — es war, als tauche er aus den Schwaden des duftenden Nebels auf — und die Ankunft des Schlittens meldete. Anselm hüllte Anna in einen weiten Pelz, den Sophia vorsorglich mitgeschickt hatte. Man hatte die Pferde getauscht. Auf der Fahrt erzählte der Kutscher von den Fährnissen und Schwierigkeiten, die ihnen begegnet seien, vor allem aber von der Angst, die die beiden alten Damen ausgestanden hätten. Unterwegs hätten sie abergläubische Anwandlungen gehabt und einmal sogar den Schlitten verlassen wollen, um in einem Bauernhaus Obdach zu suchen. Alle hätten aufgeatmet, als man sie vor der Tür des Damenstifts absetzen konnte.
Da man das Silbernagelsche Schlößchen vor sich sah, wurde Anna von Scheu befallen, wie sie vor Sophia treten solle. Anselm hielt ihre Hand beim Aussteigen fest und drückte sie, als ahne er ihre Verwirrung.
Als sie eintraten, fanden sie die hellerleuchtete Eingangshalle von fröhlichem Tumult erfüllt. Drei Sternsinger, unter ihnen der königliche Mohr in feierlich grotesker Verkleidung, sangen ihre Lieder und heimsten die Gaben ein, die in Körben schon für sie bereit standen. Ein großes Gefolge von Dorfkindern hatte sich an sie geheftet. An einem langen Tisch war für alle ein Imbiß bereit, an dem Silbernagel und seine Gäste teilnahmen. Die beiden Ankömmlinge gingen in der allgemeinen Feier unter, ohne daß man ihrer groß acht hatte. Nur Sophia sah Anna einige Male lange wie prüfend an. Schließlich gingen alle, nach Abzug der ländlichen Gäste, von der nächtlichen Fahrt ermüdet, frühzeitig zur Ruhe.
Am Morgen des Dreikönigstages fuhr Silbernagel mit den

Frauen in die Stadt hinunter, um in der Hofkirche das feierliche Amt zu hören. Anna kniete neben Sophia. Sie legte das Gesicht auf die verschlungenen Hände. Sie fühlte Sophiens Blick besorgt auf sich ruhen und hob auf die flüsternde Frage, ob sie sich etwa krank fühle, verneinend das Gesicht. Sophia schüttelte nachsichtig lächelnd das Haupt. Orgel und Gesang brauste über sie hinweg. Die großen Erzfiguren des Mittelschiffs umstanden wie Wächter das Zauberland, in dem Anna sich nun heimisch wußte. Von Sophia aufgerufen, verließ sie nach Schluß des Gottesdienstes die fast geleerte Kirche.
Heimgekehrt, beschloß sie nach einer Weile Sophia aufzusuchen. Freilich schien ihr zweifelhaft, ob sie Worte fände für das, was sie bestürmte, ob es überhaupt Worte dafür gäbe. Aber vielleicht würde Sophia erraten und ihr das Aussprechen ersparen. Es war ihr, als habe in deren Blick am Morgen, als sie die Kirche verließen, ein solches Versprechen gelegen.
Sie trat auf den Flur und bat ein Mädchen, das sie dort antraf, bei Sophia anzufragen, ob sie zu ihr kommen dürfe. Das Mädchen sagte ihr, eben habe sie Gysbrecht dorthin geführt, der sich ebenfalls durch sie habe anmelden lassen.
Anna trat in ihr Zimmer zurück. Sie lehnte den Kopf an das Fenster, das noch von der Nacht her einen Rand von Eisblumen hatte. Es war ein zartes Farrenkraut, auf das sie sah. Die Ofenwärme von innen und die Morgensonne von außen zehrten es hinweg, während sie die Stirn an die kalte Scheibe legte und über Fluß und Stadt hin nach den jenseitigen Bergen sah.
Später wanderte sie zwischen Tür und Fenster hin und wider. Durch die Tür, die ihr Zimmer mit dem Sophiens verband, meinte sie den Schall einer Zwiesprache verhaltener Stimmen zu vernehmen, nicht hörbarer als das Klopfen ihrer eigenen Pulse. Eine Stunde mochte vergangen sein, als die Dienerin an ihrer Tür erschien und sie bat, ihr zu Sophia zu folgen. Als sie eintrat, sah sie zunächst nur diese in einem tiefen

Sessel im Erker des großen Gemaches sitzen. Näher tretend erst gewahrte sie Gysbrecht sich von einer niedrigen Bank zu Füßen Sophiens erheben. Er nahm die Hand der Frau, die ihr Gesicht noch ab und dem Fenster zu gewendet hielt, küßte sie, wandte sich, um den Raum zu verlassen, ging auf Anna zu, die jetzt blaß und zögernd inmitten des Zimmers stand, nahm ihre beiden Hände in die seinen, legte sie einen Augenblick an seine Brust, strich ihr übers Haar und schob sie sanft gegen die Sitzende, die ihr Gesicht noch immer abgewendet hielt. Anna hörte eine Tür sich leise schließen.
Der Erker, in dem Sophia saß, war durch das dichte Geäst einiger hohen Tannen vor den Fenstern in ein grünes Zwielicht getaucht. Anna trat vor und ließ sich auf der Bank nieder, auf der Gysbrecht eben gesessen hatte. Sie wagte nicht aufzusehen, sondern verbarg ihr Gesicht in den Falten des violetten Samtes des Hauskleids, der es wie ein weiches Nest aufnahm. Sie fühlte bald eine linde Hand sich um ihren Kopf legen, aber sie spürte auch Träne auf Träne darauf niederfallen.
Sophia begann mit verhüllter Stimme zu reden, fast als spräche sie zu sich selbst. Sie erzählte von Anselms Mutter Juliane, von ihrer gemeinsamen Jugend, von Anselms Geburt und Julianens Tod, von der zweiten unglückseligen Ehe des Vaters und von seinem Sterben, und wie Anselm ihr von der Mutter als ein Vermächtnis hinterlassen sei. Jetzt habe sie Anselms Antrag Christina, Annas Mutter, und Franz Muracher, ihrem Vormund, zu bestellen und Anselms Fürsprech müsse sie sein, das habe sie ihm zugesagt. Nun wolle sie aber fragen, ob denn sie, Anna, ihres eigenen Willens durchaus sicher sei. Das Mädchen hob das Haupt und nickte ihre Zustimmung. Es dürfe, sagte Sophia, nach einer Augenblickswallung nicht entschieden werden. Ob sie denn auch alles bedacht und wohl besonnen habe. Jetzt schüttelte Anna erstaunt den Kopf und so heftig, daß die Nackenlöckchen tanzten:

nein, dazu sei keine Zeit gewesen. Es sei ja auch gar nichts zu bedenken, meinte sie schließlich leise, und dies waren ihre ersten Worte. Sophia wandte ihr das Gesicht ins Licht, sah sie lange mit noch feuchten Augen an und sagte, ja, es müsse wohl so sein.

Anselm wolle morgen vorausfahren, fügte sie dann noch bei, und Mitte des Monats, wie es vorgesehen sei, würden sie alle folgen. In München erst wolle sie mit Renner zunächst alles besprechen. Er müsse gehört werden, es gäbe da sicherlich mancherlei, was sie beide nicht bedächten. Sie habe inzwischen Zeit, sich zurechtzulegen, wie es der Mutter und dem Vormund zu vermitteln sei. Auch Anselms Großmutter in Wien müsse verständigt werden. Hier und jetzt aber würden sie als echte Verschwörer alle drei zu schweigen haben.

An diesem Tag traf Anna mit Anselm nur noch in Gegenwart der andern zusammen. Da er am frühen Morgen zur Bahn fahren sollte, nahm er schon am Abend Abschied von den Hausgenossen. Als er ihre Hand hielt, sah Anna seine Augen von Zärtlichkeit verdunkelt auf sich ruhn.

Sie lag in dieser Nacht lange wach. Die Geräusche der Finsternis suchten sie wie trauliche Genossen heim. Es war ein Raunen in den Bäumen, ein Klirren von berstendem Eis vom Fluß herauf, Käuzchenruf aus dem Garten, schlaftrunkenes Knurren der Hofhunde, Hahnenkraht, Fuchsbellen vom Waldrand herunter, über der Zimmerdecke ein Trippeln und Huschen. Durchs Eisengitter des Ofens sah Anna die letzte Glut verglimmen. Lange nach Mitternacht erst schlief sie ein.

In der ersten Dämmerung schon fuhr sie von einem Geräusch an ihrer Türklinke auf. Sie hörte behutsame Schritte auf dem Gang. Die Treppe knarrte leise, ein Tor wurde aufgeschlossen — sie aber sank von der langen Nachtwache ermüdet in ihren Schlaf zurück.

Gegen Morgen träumte sie, sie sähe den grauen Fremden aus dem Murachergarten aus dem Hause treten, aber es war das

Haus, in dem sie schlief, Silbernagels Schlößchen an der Berglehne über dem Inn. Der Graue ging federnden Schrittes zwischen den Tannen und Eichen durch den verschneiten Garten, tat am Ende eine kleine Gittertür in der Mauer auf, stieg bergan, im Gleichmaß ausschreitend, wandte den Kopf. Es war Anselms Gesicht. Er trug den kurzen grauen Pelz, die grau verbrämte Kappe. Jetzt ging er an dem Steinbruch auf halber Berghöhe vorüber und verschwand zwischen den Felsen.
Anna sprang mit einem unterdrückten Schrei aus dem Bett, machte ihre Tür auf und lauschte in das Haus hinein, in dem die Morgengeschäftigkeit sich schon regte. An der Türklinke hing ein Blumenbündel, ein großer Strauß aus Christrosen und Veilchen.

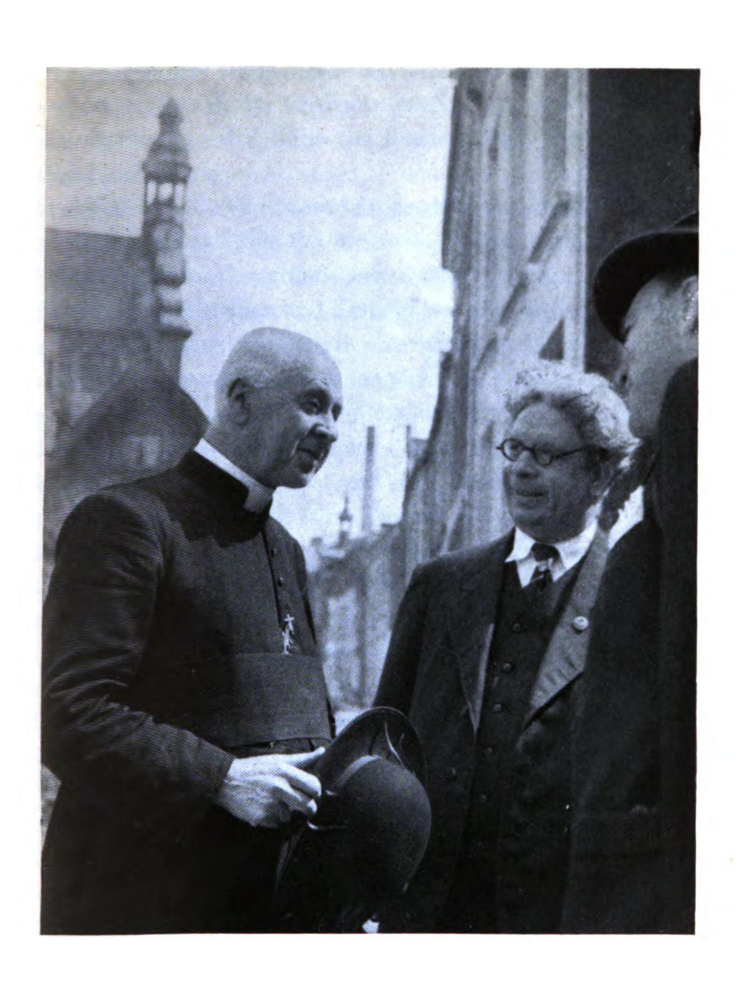
LIA TIMMERMANS · DIE LETZTEN WERKE

Adriaan Brouwer

In den Kriegsjahren machte das Herzleiden meinem Vater viel zu schaffen, er alterte schnell, und seine Wangen fielen ein. Das Haar wurde nun ganz grau, und an den Schläfen glänzte es weiß. Über die leichten Herzanfälle sprach er so wenig wie möglich, er verheimlichte sie uns, wenn er konnte. Der Krieg und das menschliche Elend machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Wo er konnte, half er und erwies jedem jeden Dienst, um den er gebeten wurde — was ihm häufig mehr Mühe verursachte, als seinem kranken Herzen zuträglich war. Der Krieg und sein körperliches Leiden machten ihn zum alten Mann. Er lebte nun noch mehr und intensiver nach innen; seine seelische Kraft hatte er nicht eingebüßt.
Da er und Van Rompay viel malten, drängte es ihn, wieder ein Buch über einen Maler zu schreiben, mit dem er sich seit langem beschäftigte: Adriaan Brouwer. Er hatte eine Vorliebe für Brouwer, und wo es eines seiner Bilder zu sehen gab, betrachtete er es immer wieder. »Ja, das sind Farben,« sagte er,

»der kann malen. Wenn er die Mittel gehabt hätte, es wäre ihm nichts unerreichbar geblieben bei seiner Begabung. Aber es mag gut sein, daß er geblieben ist, was er war, sonst hätte er vielleicht auch anders gemalt.« Und wieder begann Vater, wie zur Zeit seines ‚Bruegels' in den Werken des Künstlers den Menschen aufzuspüren. Früher hatte er gesagt, er würde kein Buch mehr schreiben wie den ‚Bruegel', weil er dafür zu viel Unterlagen brauchte und sich in seinem Roman an die geschichtlichen Gegebenheiten halten müsse; das erfordere eine zu lange Vorbereitung. Von Brouwer war so wenig bekannt, daß er alle Fakten auf eine Seite einer Papiertüte schreiben konnte. Diese spärlichen Notizen, das Porträt Brouwers, das Van Dyck gemalt hatte und dessen eigene kleine Bilder waren die einzigen Anhaltspunkte. Aus ihnen ließ Vater das romanhafte Leben Brouwers erstehen und schuf die merkwürdige Gestalt eines Malers, der, obwohl in jungen Jahren gestorben, doch gewaltig gelebt hat. Das Buch baut sich auf zwei Themen auf. Das erste lautet: »Es ist wohl gut, daß man ist, wie man ist, denn unsere Fehler sind ein Teil unserer Stärke.« Und das andere, mit dem ersten verwandt formuliert Brouwer selber: »Ich bin gewesen, was ich sein mußte. Es hängt nicht von uns ab, ob wir ein Heiliger, ein Künstler oder ein Kesselflicker werden. Gott bläst einen wie Zichoriensamen auf die Welt, und man bringt hervor, was er in einen hineingelegt hat.« Als Van Rompays Bilder vernichtet waren, sagte Vater: »Seht, Kinder, es ist nicht gut, wenn der Mensch alles voraussehen will und im voraus ordnen möchte. Das liegt nicht in unserer Macht. Wir müssen das meiste der Vorsehung überlassen.«

Die bewegten Zeiten, in denen Brouwer gelebt hat, läßt Vater uns durch dessen Augen sehen. Aus dem Maler hat er einen großen Künstler und einen schwachen Menschen gemacht, der selbst sagte: »In allem habe ich schlampig gelebt, nur in meiner Kunst nicht.« Vater hat gern an diesem Buch geschrie-



Felix Timmermans vor seinem Haus in Lier

ben und sagte: »Das wird ein starkes, aber derbes Buch werden; es ist in der Ich-Form geschrieben, und ihr könnt euch vorstellen, daß Kerle wie Brouwer kein Blatt vor den Mund nehmen.«

Vater hat oft einfache Menschen geschildert, aber diese Welt, in die Brouwers Bilder ihn hineinzogen und worin er seinen Helden leben und zugrunde gehen läßt, war ihm neu. Es ist eine Welt der Kneipen und Gefängnisse, der Soldaten, Händler und Jahrmarktschreier mit einer eigenen, fast philosophischen Lebensanschauung. Ihnen steht die Welt der Künstler, eines Rubens, Frans Hals, Teniers und Van Dyck gegenüber, die alle subjektiv mit Brouwers Augen gesehen sind. Der ist selber ein Künstler, lebt und stirbt aber unter dem niederen Volk, kaum dreißig Jahre alt und völlig verbraucht. Diesen Adriaan stellt Vater in ein leidenschaftliches, bewegtes und tragisches Leben hinein. Er hängt zwar nicht daran, aber er liebt es doch, denn seine Kunst macht ihn glücklich. »Das Leben ist schmutzig und häßlich,« läßt Vater ihn sagen, »aber zwischen den Zeilen steht allerlei Göttliches.«

Es ist häufig behauptet worden, daß zwischen Bruegel und Vater eine gewisse Verwandtschaft bestünde. Das ist bei Brouwer nicht der Fall. Er läßt ihn manches sagen, was ihn charakterisiert, was aber nicht Vaters Meinung ist, wie die Urteile über Rubens und Van Dyck. Dazwischen finden sich aber auch Gedanken und Äußerungen Brouwers, die Vaters Meinung wiedergeben.

Ich erinnere mich noch genau, wie er uns zum ersten Mal daraus vorlas. Sonst war er es nicht mehr selber, der das tat, es war irgendwo eine leise Stimme, die fast eintönig die Worte bildete. Diesmal vollzog sich die Verwandlung nicht, es blieb seine eigene Stimme, die da sprach. Das Buch beginnt und endet auf Adriaans Sterbebett. »Nun lieg ich hier im Hospital, ein geschlagener Mann, auf dem Stroh der Armen ... Ich fühle, es ist aus mit mir und abgelaufen. Und das ist gut

so ... Keiner von den Freunden kümmert sich um mich. Nur Dupont kommt jeden zweiten Tag, fragt, wie es mir geht, tröstet mich auf seine Weise – und bringt mir die Grüße von Rubens: der will auch mal kommen. Man kennt das! Aber es friert und schneit, und sie könnten sich den Schnupfen holen. Nun warte ich darauf, daß mir die Augen zufallen. Wenn der Tod kommt, wird es still. Und die Stille naht, ich fühle, wie sie Tropfen für Tropfen immer höher in meinem Geist aufsteigt.«
Als er mit Lesen aufhörte, fragte er wie gewöhnlich: »Nun, wie findet ihr das?« Mutter sagte einige Worte. Wir blieben stumm, den ganzen Abend, während wir sonst alles miteinander besprachen. Auch unser Gefühl blieb stumm; es war da etwas, das wir nicht auszusprechen wagten und einander doch von den Augen ablasen. Später fragte Clara mich: »Lia, hattest du auch so ein banges Gefühl, als Vater aus ‚Brouwer' vorlas?« – »Ja, der Schluß kam mir so unheimlich vor. Mir war, als ob Vater selber spräche und nicht Brouwer.« Aber wir beruhigten einander und sagten uns, daß dieses Ich eben Brouwer sei, daß es sich ja nur um eine Dichtung handele und daß man manchmal glaubt, man fühle eine Gefahr nahen; aber schließlich stellt man fest, daß man sich getäuscht hat und vergißt es wieder. Wir vergaßen es auch.
Obwohl Vater sehr gealtert und ein wenig verfallen war, blieb seine geistige Kraft unvermindert; sie wuchs, und seine Persönlichkeit wurde noch stärker. In ‚Brouwer' ging er ganz auf. Er malte damals viel und schrieb mit seinem Mitarbeiter und Freund Karl Jacobs ein Bühnenstück nach dem ‚Pieter Bruegel'. Am Abend der Uraufführung saßen wir alle zusammen, und der kleine Gommar sagte: »Papa, wann macht ihr einmal ein Theaterstück für mich und meine Freunde? Von Kaluiken! Die Geschichten von Kaluiken.« Noch am gleichen Abend entwarf Vater mit Karl Jacobs ein Kinderstück ‚Die unsichtbare Hand'. Gommar war zwölf Jahre und Vaters bester Freund. Er hatte seinen Sohn gern um sich und

erlebte viel Freude an ihm. Er erzählte oft für ihn Geschichten, in denen der Junge selber der Held war, so auch in der ‚Unsichtbaren Hand' und ‚Perlamuna'. Er schrieb damals drei Bände Kindergeschichten, lauter ursprüngliche Märchen. Er hatte noch viele Pläne, malerische und schriftstellerische.

Eines schönen Sommertages hatten wir uns für einen Spaziergang fertig gemacht, als Vater einen Herzaderkrampf bekam. Der Geistliche und der Arzt kamen in aller Eile. Sechs Stunden schwebte er zwischen Leben und Tod. Die Ärzte sagten, nur sein starker Wille und seine ungewöhnliche seelische Kraft hätten ihm geholfen.

Vater war immer unser ein und alles gewesen, und obwohl er gelegentlich leichtere Herzanfälle erlitten hatte, konnten wir uns diese Wendung nicht vorstellen. Wenn er von seiner Krankheit gesprochen hatte, war es in scherzhaften Worten geschehen wie in einem Brief an einen Freund: »Mit meinem Herzen gehe ich langsam, wie hinter der Prozession.« Er hatte nie geklagt und alles getan, um uns nicht daran zu erinnern. Wie wir diesen Nachmittag herumgebracht haben, weiß ich nicht. Die Ärzte hatten strengstens jeden Besuch verboten, aber es mußte jemand bei ihm wachen, und wir drängten uns alle dazu. Als der Anfall vorüber war, litt er unter heftigen Schmerzen von den vielen Morphium- und Kampferspritzen. Aber die unmittelbare Gefahr war vorüber, und unser Vater konnte uns wieder ein kümmerliches Lächeln schenken. Das erste, was er sagte, war, daß wir uns seinetwegen keine Sorgen machen dürften. Alles ginge gut.

Adagio

Nach drei Wochen war eine leichte Besserung festzustellen. Aber sobald er eine ungeschickte Bewegung machte, fühlte er eine leichte Beklemmung. Heftige Aufregungen — und bei Vater war eigentlich jede Erregung intensiv — riefen sogleich eine lebensgefährliche Krise hervor. Und Aufregungen wur-

den ihm in jener Zeit leider nicht erspart. Inzwischen wurde es Winter, der Winter 1944/45. Zu den Beschwerden der Krankheit kam noch die Einsamkeit. Nicht als ob Vater keinen Besuch bekommen hätte, aber es blieben diejenigen fort, die in der Zeit des Glanzes neben ihm den Ehrenplatz hatten einnehmen wollen, und auch jene, die einen guten Teil seiner Zeit mit ihren eigenen Schwierigkeiten in Anspruch genommen hatten; und schließlich jene, denen er Dienst um Dienst erwiesen hatte. Sie konnten nicht kommen, denn das Wetter war schlecht in jenem traurigen Winter, und sie hatten ihre Arbeit, und später, im Sommer, mußten sie verreisen. Trotzdem war er nicht verlassen. Viele von seinen alten Freunden hielten ihm die Treue, und es kamen andere, die früher im Schatten geblieben waren und nun in seiner Krankheit ihr Mitgefühl bekundeten. Ein altes Mütterchen kam aus Flandern angereist, ein Rosinenbrot in ihrer Netztasche, zwei Lehrer aus Hasselt benutzten einen freien Donnerstagnachmittag, um ihn zu besuchen, die gute Nachbarin brachte selbstgebackene Fladen, ein Bauernmädchen Blumen aus dem eigenen Garten. Und dann war da auch die Jugend: ein Student, die Mütze in der Hand, und ein angehender Dichter mit einem Buch unter dem Arm traten schüchtern an Vaters Krankenlager. Tagtäglich, manchmal zwei- und dreimal kam Van Rompay, um zu hören wie es ginge; er brachte alle seine Bilder mit und zeigte sie Vater und jede Ausstellung, die er gesehen hatte, beschrieb er in allen Einzelheiten, so daß Vater immer auf dem laufenden war. Er sah auch mit Freude, daß Tonet zu malen anfing. Er war stolz darauf und ließ ihre bunten Zeichnungen, Temperabilder und Pastelle ringsum in seinem Zimmer an die Wände heften. Er lag im Eßzimmer, wo mittags die Sonne schien: dort war er krank geworden, und dort mußte er bleiben, er durfte nicht umgebettet werden. Das Zimmer lag zu dem kleinen Garten hin, wo im Sommer die Rosen blühten und man ein großes Stück vom

Himmel und den Gommarusturm sehen konnte. An Tagen, da es Vater gut ging, saß er in seinem Sessel neben dem Bett, rauchte vorsichtig eine Pfeife und konnte sehr langsam die vier Schritte bis zum Fenster gehen. Dann freute er sich, den Himmel, die Pflanzen und die Blumen im Garten zu sehen und den Glockenschlägen zu lauschen. Er beobachtete die braunen Kücken oder die kleinen Kätzchen. Er zeichnete, wenn er sich sehr wohl fühlte, sogar ein kleines Bild, das vor ihm auf dem Tisch lag, damit er den Arm nicht viel zu bewegen brauchte. Clara brachte ihm an Stelle des toten Dako einen neuen Hund mit, Duc, an dem Vater viel Freude hatte. Das anhängliche Tier spielte immer vor Vaters Bett, und wenn es ihm nicht gut ging, verhielt Duc sich mäuschenstill. Er lag da und sah seinen Herrn mit traurigen Augen an.

So oft Vater einen Anfall überstanden hatte — der gute Doktor kam immer unverzüglich — blieb er zwei bis drei Tage müde und ermattet liegen. Er konnte sich nicht bewegen, und das Sprechen machte ihm Mühe. Er blieb dann am liebsten allein mit Mutter und den Kindern. Aber sonst hatte er gern Besuch, und letzten Endes war er es, der den Leuten Mut machte und sie aufheiterte. Denn er hatte am meisten zu geben: seine Einsicht, seine guten Worte, seine Ratschläge, seine Freundlichkeit, sein sanftes und mildes Gemüt. Nicht ein einziges Mal habe ich ihn über seine Krankheit klagen oder sich beschweren hören, daß wir etwas verkehrt machten. Häufig sagte er: »Kinder, geht ruhig spazieren oder fahrt mit Mutter nach Antwerpen. Sie muß auch ein bißchen Abwechslung haben. Es ist doch beschwerlich für euch, immer bei einem kranken Vater zu hocken.« Aber Mutter mochte ihn nicht für eine Stunde allein lassen, und bei einem Vater wie dem unseren zu sein, auch wenn er sehr krank war, bedeutete für uns ein Glück, wie es nur wenige andere Kinder kennen werden. Er beklagte sich auch nie über jemanden, den er für seinen Freund gehalten hatte und der sich nun nicht

mehr blicken ließ. Ich habe nie ein böses Wort aus seinem Munde gehört, auch nicht über Menschen, die ihm viel verdankten und nun im Stich ließen. ‚Geduldig ertrug er alles wie ein Heiliger', schrieb Marc Tralbaut in seiner Biographie, und so dachten auch seine Freunde.

Ja, unser Vater war ein durch und durch gütiger Mensch, und oft mußte ich an die Worte des von ihm geschätzten Philosophen Emerson denken: ‚Der gute Mensch besitzt das absolut Gute, das wie das Feuer alle Dinge in ihrer Natur verwandelt, so daß man ihm eigentlich im tiefsten Grunde keinen Schaden zufügen kann.' Ich fragte ihn einmal: »Vater, du bist doch nun krank, und es gibt vieles, was dir Kummer bereiten muß. Bist du trotzdem glücklich? Denn darauf kommt es doch an.« »Ja,« antwortete er, »ich bin glücklich, und ich freue mich, daß du danach fragst.« — »Wir haben etwas, das man uns nicht nehmen kann, nicht wahr!« Er sah mich lächelnd an und antwortete mit einem Kopfnicken: »Wenn du das nur weißt.«

Oft las er im Bett. Er trug dann eine Brille, die ihm bis auf die Nasenspitze rutschte. Wenn er aus seinem Buch aufblickte, mußte er darüber hinwegsehen. Häufig hielt er noch ein Vergrößerungsglas über die Zeilen, aber das ermüdete ihn schnell. Dann legte er das Buch beiseite und betete den Rosenkranz. Oder er blickte, in die Kissen gelehnt — er konnte wegen des Herzens nicht mehr flach liegen — aus dem Fenster und träumte und sann.

Von seinem brabantischen Vater hatte er einen gewaltigen Lebensmut mitbekommen, doch die fromme kempische Natur der Mutter, die Vater immer in seinem Innern verschlossen gehalten hatte, gewann nun die Oberhand. Auch äußerlich glich er der Großmutter immer mehr. Je vollendeter und vollkommener ein Mensch wird, je mehr er sich nach innen wendet, um so einsamer wird er. Früher hatte Vater noch oft mit Freunden über sein Werk gesprochen. Nun aber, da er Gedichte zu schreiben begann, sprach er mit niemanden da-

von. Er war dahin gelangt, wo man ganz allein steht, allein mit sich und Gott. Seine Gedichte schrieb er, wenn er allein war, aber auch wenn die Familie bei ihm saß, auf ein Stück Papier, das er auf sein Buch oder die Lehne seines Sessels legte. Und ohne daß wir es gewahr wurden, waren sie mit einem Mal da. Einem Freund schrieb er darüber: »Prosa habe ich nicht mehr geschrieben, das regt mich zu sehr auf. Dann flackert mein Blut, und dem ist mein Herz nicht gewachsen. Aber ein paar alte Gedichte, die ich früher auf einem Umschlag oder in ein Notizbuch gekritzelt hatte, habe ich entziffert, aufpoliert und ihnen neuen Atem eingehaucht. Und aus den schlummernden Knospen sind unter der Sonne der Erfahrung und dem Regen eines heiligenden Leides (wer hätte keins?) Gedichte gewachsen. Sie haben alle religiösen Charakter. Ich habe keine Mühe mit ihnen gehabt. Ich will nicht gerade behaupten, daß sie mir aus der Feder geflossen sind ... Dichten ist ein Rätselspiel der Seele, das Spiel ist nur die Außenseite, der Körper die Seele. Doch davon brauche ich Dir nichts zu sagen, davon verstehst Du mehr als ich. Aber eines muß ich Dir noch schreiben, daß ich staune, wie einfach und wie schwierig zugleich es ist, ein Gedicht zu machen. Dafür muß man an die sechzig Jahre alt geworden sein ...«

In einem andern Brief heißt es: »Wahrhaftig, Verse haben etwas von einem Gebet, aber sie dürfen nicht nur alle jene Eigenschaften besitzen, die man von einem guten Gedicht verlangt, es muß noch ein anderes, muß noch mehr darin stecken, das ich nicht näher bestimmen kann. Ein indischer Philosoph hat gesagt: Der eine Gott schleift die Feder, der zweite haucht ihr Leben ein, und der dritte führt dir beim Schreiben die Hand. Es geschehen merkwürdige Dinge in der Seele des Menschen, der dichtet. Wir werden bewegt und getrieben. Es läßt sich eigentlich nichts darüber sagen und doch unendlich viel ...«

Anstatt sich über seine Krankheit zu beklagen und über das

Leiden und die Einsamkeit zu murren, hatte er sich von allem losgelöst und Gott zugewandt. Er war über das Irdische hinausgewachsen und innerlich reicher geworden. Er hat das wohl selber gefühlt, denn als ein Freund ihn fragte, wie er sich fühle, sagte er: »Wie eine reife Frucht im Herbst«, und fügte lachend hinzu: »Und was sagt Emerson? – Eine Frucht, die reif ist, fällt ab.« Hat er geahnt, daß er sterben würde? Manche Äußerungen deuten darauf hin, andere lassen es fraglich erscheinen. Jedenfalls war er sich der unmittelbaren Gefahr nicht bewußt, er ahnte ebensowenig wie wir, daß er nicht wieder gesund werden konnte; das hatte der Arzt uns verschwiegen. Mir scheint, Vater hat, als er sein ‚Adagio' dichtete, gefühlt, daß er am Ende seines Lebens angelangt war. Aber später hat er nicht mehr daran geglaubt, vor allem im Spätsommer und Herbst 1946 nicht, als es ihm besser ging. Da hat er neuen Mut gefaßt und sich nach dem kommenden Frühling gesehnt; bis dahin hoffte er genesen zu sein. Er sprach über seine neue Arbeit, die er schon begonnen hatte, das Leben Jan van Eycks. Der Titel sollte ‚Plus est en vous' lauten.

Diese Worte, die er Jahre zuvor – 1911 – in einem steinernen Wimpel auf einer Kirche zu Brügge eingemeißelt gefunden hatte, haben ihn sein Leben lang nicht mehr losgelassen. In einem Beitrag für das ‚Inselschiff' 1927 schrieb er: »Hinter dem Turm von Lier sehe ich in meiner Phantasie Brügge, die Stadt der goldenen Türme. In einer ihrer Kirchen steht der mystische Spruch ‚Plus est en vous', der mich zu einer Erzählung zwingt und drängt.« Jahre danach kehren die Worte in ‚Ich sah Cäcilia kommen' wieder. Dort schreibt er: »Worin besteht doch das Geheimnis, daß du mich trunken machst vor Liebe? Ich sehe dich, wie du bist, und doch kniee ich vor deiner Erscheinung, denn ‚mehr ist in dir', wie auf einem steinernen Wimpel in einer der dunklen Kirchen von Brügge zu lesen steht.« Damit wollte er sagen, was Emerson mit ande-

ren Worten ausgedrückt hat: »Wenn ich dich liebe, was geht es dich an? Wir sagen das, weil wir fühlen, daß das, was wir lieben, nicht in unserem Willen liegt, sondern darüber steht. Du bist es nicht, es ist dein Glanz. Es ist, was du an dir selber nicht kennst und auch niemals kennen lernst ...« Nun endlich schien er die tiefere Bedeutung dieses mystischen Spruches gefunden zu haben. Er hat nur einige Seiten schreiben können, und den Sinn, den er in diesen Worten gefunden hat, werden wir nie erfahren.

Wenn Vater genesen war, wollte er wieder malen, »aber nun etwas ganz Neues, worüber ihr erschrecken sollt«. Vater liebte das Leben, die Natur und alle schönen Dinge der Erde nach wie vor, doch nun auf eine andere Weise: er war dankbar dafür und von froher Bewunderung erfüllt; aber nähme man ihm plötzlich alles, dann würde er um kein Gramm weniger glücklich sein. Er sagte selber: »Ich habe gern gelebt, ich werde auch gern sterben.«

Am Ende litt er unter heftigen Neuralgien. Das beunruhigte Clara. Sie hatte nämlich gelesen, daß Mozart kurz vor seinem Tode auch daran gelitten habe. Zweimal überstand Vater einen heftigen Anfall. Der Herzspezialist, zu dem Vater ein kindliches Vertrauen hatte, untersuchte ihn und machte ihm Mut. Es gab ein neues schweizerisches Mittel, das ihm bald helfen würde. Die letzten vierzehn Tage, als Vater es einnahm, besserte sein Zustand sich zusehends; er hatte keine Schmerzen mehr und hörte und sah viel besser; er konnte sogar im Zimmer auf- und abgehen und eigenhändig seine Briefe schreiben. In einem der letzten sagte er: »Da es mir nun wieder besser geht, greife ich selber noch einmal zur Feder, um Dir für Deinen schönen Brief zu danken. Das waren gute Worte mit Honig darin, die aus dem besten Herzen kommen ... Ich warte nun auf den Frühling und auf die Sonne. Karfreitag stehen hinter dem Beginenhof immer die duftenden Purpurveilchen! Und ich werde denken: Richard

hat sie auch gern, und ich pflücke eines für Dich mit. Das schicke ich Dir dann . . .«

Inzwischen schneite es Tag für Tag, und nachts fror es, daß es krachte. Am letzten Tage schrieb er noch an ‚Plus est en vous' und zeichnete unseren bunten englischen Hahn im Schnee. Abends, während er Rundfunk hörte (die Berner Oper sendete seinen ‚Weihnachtsfaun') bekam er wieder einen Anfall. Der Arzt kam schleunigst, er traf sogleich die notwendigen Maßnahmen, so daß die Krise schnell behoben war. Alle Gefahr schien vorüber. Vater glaubte selber, daß es besser sei. Wir könnten alle ruhig schlafen gehen. Clara legte sich im Zimmer auf ein Sofa, aber Tonet wollte bei ihm sitzen bleiben. Er lag still und schien ruhig zu schlafen. Kurz nach Mitternacht wollte sie ihm das Kopfkissen bequemer legen. Da stützte er den Kopf auf ihre Schulter und war tot.

Aus dem Flämischen übertragen von Karl Jacobs

AUS DEM SPANISCHEN LIEDERBUCH VON EMANUEL GEIBEL UND PAUL HEYSE

1.

Von dem Rosenbusch, o Mutter,
Von den Rosen komm ich.

An den Ufern jenes Wassers
Sah ich Rosen stehn in Knospen;
Von den Rosen komm ich.

An den Ufern jenes Flusses
Sah ich Rosen stehn in Blüte;
Von den Rosen komm ich.

Sah die Rosen stehn in Blüte,
Brach mit Seufzen mir die Rosen;
Von dem Rosenstrauch, o Mutter,
Von den Rosen komm ich.

2.

SELTSAM ist Juanas Weise.
Wenn ich steh in Traurigkeit,
Wenn ich seufz und sage: heut,
»Morgen«, spricht sie leise.

Trüb ist sie, wenn ich mich freue;
Lustig singt sie, wenn ich weine;
Sag ich, daß sie hold mir scheine,
Spricht sie, daß sie stets mich scheue.
Solcher Grausamkeit Beweise
Brechen mir das Herz in Leid –
Wenn ich seufz und sage: heut,
»Morgen«, spricht sie leise.

Heb ich meine Augenlider,
Weiß sie stets den Blick zu senken;
Um ihn gleich emporzulenken,
Schlag ich auch den meinen nieder.
Wenn ich sie als Heil'ge preise,
Nennt sie Dämon mich im Streit –
Wenn ich seufz und sage: heut,
»Morgen«, spricht sie leise.

Sieglos heiß ich auf der Stelle,
Rühm ich meinen Sieg bescheiden;
Hoff ich auf des Himmels Freuden,
Prophezeit sie mir die Hölle.
Ja, so ist ihr Herz von Eise,
Säh sie sterben mich vor Leid,
hörte mich noch seufzen: heut,
»Morgen«, spräch sie leise.

3.

Wenn du zu den Blumen gehst,
Pflücke die schönsten, dich zu schmücken.
Ach, wenn *du* in dem Gärtlein stehst,
Müßtest du dich selber pflücken.

Alle Blumen wissen ja,
Daß du hold bist ohnegleichen.
Und die Blume, die dich sah —
Farb und Schmuck muß ihr erbleichen.
Wenn du zu den Blumen gehst,
Pflücke die schönsten, dich zu schmücken.
Ach, wenn *du* in dem Gärtlein stehst,
Müßtest du dich selber pflücken.

Lieblicher als Rosen sind
Küsse, die dein Mund verschwendet,
Weil der Reiz der Blumen endet,
Wo *dein* Liebreiz erst beginnt.
Wenn du zu den Blumen gehst,
Pflücke die schönsten, dich zu schmücken.
Ach, wenn *du* in dem Gärtlein stehst,
Müßtest du dich selber pflücken.

4.

Wenn ich dreierlei besäße,
Würd ich schier in Glück versinken:
Dich, o schöne Ines, Schinken,
Liebesäpfelchen mit Käse.

Diese Ines ists fürwahr,
Die mir raubte den Verstand,

Daß ich gar abscheulich fand
Alles, was nicht Ines war.
Und in düsterer Askese
Wollte mir kein Sternlein blinken,
Bis ich jüngst geriet an Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

Ines freilich hat gesiegt,
Doch bald hab ich zweifeln müssen,
Was von diesen drei Genüssen
Mir zumeist am Herzen liegt.
So verlockt mich nun der Böse
Jetzt zur Rechten — jetzt zur Linken,
Bald zu Ines, bald zu Schinken,
Bald zu Äpfelchen mit Käse.

Wenn die Maid von Reizen spricht,
Lobt der Schinken sich geschwind;
Käs und Liebesäpfel sind
Ein urheimatlich Gericht.
Nicht die feinste Hypothese
Macht der Waage Zünglein sinken:
Gleich an Wert sind Ines, Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

Aber so viel bringt mir ein
Diese neue Leidenschaft:
Ines darf so launenhaft
Und so spröde nimmer sein.
Denn der Trost, den ich erlese,
Tut sie nicht nach meinem Winken,
Ist ein herzhaft Stückchen Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

REINHOLD SCHNEIDER
DIE BUSSE DES GRAFEN VON TOULOUSE

Der Held des Dramas ‚Innozenz', dem diese Szene entnommen wurde, ist Papst Innozenz III., der schuldig-unschuldige, den der Widerspruch zwischen der Nachfolge Christi und der Nachfolge Cäsars aufzehrt. Da jede Bemühung — auch die großartigste — die Mächte der Welt dem Gottesreich zu unterwerfen, scheitert, brennt in den verschiedensten Bezirken die Frage auf: Was ist das Reich? Der tragische Kaiser Otto IV., der hier als der ‚letzte Kaiser' erscheint, Philipp von Schwaben, Friedrich II. genügen ihr nicht; der Papst stirbt in Sehnsucht nach dem unerreichbaren Jerusalem; auch die Ketzer in Italien und in der Provence finden keine gültige Antwort; sie ist den Heiligen der Armut überlassen: Franziskus und Elisabeth, die, während die Herrschaft des Antichrist sich anzeigt und im Kinderkreuzzug das Verlangen der Völker nach der Heiligen Stadt auf tragische Weise durchbricht, den von der Zeit ersehnten reinen Aufbruch vollziehn.

ST. GILLES IN DER PROVENCE

Eine hohe breite Treppe führt zur Kirche empor, die geschlossen ist. Vor der Kirche auf der obersten Stufe ein Altar; das darauf stehende Kreuz ist verhüllt, ebenso sind alle Heiligenbilder der Fassade verhüllt.

Volk auf den Stufen und auf dem Platz. Früher Morgen.

EINER AUS DEM VOLKE

Die Gewitter drängten die ganze Nacht am Himmel, aber sie kommen nicht über die Rhône herüber.

FISCHER

Gestern, am Seestrand, als wir die Kähne heraufzogen vor dem Unwetter, lagen die Gebisse verwester Raubfische wie Fangeisen auf dem Sand, Schritt für Schritt.

EIN ANDRER

Schlimm.

EIN ANDRER

Unser Graf, wird er Buße tun?

ANDRER

Er wirds.

ERSTER

Wie's die Römer wollen?

VORIGER

Genau so.

ERSTER

Der Teufelsdienst!

ANDRER

Der Herr! Dort springt er vom Pferd.

(Graf Raymund von Toulouse, sein Sohn, Raymund der Jüngere, der Graf von Foix treten auf.)

DER JUNGE RAYMUND

Du tusts vor Gott.

RAYMUND

Vor allen Menschen.

GRAF VON FOIX

Für dein Land.

RAYMUND *(heftig)*

Soll ichs denn drangeben, ausliefern? Ich kenne die Habenichtse und Nimmersatte wohl, denen es in die Augen sticht. Noch ist kein Turm gebrochen, kein Stein verrückt in den Städten, kein Tropfen Bluts geflossen. Wie hab ichs empfunden auf dem Herritt! Die Menschen schliefen hinter den bunten Läden, das Vieh rasselte, aus den Gärten quollen die Blüten und rankten sich zu den Häusern hinüber. Darüber sehnte sich der Weinstock dem Regen, der Sonne entgegen. Das Licht der Silberpappeln flimmerte und zitterte über den ruhevollen Äckern — kein Halm war geknickt, keine Ähre gekränkt. Und wenn sie nun hereintobten um des Kreuzes willen, in Christi Namen? und in den Burgen das Goldgeweb aus den Truhen zerrten mit ihren schmutzigen Händen, es ihren Weibern umzuhängen, die edlen Pferde herausrissen und Burg um Burg, Felsspitze um Felsspitze und Stadt und Kirche zur Fackel machten? Alles stand vor mir zugleich: der

himmelschreiende Greuel und der Friede, die Morgenstille und die Brandnacht. Aber im Frieden wards mir überantwortet; und wie ichs empfing — besser, reicher an Freude und Wandel — will ich es meinem Sohn geben. Ich tu es für dich, muß es für dich tun.

DER JUNGE RAYMUND

Vater, wie soll ich das Opfer tragen?

RAYMUND

Auf dem Opfer des Vaters ruht alle Herrschaft auf Erden. Du wirst wieder opfern für deinen Sohn.
(Arnald von Cisterz und Peter von Castelnau, gefolgt von Geistlichen, die Ruten tragen.)

ARNALD

Du bist bereit?

RAYMUND *(gereizt herumfahrend)*

Schon? Schon? Und wozu?

ARNALD

Du sollst büßen, abschwören.

RAYMUND

Nenne mir ein einziges Wort aus meinem Munde, das wider den Glauben ist: das schwöre ich ab.

PETER VON CASTELNAU

Graf von Toulouse, du sollst abschwören für dein Land.

FOIX *(lacht)*

In Rom wird nicht mehr gebetet als hier.

PETER VON CASTELNAU

Zum Dämon betet ihr statt zu Gott, in Felsenlöchern statt in der Kirche.

RAYMUND

Bin ich der Hirt der Bischöfe, der Vikar der Prediger in der Kirche? Kann ichs hindern, daß Prälaten leben wie Sultane, mit ihren Jägern, Weibern und Hunden in Klöstern einfallen, um zu prassen? Ists meine Schuld, daß man euch euern Glauben nicht glaubt?

ARNALD VON CISTERZ

Du duldest die Schmähung des Sakramentes in deinem Lande, belehnst Ketzer mit Ländern und Schlössern, versteckst und beschützest die Prediger der Lüge.

RAYMUND

Ja, es ist wahr: wir sind frei in der Provence, freier von jeher gewesen, als euch lieb ist. Wir sagen nicht, eine Laute sei mißtönig, weil ein Araber sie spielt, und leugnens nicht, daß die Heiden uns große Werke hinterlassen haben. Bin ich nicht Herr? Mein Haus steht keinem Königshaus nach; wohl aber gibts Könige genug, mit denen ich mich nicht verschwägern wollte und deren Töchter zu nehmen ich meinem Sohne verbieten würde. Die ihr Ketzer nennt, leben strenger als mancher, den ihr zum Heiligen erhoben habt. Sie wagen weder Fleisch noch Fisch zu essen, führen kein Schwert, vergießen keinen Tropfen Bluts. Zieht ihr mit geschlossenen Augen durch mein Land? Seht ihr nicht, daß ein Segen darauf liegt, daß die Menschen freudig ackern und winzern, daß die Felder schwer tragen, die Bäume fast brechen? Ist das Teufels Werk?

ARNALD

Wir sind nicht zu streiten gekommen. Eine Wolke lastet auf deinem Lande. Sind nicht die Tore der Kirche geschlossen, die Glocken stumm, die heiligen Zeichen in schwarze Tücher gehüllt? Hast du nicht Kirchenbuße versprochen?

RAYMUND

Ich habs, weil ihr drohtet —

PETER VON CASTELNAU

Das Kreuz gegen dich zu predigen.

FOIX

Den Tod gegen den Glauben.

ARNALD

Die Kirche vergießt kein Blut.

FOIX

Nein. Sie läßt es für sich vergießen.

RAYMUND *(mit sich kämpfend)*

Buße. Ich habs angenommen. Warum mußte das Blut meiner Väter wieder aufkochen in mir? Es hatte sich doch gefügt. Ich will noch einmal beschwören, was ich diesen Morgen wie ein Bild der Hölle sah: die Stadtmauern, die sich mit Feuer füllten, daß die Steine glühten; die Geschändeten, Erschlagenen neben den Hufen meines Pferdes. Ja, ich will, ich will. Denn ich muß.

PETER VON CASTELNAU

Gelobt sei Gott!

(Peter von Castelnau, Arnald, die Priester steigen die Stufen empor, während sie beten: Miserere mei, Deus, miserere mei: quoniam in te confidit anima mea... Adhaesit in terra venter noster: exsurge, Domine, adjuva nos et libera nos.)

RAYMUND *(wirft das Oberkleid weg, zu seinem Sohn)*

Streife mir das Hemd ab. Es ist keine Unehre an meinem Leibe. Keine unrechte Hand hat ihn berührt. Ich trage die Narben am Arme, der focht, und auf der Brust, dicht am Herzen.

DER JUNGE RAYMUND

Vater! Daß ich es erleiden dürfte für dich!

RAYMUND

Geduld! Geduld! Es ist einem jeden seine Schande bereitet.

(Er steigt die Stufen empor. Arnald von Cisterz und Peter von Castelnau stehen auf der obern Stufe vor dem Altare.)

PETER VON CASTELNAU

Im Namen unseres Herrn Papstes Innozenz! Raymund von Toulouse, kommst du bußfertigen Herzens?

RAYMUND

Ich komme zu büßen.

PETER VON CASTELNAU

Raymund von Toulouse, bekennst und bereust du, daß du Irrlehrer in deinem Lande geduldet, ihre Gefolgschaft begünstigt, Abgötterei nicht gebührend gehindert, den Ermahnungen

der Kirche offen widerstanden hast? Bekennst und bereust du, nicht mit den Lippen, vielmehr im innersten Herzen?

RAYMUND

Ich bekenne und bereue.

PETER VON CASTELNAU

Empfange die Strafe der Kirche.

(Er läßt sich eine Rute reichen und schlägt ihn.)

PRIESTER

Deus judex justus, fortis et patiens.

PETER VON CASTELNAU

Raymund von Toulouse, gelobst du der Kirche und dem Herrn Papste Innozenz und uns, seinen Gesandten, Gehorsam? Gelobst du die Ketzerei in deinem Lande zu vertilgen, alle die ihr anhängen, auszutreiben, ein jedes gekränkte Recht der Kirche und ihrer Kinder wieder herzustellen? und ihr des zum Pfande die bezeichneten Schlösser auszuliefern?

RAYMUND

Ich gelobe es.

PETER VON CASTELNAU

So segne dich Gott.

PRIESTER

Si iniquitatis observaveris, Domine: Domine, quis sustinebit?

(Das Kreuz wird enthüllt, die Tücher werden von den Heiligenbildern genommen, die Kirche wird geöffnet.)

RAYMUND *(ist die Stufen herabgestiegen)*

Die Kleider! Die Pferde!

DER JUNGE RAYMUND

Ich habe nicht aufgesehen und sicherlich haben es viele so gehalten.

FOIX

Den Leib können sie züchtigen; denn der ist Teufelsgebilde wie sie selbst. Über den Geist haben sie keinerlei Gewalt —



und keinen über den Haß, den sie aufgeschürt haben in dieser Stunde.

RAYMUND

Fort! Nur fort! Wenn mich je nach Zauberei verlangt hat, so jetzt. Ich möchte unsichtbar sein.
(Raymund, sein Sohn, Graf von Foix ab.)

ARNALD

Das Land ist gelöst. Empfanget bußfertig die Gnade unseres Herrn!
(Er segnet mit einem Kreuze; wenige knieen.)

EINER AUS DEM VOLKE

Der Dämon am Holze!
(Die Glocken beginnen zu läuten, während die Geistlichen in die Kirche gehen.)

EIN ANDRER

Des Teufels Trompeten.

ARNALD *(zu Castelnau)*

Das ist wie losbrechendes Unwetter. Wie eine Wolke voll Blitze. Es ist nicht einem zu trauen, nicht einem. Die überwindet nur Feuer und Schwert.
(Er geht in die Kirche.)

PETER VON CASTELNAU *(für sich)*

Auch Feuer und Schwert werden nicht gewinnen. Denn hier ist der Dämon. Nur Fasten und Beten können ihn angreifen, und siegen wird nur das Opfer.

EINE STIMME *(laut drohend)*

Peter von Castelnau, du wirst blutige Buße zahlen.

PETER VON CASTELNAU

(zuckt zusammen, geht ohne sich umzuwenden in die Kirche; nur wenige folgen)

EINER AUS DEM VOLKE

Kommt! Gott wohnt nicht im Hause, von Menschenhänden gemacht. Wir beten an im Geiste und in der Wahrheit.

(Alle ab)

FRIEDRICH SCHILLER
DIE KUNST IM POLITISCHEN ZEITALTER

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen *über das Schöne und die Kunst* in einer Reihe von Briefen vorzulegen ...

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens außer der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein so viel näheres Interesse darbieten und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein andres gearbeitet haben. Man ist ebensogut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschließen, warum sollte es weniger Pflicht sein, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfnis und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vorteil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet sein werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der *Kunst des Ideals* zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfnis erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der *Freiheit,* und von der Notwendigkeit der *Geister,* nicht von der Notdurft der

Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der *Nutzen* ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verrät es nicht eine tadelnswerte Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu teilen? So nahe dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkeren beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Zentrum des Ganzen zu versetzen und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache, die in diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt; es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müßte es für mich sein, einen solchen Gegenstand mit einem ebenso geistreichen Denker als liberalen

Weltbürger in Untersuchung zu nehmen und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weiht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bei einer noch so großen Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nötig machen, Ihren vorurteilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfnis als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, *weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert.*

Von allem, was positiv ist und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen und der hervorbringende Geschmack von dem beurteilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen und die Kunst in den schweren Fesseln der Regeln gehn; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in

die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigner unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.
Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur *überlebte*, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und

die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.
Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.
Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegnen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur Tat. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist

aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart notwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu tun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die *Richtung* zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Notwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüts erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld geteilt zu haben, teile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Mut, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber

denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwert berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Taten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

WALTHER ZIESEMER · DER MAGUS IM NORDEN

Goethe im September 1770 in Straßburg: der fünf Jahre ältere Herder zerreißt ihm rücksichtslos seine bisherigen Arbeiten in Fetzen und hämmert ihm neue Ideen ein: Bibel, Homer, Shakespeare, Volkslied, Urpoesie, Ursprache. Immer wieder nennt er ihm dabei den Namen Hamann und fühlt sich als Künder der Ideen dieses Magus im Norden. Goethe ist aufs tiefste ergriffen. Er liest die ihm zugänglichen Schriften Hamanns. So stark ist der Eindruck, daß er bis an sein Lebensende in entscheidenden Momenten auf ihn zurückgreift. Er plant später die Herausgabe seiner Werke und Briefe und fördert sie noch in seinen letzten Lebensjahren.
Wer war Hamann? Was wußte man von ihm? — Ein kleiner Beamter am Zoll in Königsberg, der in beschränkten Verhält-

nissen ein kümmerliches Leben führte. Erschien er nicht den aufgeklärten Zeitgenossen meist als eine absonderliche Gestalt, die halb unverständliche Sätze in sibyllinischen Büchern stammelte? Waren die wenigen Schriften nicht mit kaum begreiflichen Anspielungen und Zitaten gefüllt? Und doch hörte man ihn oft in einer Reihe nennen mit den ersten Geistern der Nation, mit Kant, Herder, Lavater, Claudius, Mendelssohn, Jacobi. Worin bestand der Zauber, den er im persönlichen Umgang und im brieflichen Verkehr ausübte? Er lag wohl in dem Reiz der originellen Persönlichkeit, seiner Wahrhaftigkeit im Denken und Handeln, in seinem Reichtum an Geist und Gemüt, seiner im Leben verwirklichten Totalität.

Johann Georg Hamann ist am 27. August 1730 in Königsberg geboren. Der Vater, der aus der Oberlausitz aus altem Pfarrergeschlecht stammte, war ein angesehener Bader und Wundarzt, die Mutter, von Lübeck kommend, war von zarter Gesundheit und stiller Frömmigkeit. Wie Kant wuchs auch Hamann nebst seinem jüngeren Bruder Johann Christoph in pietistischer Erziehung auf, die für sein ganzes Leben von Einfluß wurde. Nach einem ungeregelten Schulunterricht bezog er 1746 die heimische Universität, um Theologie, darauf Rechtswissenschaft, vor allem die humanistischen schöngeistigen Wissenschaften zu studieren. Seine vorzüglichsten Lehrer waren Rappolt und Knutzen. Seine Neigung führte ihn zu der antiken und französischen Literatur, zur Philologie und zur galanten Poesie. Sein vielseitiges Interesse veranlaßte ihn zu einer ziellosen Vielleserei, er verschlang alles, was ihm an Büchern erreichbar wurde. Er lieferte für die von seinem Studienfreunde Johann Gotthelf Lindner herausgegebene Zeitschrift ‚Daphne' (1750) einige Beiträge, die aber weder im Gehalt noch Stil eine eigene Art zeigen.

Ohne sein Studium abzuschließen, folgte er im Herbst 1752 einer Aufforderung zu einer Hofmeisterstelle bei der Baronin Budberg in Kegeln in Livland. Es ist wie ein Sinnbild,

daß schon dieser erste Versuch zur Schaffung einer gesicherten Lebensstellung ein Mißerfolg geworden ist. Bei der Erziehung des jungen Barons Budberg ergaben sich Schwierigkeiten, und Hamann hoffte, an dessen Mutter eine Stütze zu finden. Er schrieb daher in dem Bewußtsein der Verantwortung und in rücksichtsloser Wahrheitsliebe an die Baronin: »Ich habe eine menschliche Säule vor mir, die Augen und Ohren hat, ohne sie zu brauchen, an deren Seele man zweifeln sollte, weil sie immer mit kindischen und läppischen Neigungen beschäftigt und daher zu den kleinsten Geschäften unbrauchbar ist.« Das hatte seine sofortige Entlassung zur Folge. Die Baronin antwortete ihm in ihrer eigenartigen Orthographie: »Ich Sehe Ihnen auch nicht anders an als ein Seuhle mit vielen Büchern umbhangen, welches noch gahr nicht einen Geschickten HoffMeister ausmacht. Ich verlange Ihnen gahr nicht bey meinen Kindern, machen Sie sich fertig Monntag von hier zu reussen.«

Nach einem kurzen Aufenthalt in Riga wurde er Hofmeister beim Grafen Witten in Grünhof bei Mitau, dessen beide Söhne ihm anvertraut wurden. Bei seiner großen Kinderliebe wußte er die Herzen der beiden Schutzbefohlenen bald zu gewinnen. In dem benachbarten Pastorat fand er, was ihn immer lockte, eine reiche Bibliothek und in dem dortigen jungen Pfarrer Johann Christoph Ruprecht einen Freund. Wertvoll war auch die Nähe Mitaus und Rigas. In Mitau lebte ein Königsberger Freund, der Arzt Dr. Ehregott Lindner, den Hamann oft auch wegen körperlicher Beschwerden aufsuchte. In Riga war dessen Bruder, Hamanns vertrautester Studienfreund, Johann Gotthelf Lindner, als Rektor an die Domschule gekommen. In seinem Hause verlebte Hamann oft Stunden herzlicher Vertraulichkeit. Überdies wohnte dort ein anderer Studienfreund, Johann Christoph Berens, der nach längerem Aufenthalt in Göttingen und Paris in das Handelshaus seines Vaters eintrat, ein in großen Verhältnissen leben-

der Kaufmann und späterer Ratsherr, ein begeisterter Anhänger der Aufklärung. Berens veranlaßte ihn 1756 zu einer Übersetzung des Dangeuil, eines Werkes über den Handel in Frankreich und England und Spanien, wozu Hamann in einer Beilage aus eigenem Antriebe seine persönlichen Gedanken fügte. Die in ihr ausgesprochenen allgemeinen sittlichen Grundsätze veranlaßten Berens, dem Freund eine wichtige kaufmännische und politische Geschäftsreise für das Haus nach England anzuvertrauen. Vorher jedoch kehrte Hamann in das Elternhaus zurück, wohin ihn die Besorgnis um seine kranke Mutter rief. Sie starb wenige Tage nach seiner Ankunft. An ihrem Sarge brach die seit Jahren durch aufklärerische Gedankenwelt überdeckte ursprüngliche Frömmigkeit seiner Natur hervor und fand in seinem ‚Kindlichen Denkmal' einen rührenden Ausdruck.
Im Herbst 1756 trat er seine Reise an über Berlin, wo er Moses Mendelssohn kennen lernte, und Amsterdam, wo er mehrere Monate blieb, bis er im April 1757 in London eintraf. Über den eigentlichen Zweck seiner Reise fehlen uns genauere Nachrichten. Hamann suchte vergebens einflußreiche Bekanntschaften. Unerfahren und haltlos fiel er den Versuchungen der Weltstadt anheim. Eine starke Sinnlichkeit war ohnehin ein Grundzug seiner Natur. Er geriet in die Hände falscher Freunde und in widrige Verhältnisse. Die ihm anvertraute Summe schwand dahin. Die Bücher, die er in Verschwendungsstimmung sich angeschafft hatte, widerten ihn an. Sein Leitsatz war damals: Nimm alles mit, was dir begegnet, um dich zu vergessen. In dieser Gemütslage fiel ihm die Bibel in die Hand, die er zwar von Kindheit an kannte, die er aber jetzt mit Heißhunger verschlang. Die Bibel wurde ihm nun zum Erlebnis; mehr noch: sie führte ihn zur völligen Umkehr, zur Bekehrung. Er ist erschüttert. In seinen noch in London niedergeschriebenen ‚Gedanken über meinen Lebenslauf' sucht er in pietistischer Art sich über die einzelnen Phasen

dieses Wandels Rechenschaft zu geben. Die Heilige Schrift, die ihm in der Verzweiflung vor dem Abgrund Trost gibt, bleibt nun der Wegweiser für sein ganzes Leben. Es geht ihm ähnlich wie Luther, der in Gewissensangst und Erschütterung Rettung und Heil in der Bibel findet. Seitdem ist sein inneres Leben von einer leidenschaftlichen Hingabe an den christlichen Glauben erfüllt. Er vergißt sein äußeres Geschehen. Was aus ihm werden soll, stellt er Gott anheim. Auf welche Weise er die Mittel zur Rückreise erhielt, erfahren wir nicht. Jedenfalls konnte er Ende Juni 1758 London verlassen und traf einen Monat später in Riga ein.
Johann Christoph Berens weilte damals in Petersburg. Sein älterer Bruder Carl nahm Hamann freundlich in seinem Hause auf, obwohl die Londoner Reise ein Mißerfolg für das Geschäftshaus und Hamann nicht in der Lage war, seine Schulden abzutragen. Einige Monate lebte er nun im Hause seines Wohltäters. Ein Umstand aber machte dem Aufenthalt im Berensschen Hause ein plötzliches Ende: Hamann faßte den Entschluß, sich mit der Schwester seiner Freunde, Catharina, zu verheiraten. Er fand ihre und auch seines Vaters Zustimmung. An diesen schrieb er: »Sie bekommt nichts mit mir; ich fordere aber auch nichts mit ihr. Alles was ich ihr anbieten kann, ist mein Herz, mein Leib und mein Name. Wir haben beide nicht nötig, an ein eigen Etablissement zu denken und dafür zu sorgen. Sie soll die Haushälterin ihres Bruders Carl bleiben und ich sein Handlanger. Sie ist in meinen Augen schöner als die stolzeste Lilie; wenn sie es nicht wäre, so würde sie meine Liebe dazu machen, daß sie es für mich wenigstens sein wird. Und sie wird es immer sein, solange ich sie lieben werde – und ich werde sie ewig lieben.« Die Brüder versagten jedoch ihre Zustimmung, und so verließ Hamann Riga im Januar 1759, um ins Vaterhaus zurückzukehren. Die Liebe zu Catharina aber blieb, gehütet wie ein heimlich erworbener Schatz, in seinem Herzen.

In den folgenden Jahren lebte er in Königsberg ohne äußeren Beruf, in einer rastlosen Lektüre aller ihm nur irgend zugänglichen Bücher, in dem unersättlichen Bemühen um Selbstbildung. Diese Zeit der Selbstbesinnung und scheinbaren Ruhe wurde nach einigen Monaten durch leidenschaftliche Erregungen unterbrochen. Berens machte nach seiner Rückkehr aus Petersburg seinem Unmut über Hamanns Sinnesänderung in heftigster Art Luft. Er warf ihm Schwärmerei und Aberglauben vor, spottete über seine Bekehrung und bezeichnete ihn als ein »Mischmasch von großem Geist und elendem Tropf«. Er versuchte mit Hilfe des gemeinsamen Freundes Lindner, ihn von seinem neuen religiösen Standpunkt wieder zu aufklärerischen Ideen zurückzubringen. Und weiter wandte sich Berens an den Magister Immanuel Kant, um gemeinsam Hamann zu einer fruchtbaren Tätigkeit zu veranlassen. Sie beide suchten Hamann im Juli 1759 auf bei einem »bäuerlichen Abendbrot« im Krug zur Windmühle in Trutenau bei Königsberg, wo Hamann zur Erdbeerkur weilte. Dieser aber gibt eine klare Absage an Berens und bedauert das Hineinziehen Kants in diese Angelegenheit. Der Streit wandte sich vom Persönlichen auf wissenschaftliche Grundfragen des Denkens und Lebens. Wenn Hamann lange geschwiegen hatte, so findet er in den folgenden Wochen erstaunlich beredte Worte in den Briefen an Lindner und Kant. Aus diesen persönlichen Erlebnissen heraus entsteht sein erstes schriftstellerisches Werk, wie auch alle späteren Veröffentlichungen durch äußere Anregungen veranlaßt worden sind. Es sind die '*Sokratischen Denkwürdigkeiten,* mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween. 1759'. Die Zwei sind Berens und Kant. Hamann wählte die Maske des Sokrates, um wie dieser in mimischer Art dem großen Weltmann und dem großen Denker seine Überzeugung zu sagen: gegen eine Überbewertung der wirtschaftlich-kaufmännischen, nur auf Erwerb gerichteten Tätigkeit —



Fritz Kredel:
Federzeichnung zu Bürgers Münchhausen

dem gegenüber betont Hamann das Recht der Seele auf ihr Eigenleben – und gegen eine Philosophie, insofern sie Leben und Denken einzig zu beherrschen sich anmaßt. Das erscheint ihm als Sophisterei und Überheblichkeit. Dem stellt er das Sokratische Wort »Ich weiß, daß ich nichts weiß« entgegen. Die Unwissenheit, wie Hamann sie interpretiert, ist »nicht eine verstandesmäßige, sondern eine sittlich-religiöse, das demütige Bewußtsein der Ohnmacht menschlicher Vernunft und als Folgerung daraus vertrauensvolle Hingabe an die weltüberlegene Weisheit Gottes«. Das Nichtwissen wird identifiziert mit einer Befreiung von allen äußeren Dingen. Er bestreitet Kant gegenüber den absoluten Wert der Wissenschaft. »Nicht Bürgerarbeit und nicht Gelehrtenarbeit bestimmen den Wert des Lebens, sondern gläubige Hingabe an das Erlebnis der Welt und an das Geschäft der eigenen Seele.« Damit sprach Hamann das Recht der eigenen Persönlichkeit, der Individualität aus, frei von Grenzen und Fesseln des Berufs geistig schaffen zu können.

Es war Hamann weiter zur Gewißheit geworden, daß der Christ im fortdauernden Wunder lebe und sich dieses beständig fortgesetzten Wunders bewußt sei, daß dadurch der Wert der Verstandesgrundsätze eingeschränkt, ja umgestürzt werde. Das philosophische Denken könne keine positiven Wahrheiten hervorbringen, dies könne nur der Glaube. Die Philosophie habe nur dann Wert, wenn sie in Religion, in Glauben aufginge. »Ich liebe das Christentum als eine Lehre, die meinen Leidenschaften angemessen ist, die nicht eine Salzsäule, sondern einen neuen Menschen verlangt und verspricht.« Er sieht das ganze Leben als eine Einheit, eine Ganzheit. In der Seele, im Gemüt vollzieht sich das göttliche Wunder, das nicht etwa mit dem Urchristentum vergangen ist, sondern beständig weiter lebt. Dadurch wird der Verstand aus seiner Überbewertung gestürzt und an seine Stelle die Kraft des Gefühls, des Gemüts gesetzt.

In der Weiterführung dieser Gedanken fragt er in den ‚Sokratischen Denkwürdigkeiten': »Was ersetzte bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Übertretung jener kritischen Gesetze? Das *Genie*, ist die einmütige Antwort.« — Das war etwas Neues, Unerhörtes: das Recht des Genies! Das Genie setzt sich sein eigenes Recht und Gesetz über Leben und Kunst. Wie tief wirkte dieser Geniebegriff auf Herder und auf Goethe!
Die persönlichen und brieflichen Auseinandersetzungen mit den Freunden nahmen oft leidenschaftliche Formen an. Mit Berens kam es zum Bruch, der erst in späten Jahren ein wenig geheilt wurde, mit Kant nicht gerade zum Konflikt, aber doch zum Bewußtsein der inneren Fremdheit. Kant hielt sich auch in späteren Jahren zurück, setzte sich aber dann hilfreich für die Begründung einer Existenz Hamanns ein. Im Hause des Vaters verbringt dieser nun die nächsten vier Jahre ohne einen Beruf, ganz mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Damals legte er den Grund zu seiner umfassenden Kenntnis des Altertums, besonders der griechischen Philosophen, Dichter und Geschichtsschreiber. Er las an der Hand von Bengels ‚Gnomon' das griechische Neue Testament, trieb Arabisch, um den Koran in der Ursprache lesen zu können, und vergaß darüber keineswegs die englische, französische und deutsche Literatur. Alle Neuerscheinungen ergriff er mit lebendigstem Interesse. In diesen Jahren entsteht eine Reihe von kleinen, mit Gedanken vollgepreßten Schriften, stets auf äußere Veranlassungen hin. Er faßt sie 1762 unter dem Titel: *‚Kreuzzüge des Philologen'* zusammen. Unter ihnen ist die *‚Aesthetica in nuce'* die bedeutendste. Sie wandte sich gegen die rationalistische Auffassung des Göttinger Theologen J. D. Michaelis und dessen Kritik der bilderreichen Sprache des Alten Testaments. Hamann hielt ihm entgegen, daß der Mensch nicht in abstrakten Begriffen, sondern in Bildern und

Gleichnissen rede, und daß Gottes Offenbarung diese Bildersprache um des menschlichen Verständnisses willen anwende. Er rede durch die Natur, Schrift, Geschöpfe, Seher, Poeten und Propheten zu den Menschen, also durch Sinne und Bilder, so daß wir hören und sehen können. In diesem Sinne nennt Hamann Gott selbst einen Poeten und seine Schöpfung ein Gedicht. In dieser Schrift steht auch der erste Hinweis auf die Urpoesie, hier die berühmten, von Herder oft wiederholten Worte: »Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts.«

Ohne Sorgen freilich vergingen auch diese fruchtbaren Jahre nicht. Sie betrafen den jüngeren Bruder Johann Christoph, der bei zunehmender geistiger Schwäche im väterlichen Hause bis zur endlichen Umnachtung hindämmerte. Er starb im Jahre 1778. Im Januar 1764 übernahm Hamann die Schriftleitung der von dem Buchhändler J. J. Kanter begründeten ‚Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitung' und schrieb für sie eine Reihe von Rezensionen und Aufsätzen. Auch Kant, Lindner, Lauson und später Herder waren Mitarbeiter dieses Blattes, das auf einem ungewöhnlich hohen Niveau stand. Aber auch diese Tätigkeit befriedigte ihn nur kurze Zeit.

Schon vorher hatte der bekannte Präsident Friedrich Carl von Moser, der in einem Sendschreiben ihn als den ‚Magus im Norden' bezeichnet hatte, ihm das Anerbieten einer prinzlichen Hofmeisterstelle in Darmstadt gemacht. Ein solches Amt lockte ihn. Schnell entschloß er sich im Juni 1764 zu einer Reise nach Frankfurt, wo er einige Tage blieb, aber Herrn von Moser verfehlte. Goethe berichtet später in ‚Dichtung und Wahrheit', obwohl er ihn nicht gesehen hat, von dem Eindruck dieses kurzen verwunderlichen Besuchs des Magus in Frankfurt. Enttäuscht von seiner Reise, kehrte Hamann Ende September in seine Heimat zurück.

Inzwischen hatte er in Königsberg einen jungen Freund ken-

nen gelernt, dessen Persönlichkeit ihm schnell sein Herz gewann: Johann Gottfried *Herder* aus Mohrungen in Ostpreußen. Mit dem vierzehn Jahre Jüngeren verband ihn bald eine herzliche Freundschaft, die über alle Schwankungen eines langen Lebens ohne ernstlichen Bruch hielt. Herder hat in späteren Jahren bekannt, daß er keinen zuverlässigeren Freund besäße als seinen alten Landsmann in Königsberg. Der Briefwechsel beider zeigt sie in offenem Aussprechen ihrer Erlebnisse und Gedanken, und zwar von einem Reichtum wie nur wenige im deutschen Geistesleben. Hamann führte ihn in die englische Sprache ein, las mit ihm Shakespeare und schüttete die Gedanken über alle geistigen Fragen, die ihn selbst damals beschäftigten, in Kopf und Herz des aufnahmehungrigen jungen Freundes, der sie sich ganz zu eigen machte; sie wurden der Kern seiner eigenen Anschauungen, und so konnte er der Künder des Magus werden. Bald nach seiner Rückkehr erwirkte Hamann für den Freund beim Rektor Lindner eine Kollaboratorstelle an der Domschule zu Riga, wohin der zwanzigjährige Herder im November 1764 übersiedelte. Lindner aber folgte bald darauf einem Ruf als Professor der Poesie an die Universität Königsberg, und Hamann freute sich der Nähe des alten Freundes. Er selbst aber, hypochondrisch und unbefriedigt, suchte wieder eine neue Anknüpfung in dem ihm vertrauten Kurland und wurde 1765 Sekretär beim Hofrat Tottien in Mitau, wo er bis zum Januar 1767 blieb. Kaum hatte Hamann seine Ankunft in Mitau Herder mitgeteilt, als dieser die vier Meilen von Riga herüberfuhr. Nun finden sie sich wieder Aug in Aug im Austausch ihrer Ideen. Bis tief in die Nacht schwärmen sie von dem, was sie erfüllt, und noch nach der Trennung auf der Heimfahrt sind sie von ihnen berauscht. Und gleich fliegt ein Briefchen herüber und hinüber, noch selig über die »Mitausche Schwärmerei«. Hamann liest die Konzepte von Herders ‚Fragmenten', bespricht sie mit ihm und

gießt von neuem seine Gedanken in den Freund. Bis in Einzelheiten des Stils ist Hamann aus den Fragmenten herauszuhören.
Währenddes war Hamanns Vater im September 1766 gestorben, und so kehrte er selber nach Königsberg zurück. Durch Kants Vermittlung erhielt er im Mai 1767 eine Stelle als Übersetzer an der Akziseverwaltung und Zolldirektion, die nur gering besoldet wurde. Immerhin schien eine ruhigere Zeit für ihn anzubrechen. Aber in seinem Innern war er aufgewühlter denn je. Jahre hindurch hatte er bei seiner stark sinnlichen Natur eine Leidenschaft zu der hingebend sorgsamen Haushälterin seines Vaters, Anna Regina Schumacher aus Cremitten, einem Dorf bei Tapiau in Ostpreußen, gefaßt. Schon seit Jahren finden sich in Briefen an Lindner Anspielungen an diese Leidenschaft zu der »Hamadryade«, wie er sie nennt. Seine unruhige Reise durch Deutschland, seine Versuche, auswärtige Stellungen anzunehmen, hatten dazu beitragen sollen, die Leidenschaft für das »eichenstarke Landmädchen« zu unterdrücken. Vergebens. So entschloß er sich jetzt zu dem, was er selbst »Gewissensehe« nannte. Im September 1769 wurde ihm das erste Kind geboren, Johann Michael, der spätere Direktor des Altstädtischen Gymnasiums in Königsberg. Es folgten noch drei Töchter. An seinen Kindern hing Hamann mit Liebe. Er wird nicht müde, in seinen Briefen an Herder und Claudius von ihnen zu berichten. Anna Regina war die von ihm aufrichtig verehrte Hausmutter, die »Mutter seiner Kinder«, und er selbst hat ihr die Treue gehalten, wie es in keiner Ehe besser geschehen kann. Die älteste Tochter, Elisabeth Regine, sagt später in ihren Erinnerungen an ihre Eltern: »Die hervorstechendsten Züge seines Charakters waren Strenge, Rechtlichkeit, Wahrheitsliebe, Uneigennützigkeit, Bescheidenheit und hauptsächlich Gottesfurcht. Seine Gesichtszüge waren edel, sein Auge feurig und doch freundlich, sein Mund gütig. Er war von mittlerer

Größe, sein Gang äußerst schnell und seine Haltung etwas gebückt. Meine Mutter war eine sanfte, unerhört tätige, haushälterische, freundliche Frau. In ihrem Gesicht lag viel Milde und Güte. Gegenseitige Neigung verband meine Eltern — ein stärkeres, unauflöslicheres Band, als das von Priesterhänden geknüpfte.«

Nach einer mehrjährigen Pause fühlte er sich — wie immer durch äußere Veranlassung — gedrängt, an die Öffentlichkeit zu treten. Jetzt war es Herders Akademische Preisschrift über den Ursprung der Sprache, die er ablehnte. Er wollte von einem natürlichen Ursprung der Sprache, wie Herder ihn darlegte, nichts wissen, sondern nur von einem göttlichen. So entstand eine scharfe Rezension über Herders Schrift. Dagegen war er mit dessen späterer ‚Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts' sehr einverstanden und verteidigte sie im April 1774 in mehreren Briefen an Kant.

Im Februar 1777 wurde Hamann von der Generaladministration zum Packhofmeister auf dem Lizent ernannt. Das war eine bescheidene Beamtenstellung, die aber seinen Wünschen entsprach, zumal sie ihm Zeit genug für seine Studien, seinen eigentlichen Beruf ließ. Er bewohnte in der Nähe seines Amtes ein kleines Häuschen mit zwei Stuben und einem Garten. In der einen Stube, in der er mit seinem Sohn schlief, war eine Wand mit einem hohen Bücherregal bedeckt, über dem Bett hingen Herders und Lavaters, über dem Sofa Luthers Bild. In der andern wohnte die Hausmutter mit den drei Töchtern.

Im Jahr 1776 starb Lindner als Konsistorialrat und Professor der Poesie. Hamann wurde von den Verwandten mit der Verauktionierung der Bibliothek des Freundes betraut und faßte aus Sorge um den Unterhalt der Seinigen den Entschluß, seine eigene Bibliothek gleich mit zu verauktionieren, er, der Bücherfreund! Der Auktionskatalog wurde schon gedruckt, da konnte der Verkauf durch eine großzügige Hilfe Herders

noch verhindert werden. Seine wirtschaftliche Lage war und blieb gedrückt genug, und durch ungeschickte Maßnahmen verlor er überdies den größten Teil seines Vermögens.
Mit auswärtigen Freunden stand er in lebhaftem Briefwechsel, und wenn Briefe von ihnen kamen, so waren das immer Freudentage: mit Herder, Mendelssohn, Nikolai, Reichardt, Hartknoch und weiter mit solchen, die er nie Aug in Aug gesehen hatte, die ihn aber verehrten, mit Lavater, Claudius, Moser und später vor allem mit Jacobi. In der Heimatstadt verkehrte er mit dem Kriegsrat Scheffner, dem Verfasser der Gedichte im Geschmack des Grécourt, dem Oberbürgermeister von Hippel, dem Verfasser der Lebensläufe und des Buchs über die Ehe, mit den Professoren Kreuzfeldt und Kraus, dem Lieblingsschüler Kants, dem Buchhändler Kanter usw. Immer wieder kamen jüngere interessierte Männer wie Penzel, Plessing, Nicolovius, Hill in diese beschränkte Häuslichkeit, angezogen durch des Hausherrn sprudelnde Geistigkeit und seine Teilnahme an allem Menschlichen.
In diesen Jahren raffte der oft von Krankheit Geplagte und früh Gealterte sich noch einmal zu einer Autorschaft auf, — wiederum auf einen äußeren Anstoß hin. Humes Dialoge über die natürliche Religion waren 1779 erschienen. Er begann dies Werk zu übersetzen und eine Widerlegung hinzuzufügen. Da erschien von andrer Seite eine Übersetzung, und Hamann zog die seine, die Kant bereits kennen gelernt hatte, zurück. Im Frühjahr 1781 kam Kants Kritik der reinen Vernunft heraus, die Hamann in einzelnen Druckbogen gelesen hatte. Er erregte sich sehr über dieses Werk und schrieb nun seine ‚Metakritik über den Purismum der Vernunft', die freilich erst mehrere Jahre nach seinem Tode gedruckt und der Ausgangsort für Herders gegen Kant gerichtete Metakritik geworden ist. Hamann verneint, daß ein Denken vor aller Erfahrung möglich sei; Kant habe Vernunft und Sprache in ihrem Verhältnis zu einander nicht tief genug beurteilt. Es

sei eine Einseitigkeit Kants, von der Mathematik und Naturwissenschaft auszugehen und nicht von der Totalität der Schöpfung, es sei ein Fehler Kants, die Vernunft von der Sinnlichkeit zu trennen und zu »reinigen«. Vielmehr seien Sinnliches und Begriffliches in der Sprache untrennbar eng verbunden: »Wörter haben ein ästhetisches und logisches Vermögen«. Und weiter »entspringen Sinnlichkeit und Vernunft als zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis aus Einer gemeinschaftlichen Wurzel, so daß durch jene Gegenstände gegeben und durch diese gedacht werden«. Hamann liegt es nicht an einer Analyse, einer Kritik, das heißt Scheidung von Sinnlichem und Geistigem, sondern an ihrer Einheit, ihrer Synthese. Darin berührt er sich mit Goethe, dem es auch immer auf die Ganzheit der Existenz ankam.

Wenige Jahre darauf wendet sich Hamann gegen Mendelssohns 1783 erschienenes Buch ‚Jerusalem' in seinem ‚Golgatha und Scheblimini', das man die »geistvollste und wortgewaltigste Schutzschrift zugunsten der geoffenbarten Religion, zugunsten des Christentums, zugunsten des Luthertums« genannt hat.

Der Ruf seiner Persönlichkeit und seiner Schriften drang zu einigen der besten Geister in Deutschland. Man sah in ihm vielfach einen Erneuerer der lebendigen Religion gegenüber der abstrakten Aufklärung, man verehrte ihn wie einen Propheten; man hörte auch von seinen ärmlichen Verhältnissen. Einer seiner dankbaren Bewunderer, Franz Buchholtz, Herr auf Welbergen in Westfalen, überraschte ihn 1784 durch eine Schenkung von viertausend Talern zur Erziehung seiner Kinder. Zur gleichen Zeit begann der lebhafte briefliche Gedankenaustausch mit dem letzten Freunde seines Lebens, dem Glaubensphilosophen Friedrich Heinrich Jacobi, dem Freunde Goethes, in Pempelfort bei Düsseldorf. In den Briefen dieser beiden gereiften Männer werden die letzten Fragen des Glaubens und Wissens besprochen, zum Teil im

Anschluß an Jacobis Lessing-Spinoza-Aufsatz, sowie überhaupt über Spinozismus und Christentum. Es sind Briefe, aus einer Ganzheit des Menschen geflossen. Durch Jacobi wurde Hamann auch mit der Fürstin Amalie von Gallitzin in Münster freundschaftlich verbunden, die von seinen Schriften angetan war.

Schon lange hatte Hamann den Wunsch, seiner angegriffenen Gesundheit durch eine Kur aufzuhelfen und dabei seine Freunde in Mittel- und Westdeutschland zu besuchen. Nun sehnte er sich nach seinen neuen Freunden in Westfalen, die ihn so gut verstanden und die er noch nie gesehen hatte. In einem Urlaubsgesuch an das Ministerium vom April 1787 führte er in seiner Welt-Unklugheit zur Begründung an, daß sein ursprünglich mit Arbeit überhäuftes Amt in den letzten Jahren »beinahe von Arbeit und Verantwortung entblößt« sei und folglich durch seine Abwesenheit nicht im geringsten beeinträchtigt werde. Daraufhin wurde ihm prompt der Abschied erteilt: es sei bekannt, daß bei seiner Beamtenstelle wenige und teils unnütze Geschäfte zu versehen seien, es stehe ihm frei, die vorhabende Reise auf so viel Monate, als er wolle, anzutreten. Erst nach langen Verhandlungen wurde ihm wenigstens eine Pension von zweihundert Talern bewilligt.

Nachdem er sein Haus dem jungen Freunde Hill anvertraut hatte, begab er sich, von Krankheit geplagt und doch innerlich befreit, Ende Juni 1787 auf die Reise. In Berlin wurde er, völlig erschöpft, von Reichardt freundlichst empfangen. Über Braunschweig, Hannover, Bielefeld kam er krank Ende Juli in Münster an. Die neuen Freunde überhäuften ihn mit teilnahmsvoller Liebe. Die Fürstin Gallitzin erscheint ihm wie ein Wunder ihres Geschlechts, in dem Reichtum ihres Geistes und Herzens. Er selbst erholte sich langsam von den Beschwerden und reiste auch noch zu den Freunden nach Pempelfort und Welbergen. An seine älteste Tochter schreibt er:

»Die Liebe und Ehre, so dein alter kranker Vater in diesem ganzen Hause hier genießt, vom Größten bis zum Kleinsten, ist unbeschreiblich, und ich habe Arbeit nötig gehabt, sie zu erdulden und mir zu erklären.« Sein Wohltäter Buchholtz, den er seinen Alkibiades nennt, entsprach ganz den Wünschen seines Herzens. Die vielen philosophischen und religiösen Bücher, die er hier wie einst verschlingt, reizen zu neuen Anregungen, die Gespräche in Düsseldorf und Münster mit Jacobi und neuen Freunden wie Fürstenberg, Kleuker, Sprickmann füllen die Abende aus und führen die Gedanken und Gemüter zu den letzten Dingen. Er denkt viel an die Seinen zu Hause, und immer stärker wird der Wunsch, sie wiederzusehen. Er schreibt rührend-herzliche Briefe an seine Kinder, in denen es auch schon wie ein Abschiednehmen klingt. Mitte Juni will er heimkehren und auf der Rückreise Claudius in Wandsbeck und Herder in Weimar besuchen. Aber seine Füße sind geschwollen, sein Kopf erschöpft, das Reden wird ihm sauer, er klagt über Schmerzen in der Brust und schläft viel. Und während unten auf der Straße der Reisewagen auf ihn wartet, tritt er am 21. Juni 1788 seine Reise in die Ewigkeit an.
Die Fürstin Gallitzin ließ die Leiche des Mannes, den sie wie einen geistigen Vater verehrte, am Abend des gleichen Tages in ihrem Garten beisetzen.
Wie tief Hamanns Tod auf seine Freunde gewirkt hat, können wir nur ahnen. Jacobi schreibt an Lavater: »Was ich für einen Verlust fühle, kannst Du Dir vorstellen. Göttliche Liebe war in dem Mann. Und wie seine Liebe, so war auch sein Licht.« Herder schreibt: »Hamann ist tot – einer meiner ältesten Freunde. Er stirbt, und ich habe ihn nicht gesehen. O, ich kenne ihn, wie ihn einer kennt, und ehre seine Asche wie eines Propheten.« Ähnlich Professor Kraus an seinen Freund von Auerswald: »Ich habe seit meiner Mutter keinen Sterbefall erlebt, der mir tiefer das Herz verwundet hätte.« Und

Goethe antwortet auf Jacobis Trauerbotschaft: »Hamanns Verlust ist hart; ich hatte nie geahnet, ihn zu sehen, seine geistige Gegenwart war mir immer nah. Und doch, was muß die Nähe eines solchen Menschen sein! Was muß er Dir geworden sein! Und wie sehr mußt Du seinen Abschied empfinden!«

RUDOLF KASSNER
HOCHZEIT ZWISCHEN HIMMEL UND HÖLLE

Alles an Ellen und in Ellens Gesicht ist reizend, vieles wundervoll. Wundervoll ist das goldgelbe Haar mit breiten hellbraunen Strähnen darin, dicht wie Gefieder und ganz seidig. Wundervoll die Zartheit und das matte Weiß der Gesichtshaut, wundervoll die von kleinen roten Äderchen durchzogenen Nüstern der in der Mitte leicht aufgebogenen Nase und die sehr kleinen Ohrmuscheln; beides wie nach dem gleichen Motiv von derselben Hand geschnitzt. Für viele wird der sinnliche Reiz des Gesichtes noch dadurch erhöht, daß der Mund um ein weniges breiter scheint, als die Gesetze der Harmonie ihn nach solcher Nase und solchen Ohren fordern.

Ellens Mutter war eine Deutsche. Sooft Ellen den Mund öffnet, stößt der Oberkiefer ein wenig vor, und auch das Email des gut geformten Gebisses ist an dieser oder jener Stelle etwas schadhaft. Wir dürfen auch nicht unbemerkt lassen, daß Ellens hochgewachsener, schmaler und biegsamer Körper auf Beinen ruht, die, dem Mund entsprechend, um ein geringes kräftiger sind als die Schultern oder die schmalen und sehr weißen Hände erwarten lassen.

In Ellens großen blaugrünen Augen sind Verlangen und Erinnerung wie verschmolzen. Oder Verlangen schlägt darin in Erinnerung um, und Erinnerung entwurzelt das Verlangen. Ellens Augen sind wohl wie das staunende Auge des Dichters,

doch ist über dieses Staunen das Nicht-Staunen gezogen gleich einem Vorhang.

Indem die Dichter sehen, dringen sie tiefer in uns ein; indem Ellen sieht, entschwindet sie sich selber, und unser Herz krampft sich zusammen.

So ist Ellens Gesicht, so Ellens Körper, und so sind Ellens Augen und ihr Blick. Doch wie ist Ellen selber?

Es muß vorher noch gesagt werden, weil es jetzt, da wir von Ellens Persönlichkeit zu reden uns anschicken, nicht vergessen werden darf, daß Ellen selten ohne Eglantine, ihre Kusine und Freundin, zu sehen ist. Wem von uns gelingt es, an Ellen zu denken, ohne für einen Augenblick wenigstens Eglantines Gestalt im Geiste vor sich zu sehen?! Beide waren gleich groß, und es konnte wohl vorkommen, daß, wer sie abends in der Halle des Hotels zusammen tanzen sah, schon auf beider Köpfe achten und die Gesichter aufzufangen trachten mußte, wenn er sich nicht irren und wenn er wissen will, wer Ellen und wer Eglantine sei: Eglantine, die nebenbei, seitdem sie das Pariser Konservatorium besucht, ihren Namen gerne französisch ausspricht und aussprechen hört, Eglantine mit dem dunkelbraunen, leicht gekräuselten Haar, das sie nicht nur wie Ellen im Nacken, sondern auch über den Ohren kurz geschoren trägt, Eglantine mit dem herrlichsten, weißesten Gebiß und den lustigen Augen.

Sind diese Augen immer so lustig wie etwa jetzt beim Tanzen oder dann später in der Pause, wenn die jungen Leute sich um Ellen und Eglantine scharen werden und man Ellen ansehen und mit Eglantine sprechen und lachen wird? Ist nicht für den, der etwas genauer hinsieht, hinter diesem lustigen Blick Eglantines noch ein zweiter, der keineswegs so lustig ist, dafür aber stechen und zuweilen ganz böse sein kann? Eglantine ist nicht hübsch, in Augenblicken kann sie einem sogar trotz den herrlichen Zähnen und einem sehr weißen, kräftigen, biegsamen und — ich kann es nicht anders nen-

nen — wollüstigen Hals unhübsch erscheinen. Auch ist ihr Teint nicht ganz rein und das, was sich in uns zuletzt, wenn sie einen nicht mehr mit allen ihren Zähnen anlacht, als ihr Gesichtsausdruck zu behaupten sucht, nicht immer klar. Nur wenn Eglantine Geige spielt, sammeln und klären und beruhigen sich ihre Gesichtszüge, sogar die Farben werden dann leuchtender, reiner. Achten Sie auf Eglantines Hände! Hände, die den Bogen zu führen gewohnt sind, Musikerhände, leicht nach innen zu eingebogen und gekrümmt, auch nicht ganz rein, Hände mit einer bedeutenden Spannung zwischen Handteller und Handrücken, jener zwischen der Rücken- und der Bauchseite eines Tieres, der Katze oder des Marders etwa, vergleichbar, unruhige Hände, Hände einer Begehrenden. Wie rein, frei, gelöst, offen, geöffnet sind nicht dagegen jene Ellens mit dem einen schweren goldenen Reif am linken Gelenk, Hände wie Blumen, Hände wie Früchte . . .

Ist nicht am Ende doch so etwas wie ein Widerspruch vorhanden zwischen Eglantines herrlichem, lachendem Gebiß und diesen kleinen, unruhigen, sehr begehrenden, ja räuberischen Händen? Und eben ein solcher zwischen Ellens Mund mit dem ein wenig vorstehenden Oberkiefer, zwischen Ellens räuberischem Mund — nennen wir ihn einmal so — und ihren wunschlosen, schenkenden Händen? Welche Vertauschung! Ist es möglich, vielmehr nur sinnvoll, anzunehmen, daß Eglantine eigentlich Ellens Mund und Ellen den Eglantines habe? So etwas gibt es doch nicht. Ellen und Eglantine sind keine Fabelwesen, keine Chimären, keine Allegorieen in einem Renaissance-Ornament. Wir modernen Menschen wüßten, weil wir uns an den Begriff der Natur und der Persönlichkeit zu halten haben, dergleichen Vertauschungen und Verzauberungen keinen Sinn abzugewinnen, jedenfalls keinen anderen als eben den von Chimären auf Kathedralen. Könnte aber nicht für den antiken, mehr

seelischen als geistigen Menschen gerade in einer solchen Zerreißung des Gesichtes und Körpers, in einer solchen Vertauschung ein tiefer Sinn liegen oder diese offenbare Zerreißung der Ausdruck einer höheren, übermenschlichen, ja göttlichen Einigung sein? Wäre es also nicht möglich, daß einer in den Zügen des anderen sich selber liebte, sich selber zurückliebte, liebend sich zurücknähme? War in den mythischen Zeiten der Verwandlungen nicht Liebe Selbstliebe und umgekehrt: Selbstliebe Liebe? War dies nicht der tiefste Sinn der Verwandlung, daß kein Widerspruch, keine Feindschaft bestünde zwischen Liebe und Selbstliebe? Ist Eros, der Herr der Verwandlungen, nicht Liebe in der Selbstliebe und Selbstliebe in der Liebe? Erst der Begriff der Persönlichkeit hat eine Grenze gezogen zwischen beiden...

Da wir also schon von Eglantines Händen gesprochen haben, so wollen wir von da gleich den geraden Weg zu Eglantines Charakter, oder wie man sonst das Grundzügliche des menschlichen Wesens nennen wolle, gehen. In diesem Begehren des Menschen liegt eingeschlossen dessen Fähigkeit, sich zu teilen: in das, was er ist und kann, und in das, was er will. So und nicht anders ist der Begehrende. Und die Kunst und auch die Verführung des Begehrenden liegt darin, aus den Teilen im Augenblick ein Ganzes herstellen zu können. In diesem Sinne gehört die Geige so zu Eglantine wie der Arm zum Körper. Die Geige muß stets einbezogen werden, und es darf zum Begehrenden, zu Eglantine, keinesfalls gesagt werden: Du hast es leicht, denn du hast die Geige. Was wärest du ohne Geige? Eglantine ist oder besteht eben nicht ohne die Geige. Und das Begehren geht von ihr über, und die Geige wird zu Eglantines Seele. Und alles wird zu Eglantines Seele, solange Eglantine darauf spielt, und bleibt tot oder stirbt, sobald Eglantine nicht mehr darauf spielt. So ist das Begehren und so der Begehrende.

Ellen dagegen hatte nichts, das also zu ihr gehörte wie die

Geige zu Eglantine, nichts, wirklich nichts ... Ellen ist nicht Künstlerin und auch sonst nicht begabt. Im Sinne nämlich der meisten Menschen. Viele werden sie darum wohl bedauern, wir aber wollen Ellen nur sehen, wie sie ist, und für uns liegt diese ihre Ohnmacht — ach! das Wort ist viel zu stark, doch wir wollen es trotzdem stehen lassen — schon in Ellens weißen, schenkenden Händen.

Wie gerne und wie leicht bewundert Ellen nicht einen solchen Menschen, der will und immer wieder will! Ellen ist nämlich so, daß für sie die Menschen stets auch das können, was sie wollen. Sie vermag sich das nicht anders vorzustellen. Ellen ist ohne Neid. So völlig, daß jedes Begehren daneben neidisch erscheint. Gewiß tut so etwas wohl und ist überhaupt schon viel: von Ellen bewundert werden, fühlt Eglantine, doch ist es wenig und wird immer weniger, fühlt sie weiter, da Ellen durch nichts darüber hinaus zu bringen sei: über diese Bewunderung und ähnliches. Wenn Eglantine, die stets planende und bauende, mehr will, stürmend, weil sie meint, jetzt sei der Augenblick dazu gekommen, so gewinnt sie nichts und verliert für den Augenblick alles. Denn so unbegabt (im Sinne der meisten Menschen) und ungeschickt Ellen auch sei, daran ist nämlich gar nicht zu denken, daß einer, und wäre er der Größte und Mächtigste unter allen Menschen der Erde, aus Ellens Bewunderung etwas zu ziehen und zu gewinnen vermöchte, was von anderer Art oder überhaupt anders sei als wiederum Bewunderung oder daß diese Bewunderung an der Grenze heimlich und flink vertauscht werden könnte ...

Eglantine weiß sich hier Ellen gegenüber im Nachteil, sie fühlt Ellens größeres, Ellens grenzenloses Glück. So nennt sie es wenigstens. Was für merkwürdige und ungewohnte Deutungen weiß die sinnende Eglantine nicht Dingen und Zuständen zu geben! Eglantine fühlt aber auch darin Ellens größeres Glück, daß, wenn Ellen gibt, sich die Gabe von

dieser trennt und löst wie die Frucht vom Zweige oder wie ein Wandelstern aus einer Sonne. Wenn dagegen Eglantine gibt — und Eglantine gibt viel, sehr viel, viel mehr als Ellen —, so löst sich die Gabe trotzdem nie ganz von ihr, und stets bleibt etwas von Eglantine an der Gabe und umgekehrt: etwas von der Gabe an Eglantine hängen, gleichwie Eglantine gewiß stets geneigt wäre, Bewunderung und Liebe zu vertauschen oder aus dem einen das andere zu saugen, denn warum sonst wollte oder müßte sie stets bis an die äußerste Grenze gehen?

Liegt nicht auch das schon in den Händen Eglantines ausgedrückt, in diesen kleinen, unruhigen, niemals ganz reinen, räuberischen Händen voller Schatten?

Eglantine also will mehr als Bewunderung, sie will geliebt werden, sie will von Ellen geliebt werden, das ist ihr tiefstes und heimlichstes, ihr entsetzliches Begehren... Du mußt mich lieben, Ellen, so wie ich dich liebe, und nicht anders. Du mußt mich wahnsinnig lieben. Es ist so und muß wohl so sein. Sage, daß du mich liebst! Ich will dies Wort aus deinem Munde, aus deinem wundervollen Munde haben. Sage es, denn sonst ist alles sinnlos — —

In der Schule, darauf haben wir schon angespielt, hat Ellen direkt für dumm gegolten, und aus dem Bereiche der Schule gelangen solche Ansichten zumeist auch in den der Familie. War also Ellen wirklich dumm und unbegabt oder so? Sie liebte es nicht, gefragt zu werden, das ist wahr. Besser: sie mochte diese direkten Fragen in der Schule und auch außerhalb derselben nicht, Fragen nach einer Stadt, nach einem Fluß, einer Zahl. Diese machten ihr Angst, und sie vergaß im Augenblick der Frage alles. Solche Fragen waren wie Angriffe, boshaft, zu Ellens Demütigung gestellt. Sie müßten ganz anders kommen. Es ist schwer, genau zu sagen, wie; in jedem Falle nicht so plötzlich, so von ganz nahe. Vielleicht



Paul Klee: Vogeldrama

auf Umwegen, in schönen großen Bogen, von weither erkennbar ... Ellen würde sie dann alle gewußt haben. Vielmehr würde, was viel wichtiger ist, dann auch alles da sein und bestehen, ohne daß es danach noch Fragen zu geben hätte oder man dafür einen Namen zu wissen brauchte. Und darauf allein müsse es doch ankommen, daß sie da seien und bestünden: die wirklichen Dinge und auch die eingebildeten, und zwar beide zusammen und alle durcheinander, so daß sie nicht mehr zu trennen wären. Warum haben die Menschen diese Fragen erfunden? Doch nur darum, weil sie die wirklichen Dinge von den eingebildeten zu trennen suchen. Und darum, um dieser Trennung willen, sind sie auch so begehrlich und direkt ...

Ellen hatte die Jahre ihrer Kindheit und des frühen Mädchentums durchgespielt, das will sagen: sie war niemals, nicht einen Augenblick lang, darin sie selber, sondern stets nur das gewesen, was sie spielte. Sie schlief in ihrer Rolle ein und wachte darin auf. Das muß auch der Grund sein, warum sie nie mit Puppen, sondern meist mit Knaben deren Spiele gespielt hat. Damit hängt ganz bestimmt zusammen, daß Ellen dieses Fragen in der Schule direkt wehe tat. Doch wer von diesen fragenden Lehrern oder wer in ihrer Familie hätte auch zu erkennen vermocht, daß Ellens so genannte Dummheit oder Verlegenheit oder Befangenheit nur ein anderer Ausdruck für die unerhörte Einheit ihres Wesens sei oder darauf beruhe! Eine Einheit, wie sie sehr selten Menschen eignet und wie sie wohl das eigentliche Wesen der Elementargeister, Elfen, Nixen oder Nymphen ausmacht. Eglantine ist der einzige Mensch, der das in Ellen spürt. Und diese Einheit nennt sie Glück und fühlt sie als solches. Eglantines Liebe ist ein Verlangen auch nach diesem Glück und das schmerzhafte Gefühl, daß sie sich in dieses Glück mit Ellen nicht teilen könne, daß sich das Glück überhaupt nicht teilen lasse, denn nur so, ungeteilt, sei es Glück ...

Wie gesagt, nur Eglantine, Eglantine, die Verführerin, Eglantine, die stets an den Grenzen weilende, kann auf so etwas verfallen, in Ellens Mangel an Begabung Glück zu sehen und zu fühlen. Für die anderen im Haus ist Ellen wirklich nur ungeschickt und unbegabt. So für Lätitia, Ellens jüngere Stiefschwester nach einer englischen Mutter, für Lätitia, die leicht und gewichtlos erscheint wie eine der vielen Seemöwen, welche zu allen Stunden des Tages vom Meere her auf die Saatfelder herniederfliegen und darauf dann wie Schnee liegen, und die dennoch voll ist von einer schrecklichen Bestimmtheit, ganz ohne Phantasie und sehr gespannt auf das viele, was in ihrem Leben noch zu geschehen hat und wozu es bei Lätitias eindeutigem Vogelwillen so oder so auch kommen wird. Morgen beginnen die Osterferien, Lätitia wird im Laufe des Nachmittags erwartet, und abends nach dem Diner wird es dann zu Ehren der Rückkehr wieder einmal diese entsetzlichen Fragespiele geben: alle Sachen auf einen Zettel aufschreiben, die ein Herr oder eine Dame zum Weekend in den Koffer packen; sie müssen nur mit demselben Buchstaben anfangen, mit S oder B oder sonstwie. Wer am schnellsten fertig ist und am meisten davon niedergeschrieben hat, der hat gewonnen. Lätitia wird sicherlich wieder kleine billige Preise mitbringen, die dann zur Verteilung kommen. Lätitia ist in solchen Dingen sehr erfinderisch.
Ach! was fallen Ellen da nicht alles für heillose und unmögliche Dinge ein! Und noch dazu immer die disparatesten. Und alle wandern sie stoßweise und nach langen Pausen der Verzweiflung aufs Papier. Und dagegen stehen dann auf Lätitias Bogen ganze Schnüre und Girlanden höchst notwendiger und zugleich durchaus köstlicher und erlesener. Keines von den unumgänglich notwendigen Dingen fehlt, aber dazwischen gibt es eine Unmenge solcher, auf die niemand so schnell käme. Am allerwenigsten Ellen. Mitten unter vielen solchen, die jeder eleganten Frau geläufig sind, steht da wirk-

lich etwa einmal ‚Mausefalle', sollten heute Sachen mit M gelten. Der Zufall will es, daß auch Ellen Mausefalle auf ihrem Bogen Papier hat. (Neben Emu, das aber dann natürlich, bevor der Zettel abgegeben wurde, aus allerlei zu greifbaren Gründen durchgestrichen sein wird.) Aber bei Lätitia ist ‚Mausefalle' ein Witz, die Spielerei des völlig Überlegenen, bei Ellen pure Verzweiflung und unleugbare Not. Oder wie unendlich elegant klingt nicht bei Lätitia: My hobby! Ganz kurz, nicht mehr. Mitten unter allerhand sehr praktischen Dingen. Wir wetten, daß Ellen heute ganz plötzlich das alte Schaukelpferd ohne Schwanz und mit einem von Mäusen angefressenen Hinterteil oben auf dem Boden durch den Kopf fahren und nur darum nicht aufs Papier kommen wird, weil es schließlich in der ganzen Welt dafür keinen Koffer gäbe. So ist Ellen.

Ohne Einfälle. Im Sinne der Familie nämlich, im Sinne Lätitias. Ohne Erfindung. Es würde Ellen Qualen kosten und einfach unmöglich sein, aus dem Stegreif ein Märchen zu erfinden, um es Kindern zu erzählen. Auch hat sie nicht Lätitias Gedächtnis, um durch gewandtes Kombinieren solcher, die sie gelesen und behalten, ein neues zum Entzücken der Kinder und zur Bewunderung der Erwachsenen herzustellen. Nur wäre es falsch, darum Lätitia Phantasie zu- und Ellen diese abzusprechen. In Wirklichkeit hat Lätitia davon so wenig wie der fehlende Schwanz von Ellens ausgedientem Schaukelpferd und Ellen sehr viel. Ja, man ist versucht zu sagen: Ellen hat nur Phantasie und nichts anderes, denn alles, was Ellen sich vorstellt, das *ist*. Was wäre da noch zu erfinden? Ellens Seele ist darin wie die Seele der Menschen am Anfang der Zeiten. Auch im Anfang gab es keine Erfindung, sondern nur den Anfang, und der Anfang war alle Erfindung, oder die Seele war alle Erfindung.

Doch nach dem Gesagten versteht es sich wohl von selber, daß sich auch diese Art von Phantasie bei Ellen, zumal im

Beisein anderer Menschen, auf eine, für den Augenblick wenigstens, lächerliche Art und Weise äußern würde. So, um ein Beispiel zu geben, braucht Ellen nur einem ihr unangenehmen Menschen am Familientisch oder sonstwo zu begegnen, damit sich ihre Empfindung diesem gegenüber auslöste nicht in einem Urteil wie etwa: Wie widerlich der Mensch ist usw., sondern in einem nach innen zu abgeleiteten Ausruf: Wenn ich mit diesem Menschen leben müßte! Oder ähnlich. Oder sie sieht ein altes, häßliches Weib: Wenn ich so wäre wie die! Warum bin ich nicht so? Oder vor einem anderen: Wenn ich in diesem Fleisch und Fett stäke und in diesen übelriechenden Kleidern und mit diesem zahnlosen Schnabel reden müßte! Oder sie begegnet am Morgen auf ihrem Gang zur Untergrundbahn einem Bettler, der, mit gelähmten Beinen auf dem nassen Straßenpflaster sitzend, Ellen einen Armstumpf entgegenhält: Warum sitze ich nicht an seiner Stelle?! Gibt es eigentlich etwas so Merkwürdiges, etwas so Unbegreifliches in der Welt, wie daß ich nicht an seiner Stelle sitze und er nicht jetzt gleich mir in die Stadt fährt, um Einkäufe zu machen!?
Es ist das aber keineswegs Mitleid oder gar ein besonders hoher Grad davon, trotzdem daß Ellen den Bettlern von ihrem geringen Taschengeld so viel gibt, als sie nur geben kann. Indem Ellen gibt, will sie eigentlich nur das eine dartun, daß Geld nicht dazwischen sein solle: zwischen ihr und einem lebendigen Wesen. Es kommt ihr beim Geben nur darauf an, daß das Geld weg sei, und es würde ihr gleichgültig sein und keineswegs ihren Unwillen erregen, wenn sie später erführe, der Bettler sei ein Schwindler gewesen. Das ist ein sehr bedeutsamer Wesenszug in Ellen und ein Zeichen großer wesentlicher Phantasie, einer Phantasie, wie sie nicht Dichtern, wohl aber Heiligen eignet. Es war also nicht allein Mitleid, es war in einem gewissen Sinne ebensoviel Grausamkeit darin wie Mitleid. Beides ist nämlich auf keine Weise

in Ellen zu trennen. Haben wir nicht schon gesagt, daß Ellen sich nicht teilen könne? In Eglantine freilich äußern sich Grausamkeit und Mitleid auf eine durchaus verschiedene Weise, und das ist auch der Grund, warum Eglantine so die Bühne, das Kino, den Roman liebt und jeglichem Pathos so schnell verfällt.

Um aber Ellens Seele so zu sehen wie sie ist: angeschlossen an die größten Dinge, müssen wir noch folgende Erwägung machen: Daß es auf der Welt Arme und Reiche gebe, daß darin sehr Unglückliche leben und neben diesen solche, die vom Glück hoch hinaufgehoben worden sind, dagegen wird sich im Menschen notwendig etwas empören: das Gewissen oder wie immer sonst man das nennen wolle. In diesem Sinne ist jedes Ich, jedes Selbstbewußtsein Revolte. Und die meisten Menschen gleichen darin alle Eglantine, daß sie voll Mitleid sind und dennoch in den entscheidenden Lagen des Lebens oft sehr grausam handeln. Mit anderen Worten: jeder Mensch ist stets zugleich er selbst und seine Rede, er selbst und die Bühne, auf die er starrt. Ohne diese Revolte und Empörung, ohne Gewissen ist nur einer: der Verwandelte. Wir vermögen beides: Revolte und Verwandlung nur in dieser Gegenstellung zu sehen, denn nur so ist Verwandlung, nur so ist Revolte ewig. Und indem wir von Ellen erklären, daß sie in sich verwandelt ist, so sagen wir nichts anderes, als daß sie ohne Revolte sei. Gleichwie Eglantine ganz Revolte und damit im Zusammenhang Verführung und Entzweiung ist. Und ein solcher Mensch ohne Revolte ist auch ohne Mitleid. Selbst wenn er sein ganzes Vermögen unter die Armen verteilte, würde es ohne Mitleid im eigentlichen Sinne geschehen.

Ellens Leben ist völlig ohne Erlebnisse im pathetischen Wortsinn, im Sinne also Eglantines. Ellens Leben oder Seele ist eben dieses Angegliedertsein an alle größten Dinge.

Wir haben das Wort Verwandlung gebraucht. Was ist Ver-

wandlung? Oder was heißt das: In-sich-selbst-verwandelt-sein? Antwort: Zweck-losigkeit. Eine also in sich selbst verwandelte Seele ist zweck-los. Wie sollen wir aber diese Zweck-losigkeit deuten? So: wenn, wie wir gesagt haben, Ellen nicht Geld zwischen sich und den Menschen haben will, so ist das Zweck-losigkeit in diesem einzigen, letzten Sinn. Eglantine, die große Geschenke zu machen liebt – ist nicht der weiße schottische Terrier ihr Geschenk, der immer traurig Ellen an der Leine nachtrippelt, sooft Ellen ihn in die Stadt mitnehmen muß, und, mit minutiösester Genauigkeit erlesene Stellen des Bodens aufriechend, ihr munter voraus eilt, da Ellen seinetwegen auf das Wiesenland und die grasbewachsenen Baugründe der Vorstadt zugeht –, Eglantine also, die große Geschenke zu machen liebt und gar nicht gerne welche empfängt – o wie ist beides nicht bezeichnend für sie! –, Eglantine also ist nicht zweck-los.
Ein anderes Beispiel von Zweck-losigkeit: Warum nur kann Ellen an gewissen Tagen, die sonst durch nichts von anderen ausgezeichnet sind – oder sind es nur Augenblicke? es sind nur Augenblicke, unmeßbar kurze –, dieses sehr große und sehr geschärfte Messer nicht sehen, das in der Küche herumliegt, auf dem Küchentisch, auf dem Fensterbrett? Warum sieht Ellen weg? Ach, es ist nichts, wirklich nichts. Das Wort würde mir fehlen, um die Ahnungslosigkeit in Sachen der menschlichen Seele bei demjenigen auszudrücken, der hier etwa an Selbstmordabsichten oder ähnliches dächte. Nein, nein, nein. Doch wie entsetzlich grob und unbrauchbar sind nicht Worte, wenn es gilt, jene Gebiete der Seele zu schildern, in welche die Sprache, trotzdem daß oder weil sie darin wurzelt, nicht einzudringen vermag! Was also ist es, das an sich weder ganz ein Gefühl noch ein Schauer noch ein Gedanke noch ein Weh oder eine Neugier und doch von allem etwas ist? Eben diese Zweck-losigkeit, dieses In-sich-verwandelt-sein. Und so geschieht es in einer Zeit, die keine ist, in einem Raum, der

keiner ist, daß dieses sehr große und sehr geschärfte Messer durch Ellens weißen Leib fährt wie das Messer eines Schlächters, und daß Ellens süßer und schlanker und biegsamer Leib gegen dieses schauerliche Ding stößt und sich daran aufschlitzt ... Das nennen wir Zweck-losigkeit, das heißt Welt der Verwandlungen.
Oder das: Ellen läßt, ihr Bad am Morgen selber machend, zuerst das heiße Wasser in die Wanne. Wie das nur kocht und brodelt und dampft! Je länger es fließt, um so mehr. Ellen sieht mit einem Blick, in dem nur Gespanntheit, eine vielleicht unheimliche Gespanntheit und keine Angst ist, in dieses Kochen und Brodeln des Wasserstrahls hinein, und dieses und kein anderes Gefühl ist plötzlich da: Wie wäre es, wenn ich mich jetzt hineinstürzte? Oder: Warum stürze ich mich nicht hinein und versenge meine Haut so, daß sie sich ablöst wie Gaze oder Leinen? Doch im Nu dreht sie den Hahn ab und dreht den anderen für das kalte Wasser auf. Wer zu beobachten wüßte, würde die Hast bemerken, mit der sie es tut. Den Bruchteil einer Sekunde lang hatte ihr ganzes Wesen erschauert, und Tränen (nicht der Freude und nicht des Leides, nein, Tränen als äußerster Reflex eben dieses Erbebens und Erschauerns) schimmern jetzt in den Augen, da ihr leuchtender Leib in das laue Bad steigt.
Wir setzen jetzt lieber statt zweck-los grenzenlos. Es ist in der Tat dieses Grenzenlose in Ellen selbst, das solche Vorstellungen und Schauer in ihr verursacht. Doch wir nehmen diesen Begriff des Grenzenlosen aus dem Leben der Geist-Materie, der Elemente und Räume und übertragen ihn auf ein anderes Gebiet: in das seelisch-sinnliche der Nerven und des Blutes, so daß sich uns Ellen gerade durch ein solches Erleben als eben den Elementen, den Gestirnen der großen Räume verwandter und näher erweist als alle Menschen, von denen wir wissen.
Wir dürfen eine merkwürdige Idiosynkrasie Ellens gegen

Steine, Perlen und ähnliches nicht unerwähnt lassen, da solche dem obgenannten Komplex von Gefühlen durchaus verwandt ist. Ellen selber trägt nur einen schweren goldenen Reif am Handgelenk, und der Gedanke an das Sinnbildliche dieser ursprünglichen Fessel ist ihr angenehm. Zu dieser Idiosynkrasie müssen wir noch bemerken, daß sie innerhalb des Rationalen keinesfalls etwa einen Gegensatz zum Aberglauben an Amulette usw. bilde: in Wirklichkeit ist es so, daß sie im Gebiete des Sinnlich-Seelischen genau dieser selbe Aberglaube sei nur mit negativem Vorzeichen, daß beide, Idiosynkrasie und Aberglaube, sich zueinander verhalten wie links und rechts, wie weiblich und männlich, wie Erfüllung und Beraubung. Eglantine – und hier wird der Gegensatz der beiden Freundinnen besonders deutlich und sinnfällig – liebt hingegen Schmuck, und es ist in ihr nur Rücksicht auf Ellen, wenn sie davon weniger trägt, als sie besitzt und tragen möchte. Wir müssen gestehen, Eglantine ist im Innersten durchaus einverstanden damit, ja entzückt davon, daß die Mode der falschen Perlen heute so viele Adepten findet und in dieser Rücksicht manches riskiert werden könne. Eines Nachmittags geschieht nun folgendes: Eglantine kommt wie immer zu Ellen und trägt heute zum ersten Mal, vor Ellen wenigstens, eine solche falsche, aber immerhin sehr wertvolle und schöne Perlenschnur. Ellen wirft nur einen Blick darauf, der mehr inneres Unbehagen als Mißfallen, vollends keinen Vorwurf ausdrückt, und schon nimmt Eglantine nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit die Perlenschnur vom Hals ab und will sie ebenso feierlich, auf die Kniee niedersinkend, Teddy – so heißt Ellens Terrier, der jetzt neben ihr auf dem Sofa schläft – um den Hals winden. »Bitte, bitte nicht, Eglantine!« ruft Ellen auffahrend. Die Vorstellung eines mit Perlen behängten Tieres ist ihr so widerlich, daß sie mit einer bei ihr ganz und gar ungewohnten Heftigkeit nach den Perlen greift ... Die Schnur reißt, und die vielen Perlen rollen am

Boden des Zimmers in alle Richtungen und müssen unter den Stühlen und Kästen mühevoll zusammengesucht werden. Das ist alles, das ist das äußere Geschehnis, aber für Ellen ist es von großer Bedeutung: lange nicht, vielleicht nie ganz konnte sie vergessen, wie böse Eglantines Gesicht wurde im Augenblick, da die Schnur riß und die Perlen in alle Richtungen stoben, wie Eglantines Gesicht von Bosheit förmlich zerrissen war. Es hatte keineswegs lange, es hatte nur wenige Sekunden gedauert, aber Ellen würde viel dafür hergegeben haben — so dachte sie oft —, wenn sie Eglantines Gesicht nicht so von Bosheit zerrissen gesehen hätte. Nachdem Eglantine, gänzlich versöhnt und beruhigt, Abschied genommen hatte, hob Ellen Teddy, der wegen des langen Suchens heute um seinen Nachmittagsspaziergang gekommen war, auf den Schoß, und indem sie mit ihren schmalen, ganz weißen Händen durch das seidige Fell des edlen Tieres langsam und immer von neuem fuhr, dachte sie darüber nach, ob das, was jetzt geschehen sei: dieser plötzliche Ausbruch von Bosheit, geschehen mußte, und zwar weil die Bosheit eben da wäre; woher so etwas aus dem Menschen käme; an welcher Wesenheit es teilhabe; und wohin es dann wieder verschwände und ob es überhaupt verschwinde, ob es nicht im Menschen lauere wie ein Räuber hinter einem Busch, und ob ein Mensch wirklich so sei, wie er uns in Augenblicken erscheine . . .

Es war Aberglaube in Ellen, ein Aberglaube nach innen, eine Idiosynkrasie der Seele, daß die Menschen durch die Liebe, wenn es wirklich Liebe ist, nur zerschlagen werden, zugrunde gehen oder verderben können oder daß sie selber wenigstens dadurch nur sterben und in der Liebe nicht leben könne — so ist es wohl am besten gesagt —, daß die Liebe gleichsam am Ende aller Verwandlungen stehe. Wir nennen dieses Gefühl in Ellen darum eine Idiosynkrasie, weil wir einen geheimnisvollen Zusammenhang mit der oben erwähn-

ten Idiosynkrasie des Körpers sehen oder zum mindesten ahnen. Daß aber die meisten Menschen, fast alle, an der Liebe nicht verderben, das könne nur daran liegen, so fühlte Ellen oder so mußte sie fühlen, daß die Menschen so viel Unverwandelbares, Hartes, Fertiges wie eben Steine, Perlen, Geld und vieles andere zwischen sich stellten, weshalb auch kein Mensch den anderen wirklich zu spüren vermöchte, und weshalb, weiter, die Menschen nie wirklich so seien, wie sie sind, oder weshalb Eglantine zugleich so gut und so böse sein könne und vielleicht in keinem einzigen Augenblicke ihres einzigen Lebens wirklich so sei, wie sie ist ...

Es geschah einmal vor vielen Jahren, Ellen war gerade dem Kindtum entwachsen, daß sie im Garten sah, wie ein kleiner Frosch von einem sehr großen mit breiten und weit ausholenden Schritten einen Abhang hinab offenbar zu dem am Fuße des Abhanges liegenden Tümpel getragen wurde. Ellen über alle Maßen ob dieses Schauspiels, das sich ihr bot, erstaunt, ja erschrocken, kniete am Boden nieder, hob, dem Doppeltier auf den Knieen nachrutschend, einen dünnen Zweig vom Boden auf und berührte damit ganz, ganz sanft den kleinen reitenden Frosch, worauf dieser einen Pfiff ausstieß, einen Pfiff von unendlich leiser, unsäglicher Klage. Ellen ahnte ja nichts davon in ihrem Kinderherzen, daß, indem dieses kleine Tier auf dem Rücken des größeren, das vielleicht seine Mutter gewesen war und heute ihm Braut und Gattin ist, sitze und reite, es der allereinzigsten Seligkeit seines ihm von Gott zugewiesenen kurzen Lebens genieße und, aller Begriffe ermangelnd, gezwungen sei, weil jede Äußerung seines Wesens der Ausdruck einer unendlichen Einheit wäre, mit der erschütterndsten Klage die größte Freude auszudrücken. Gleicht es darin nicht Ellen selbst, der späteren, der herangewachsenen Ellen, die nur lieben konnte ohne Liebe und treu sein ohne Treue, ohne den Begriff der Liebe und der Treue, und die gerade darum in der Liebe oder

durch sie nur sterben oder darin nicht leben zu können vermeinte?
Ellen ward von diesem Anblick des reitenden, klagenden Frosches in ihrem Kinderherzen aufs tiefste erschüttert, sie fragte aber niemanden danach, wie es überhaupt schon früh ihre Art war, nicht zu fragen, doch seither hatte sie immer wieder den einen Traum, daß ein übergroßes Tier von unbestimmter Art und Gestalt käme und sie entführte, nicht anders als sie sich einbildete, daß der kleine Frosch damals von dem viel größeren entführt worden wäre. Das war Ellens Traum. Jeder Mensch, der träumt, hat seinen Traum. Was aber bei Ellens Traum entscheidet, ist keineswegs der Umstand, daß sie aus ihrem Elternhaus, von ihren Lieben weg von etwas Bösem einem schrecklichen Geschick entgegen entführt würde, sondern einzig und allein die Tatsache der Entführung, des Entrücktwerdens, des Nicht-mehr-zurückkönnens. Wir haben hier ein Beispiel dafür, wie der Verstand des Menschen eine Tatsache ganz falsch zu verstehen, die eine Seele die andere hingegen vollkommen richtig zu erfühlen vermöchte, worin allein die »wahre« Wahrheit des Traumes liegt.
Mit diesem Gefühl des Nicht-mehr-zurück-könnens, mit dem Gefühl dafür, daß sie zuletzt doch nur dafür lebe: für die Nicht-Wiederkehr, daß hier allein ihr Ziel sei: in der Ziellosigkeit, hängt bei Ellen wohl auch zusammen, daß sie zwar viel Sinn für das Schickliche, aber keinen für das Recht hat. Es ist so, als sollte es nur Gnade geben, sonst nichts, als sollte alles nur von der Gnade abhängen, der Gnade unterworfen sein ...
Da fällt uns, weil sich bei Ellen so oft das Sublime mit dem Törichten und Lächerlichen verbindet (genau so wie beim kleinen Frosch die Klage mit der Freude), noch folgender Zug an ihr ein: Ellen liegt im Bett, und die Uhr im Nebenzimmer fängt an zu schlagen. Ellen weiß zu jeder Tages- und Nacht-

zeit die Stunde aus sich selber heraus, wie Schiffer sie nachts aus den Sternen wissen. So weiß sie jetzt: es ist elf Uhr. Sie zählt: eins, zwei, drei und denkt doch jedesmal beim Zählen oder wenigstens sehr oft: Wie wenn die Uhr einmal wollte und um eines mehr schlüge! Vielleicht wird sie es heute. Und sie zählt weiter und wartet auf den einen Schlag, der nicht kommt und nicht kommen kann.

Wenn die griechische Phantasie sich den großen mythischen Seher Teiresias doppelgeschlechtlich dachte als ein Wesen, das an sich selber zeugend sich mit sich selber befruchtete, so ist das nichts anderes als eben der griechische Ausdruck für die Deutung des Körpers durch die Seele und der Seele durch den Körper im Seher, so bedeutet es letzten Endes das Sehen des *Einen*. So sehen wir auch in Ellen das *Eine*, wenn wir zugleich mit den eben geschilderten Wesenszügen noch den einen, mit Gründen keineswegs zu erklärenden, zusammen sehen: das Zurückschrecken vor der Vorstellung des Muttertums, die Angst, Lebens- und Todesangst — Angst schließt beides zusammen: Leben und Tod —, die Angst, sagen wir, einmal gebären zu müssen. Wir haben gleich zu Beginn von Ellens Unvermögen sich zu teilen gesprochen. Ist Mutterwerden nicht auch Teilung? Ist diese Teilung nicht am Grunde jenes entscheidenden Lebensprozesses, dem alles Gestaltete sein Dasein verdankt? Eglantine hingegen würde trotz allem, was scheinbar dagegen spräche, einmal Mutter werden und genau wissen, was von ihr in ihrem Kinde sei und was nicht. Eglantine kannte jene Angst nicht, denn in ihr lebte die andere, die Angst des Begehrens, die große Angst, die hinter allem Begehren liegt . . .

Und so mochte es zuweilen wohl geschehen, daß, da Eglantine mit eben dieser Angst des Begehrens in den Augen Ellen ansah, deren Hand ergreifend, diese, Ellen, damit das schreckliche Auge der Angst sich endlich schließe, ihren Mund in Eglantines bebenden Lippen barg — —

FRIEDRICH SCHULT · GEDICHTE

Nacht ohne Schlaf

NACHT ohne Schlaf und Lippe ohne Wort,
es murrt und dröhnt von allen nahen Dingen,
es fallen lautlos Decken und Wände ein.
Du auf dem schwebenden Bett,
du auf dem breiten Stein,
hinter vergitterter Brust
klagt das gefangene Herz.

Die Kerze

HIMMLISCHES Licht,
treu aus dem wächsernen
Quell gespeist!
Es ist kein besserer
Freund in der Nacht
und brennt nichts gelassener
gegen den Tod,
bis früh vor Tage
wieder die Amsel singt.
Klirrt schon der Morgen,
nimmt dich der Schlaf.

Aufbruch

MORGEN schlägt mit nassen Flügeln,
Wind schüttelt den Baum,
es klopft ans Fenster der Zweig.
Heiliges Herz, flüchtig, beständig, geduldig,
bleich noch unter der Decke des Schlafs,
rühr dich und rüste dich,
unter dem ewigen Wind,
unter dem tröstlichen Schein!
Mit gutem und fröhlichem Mut
mitten zwischen die Diebe und Mörder!

Mehr hast du nicht

Auf diesem Fleck, hier wo du liebst und leidest,
noch diesen Tag, an diesem letzten Tag,
nimm dir den Mut, daß du das Band zerschneidest,
es liebt das Herz nicht länger als es mag.

Was wartest du, da schon die Schatten wandern,
sie ist geschwinder, als du je geglaubt,
die Eine Stunde, nackter als die andern,
die dich erst läßt, wenn sie dich ganz beraubt.

Tritt in die Nacht, es hält sich Stern bei Sterne,
dir schlägt das Herz vor ihrem kühlen Licht;
horch mit dem Baum, brenn mit der letzten Ferne,
mehr hast du nicht.

Noch ist dir Frist gegeben

Geliebt, dir angehört,
dir wieder fortgenommen,
dir ist der Sinn verstört,
dir ist die Brust beklommen.

Ach, Baum, ach, lieber Hang,
Halm, der bei Halm sich regt,
im Ohre noch der Klang,
der dir das Herz bewegt.

Du rührst den alten Stamm,
was weiß er, wo er steht,
was Welle hinterm Damm,
wohin der Wind sie weht.

Brich auf, beraubter Mann,
erhalte dich am Leben,
ein neuer Tag hebt an,
noch ist dir Frist gegeben.

Ach, Welt, verworrne Welt

Ach, Welt, verworrne Welt,
ach, Kette, hoch und teur,
die dich gebunden hält,
Leib zwischen Eis und Feur!

Ach, Quell, der bitter ist,
Trank, der dich nicht mehr tränkt!
Gebrauche Mut und List,
eh Mut und List gekränkt!

Wenn sich der Tag erhebt,
die Frühe, das grüne Licht,
davor dir das Herz erbebt,
geh aus und fürchte dich nicht!

PAUL VALÉRY · UNSTERBLICHKEIT

Der folgende Dialog — in der klassischen Form der Totengespräche — bildet den Schluß von Paul Valérys Werk ‚Eupalinos oder Der Architekt'; Übertragung von Rainer Maria Rilke.

SOKRATES: Phaidros, mein bleicher Phaidros, Bruderschatten meines Schattens, ich fühle wohl, meine Klagen würden unendlich sein, wenn sie sich ausdrücken könnten in irgendeinem Stoff, und wenn nicht das Fleisch fehlte, sie auszuüben! Sie zeichnen sich ab, aber es ist unmöglich, daß sie Farbe gewinnen!... Gibt es etwas, was nichtiger wäre als der Schatten eines Weisen?

PHAIDROS: Ein Weiser selbst.

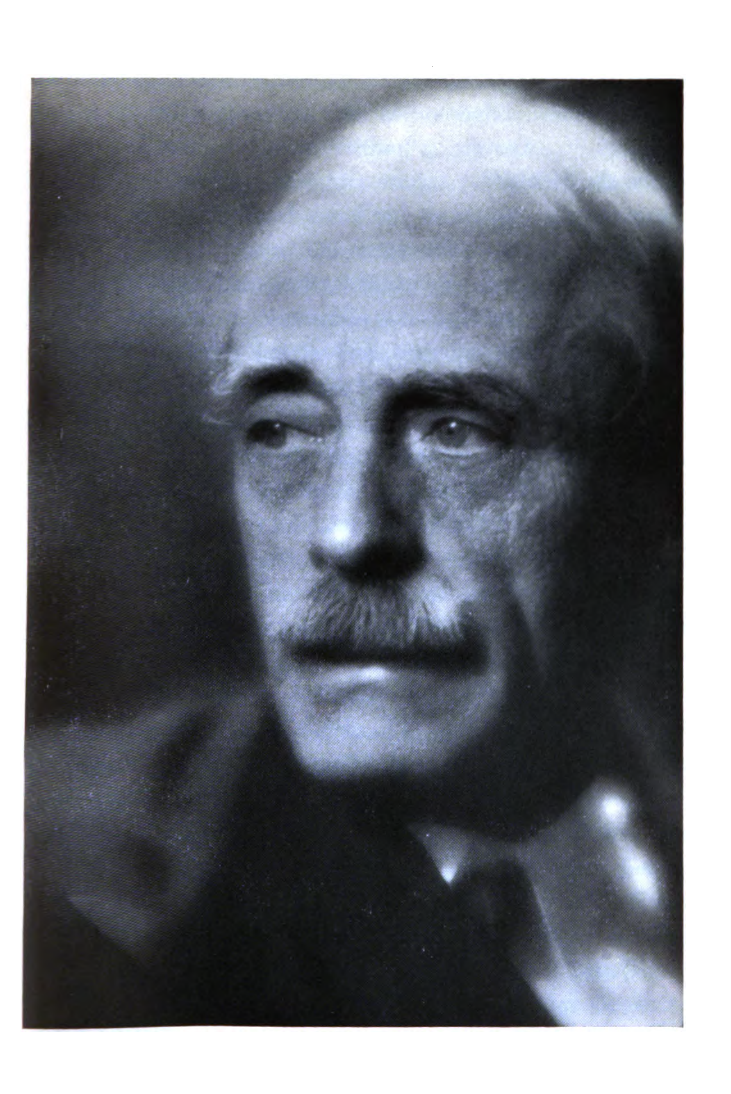
SOKRATES: Leider! Ein Weiser selbst, der hinter sich nichts zurückläßt als die Figur eines Schwätzers und gewisse Worte, die in einer unsterblichen Verlassenheit fortdauern... Was habe ich denn getan, als den übrigen Sterblichen den Glauben beigebracht, als wüßte ich mehr als sie über die zweifel-

haftesten Dinge? — Und das Geheimnis dieses Glaubens beruht in einem so vorzüglich vollbrachten Tod, der dasteht im Schmuck einer solchen Ungerechtigkeit und von solcher Freundschaft umgeben, daß er die Sonne verdunkelt und die Natur aus der Fassung bringt. Ist es nicht das Fürchterlichste, aus ihm eine Art Meisterwerk zu machen? ... Das Leben ist unfähig, sich zu verteidigen wider solche unsterblichen Sterbestunden. Es stellt sich unvermeidlich vor, die Einfalt! daß das Schönste des Trauerspiels anfinge nach dem letzten Wort des letzten Verses! ... Die tiefsten Blicke des Menschen gelten dem Leeren. Sie treffen sich in einem Punkt jenseits des Ganzen. Wehe! wehe! ich habe mich einer Wahrheit bedient und einer Aufrichtigkeit, die verlogener waren als die Mythen und als die Worte der Eingebung. Ich lehrte, was ich mir ausdachte ... Ich verführte die Seelen und machte ihnen Kinder, und geschickt entband ich sie.

PHAIDROS: Du bist hart für uns alle.

SOKRATES: Hättet ihr mich nicht angehört, mein Stolz hätte auf irgendeine andere Weise versucht, sich eure Gedanken zu unterwerfen ... Ich hätte gebaut, gesungen ... o nachdenklicher Verlust meiner Tage! Was für einen Künstler habe ich zugrunde gehen lassen! ... Was für Dinge habe ich verachtet, und was für welche zur Welt gebracht! ... Ich komme mir vor, als sei ich mein eigener Richter in der Hölle meines Geistes! Während der Leichtsinn meiner berühmten Aussprüche mich verfolgt und mich betrübt, rufe ich da für Eumeniden diejenigen meiner Handlungen wach, die nicht stattgefunden haben, meine ungeborenen Werke, — unbestimmte und ungeheure Verbrechen sind sie, diese schreienden Abwesenheiten, Morde, deren Opfer unvergängliche Dinge sind! ...

PHAIDROS: Tröste dich ... Du würdest sie noch mehr bereuen, wenn Du sie hervorgebracht hättest! Nichts scheint uns so schön und bereitet uns eine so bittere Reue, als die



Paul Valéry

verlorenen Gelegenheiten! Wenn wir sie aber verloren gehen ließen, geschah das nicht, weil es unmöglich war, sie zu ergreifen, ohne den ganzen Weltlauf zu stören?

SOKRATES: Das gerade möchten wir ja!... Welche Seele würde zögern, das Weltall auf den Kopf zu stellen, um ein wenig mehr sie selbst zu sein? Du weißt wohl, wir räumen all den übrigen Dingen kein anderes Recht ein, als das, uns recht zu sein! — Im Grunde wünschen wir doch nur, daß die zahllosen Himmel, und daß die Erde, und daß das Meer, und daß die Städte, und daß auch die Menschen und ganz besonders die Frauen, und ihre Seelen, und ihre Kräfte, und ihre Bezauberung, und daß die Tiere wie die Pflanzen — ja, wir wünschen sogar in aller Einfalt, daß die Götter — alle zusammen nichts seien, — und jeder nach seiner besonderen, unserem Wunsche angepaßten Schönheit, oder nach der Macht, die er unserer Schwäche zuführt, — daß sie alle nichts anderes seien als die Nahrungsmittel, der Schmuck, die Würzen, die Stützen, die Vorräte, die Erleuchtungen, die Sklaven, die Schätze, die Wälle und die Wonnen unserer Einzigkeit allein! Als ob unsere Flamme allein und die an sich so kurze Dauer, die die ihrige ist, so viel wert wäre, daß sie ein Recht habe, alles zu verzehren, was war, alles, was ist, und alles, was sein wird, auf daß sie, in ihrem einzigartigen Glanz, dem einmal sichtbar gewordenen, aufflamme mit allem Genuß und allem Wissen für das Wesen, das sie belebt und verschlingt!... Wir sind der Meinung, daß alle Dinge und auch der ganze Reichtum der Zeit nur dazu da sei, um ein Bissen für unseren Mund zu sein, und wir können das Gegenteil nicht denken.

PHAIDROS: Du blendest mich, und du erschreckst mich!

SOKRATES: Du kannst nicht wissen, was ich nun alles sehe, das ich hätte tun können!

PHAIDROS: Ich gestehe, daß dieser Schatten von Verzweiflung, den du da zeigst, und dein Reueversuch, die sich um

deine Erscheinung zu streiten scheinen, aus mir selbst ein Schreckgespenst machen. Wenn die anderen dich hörten!

SOKRATES: Glaubst du, sie würden mich nicht verstehen?

PHAIDROS: Hier ist fast jeder ziemlich stolz auf sein vergangenes Leben. Sogar die Verbrecher brüsten sich mit ihrem infamen Ruhm. Keiner will zugeben, daß er sich getäuscht hat, und du, Sokrates, dessen so reiner Name noch den neidischen Larven Ehrfurcht auferlegt, du wärest imstande, ihnen diese trostlosen Geständnisse zu machen und bei ihnen um ihr Mitleid und ihre Verachtung zu werben?

SOKRATES: Hieße das nicht fortfahren, Sokrates zu sein?

PHAIDROS: Man darf nicht von vorne anfangen wollen... Zweimal gelingts nicht.

SOKRATES: Sei nicht noch bitterer.

PHAIDROS: Ich gestehe dir, daß deine Worte irgendwie meine Freundschaft gekränkt haben. Du verstehst wohl, daß, wenn du dich selbst herabsetzest und den Sokrates verächtlich machst, sich dann Phaidros — Phaidros, der sich ihm so ehrfürchtig gegeben hat, — an das Äußerste von Torheit und blindester Einfalt ausgeliefert sieht!

SOKRATES: Dies ist ja leider unser Zustand! Aber ich versuche es, ihm etwas abzugewinnen. Glaubst du nicht, wir sollten diese grenzenlose Muße, die der Tod uns gewährt, jetzt dazu verwenden, uns selber zu richten, und uns unermüdlich von neuem zu richten, indem wir wieder vornehmen, berichtigen und andere Antworten versuchen auf die Ereignisse, die sich zugetragen haben: kurz, indem wir suchen, uns gegen das Nichtsein durch Einbildungen zu schützen, genau so, wie es die Lebendigen dem Sein gegenüber tun?

PHAIDROS: Was willst du denn auf das Nichts hinmalen?

SOKRATES: den Anti-Sokrates.

PHAIDROS: Ich kann mir mehr als einen vorstellen. Es gibt mehrere Gegenteile von Sokrates.

SOKRATES: Es wird also sein ... der Baumeister.
PHAIDROS: Gut. Der Anti-Phaidros hört ihm zu.
SOKRATES: O Mit-Toter für die Ewigkeit, Freund ohne Fehler, und Diamant von Aufrichtigkeit, höre: Ich fürchte, es hieß, diesen Gott, den ich mein Leben lang zu entdecken bemüht war, nicht mit Nutzen suchen, wenn man ihm nur durch die Gedanken hindurch nachging, wenn man ihn gewinnen wollte aus der höchst veränderlichen und sehr gemeinen Empfindung für Recht und Unrecht und ihn drängte, daß er sich ergäbe unter dem Zudrang der durchtriebensten Dialektik. Der Gott, den man auf diese Weise findet, ist nur Wort, geboren aus dem Wort, und kehrt zum Wort zurück. Denn die Antwort, die wir uns geben, ist wahrlich niemals etwas anderes als die Frage selbst, und jede Frage des Geistes an den Geist selbst ist nichts anderes als eine Einfältigkeit; kann nichts anderes sein. Wir müssen im Gegenteil in den Handlungen und in der Verbindung von Handlungen das unmittelbarste Gefühl der göttlichen Gegenwart gewinnen und die beste Anwendung jenes Teils unserer Kräfte, der für das Leben nicht weiter nützlich ist, und der aufbewahrt scheint, einen unbeschreiblichen Gegenstand zu verfolgen, der uns unendlich übertrifft.
Wenn also das Weltall die Wirkung ist irgendeines Aktes, dieser Akt selbst die Wirkung eines Wesens und eines Bedürfnisses, eines Gedankens, eines Wissens und einer Macht, die diesem Wesen eignen, so kann man nur wieder in einem Akt den großen Plan erreichen und die Nachfolge von dem, was alle Dinge macht. Das wäre die natürlichste Art, sich an die Stelle des Gottes selber zu setzen.
Nun ist von allen Akten der vollkommenste der des Bauens. Ein Werk bedarf der Liebe, der Überlegung, des Gehorsams gegen deinen schönsten Gedanken, einer gesetzgeberischen Kraft deiner Seele und noch vieler anderer Dinge, die sie wunderbarerweise aus dir selber zieht, der du nicht ahntest,

alles das zu besitzen. Dieses Werk geht aus der innersten Heimlichkeit deines Lebens hervor und ist doch nicht eines mit dir. Wenn es mit der Fähigkeit zu denken begabt wäre, würde es deine Existenz ahnen, ohne jemals so weit zu kommen, sie fest zu begründen oder sie klar zu begreifen. Du wärest ein Gott für es.

Betrachten wir also diese große Handlung des Bauens. Beachte, Phaidros: der Demiurg, da er daran ging, die Welt zu machen, hat sich an die Verworrenheit des Chaos gewagt. Alles Gestaltlose war vor ihm. Und auch nicht eine Handvoll Stoff konnte er mit seiner Hand aus diesem Abgrund holen, die nicht unendlich unrein gewesen wäre und ein Gemisch von zahllosen Stoffen.

Er wagte sich tapfer an dieses entsetzliche Gemenge des Trockenen mit dem Feuchten, des Harten mit dem Weichen, des Lichts mit der Finsternis, aus dem das Chaos bestand, dessen ungeheure Unordnung bis in die kleinsten Teile drang. Er hat Ordnung gebracht in diesen irgendwie strahlenden Kot, wo es nicht ein Teilchen Reines gab, wo alle Kräfte so aufgelöst waren, daß Vergangenheit und Zukunft, der Stoff und was an ihm geschehen sollte, Dauerhaftes und Vergänglichstes, Nachbarschaft und Entfernung, Ruhe und Bewegung, das Leichte und das Schwere sich so vermischt fanden, wie es Wein mit Wasser sein kann, wenn sie zusammen eine Schale füllen. Unsere Gelehrten versuchen immer, ihren Geist diesem Zustand anzunähern ... Aber der große Gestalter tat das Gegenteil. Er war ein Feind der Ähnlichkeiten und jener versteckten Gleichheiten, die zu entdecken uns entzückt. Er richtete die Ungleichheit ein. Handanlegend an den Teig der Welt, siebte er die Atome heraus. Er hat das Warme getrennt von dem Kalten, und den Abend von dem Morgen; beinahe alles Feuer hat er in die unterirdischen Höhlen zurückgedrängt und die Trauben von Eis aufgehängt an den Spalieren der Morgenröte unter den Wölbungen des

ewigen Äthers. Durch ihn wurde die Ausdehnung unterschieden von der Bewegung, die Nacht vom Tag. Und in seiner Wut, alles zu entzweien, spaltete er die ersten Tiere, die er abgetrennt hatte von den Pflanzen, in männliche und weibliche. Nachdem er endlich auch noch das geschieden hatte, was in den Wirrnissen des Ursprungs die dichteste Mischung eingegangen war – Stoff und Geist – hat er auf der höchsten Höhe des Feuerhimmels auf dem unzugänglichen Gipfel der Geschichte jene geheimnisvollen Massen aufgehäuft, deren unausweichliches und stummes Niedergleiten bis auf den letzten Grund des Abgrundes die Zeit hervorbringt und mißt. Er hat aus dem Schlamme die schimmernden Meere herausgepreßt und die reinen Gewässer; er hat die Gebirge aus den Wellen gehoben und in schöne Inseln verteilt, was noch an Greifbarem übrig blieb. Auf diese Weise hat er alle Dinge gemacht und aus einem Rest von Schlamm die Menschen.

Aber der Baumeister, den ich jetzt vorstelle, findet sich gegenüber als Chaos und Rohstoff eben diese Ordnung der Welt, die der Demiurg aus der ursprünglichen Unordnung gezogen hat. Die Natur ist gestaltet, und die Elemente sind getrennt; aber irgend etwas mutet ihm zu, dieses Werk als unvollendet zu betrachten, und als eins, das wieder vorgenommen werden müsse und wieder in Bewegung gesetzt werden, um mehr den Menschen zu befriedigen. Er nimmt den Punkt selbst, wo der Gott stehen geblieben war, zum Ausgangspunkt seines Handelns. – Am Anfang, so sagt er sich, war, was ist: die Gebirge und die Wälder, die Erzlager und die Adern, der rote Ton, der helle Sand und der weiße Stein, der den Kalk ergeben wird. Auch die muskelstarken Arme der Männer waren da und die schweren Kräfte der Büffel und Rinder. Anderseits aber gab es die Truhen und Speicher der klugen Tyrannen und Bürger, die sich unmäßig bereichert hatten durch ihre Geschäfte. Und schließlich gab

es Priester, denen daran lag, ihren Gott unterzubringen, und so gewaltige Könige, daß ihnen nichts zu wünschen übrig blieb als ein Grabmal ohnegleichen, und Republiken, die von unüberwindlichen Mauern träumten, und greise Räte des Staates voll feinen Geschmacks und voll Nachgiebigkeit gegen Schauspieler und Sängerinnen, die darauf brannten, ihnen auf Staatskosten die geräumigsten Theater erbauen zu lassen.

Nun, die Götter dürfen nicht ohne Dach bleiben und die Seeleute nicht ohne Schauspiel. Die Marmormassen sollen nicht tot in der Erde bleiben wie eine massige Nacht, Zedern und Zypressen sich nicht damit zufrieden geben, durch die Flamme oder durch die Fäulnis unterzugehen, wenn sie sich in duftende Balken und glänzende Möbel verwandeln können. Noch weniger aber geht es an, daß das Gold der reichen Leute träge seinen schweren Schlaf schlafe in den Urnen und in den Finsternissen der Schatzkammern. Dieses schwere Metall nimmt, wenn es sich mit der Phantasie verbindet, die tätigsten Eigenschaften des Geistes an. Es hat dessen unruhige Natur. Sein Wesen ist Flucht. Es verwandelt sich in alle Dinge, ohne selbst jemals sich zu verwandeln. Es hebt die Steinblöcke hoch, durchbohrt die Berge, lenkt die Ströme ab, öffnet die Tore der Festungen und die verhaltendsten Herzen. Es legt die Menschen in Ketten, es kleidet und entkleidet die Frauen mit einer Geschwindigkeit, die ans Wunder grenzt. Es ist sicher die abstrakteste Kraft nach dem Gedanken; dieser schließlich bewirkt nur den Austausch von Bildern, die er bekleidet, während das Gold zur Umwandlung aller wirklichen Dinge ineinander anreizt und sie begünstigt. Keiner Verderbnis ausgesetzt, geht es rein durch alle Hände.

Das Gold, die Arme, die Pläne, die verschiedenartigsten Stoffe — alles ist da und gleichwohl ohne Ergebnis.

Da komme ich, sagt der Baumeister, ich bin die Handlung.

Ihr seid der Stoff, ihr seid die Kraft, ihr seid das Streben, aber ihr seid getrennt. Eine unbekannte Einrichtung hat euch vereinzelt und vorbereitet, so wie sie konnte. Der Demiurg verfolgte seine Pläne, die nicht Rücksicht nehmen auf die Kreaturen. Das Gegenspiel muß kommen. Ihn kümmerten nicht die Sorgen, die hervorgehen mußten gerade aus dieser Trennung, die herzustellen ihn unterhalten hat oder vielleicht gelangweilt. Er hat euch zu leben gegeben und auch noch die Mittel, allerhand Dinge zu genießen, nur im allgemeinen nicht diejenigen, auf die ihr gerade Lust hattet.
Aber ich komme nach ihm. Ich bin der, der versteht, was ihr wollt; es eine Kleinigkeit besser versteht, als ihr selbst; ich werde eure Schätze aufbrauchen mit etwas mehr Folgerichtigkeit und Genie, als ihr es tut, ich werde euch sehr viel kosten, ohne Zweifel, aber zuletzt wird alle Welt dabei gewonnen haben. Ab und zu werde ich mich irren, und wir werden ein paar Ruinen zu sehen kriegen, aber man kann immer und mit großem Vorteil ein verfehltes Werk als eine Stufe ansehen, die uns dem Schönsten näherbringt.
PHAIDROS: Sie haben großes Glück, daß du ein toter Architekt bist!
SOKRATES: Soll ich schweigen, Phaidros? — so wirst du niemals erfahren, was für Tempel, was für Theater ich erbaut haben würde im reinen sokratischen Stil! ... Ich hatte vor, deine Augen damit zu beschäftigen, wie ich mein Werk ausgeführt haben würde. Ich entfaltete zuerst alle Fragen, und ich entwickelte eine lückenlose Methode. Wo? — Für was? — Für wen? — Für welchen Zweck? — Von welcher Größe? — Und indem ich meinem Geist mehr und mehr zusetzte, legte ich im höchsten Grade das Verfahren fest, das einen Steinbruch und einen Wald in ein Bauwerk verwandelt, in herrliche Gleichgewichte! ... Und ich entwarf meinen Plan im Hinblick auf die Absichten der Menschen, die mich bezahlen; ich stellte in Rechnung die Örtlichkeiten, die Lichter, die

Schatten, die Winde. Der Platz war gewählt nach Größe, Lage, Zugang, nächster Umgebung und nach der Natur des Baugrunds in der Tiefe …

Dann ging ich daran, aus dem Rohstoff meine Gegenstände herzustellen, ganz angepaßt an das Leben und die Freuden des blühenden Geschlechts … Höchst kostbare Gegenstände für den Körper, köstlich für die Seele, und von der Art, daß die Zeit selbst sie standhaft finden würde, und so schwer zu verdauen, daß sie sie nur mit Jahrhundertschlägen herabmindern könnte; und ich versah sie noch mit der Schicht einer zweiten Schönheit: es war etwas wie eine feine Vergoldung über ihnen, wie eine erhabene Heiligung und ein Zauber um sie von aufkommenden Vergleichen und heimlicher Zärtlichkeit, die die Dauer mit sich bringt … Aber du sollst nichts mehr erfahren. Du kannst dir doch nur den alten Sokrates vorstellen, und dein Gewohnheitsschatten …

PHAIDROS: Nenne ihn treu, Sokrates, treu.

SOKRATES: Nun, dann heißt es mir folgen und sich ändern, wenn ich mich ändere!

PHAIDROS: Aber wirst du denn in alle Ewigkeit alle die Worte widerrufen, die dich unsterblich gemacht haben?

SOKRATES: Dort, unsterblich – im Vergleich zu den Sterblichen! … Aber hier … Aber es gibt kein HIER, und alles, was wir da gesprochen haben, kann ebensogut als ein Naturspiel der Stille in der Hölle gelten, wie als Phantasie irgendeines Rhetors aus der anderen Welt, der uns zu seinen Marionetten gemacht hat!

PHAIDROS: Darin besteht, streng genommen die Unsterblichkeit.

An Aurelius Buddeus **21. August 1847**

Es gewährte mir eine große Freude, da Sie mich in Ihrer Zuschrift mit dem Titel ‚Freund' anredeten, und ich gebe ihn mit Bereitwilligkeit zurück; denn ich hatte während Ihres Aufenthaltes in Wien alle Ursache, Sie sehr hoch zu schätzen, und ich glaube mich auch Ihrer Achtung nicht unwürdig erwiesen zu haben.
Was Ihren ehrenvollen Antrag betrifft, so bin ich gerne bereit, ihn anzunehmen, und zwar in der Art, daß ich von Zeit zu Zeit wie sich eben der Anlaß gibt, über künstlerische Leistungen, künstlerisches Leben etc.... (im weitesten Sinne) von Österreich Nachricht und Urteil gebe, noch lieber aber möchte ich allgemeine Ansichten über Kunst von Zeit zu Zeit in Ihrem Blatte niederlegen, etwa *ästhetische Briefe,* wie einst die so trefflichen chemischen Briefe und geologischen Briefe waren. Vielleicht brächten diese Briefe ein bißchen Klarheit in einen Gegenstand, der der Masse noch in gar so arger Dunkelheit liegt, und der bisher nur immer für Gelehrte abgehandelt wurde, welche ihrerseits wieder nichts Belletristisches lesen, und die bildende Kunst nicht mit dem Gefühle, sondern eben gelehrt abtun. Die am meisten lesen und am meisten fühlen, sind auch am meisten von jeder Anleitung hülflos gelassen. Natürlich können meine Artikel in die Allgemeine Zeitung nicht periodische sein, sondern ich sende sie, wie ich eben Stoff finde, nur stelle ich die Bitte, daß keine Kürzung oder Änderung ohne mein Einvernehmen vorgenommen werde.
Was *Hebbel* anlangt, den Sie anregen, so kann ich gerade über diesen Dichter nicht leicht einen Aufsatz geben, weil ich ihm zu wehe tun müßte, denn nach meiner Individualität und nach meinen Kunststudien muß ich ihn in dem, was er bisher geleistet, *völlig verwerfen,* und geradezu *häßlich*

nennen, was, wenn die Kunst das Schöne darstellen soll, gerade das allerärgste ist, was einem Künstler widerfahren kann. Er hat ein bestimmtes auffallendes Geschick in Handhabung rohen Materials, nämlich der Quadern und Lasten, woraus ein Palast werden soll, nur der Palast wird nie. Darum sind oft große Bilder, scharfe Gedanken, selbst tragische Blitze da, die alle umsonst sind, und einem nur bange machen, weil das Letzte und Eine nicht da ist, zu dem sie harmonisch dienen sollen, *die Darstellung der objektiven Menschheit als Widerschein des göttlichen Waltens.* Ich kann mich in dem Augenblicke nicht näher erklären. In diese rohe und ungeklärte, auch niemals gemäßigte und gebändigte Last ist *nicht der schwächste Strahl des Schönen gedrungen,* daher dies Ergehen im Ungeheuerlichen, im Absonderlichen, in ganz von jedem Maß abweichenden, was wie Kraft aussehen soll, aber in der Tat Schwäche ist: denn das Merkmal jeder Kraft ist Maß, Beherrschung, sittliche Organisierung. Daher seine Charaktere so erbärmlich schwache Menschen sind, und um so mehr, je mehr sie über sich selber bramarbasieren, wie Holofernes in Judith, der der größte Theaterhanswurst ist, der mir je vorgekommen. Buben *lärmen* und wähnen dadurch Kraft auszudrücken, Männer *handeln* und drücken durch die Handlung die Kraft aus, und je größere Kraft vorhanden ist, desto sanfter und unscheinbarer, aber desto nachhaltender wächst die Handlung daraus hervor. Hebbel neigt zum Tragischen, erwischt aber, da ihm die sittliche Tiefe (Majestät der sittlichen Menschheit) als Widerlage fehlt, statt des *Tragischen* immer das *Widerwärtige.* Daher das trostlos unaufgelöste am Ende seiner Dramen, und die Pein, die der sittlich einfache Mensch nach Lesung derselben empfindet, weil er unter so larvenhafte Gestalten geraten. Desto unheimlicher und befangener wird einem Leser, je weniger er sich das polternde Handhaben des rohen Materials und das Herumwerfen der einzelnen Gedanken auf den

wahren Gehalt zurückführen kann (dies ist auch oft Ursache der Überschätzung dieses Dichters); aber wer hinter dem Donnern dieser Massen die Hohlheit sittlicher Größe findet, den ekelt es als Schwäche an, und es beschleicht ihn wie Verachtung gegen den Dichter; weil, was sich groß gibt, ohne es zu sein, anmaßend ist, und das wegwirft, was gerade Hochachtung bedingt: *sittliche Würde*. Das Große posaunet sich nie aus, es ist bloß, und wirkt so. Meist weiß das Große nicht, daß es groß ist, daher die höchsten Künstler der Welt die lieblichste kindlichste Naivität haben, und dem Ideale gegenüber, das sie immer leuchten sehen, stets demütig sind. Als ich Hebbels Sachen zuerst las, legte ich sie als unbedeutendes schwaches Gemache von Seite einer Unkraft, die sich nur bläht, und sittlich widerwärtig tut, um groß zu scheinen, beiseite; aber in welches Erstaunen geriet ich, als ich hörte, daß man ihn einen *Dichter* nannte, ja als man *Größe* in ihm fand. Es kam mir ein Wehe an um meine Landsleute – aber ich begriff es, als ich jene Gattung Wiener kennen lernte, die ihn priesen. *Meine* Ansicht ist die *aller* meiner literarischen Freunde: Grillparzer an der Spitze. Wenn man daher auswärts meint, Hebbel habe es Wien angetan, so irrt man sehr. Selbst manche Familien kenne ich, die nur ihr einfaches Gefühl fragen, und diese Dichtungen entschieden von sich weisen. Der größte Teil unserer Wiener (der lesenden) ist zu gesund, um diese Verrenkungen anzunehmen. – Ich habe über Hebbel mehr geschrieben, als ich wollte. Ich verletze nicht gerne ohne Not, gebe also diese Meinung nur als freundschaftliche Mitteilung ...

An Gustav Heckenast 25. Mai 1848

Lieber teurer Freund!

Sie dürften vielleicht schon Manuskript für die *Iris* brauchen. Ich sende Ihnen den ersten Teil. Sie sehen an dem Papier,



daß ich die Erzählung wieder abschreibe. Sie hat zu viel Korrekturen, als daß ich sie so lassen konnte. Ich schreibe von heute an den Rest, der ebenfalls schon fertig ist, ab, und sende denselben in nächster Woche. Hier ist es sehr stille. Die Abreise Seiner Majestät hat eine große Bestürzung in unserem Oberlande hervorgebracht, aber das gute Verhalten Wiens besänftiget die Gemüter wieder. Gebe Gott, daß man anfange einzusehn, daß nur Rat und Mäßigung zum Baue führen kann; denn bauen, nicht stets einreißen, tut not. Jeder Mißstand, jedes Übel (von jeder Seite) wird nur durch das gesänftigte, edle, ruhige aber allseitig beleuchtende Wort gut — durch dieses wird es aber ganz gewiß gut — und das Wort, diesen ‚sanften Ölzweig', so heiß ersehnt, endlich errungen, gebrauchen wir jetzt so selten recht, oft wird es eine Zündfackel, oft wird es kurz bei Seite geschoben und die Gewalt gebraucht, die nur noch mehr verwirrt, die Gemüter von jeder Seite mißtrauischer macht, Verzagtheit, Ohnmacht, Zügellosigkeit, Despotie und Reaktion hervorruft, und in vielen Fällen nicht einmal die gewünschte Frucht, sondern oft die Mißfrucht erzeugt. Ich habe Ihnen manchmal Briefe aus dem österreichischen Oberlande zugesagt, aber leider konnte ich keinen senden. Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet, und viele meinen, die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem früheren System abgehen, aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit an. Nicht in Alleingewalt, sondern in der Verteilung liegt sie. So lange die Leidenschaft forthastet, und nie genug gegen den Gegner getan zu haben meint, ist meine Stimme nicht vernehmlich, und sind Gründe nicht zugänglich. Deshalb bin ich stumm, bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht mehr bloß Meinungsgenossen. Das Wenige, was ich mir durch mannigfaltige Staats- und Geschichtsstudien eigen gemacht habe, möchte ich gerne als Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, aber ich

muß gestehen, daß entweder vieles, was ich mir als Resultat aus den Geschichten und Verfassungen der Völker gezogen habe, falsch ist, oder daß vieles andere, was jetzt praktisch oder theoretisch gilt, irrtümlich sei. Bis ich diesen Zwiespalt in meinem Innern ausgeglichen habe, muß ich ebenfalls das Urteil aufschieben. Betrübend ist die Erscheinung, daß so viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden; es ist auch im Gange der Dinge natürlich: wer den Übermut anderer früher ertragen mußte, wird, sobald er frei ist, nicht etwa gerecht, sondern nun seinerseits übermütig; das ist der große Unterschied, *aus Gehorsam gehorchen, oder aus Achtung vor dem Gesetze.* Die früher bloß gehorsam waren, die werden nun willkürlich, und möchten, daß man *ihnen* gehorsame, die ihrem inneren eigenen Gesetze Genüge taten, tun es auch jetzt, und sind gerecht. Solche sind Männer der Freiheit, die andern müssen es erst werden. Erst wenn die Anzahl Männer, die sich selbst zügeln können, und die ihnen im Übermaße zuströmende Gewalt als Gleichgewicht in irgendeine andere Schale zu legen vermögen, sehr groß wird, ist das konstitutionelle Leben fertig. Und das ist schwerer, als man denkt. Die Edelsten, welche lange Jahre gehorsamt haben, kennen nur Gehorsam, und kommen, wenn sie selber anzuordnen haben, ins Befehlen, statt ins Organisieren, so wie Kinder, wenn sie Eltern spielen, nur die ihrigen kopieren können; durch Überwachung seiner selbst, durch fleißiges Studieren der Engländer, die die längste Schule haben, und durch Ergründung der Ursachen mancher Gleichgewichtsanstalten der Geschichte können wir den Lernweg abkürzen, sonst wird er lang, und enthält alle Fehler, die unerfahrene Vorgänger schon früher gemacht und gebüßt haben. Und es sind schon, meine ich, bedeutende Fehler in unserem neuen konstitutionellen Gebaren vorgefallen. Eine andere für den Menschenbeobachter merkwürdige Tatsache kommt auch

jetzt zum Vorscheine: mancher Ehrenmann ist jetzt plötzlich von bösen Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht – er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren bloß gehemmt, jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus. Wer ein echter innerer Ehrenmann war, ist es auch jetzt noch, ja sein Gold hat Gelegenheit noch mehr zu leuchten als früher. Er gab sich auch im alten System seine Gesetze selber, und diese bestehen noch. Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Charaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verleugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich; denn sonst kann es als Gebundensein, nicht als Selbstbestimmung vorliegen. Unter manchen, die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen. Der feste freie Mann läßt dem andern auch Festigkeit und Freiheit, ja er achtet ihn nur, wenn er beides hat; seine Waffe ist gegen den Freien das Wort und der Grund, gegen den Angreifer das Schwert. Möge ein günstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserem uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen, und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der teils neu errungenen, teils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen – sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düsteren Zukunft entgegen.

An Louise Freifrau von Eichendorff 23. März 1852

Hochverehrte Frau!

Ich habe Ihre liebe Zuschrift vorgestern erhalten, und beeile mich, sie zu beantworten. Vor allem sage ich Ihnen tiefen

Dank für Ihre Gesinnungen gegen mich, und noch tieferen für das schöne Gefühl, das sie mir erregten. Ich habe, wie ich in der Vorrede zu den Studien sagte, nie auf Schriftstellertum oder Dichterruhm Anspruch gemacht, Ruhm ist etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederstehenden Geiste zukommt, und ein Dichter (ich meine ein echter, ein hoher Priester der Menschheit) ist wieder etwas so Erhabenes, daß ich beides nicht anstrebe: aber guten Menschen eine gute Stunde bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzuteilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser zu treten, das war und ist das Streben meiner Schriften. Daher ist es mir immer eine große Freude, wenn ich an höheren Menschen wahrnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz geirrt habe, und ein schönes Gefühl, ein heiteres Lächeln, eine sittliche Freude, die mir entgegenkommt, und sich als Frucht meiner Schriften ankündigt, ist meinem Herzen weit wohltuender, als alle gelehrten und lobspendenden Kritiken, namentlich freut mich die Wirkung an einfachen ungekünstelten Gemütern; denn sie stehen der Natur näher, und an die reine Natur wollte ich mich wenden. Mit Menschen menschlich zu sein, mit Höheren das Höhere zu lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die fest gegründete Erde nicht verachten, sich immer praktischem Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den Schwestern selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen und doch ein höherer opferfreudiger Mensch zu sein, endlich mit fühlenden geistigen Menschen gleichsam einen unsichtbaren Umgang zu haben, das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften. Sie haben mir so lieb und dankbar geschrieben, daß mir Ihr Brief teuer ist, und wenn ich

Ihnen einen Teil Zufriedenheit wieder gegeben habe, wenn ich das vielleicht an andern Menschen auch noch zu tun vermag, so ist ja das ein Lohn, der weit das Verdienst meiner anspruchslosen Bücher übersteigt, und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir ins Herz gegeben hat, die Feder zu nehmen und Dinge niederzuschreiben, wie sie mir ungefähr im Gemüte waren. Ich habe wirklich kein Verdienst an meinen Arbeiten, ich habe nichts gemacht, ich habe nur das Vorhandene ausgeplaudert. Von Kindheit an mit einem gesunden Körper ausgestattet, schloß ich mich mit Freude an alle Naturdinge, liebte an Menschen die Äußerungen unverdorbenen Gemütes, liebte überhaupt die Menschen, war (bis 1848 wenigstens) heiter wie die antiken Völker — und diese Dinge mochten auch in meine Schriften gekommen sein. Leider kann ich nicht mehr so einfach dem Reiche des Schönen leben, wie früher, da ein Amt, das mir angeboten wurde, und das ich nahm, weil ich einerseits wirkliches Gutes zur Verbesserung heranwachsender Geschlechter vollbringen möchte, und weil ich andererseits einer sehr geliebten Gattin bei den ungewissen Weltzuständen und daher dem Schwanken des Buchhandels für den Fall meines Todes ein etwas sichreres Auskommen verschaffen möchte — da, sage ich, dieses Amt teils die Zeit, teils die reine edle Stimmung raubt, die mich sonst so beglückte. Ich weiß jetzt erst, wie glücklich ich zehn Jahre an der Seite eines sehr einfachen, aber sehr guten Weibes (sie ist an Herzen wenn auch nicht an Wissen der Angela in den Feldblumen gleich) in Beschäftigung mit lauter schönen Dingen und vollkommen unabhängig von Widrigkeiten des Lebens war. Jetzt ist es anders. Dieses Amt hindert mich auch, Ihr liebes Anerbieten anzunehmen, denn ich kann nicht auf längere Zeit Oberösterreich verlassen. Meine Gattin wird im Frühling nach Wien kommen, wird Sie dann in Baden besuchen, und persönlich für Ihre Güte danken. Vielleicht kann ich die Frau begleiten, aber es ist für den



Friedrich von Baden und sein Bruder

Augenblick wenigstens nicht gewiß. Bis 1848 lebten wir in Wien, nur im Sommer der letzten Jahre waren wir öfter in dem schönen Oberösterreich, und sind nun ganz hier. Wenn es Ihnen eine Abwechslung in Ihrer Einsamkeit macht, so schreiben Sie mir wieder und öfter, nur müßten Sie dann nicht zürnen, wenn die Antwort nicht jederzeit sogleich erfolgt; denn oft bin ich auf Amtsreisen abwesend, oft ist der Geschäftsdrang der Zeit und der Stimmung feindlich — auf dieses Schreiben aber bitte ich um eine kleine Antwort, damit ich beruhigt bin, daß es in Ihre Hände kam; denn Sie haben keinen Namen unterschrieben (darf ich nicht um denselben bitten?) — und wenn ich in vierzehn Tagen keine Antwort erhalte, schreibe ich einen anderen Brief, und sende ihn durch einen meiner Wiener Freunde nach Nr. 169; denn der Gedanke, daß Sie glauben könnten, ich antworte auf ein so liebes Schreiben nicht, wäre mir unerträglich. Wenn Sie der Zufall oder besser freier Wille einmal nach Linz führt, so verschmähen Sie es nicht in Nr. 1313 an der Donau zwei Treppen zu steigen, da finden Sie mich nebst Gattin und Ziehtochter in einer freundlichen Wohnung, umgeben von einer herrlichen Natur. Der Empfang soll aber noch freundlicher sein.

Indem ich und meine Gattin die herzlichsten Wünsche zu Ihrem Wohle senden, zeichne ich mich

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

Adalbert Stifter

An Franz Grillparzer 15. Januar 1860

Hochverehrter Herr!

Ein Mann, dem Sie durch Ihre Dichtungen schon in seiner Jugend viele Freude gemacht haben, der in seinen reiferen Jahren viel von dem, was an Haltung in ihm ist, aus Ihren

Werken geschöpft hat, und der Sie weitaus zu Höchst unter den jetzt lebenden Dichtern Europas stellt, nimmt sich am heutigen Tage, Ihrem siebzigsten Geburtstage, das Herz, Ihnen an diesem Tage seinen Glückwunsch darzubringen. Möge diesem Tage noch ein langes sonniges und klares Alter folgen, das mit Genugtuung auf die Werke der Mannesjahre zurück blickt, das die Überzeugung hegen darf, daß alles, was Einsicht und Herz hat, den Namen Grillparzer mit Verehrung nennt, und das von der Zukunft sicher erwarten darf, daß dieselbe diesen Namen zu den edelsten Namen des deutschen Volkes gesellen wird. Wenn unter der allgemeinen Liebe, die Ihnen von allen Guten zuströmen muß, meine Liebe ein Körnchen ist, das nur Etwas von angenehmer Empfindung Ihrem Herzen geben kann, so nehmen Sie dieses Körnchen freundlich auf.

Wenn es wahr ist, was ich seit einiger Zeit zu sehen glaube, daß auch die alte österreichische Kunst, statt die höchsten Kräfte des Menschen in holder Schönheit empor zu heben, zur Unterhaltungsdirne werden will, die sich an alle untergeordneten und oft wilden Triebe wendet, nur nicht an die höchste menschliche Kraft, so müssen die, welche Großes und Gutes aus der älteren Dichtkunst gezogen haben, zusammentreten, und die hoch halten, welche jene edlere Kunst brachten. Es sind ihrer nicht viele, und alle beginnen zu altern. Ich habe im vergangenen Jahre dem edlen Zedlitz mit meinen schwachen Kräften einen Gruß zum siebzigsten Geburtstage in der Wiener Zeitung gebracht, und ließ mich durch Rizy des Tages Ihrer Geburt mittelst eines Schreibens von Zedlitz versichern, um, wenn auch schüchtern, an Ihnen ein gleiches zu tun. Es sollte aber nicht zustande kommen. Seit dem vorigen Februar traf mich und meine Gattin schweres Unglück. Eine Nichte meiner Gattin, ein sehr schönes zwanzigjähriges Mädchen, starb in diesem genannten Monat in Wien an Typhus. Ihre Schwester, unsere angenommene Tochter

Juliana Mohaupt, ein Mädchen von achtzehn Jahren, welches zwölf Jahre bei uns war, ein blühendes, schönes, lebensfrohes Mädchen, verließ am Morgen des 21. März im Hausgewande, ohne irgend etwas mitzunehmen, unser Haus, kam nicht mehr, und am 25. April lasen wir die Beschreibung eines gefundenen ertrunkenen Mädchens, welches sich als unsere Juliana auswies. Wir konnten das Rätsel nicht entwirren, und sinnen noch daran. Tatsachen, die später zu unserer Kenntnis kamen, ließen die Vermutung entstehen, daß ein in jener Zeit erfolgter uns dazumal unbekannter Rücktritt des Blutes bei ihrer sehr üppigen Entwicklung plötzlichen Irrsinn erzeugt haben könnte. Während Juliana fort war, starb am 9. April unsere zweite Ziehtochter Josefine Stifter, eine Verwandte von mir, ein engelgutes Mädchen an einer Brustkrankheit. Diese Schläge brachten uns einen düstern Sommer. Wir sind nun allein, und sehen unserem Alter, von keiner jugendlichen uns umgebenden Gestalt mehr verschönt, und unserem Ende entgegen. Meine heitern und höheren Kräfte schienen gelähmt. Ich suchte mich zu fassen, und suchte das Geschehene zu tragen, ich suchte auch meiner Gattin Fassung beizubringen, und suchte mich auch in die Lage unseres Vaterlandes zu fügen. Gott gab uns Kräfte, und wir richteten uns nach und nach wieder auf. Ist es nun doch Nachwirkung dieser Leiden, oder ist es der Stoff, der mir so hoch erschien — ich brachte durch vieler Tage Arbeit ein würdiges Gedicht an Sie, das für die Öffentlichkeit bestimmt war, nicht zustande. Ich warf alles fort. Ehe ich etwas, das mir selber nicht genug würdig erschien, ans Licht treten ließe, will ich mich lieber bei Ihren vielen Verehrern dem Verdachte aussetzen, daß ich, der ich Zedlitz öffentlich zu ehren strebte, zu diesen Verehrern nicht gehöre. Sie selber wissen wohl seit langem schon, daß es anders ist. Etwa gewährt Gott später eine nicht ungünstige Stunde. Meinem wärmsten Wunsche in Hinsicht Ihrer haben Sie selber stets

entgegen gestrebt: einer Herausgabe Ihrer gesammelten Werke, besonders Ihrer Gedichte, welche ich aus einer Abschrift des verstorbenen Sonnleithner kenne, welche Abschrift jetzt im Besitze von Rizys Gattin ist. Unter diesen Gedichten scheinen mir die reinsten Perlen deutscher Dichtkunst zu sein. Vieles steht nach meiner Meinung dem Schönsten von Goethe gleich, und übertrifft manches von Schiller. Jedenfalls hätten wir dann statt zweien drei. Meine Feder ist keine Kritikerin, aber ein glühendes Herz für jedes Schöne habe ich, und der Anzeige Ihrer Werke meine Feder zu weihn, wäre ihr schönster Dienst; wenn auch viel Berufenere da wären, ich ließe mich nicht abweisen. Aber es soll nicht sein, Sie selber sind gegen sich der ungerechteste Mann.
Nehmen Sie meine vielen Worte nicht übel, empfangen Sie den innigsten Händedruck von einem Freunde, nicht bloß Ihrer Werke, sondern auch Ihrer Person, von einem Freunde, den Sie oft sehr glücklich gemacht haben, und denken Sie in großen Zwischenräumen auch manchmal meiner.

Adalbert Stifter

WLADIMIR PORCHÉ · LIEBE IM VALLESPIR

An einem Aprilmorgen kündigte das allgemeine Geschwätz auf dem Marktplatz die Rückkehr der Familie Martinez an. Dank der Vermittlung von Herrn Lhuis hatte Martinez die Stelle eines Bahnwärters erlangt. Seit gestern bewohnte er das kleine weiße Haus, das an der Straßen- und Geleisekreuzung zwischen Almeria und Palalda stand. Man wunderte sich ein bißchen über die plötzliche Teilnahme, die der Bürgermeister nach dreijährigem Vergessen diesen Leuten bezeugte. Die mürrische Anita entmutigte das Mitleid, das ihr frühzeitig gealterter Mann einflößte. Im vergangenen Jahr war Ramon, der jüngste Sohn, an Typhus gestorben, Manoel war Freischüler in Prades und bereitete sich dort auf sein

Lehrerexamen vor. Nur der kleine Juan war mitgekommen. Was Nina betraf, so hatte sie lediglich einen Tag hier verbracht, um bei der Einrichtung mitzuhelfen. Noch am selben Abend war sie mit dem Zug nach Perpignan zurückgefahren. Niemand hatte sie in der schmächtigen Gestalt erkannt, die, einen Korb über dem Arm und den Kopf in ein schwarzes Tuch geschlungen, durch die Platanenallee zum Bahnhof eilte.

Von nun an versäumte Jep, wenn er nach Palalda mußte, niemals, am Bahnübergang anzuhalten und über die Rosenhecke, die das Gärtchen umzäunte, mit dem alten Martinez zu plaudern. Oft machte er den Wärter an den Kurbeln. Dank dieser Besuche erhielt er von Zeit zu Zeit eine Auskunft: Nina war drei Jahre lang in Serralongue geblieben. Sonntags, wenn die Fabrik feierte, ging sie auf den Hängen Blumen pflücken, um daraus kleine Sträuße zu binden, die sie den Touristen der vor der Kirche anhaltenden Autobusse anbot. So war sie von Frau Aoust bemerkt worden. Und bald hatte sie die Espardenyes verlassen und war in die ‚Blaue Hortensia' eingetreten, in die Blumenhandlung, die unter ihrer Kundschaft klangvolle Namen aufwies, wie zum Beispiel den des Bürgermeisters von Almeria, den seine Geschäfte oder Vergnügungen oft in die Kreishauptstadt riefen. Durch die Beziehungen ihrer Gönnerin und im besonderen durch Herrn Lhuis hatte das Mädchen zuerst für Manoel den Freiplatz am Lehrerseminar in Prades erwirkt und später für ihre Eltern diesen Rettungsanker: den Posten Nr. 52. Von Ninas persönlichem Leben war unter den berußten Deckenbalken der Küche oder unter den Mandelbäumen neben dem Hause selten die Rede.

»Es geht soweit ... Sie ist zufrieden ...«, antwortete Martinez. Und wenn Jep mehr wissen wollte, so hörte Anita plötzlich auf, ihre Karotten zu putzen oder das Feuer zu schüren, um den Zudringlichen mit einem finsteren Blick zu messen.

Endlich, an einem Sonntag, begegnete Jep auf der Landstraße Nina, die vom Bahnhof kam. Es war morgens. Es hatte geregnet. Sie zögerte vor einer Pfütze. Er reichte ihr so selbstverständlich die Hand hin, als hätten sie sich den Abend zuvor getrennt.

»Guten Tag, Nina!«

Er fand es lustig, sie mit ihrem Kopftuch kämpfen zu sehen, das ihr der Wind an die Wangen klebte.

Als sie das Hindernis übersprungen hatte, beeilte sie sich, die hilfreiche Hand loszulassen und stotterte an Stelle eines Grußes eine Entschuldigung. Jetzt betrachtete er genauer diese Unbekannte, mit dem lieblichen, ein wenig schmalen, ein wenig zu zarten Gesicht — die der kleinen Nina ähnelte wie eine ältere der jüngeren Schwester; dieses zierliche, aber nun erwachsene Mädchen, dessen Trauerkleidung die Magerkeit, die Blässe hervorhob. Und dennoch: das waren dieselben goldenen, immer verschleierten und flackernden Augen. Aber welche Nachtarbeit, welche Sorgen hatten die Lider so sehr ermüdet und den Blick verschlossen? Und warum schienen die bald zusammengepreßten, bald entspannten Lippen dieses noch kindlichen Mundes einmal Abwehr, dann wieder schmerzliches Erstaunen auszudrücken?

‚Ihr Leben ist wohl nicht vergnügt gewesen . . .', dachte er. Sie hatte sichtlich Angst. Angst wovor? Vor dem Mann, zu dem er nun herangewachsen war? Hatte sie denn Grund, die Männer so sehr zu fürchten? Plötzlich fühlte er sich ein wenig einsam, ein wenig traurig, wie behindert von seinem Körper. Und während sie Seite an Seite mit großen Schritten unter den Windstößen und den Regenschauern dieses herben Frühlingsmorgens dahingingen, sich mühsam unterhielten und die Jahre zählten, die sie von ihren früheren Spielen trennten, rückte er von ihr ab, um sie zu beruhigen.

Während dieser ganzen Osterwoche, die Nina im Hause Martinez zu Gast war, konnte weder Jeps Fröhlichkeit noch seine

Geschenke noch seine Erwähnung einstiger Abende die Glasscheibe zertrümmern, hinter der sie, wie ein im Aquarium kreisender Fisch, schweigsam, geschäftig hin und her ging. Ob er sein Kommen mit einem längs der Hecke geträllerten Lied anzeigte oder mit einem auf der Schwelle geschmetterten Gruß, ob er unvermutet mitten im Abendessen auftauchte und wortlos seine mit Äpfeln und Orangen vollgestopfte Jacke öffnete, der junge Mann stieß sich immer an dem gleichen förmlichen Lächeln und an diesem »Guten Abend, Herr Clarimond!«, das seine gespielte Wut auslöste.

‚Herr Clarimond! Wird man nicht sagen, daß sie sogar den Namen Jep vergessen hat?'

Das Mädchen wich aus und entzog sich lachend mit einem müden Lachen, das plötzlich in der Kehle erstickte. Und während der kleine Juan die Taschen des Gastes durchsuchte und irgendein Figürchen hervorzog, das an eine andere Nina — an das auf dem Maultier hockende Kind — gemahnte, verfolgte Jep mit scharfem oder nachdenklichem Blick den aus dem engen Kreis der Karbidlampe getretenen Schatten, der sich unermüdlich und behende zwischen dem Herd, dem Spülstein und der Truhe zu schaffen machte.

Wenn er in der Nacht aufbrach, ohne daß er auch nur eine Sekunde lang die kleine, widerstrebende, durch seine Finger gleitende Hand hatte festhalten können, dachte er: ‚Wären wir nur allein, sie könnte nicht so leicht ausweichen.'

Und doch gaben ihm weder eine morgendliche Begegnung am Waschplatz am Vortag ihrer Abreise noch ihr gemeinsames Warten an demselben Donnerstagabend vor der Drehkurbel der Schranke, die seine Freundin heruntergelassen hatte, ausführlichere Auskunft. Bei beiden Gelegenheiten war Jep so verwirrt, daß er die vorbereiteten Fragen vergaß. Erst viel später, im Gedenken, fand das Spiegelbild dieser Erscheinungen Worte. Es war eine Wäscherin im blauen Unterrock, die auf der abschüssigen Steinbrüstung kniete mit nacktem

Hals und nackten Armen, das Gesicht vom glitzernden Wasser erhellt, die Ellbogen von der Nässe gegerbt, zerknittert wie zwei rosa Nelken, Nina, die sich zu so früher Morgenstunde allein und vor allen Blicken sicher glaubte, summte, halb entkleidet, vor sich hin, während sie mit runder Geste den schäumenden Teig knetete. Als der Schatten des Vorübergehenden über das Wasser geglitten war, hatte sich das Mädchen heftig, wie eine aufgeschreckte Badende emporgerichtet und einen Wäschebausch vor den Brustausschnitt gedrückt. Auf ihren Befehl hatte sich Jep abgewendet, während sie sich ankleidete.
»Du singst ja!«, hatte er gesagt. »Du bist froh, wieder wegfahren zu können?«
Sie hatte sich begnügt, zu antworten: »Ich bleibe einen Tag länger.«
Aber schon hatte das schwarze Kopftuch die Flamme des rötlichen Haares gelöscht, das traurige dunkle Kleid den leuchtenden, so lebensvollen, so nahen Körper entrückt.
Als sich die jungen Leute am Abend desselben Tages unter dem Flieder bei der Schranke nochmals trafen, hätte Jep vergebens versucht, durch die dämmerige Erscheinung einer in ihre Grübeleien versunkenen Nina das Trugbild des Morgens, des Waschplatzes und einer nackten Schulter wieder zu erhaschen.
»Wonach blickst du denn?«, hatte er gemurmelt, während er sich neben sie an das Törchen lehnte.
Eine Sekunde lang schien sie sich anzuvertrauen: »Das Haus ... Der Garten ... Sie sind gut untergebracht hier ... nicht wahr?«
Da hatte er gehofft, ihr Herz zu erforschen, hatte einen Schritt zu ihr gemacht und ihren Arm ergriffen: »Ja, Nina, sicher ... Aber ... du?« Ohne zu antworten war sie ein wenig zur Seite getreten, und er hatte gemeint, daß sich zwischen ihnen ein Schatten rühre.

Am nächsten Tag fuhr Nina mit dem ersten Zug fort und nahm ihr Geheimnis mit sich.
Ines war es, die den Schleier zerriß, Ines, die zu Pfingsten wieder auftauchte, in eine Wolke von Mousseline gehüllt, von einem durchsichtigen Strohhut gekrönt und auf klappernden Absätzen stelzend, Ines, gewachsen, mit schwellenden Formen, frisch und saftig wie eine Pfingstrose, so wie es das kleine pausbäckige Mädchen mit den blitzenden Augen versprochen hatte. Sie kam aus Perpignan, vom Pensionat Sainte Claire, das sie wegen ihrer Verlobung mit Olivier Lhuis, dem Neffen des Bürgermeisters, eben verlassen hatte. Nachdem sie, mit dem Gehaben einer Königlichen Hoheit auf Besuch, die Spielplätze ihrer Kindheit, den Laden ihrer Tanten besichtigt hatte, erkundigte sie sich nach Jep, stieg zur Werkstatt des Meisters Valauris hinab und verschwendete an das bunte Völkchen in der Auslage die Wirkung ihres Sonnenschirms, ihrer Löckchen und ihrer mit Hohlsaum gezierten Handschuhe. Als aber Jep sich gar nicht zeigte, trat sie kerzengerade und sehr sicheren Schrittes ein und verblüffte den jungen Mann durch ein prasselndes Trommelfeuer von Glückwünschen und Fragen, während sie ihn die ganze Zeit, die Katzenzunge zwischen den Lippen, im Schutze eines rätselhaften Lächelns und mit gesenkten Lidern beobachtete, als mustere sie ihn mit den Wimpern und nicht mit den Augen.
Der Besuch erregte Aufsehen.
»Das ist eine Dame, Teuerster! Du wirst in Gold und Seide schwimmen!« schrieen die Gesellen. Sie waren erstaunt, daß sich der Fuchs nicht begieriger auf einen so leckeren Vogel zeigte. Aber Jep fragte sich zerstreut: ‚Was will sie von mir?'
Als er mittags die Werkstatt verließ, schien ihm der mitten auf dem Platz vor dem Baumwollzeug eines fahrenden Händlers entfaltete Sonnenschirm zu winken. Und während er abends, müde der Stimmen Almerias, zu seinem Berg hinan-

stieg, kam Ines von der Abendandacht die Hauptstraße herunter, von ihren beiden Tanten begleitet und ebenso steif wie eine zwischen zwei Kerzen getragene Madonna. Im Augenblick der Begegnung senkte sie den Blick... Aber morgens, als der junge Mann zu seiner Hobelbank zurückkehrte und vor dem Hause der Schwestern Garrigou die Kirchstraße überquerte, knallten über seinem Kopf zwei Fensterläden gegen die Mauer. In einem morgenrotfarbenen Kimono zeigte sich Ines auf dem Balkon. Sie war herzerfreuend wie der Maientag selbst und bot dem Blick des Vorübergehenden den weichen Fall ihrer schwarzen Locken, die zarte Nacktheit ihres Halses und das rosigste Gähnen. Zwischen der Kapuzinerkresse neigte sie sich zu Jep und sie wechselten einen Morgengruß, den sie zu verlängern trachtete, indem sie von sich selbst, von ihrem Befinden sprach, von dem kommenden Tag, der so langweilig zu werden schien, von der Zukunft, die noch öder sein würde. »Gestern das Pensionat. Morgen die Ehe! Es bleibt nicht einmal die Zeit, ein bißchen zu lachen!« Sie seufzte und legte die Wange an ihren runden Arm. »Wenn wenigstens mein schöner Jep weniger Umstände machte! Wenn er geruhte, mich zu duzen wie früher!« Der Sohn der Berge betrachtete diese Landschaft von unten mit der Verwunderung eines Obstdiebes, der unter dem Aprikosenbaum bemerkt, daß er die Lust zu stehlen verloren hat. Er dachte: ‚Ja, zu anderer Zeit wärst du wohl nach meinem Geschmack gewesen. Ich hätte abends deine Gartenmauer übersprungen und diese schöne Frucht gepflückt, geschält, geknabbert. Bei seiner Rückkehr hätte dich der Bräutigam noch würziger gefunden... Warum kann es nicht mehr so sein? Du lächelst, ich sehe es, du kicherst, ich höre es, aber ich blicke, ich horche anderswohin.' Und er wandte sich von Ines ab wie von einem sonnenlosen Garten.

»Jep ist verliebt! Jep ist verliebt!« Schon lief das Gerücht durch das Tal. Denn der Geselle sang nicht mehr den ganzen

Tag lang im Takte der Drehscheibe. Man sah ihn nicht mehr im Café Katalonien mit spitzbübischem Bleistift die nackten Schönheiten der Bürgersfrauen Almerias zeichnen. Er hatte aufgehört, nach den Mädchen zu schauen. Doch weder die grinsenden Kameraden noch die spitzzüngigen Schnattergänse noch die mütterliche Frau Terrinès, die hinter ihrer Jalousie vor Sehnsucht verging, hätten sagen können, von welchem Rosenstock oder welcher Brombeerstaude der Stachel herrührte, der ihm im Herzen saß. Die einen verdächtigten die Berge und die Mädchen der Bergbauern und versicherten, daß sich Jep bei einbrechender Nacht auf die Verfolgung einer dieser heimtückischen Ziegen mache. Die anderen schrieben seine Wandlung den Launen einer Zigeunerin zu, die Estrella hieß und rot und heiß war wie ein Johannisfeuer. Die Spuren verwischten sich. Man hatte ihn wohl an einem Aprilabend mit Nina Martinez gesehen. Aber wem wäre es in den Sinn gekommen, daß ein so blasser Mond eine so leuchtende Sonne verfinstern könnte? Man hatte dieses stumme und in ihren Trauerkleidern steife Mädchen kaum bemerkt und sofort vergessen. Nina Martinez? Eine Freundin der Kinderjahre, nichts weiter. Man suchte anderswo.
Nur Ines, die neugieriger, besser im Bilde und durch ihre Enttäuschung aufgestachelt war, erinnerte sich an die Spiele und Spaziergänge im Klostergarten.
Als Jep eines Morgens die Straße überquerte, ohne unter dem Balkon anzuhalten, warf sie ihm von ihrem Wachposten zu: »Was gibt es Neues in der ‚Blauen Hortensia'?« Er drehte sich jäh um, unter seinem Blicke blinzelten ihre lauernden Augen und verschwanden hinter den Samtwimpern. Mit der Anmut eines Täubchens faltete sie den Halskragen auseinander und blähte die Spitzen auf: »Ein recht hübscher Laden, die ‚Blaue Hortensia'. Freundlich ... ein wenig geheimnisvoll ...«
»Was wollen Sie sagen, Fräulein?«, sagte Jep langsam, mit



harter Stirne. Da machte Ines kugelrunde Augen, wie ein Kind, das sich über eine unverdiente Strafe wundert. Dann begann sie ein Liedchen zu trällern. Schließlich murmelte sie verträumt: »Herr Lhuis, mein zukünftiger Onkel, scheint eine Leidenschaft für Blumen zu haben... Man sagt, daß Frau Aoust einige interessante pflegt... besonders eine, die wir gut kennen...«

Sie unterbrach sich, wie von Angst gepackt: »Was hast du denn, Jep, du bist ja ganz gelb?«

Aus dem Französischen übertragen von Hedwig Andertann

HANS CAROSSA · ZWEI GEDICHTE

Entwicklung einer Zinnie

KNOSPE, halb erwacht
In Gewitternacht..
Kern von samtenem Rubin,
Schuppiger Kelch umwindet ihn;
Doch dem Rand entschlüpfen viele
Gelbe Stifte, grüne Stiele,
Und das unvollkommene Rund
Ordnet sich von Stund zu Stund..
Aus den Stielen, aus den Stiften
Scheinen Flügel sich zu lüften,
Blättchen fein wie Faltergold,
Noch zu Hülsen eingerollt,
Jedes Blättchen auserwählt
Und von Elfenhand gezählt, –
Noch ein einziger Tageslauf,
Und die Hülsen tun sich auf,
Sind von Purpur schon durchdrungen,
Glätten sich zu seidnen Zungen,
Und die Zünglein all, die schmalen,
Schlürfen unsichtbare Strahlen,

Blühn sich aus mit Ätherlust
In dem seligen August . .

In der Mitte, hold erlesen,
Webt ein Ring von Staubgefäßen
Und umgibt als goldnes Band
Einen neuen Blütenstand.

Komm nun, feierliche Stunde,
Unbegreifliche Sekunde,
Wo der flüchtige Schein
Aufglänzt als das wahre Sein!
Mags nun welken, mags zerstieben, —
Ewig bleibt es eingeschrieben —
Zauberspruch —
In des Vaters Formenbuch.
Unscheinbar und ohne Namen
Tief im Dunkel träumt der Samen.

Rauhes Land

Die Stadt verdämmert weit in unsrem Rücken,
Der letzte sanfte Rebenhügel schwand.
Wir fahren über hohe Eisenbrücken,
Wir nähern uns dem rauhen Heimatland.

Verspätet reift am Hang die Vogelbeere,
Wacholderschatten fällt auf Urgestein.
Der Sperling rüttelt an der magern Ähre,
Die Bergschlucht atmet Wolken aus und ein.

Hier schrumpfen alle Dome zu Kapellen,
Verziert mit Gnadenbildern feurig bunt,
Und draußen im Geröll entspringen Quellen,
Die gehn zum schwarzen See im Fichtengrund.

O bald sind alle Steige schneeverweht,
Ungangbar auch der Weg zum fernen Grabe.
Wir trösten uns: in jedem Hause steht
Ein guter Sarg bei andrer lieber Habe.

Vielleicht um Ostern, wenn in unserm Norden
Die Heide blüht, wird einer fromm versenkt,
Und bald ist Staub und Geist aus ihm geworden –
Wohl dem, der dann noch freundlich an ihn denkt!

Noch sind wir stark. Die Luft blinkt von Kristallen,
Und Hoffnung lebt im Greis wie einst im Kinde, –
Land ohne Wein und ohne Nachtigallen, –
Daß er in dir den Stein der Weisen finde.

DER INSEL-ALMANACH

erschien — nach einem Vorläufer des Jahres 1900 — in den Jahrgängen 1906 bis 1941 mit einer einzigen Unterbrechung: für 1920 wurde kein Almanach ausgegeben. Damals begann die Zeitschrift ‚Das Inselschiff' zu erscheinen; aber sie konnte und sollte auf die Dauer kein Ersatz für den Almanach sein, den die Insel-Freunde erwarteten und sammelten. Nach dem Jahre 1945 hoffte Anton Kippenberg von Jahr zu Jahr auf die Wiedervereinigung Deutschlands und damit auch auf die engere Verbindung zwischen dem Stammhaus des Verlags in Leipzig und der im Jahre 1945 begründeten Zweigstelle in Wiesbaden. Sie erschien ihm als die Voraussetzung für das Wiedererscheinen des Almanachs, der ihn in all den Jahren beschäftigte und für den er sich Beiträge notierte. Als er dann noch vor der Erfüllung dieser Hoffnung von seiner Lebensarbeit abberufen wurde, fand sich von seiner Hand geschrieben als ein Motto des künftigen Almanachs das Stück aus einer Vorrede von Jean Paul. Wir haben es nun dem Almanach vorangestellt, den die Zweigstelle Wiesbaden den Insel-Freunden vorlegt, erfüllt von dem Wunsch, daß bald wieder der ganze Verlag zu einem vereinten Deutschland sprechen kann.

Der Almanach, durch Jahrzehnte von Katharina Kippenberg betreut, wurde sonst im Herbst ausgegeben; er erscheint von nun an bereits zu Beginn des Buchhändlerjahres, das von Cantate zu Cantate läuft. Er möchte vielen schon in ruhigen Sommertagen ein unterhaltender Begleiter und durch das ganze Jahr ein guter Berater sein. Dazu bietet er neben selbständigen Beiträgen der Dichter Leseproben aus erschienenen und kommenden Büchern und auf den folgenden Seiten ein Verzeichnis aller Werke, die seit 1945 durch die Zweigstelle Wiesbaden veröffentlicht wurden.

Möge sich der neue Almanach in vielen Büchereien zu den Bänden der vergangenen Jahrzehnte gesellen, und möge die Reihe, die er eröffnet, künftig ohne gewaltsame Unterbrechungen Dauer haben!

VERZEICHNIS

der seit 1945 im Insel-Verlag Zweigstelle Wiesbaden erschienenen Werke

(die mit einem Stern gekennzeichneten Bücher sind vergriffen)

I. *Neuerscheinungen*

BARLACH IM GESPRÄCH. Aufgezeichnet von Friedrich Schult. Liebhaberdruck auf handgeschöpftem Bütten. 22 Seiten. Mit Lichtbild Barlachs. 1948

* BARTNING, OTTO: ERDBALL. Spätes Tagebuch einer frühen Reise. Erster Teil. 437 Seiten. Gebunden. 1947

BERTRAM, ERNST: AUS DEN AUFZEICHNUNGEN DES HERZOGS VON MALEBOLGE 60 Seiten. Kartoniert DM 7.50. Gedruckt in 500 Exemplaren, von denen 300 in den Handel kamen. 1950

— KONRADSTEIN. Erzählung. 119 Seiten. In Leinen DM 7.—. 1951

— PATENKINDERBUCH. Gedichte. 120 Seiten. Gebunden DM 5.—. 1949

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Mit 37 Bildern von Fritz Kredel. 109 Seiten. Gebunden DM 9.—. 1950

* CAROSSA, HANS: GESAMMELTE WERKE. Zwei Bände. 1410 Seiten. In Leinen DM 28.—. 1949

— AUFZEICHNUNGEN AUS ITALIEN. 205 Seiten. Gebunden DM 6.—. In Leinen DM 8.50. 1947; 11.—16. Tausend 1949

— UNGLEICHE WELTEN. 342 Seiten. In Leinen DM 12.80. 1951; 8.—18. Tausend 1951

GRUSS DER INSEL AN HANS CAROSSA. Dem 15. Dezember 1948. 258 Seiten. Gebunden in Roma-Bütten mit Golddruck DM 9.—. 1949

COOLEN, ANTON: AUS DER KLEINEN WELT. Erzählung. 195 Seiten. In Leinen DM 7.50. 1950

FISCHER, EDWIN: MUSIKALISCHE BETRACHTUNGEN 67 Seiten. Gebunden DM 4.—. 1949; 11.—13. Tausend 1952

GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 618 Seiten mit einer Landkarte. Dünndruckpapier. In Leinen DM 14.—. 1951

HAGELSTANGE, RUDOLF: VENEZIANISCHES CREDO 48 Seiten. Kartoniert DM 2.25. 1946; 21.—25. Tausend 1948

— STROM DER ZEIT. Gedichte. 76 Seiten. Kartoniert DM 2.50. 1948

HARDT, ERNST: DON HJALMAR. Bericht über vier Tage und eine Nacht. Erzählung. 176 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1946; 6.—10. Tausend 1949

— ERZÄHLUNGEN. 144 Seiten. Gebunden. 1947

HIOB: DAS GEDICHT VON HIOB UND SEINEN DREI FREUNDEN. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Gustav Hölscher. 128 Seiten. Gebunden DM 5.—. 1948

* HUCH, RICARDA: DER FALSCHE GROSSVATER. Erzählung. 66 Seiten. Kartoniert. 1947; 6.—15. Tausend 1950 als Insel-Buch Nr. 521

KASSNER, RUDOLF: DIE NACHT DES UNGEBORGENEN LEBENS. Aus den Schriften. (Auswahl aus den Essays und Gleichnissen.) 248 Seiten. Gebunden DM 9.50. 1950

— PHYSIOGNOMIK. 224 Seiten und 47 Abbildungen auf Tafeln. In Leinen DM 16.50. 1951

KÄSTNER, ERHART: ZELTBUCH VON TUMILAD. 264 Seiten. In Leinen DM 9.50. 1949; 6.—10. Tausend 1951

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKES DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 200 Seiten. Gebunden DM 6.50. 1946; 6.—8. Tausend 1948

— KLEINE SCHRIFTEN. 142 Seiten. Gebunden DM 8.—. 1948

* LE FORT, GERTRUD VON: DIE CONSOLATA. Erzählung. 40 Seiten. Kartoniert. 1947; 12.—15. Tausend 1949

— GEDICHTE. 88 Seiten. Gebunden DM 4.—. 1949; 4.—6. Tausend 1950

— DIE TOCHTER FARINATAS. Vier Erzählungen. 204 Seiten. In Leinen DM 8.—. 1950

— UNSER WEG DURCH DIE NACHT. Worte an meine Schweizer Freunde. 20 Seiten. DM —.60. 1949; 9.—13. Tausend 1950



MARLOWE, CHRISTOPHER: DIE TRAGISCHE HISTORIE VOM DOKTOR FAUSTUS. Übertragen von Adolf Seebaß. 128 Seiten. Gebunden DM 4.50. 1949

MECKEL, EBERHARD: GESAMMELTE GEDICHTE. 192 Seiten. In Halbleinen DM 6.—. 1949

MENDELSSOHN, ARNOLD: GOTT, WELT UND KUNST Aufzeichnungen. Mit einem Bildnis. 388 Seiten. In Halbleinen DM 9.50. 1949

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. In sieben Büchern. Große Ausgabe. 344 Seiten. In Leinen DM 18.—. 1951

MÜHLBERGER, JOSEF: GEDICHTE. 240 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1948

PRANG, HELMUT: JOHANN HEINRICH MERCK. Ein Leben für andere. 332 Seiten mit einem farbigen Porträt. In Leinen DM 14.—. 1949

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE. Zwei Bände. Zusammen 1180 Seiten. In Leinen DM 30.—. 1950

— GEDICHTE IN FRANZÖSISCHER SPRACHE. Gesamtausgabe. 156 Seiten. In Leinen DM 8.—. 1949

AUS RAINER MARIA RILKES NACHLASS
Erschienen sind:

— — AUS DEM NACHLASS DES GRAFEN C. W. Ein Gedichtkreis. 42 Seiten. Gebunden DM 4.50. 1950

— — BRIEFWECHSEL IN GEDICHTEN MIT ERIKA MITTERER. 64 Seiten. Gebunden DM 5.—. 1950

— — AUS TASCHENBÜCHERN UND MERKBLÄTTERN 1925. Gedichte. 88 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1950

— — DIE BRIEFE AN GRÄFIN SIZZO. 92 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1950

SCHNEIDER, REINHOLD: PORTUGAL. Ein Reisetagebuch. 152 Seiten. Gebunden DM 6.50. 1947

— DER TRAUM DES EROBERERS / ZAR ALEXANDER 184 Seiten. Gebunden DM 12.50. 1951

— DIE NEUEN TÜRME. Sonette. 56 Seiten. Kartoniert DM 1.50. 1946; 6.—10. Tausend 1947

— DER GROSSE VERZICHT. Szenen aus dem 13. Jahrhundert. Dramatische Dichtung. 280 Seiten. In Leinen DM 11.50. 1950

SCHULT, FRIEDRICH: HERKUNFT UND LANDSCHAFT 176 Seiten. Kartoniert. 1947

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SCHÖNHEIT UND ELEND DES LEBENS. Roman. 224 Seiten. Gebunden DM 6.50. 1948

SKUTSCH, KARL LUDWIG: DICHTERISCHE WEISUNG. Gedichte. 144 Seiten. Kartoniert DM 5.—. 1947

— EUROPÄISCHE LEGENDE. Roman. 186 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1948

* STIFTER, ADALBERT: ERZÄHLUNGEN. 605 Seiten. In Halbleinen. 1947

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: VOM UFER, DA WIR ABGESTOSSEN. Gedichte. 72 Seiten. Kartoniert DM 1.80. 1947

TIMMERMANS, FELIX: ADAGIO. Gedichte. Flämisch und deutsch. 72 Seiten. Gebunden DM 4.—. 1949

— ADRIAAN BROUWER. Roman. 188 Seiten. In Leinen DM 9.80. 1951; 6.—11. Tausend 1952

UHDE-BERNAYS, HERMANN: IM LICHTE DER FREIHEIT Erinnerungen aus den Jahren 1880—1914. 536 Seiten. In Halbleinen DM 15.—. 1947

VALÉRY, PAUL: GEDICHTE. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 72 Seiten. Gebunden DM 8.—. 1949

VENESIS, ILIAS: ÄOLISCHE ERDE. Roman. 308 Seiten. In Leinen DM 9.80. 1949

WEISZ, JOSEF: ALPENBLUMEN. Zwei vielfarbige Blätter in Mappe DM 6.—. 1949

— DER GESTIRNTE HIMMEL. Die Sternbilder der Alten in 42 Holzschnitten. Mit einem Geleitwort von Thassilo von Scheffer. Handpressendruck des Künstlers in 300 Exemplaren auf eigens gefertigtem Hahnemühle-Büttenpapier. Als Blockbuch in Halbpergament gebunden. In Schatulle DM 80.—. 1950

Ferner erschienen in Gemeinschaft mit Schweizer Verlagen

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: LEBENSRÜCKBLICK. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Pfeifer. 386 Seiten mit 17 Abbildungen. In Leinen DM 18.70.
1951 mit Max Niehans Verlag, Zürich.

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Vorgesehen sind neun Bände. — BAND I: Jugend und Schulzeit, erste Reisen nach Italien, Studium in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn (1818—1843). 376 Seiten. 16 Abbildungen. In Leinen DM 17.—.
1949 mit Benno Schwabe Verlag, Basel.



HAGELSTANGE, RUDOLF: BALTHASAR. Erzählung. Mit acht Holzschnitten von Frans Masereel. 600 numerierte, vom Dichter und vom Künstler signierte Exemplare. Gebunden DM 16.—. 1951 mit Henry Tschudy Verlag, St. Gallen.

RILKE, RAINER MARIA und MARIE VON THURN UND TAXIS: BRIEFWECHSEL. 1071 Seiten und 8 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen DM 34.—.
1951 mit Verlag Niehans und Rokitanski, Zürich.

II. *Neu bearbeitete Ausgaben*

DACQUÉ, EDGAR: DIE URGESTALT. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. 244 Seiten. In Leinen DM 11.50. 1951

GOETHES WERKE IN SECHS BÄNDEN (Der Volks-Goethe).

Jeder Band 700—750 Seiten. In Leinen.

Band 1: Goethes Leben. — Gedichte. Faust

Band 2: Dramen

Band 3: Die Leiden des jungen Werther. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Das Märchen

Band 4: Die Wahlverwandtschaften. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Novelle. Vers-Epen

Band 5: Dichtung und Wahrheit

Band 6: Vermischte Schriften 1949—1952

CHRONIK VON GOETHES LEBEN. Mit Verzeichnis der Erstausgaben, Personen- und Ortsregister. In Format und Ausstattung des Volks-Goethe. 196 Seiten. In Leinen DM 6.—. 1949

NOSTITZ, HELENE VON: AUS DEM ALTEN EUROPA
Erinnerungen an Menschen und Städte. 200 Seiten. Mit acht Bildtafeln. In Leinen DM 11.50. 1950

RENKER, ARMIN: DAS BUCH VOM PAPIER. Eine Darstellung vom Werden und Wesen des Papiers. Mit 46 Abbildungen auf Lichtdrucktafeln, zwei Landkarten, Proben von Papyrus, Pergament, verschiedenen Papiersorten und Wasserzeichen. Gedruckt auf Zerkall-Bütten. In Halbleinen DM 22.—.
1950; 10.—12. Tausend 1951

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE AN SEINEN VERLEGER 1906—1926. Neue erweiterte Ausgabe. 560 Seiten. Zwei Bände. In Leinen DM 14.—. 1949

— DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS
112 Seiten. Gebunden DM 6.50. 1950

SCHAEFFER, ALBRECHT: ELLI. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 288 Seiten. In Leinen DM 9.—. 1949

* SCHEFFLER, KARL: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. Neue vom Verfasser durchgesehene und erweiterte Ausgabe. 400 Seiten. Kartoniert. 1946

Neuauflagen

ACKERKNECHT, ERWIN: GOTTFRIED KELLER. Geschichte seines Lebens. 14. Tausend. 395 Seiten. Gebunden.

BILLINGER, RICHARD: SICHEL AM HIMMEL. Gedichte. 5. Tausend. 168 Seiten. Gebunden DM 5.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI Übertragen von Rudolf G. Binding. Kapitel-Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede. 32. Tausend. 238 Seiten. Gebunden DM. 7.50.

BUCHWALD, REINHARD: DAS VERMÄCHTNIS DER DEUTSCHEN KLASSIKER. 20. Tausend. 192 Seiten. Kartoniert DM 4.50.

* CAROSSA, HANS: DER ARZT GION. Eine Erzählung. 101. Tausend. 282 Seiten. In Leinen.

* — FÜHRUNG UND GELEIT. Ein Lebensgedenkbuch. 71. Tausend. 190 Seiten. Gebunden.

— GESAMMELTE GEDICHTE. 51. Tausend. 186 Seiten. In Leinen DM 7.—.

* — GEHEIMNISSE DES REIFEN LEBENS. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. 97. Tausend. 237 Seiten. In Halbleinen.

— EINE KINDHEIT UND VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 113. Tausend. 382 Seiten. In Leinen DM 12.80.

CLAES, ERNEST: JUGEND. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. 18. Tausend. 291 Seiten. In Halbleinen DM 7.50.

COOLEN, ANTON: BRABANTER VOLK. Roman. 25. Tausend. 250 Seiten. In Leinen DM 9.—.

COOPER, DUFF: TALLEYRAND. 53. Tausend. 481 Seiten. Mit sechs Bildtafeln. In Leinen DM 15.—.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Zwei Bände. 45. Tausend. 1007 Seiten. In Halbleinen DM 15.—.

DEUTSCHE GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 181. Tausend. 143 Seiten. Gebunden DM 2.50.



DEUTSCHE WEIHNACHTSLIEDER. Zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha. In zweifarbigem Druck mit Vignetten von Willi Harwerth. 140. Tausend. 64 Seiten. In farbigem Pappband DM 3.—.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Mit 26 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Übersetzt von Franz Kuhn. 36. Tausend. 369 Seiten. In Leinen DM 9.80.

GOETHE: FAUST. Gesamtausgabe. 225. Tausend. 648 Seiten. Dünndruckpapier. In Leinen DM 14.—.

— WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Kleine Ausgabe (ohne die Noten zum Divan). 128 Seiten. Kartoniert DM 2.—.

* — GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. 456 Seiten. Gebunden.

* — GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. 41. Tausend. 798 Seiten. In Alkor gebunden.

— GESPRÄCHE OHNE DIE GESPRÄCHE MIT ECKERMANN In Auswahl herausgegeben von Flodoard Freiherr von Biedermann. 792 Seiten. In Alkor gebunden DM 14.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE Tagebuch-Aufzeichnungen. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. 112 Seiten. In Leinen DM 6.50.

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 61. Tausend. 312 Seiten. In Leinen DM 10.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 19. Tausend. 100 Seiten. Gebunden DM 4.—.

HUCH, RICARDA: HERBSTFEUER. Gedichte. 25. Tausend. 76 Seiten. Kartoniert DM 2.50.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 29. Tausend. 264 Seiten. In Leinen DM 10.—.

* — MICHAEL UNGER. Roman. 420 Seiten. In Halbleinen.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Roman. Aus dem Chinesischen übersetzt von Franz Kuhn. 24. Tausend. 920 Seiten. Dünndruckpapier. In Leinen DM 25.—.

KIPPENBERG, ANTON: GESCHICHTEN AUS EINER ALTEN HANSESTADT. 88. Tausend. 216 Seiten. In Leinen DM 7.—.

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKE. Ein Beitrag (Biographie). 20. Tausend. 384 Seiten. Gebunden DM 8.50.

KOCH, RUDOLF: DAS ABC-BÜCHLEIN. Zeichnungen von Rudolf Koch und Berthold Wolpe in Holz- und Metallschnitten von Fritz Kredel und Gustav Eichenauer. Gebunden DM 6.—.

* LAWRENCE, DAVID HERBERT: SÖHNE UND LIEBHABER Roman. 558 Seiten. Gebunden.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE MAGDEBURGISCHE HOCHZEIT. 50. Tausend. 352 Seiten. In Leinen DM 8.50.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS 280 Seiten und 12 Bildtafeln. In Leinen DM 12.50.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: ALLE GALGENLIEDER 164. Tausend. 333 Seiten. In Leinen DM 9.80.

MOY, JOHANNES: DAS KUGELSPIEL. Erzählungen. 15. Tausend. 188 Seiten. Kartoniert.

MÜHLBERGER, JOSEF: DIE KNABEN UND DER FLUSS. Erzählung. 8. Tausend. 108 Seiten. Kartoniert DM 3.75.

* PAPENTRIGK, BENNO: SCHÜTTELREIME. 64 Seiten. Kartoniert. 86.—95. Tausend wieder als Insel-Buch Nr. 219.

* PASCAL, BLAISE: GEDANKEN ÜBER GOTT UND DEN MENSCHEN. 96 Seiten. Kartoniert.

RILKE, RAINER MARIA: AUSGEWÄHLTE WERKE. Zwei Bände zusammen 840 Seiten. 61. Tausend. In Leinen DM 30.—.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE Roman. 52. Tausend. 305 Seiten. In Leinen DM 10.—.

— DAS BUCH DER BILDER. Gedichte. 46. Tausend. 178 Seiten. In Leinen DM 8.50.

* — DUINESER ELEGIEN. 44 Seiten. Gebunden.

* — GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 68. Tausend. 186 Seiten. In Leinen.

— DAS MARIENLEBEN. 146. Tausend. 28 Seiten. Kartoniert DM 2.—. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in Halbpergament gebunden DM 10.—.

— NEUE GEDICHTE. 40. Tausend. 276 Seiten. In Leinen DM 8.50.

— AUGUSTE RODIN. 75. Tausend. 124 Seiten und 97 Bilder auf Tafeln. In Leinen DM 14.—.

— DAS STUNDENBUCH. 198. Tausend. 108 Seiten. In Halbleinen DM 5.—.



* SALMINEN, SALLY: KATRINA. Roman. 113. Tausend. 424 Seiten. In Leinen.

SCHAEFFER, ALBRECHT: GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Erzählung. 208 Seiten. Gebunden DM 5.—.

SCHILLER: GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 128 Seiten. Kartoniert DM 1.50.

* SCHNACK, FRIEDRICH: CLARISSA MIT DEM WEIDENKÖRBCHEN. Naturdichtung. 118 Seiten. Gebunden.

— DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE. Naturdichtung. 208 Seiten. Gebunden.

— DAS WALDKIND. Roman. 107. Tausend. 104 Seiten. Gebunden DM 3.—.

SCHNEIDER, REINHOLD: LAS CASAS VOR KARL V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. 25. Tausend. 206 Seiten. In Leinen DM 9.80.

* — MACHT UND GNADE. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte. 376 Seiten. In Halbleinen.

SPRANGER, EDUARD: GOETHES WELTANSCHAUUNG 13. Tausend. 256 Seiten. In Halbleinen DM 8.50.

STENDHAL: ROT UND SCHWARZ. Zeitbild von 1830. 32. Tausend. 712 Seiten. Dünndruckausgabe in schmiegsamem Leinenband DM 8.50.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH Eine Lebensgeschichte. 17. Tausend. 250 Seiten und 33 Bilder. In Leinen DM 12.50.

* TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN 79. Tausend. 232 Seiten. In Leinen.

— PALLIETER. Roman. 242. Tausend. 292 Seiten. In Leinen DM 9.80.

— PIETER BRUEGEL. 61. Tausend. 324 Seiten. In Leinen DM 12.—.

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Ein Roman aus der Tsing-Zeit. Übersetzt von Franz Kuhn. 21. Tausend. 796 Seiten. Dünndruckausgabe. In Leinen DM 20.—.

VALÉRY, PAUL: HERR TESTE. 124 Seiten. Gebunden DM 5.—.

* WAGGERL, KARL HEINRICH: DAS JAHR DES HERRN Roman. 75. Tausend. 320 Seiten. In Leinen.

— WAGRAINER TAGEBUCH. 99. Tausend. 140 Seiten. Gebunden DM 4.50.

INSEL-BÜCHEREI

Das folgende Verzeichnis nennt alle seit 1945 bei der Zweigstelle Wiesbaden erschienenen, also auch die zeitweise nicht lieferbaren Bände. Die Insel-Bücher erschienen bis 1951 kartoniert (DM 1.20), seit 1952 einzelne Bände in Pappband (DM 2.—).

I. *Neuerscheinungen*

49 Heraklit: Fragmente. *Griechisch und deutsch*
53 Carossa, Hans: Wirkungen Goethes in der Gegenwart
76 Molière: Tartuffe
110 Kassner, Rudolf: Von der Eitelkeit. *Zwei Essays*
111 Le Fort, Gertrud von: Das Reich des Kindes. Die Vöglein von Theres. *Zwei Legenden*
154 Bertram, Ernst: Gedichte und Sprüche
162 Marcus Aurelius: Selbstgespräche. *Auswahl und Nachwort von Karl Preisendanz*
169 Der König und der Bettler. *Indische Märchen. Übertragen von Friedrich von der Leyen*
218 Molière: Der Menschenfeind
253 Lau-Dse: Führung und Kraft aus der Ewigkeit. *Übertragen von Erwin Rousselle*
256 Euripides: Elektra. *Übertragen von Ernst Buschor*
294 Klee, Paul: Handzeichnungen. *Mit einem Nachwort von Will Grohmann*
331 Burckhardt, Jacob: Briefe
415 Der Magus im Norden. *Aus den Schriften und Briefen von J. G. Hamann. Auswahl und Nachwort von W. Ziesemer*
427 Hoerner, Herbert von: Die letzte Kugel. *Erzählung*
446 Worte Meister Leonardos. *Ausgewählt von Ernst Bertram*
463 Brentano, Clemens: Baron Hüpfenstich. *Märchen. Mit Zeichnungen von Hanna Preetorius*
486 Schneider, Reinhold: Die Tarnkappe. *Drama*
502 Hesse, Hermann: Klingsors letzter Sommer. *Erzählung*
521 Huch, Ricarda: Der falsche Großvater. *Erzählung*

II. *Neue Auflagen*

1 Rilke, Rainer Maria: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke
8 Hofmannsthal, Hugo von: Der Tod des Tizian — Idylle. *Zwei Dichtungen*



10 Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg
13 Hardt, Ernst: An den Toren des Lebens. *Novelle*
21 Novalis: Hymnen an die Nacht
Die Christenheit oder Europa
22 Huch, Ricarda: Liebesgedichte
23 Binding, Rudolf G.: Der Opfergang. *Eine Novelle*
24 Gogol, Nikolaj: Der Mantel. *Novelle*
27 Sophokles: Antigone. *Eine Tragödie*
28 Hofmannsthal, Hugo von: Der Tor und der Tod
30 Rilke, Rainer Maria: Requiem
37 Björnson, Björnstjerne: Synnöve Solbakken. *Erzählung*
40 Jacobsen, Jens Peter: Erzählungen
50 Hölderlin, Friedrich: Gedichte
58 Huch, Ricarda: Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück
67 Bahr, Hermann: Dialog vom Marsyas
69 Stifter, Adalbert: Nachkommenschaften. *Erzählung*
74 Rilke, Rainer Maria: Portugiesische Briefe
78 Hofmannsthal, Hugo von: Das kleine Welttheater
82 Grillparzer, Franz: Der arme Spielmann
87 Bertram, Ernst: Persische Spruchgedichte
88 Büchner, Georg: Dantons Tod
92 — Woyzeck / Lenz
96 Carus, Carl Gustav: Gedanken über große Kunst
105 Walther von der Vogelweide: Gedichte
109 Gunnarsson, Gunnar: Der Königssohn. *Eine Geschichte aus dem alten Norwegen*
112 Morgenstern, Christian: Zeit und Ewigkeit. *Gedichte*
113 Huch, Ricarda: Gottfried Keller
115 Rilke, Rainer Maria: Die Sonette an Orpheus
123 Whitman, Walt: Hymnen für die Erde
126 Burckhardt, Jacob: Größe, Glück und Unglück in der Weltgeschichte
134 Hofmannsthal, Hugo von: Alkestis. *Drama*
143 Gide, André: Der verlorene Sohn. *Übertragen von Rainer Maria Rilke*
147 Scheffler, Karl: Du sollst den Werktag heiligen. *Neun Essays*
149 Dostojewski: Der Großinquisitor
155 Deutsche Choräle. *Herausgegeben von Katharina Kippenberg*
165 Zweig, Stefan: Sternstunden der Menschheit. *Fünf historische Miniaturen*
167 Mell, Max: Das Apostelspiel
172 Huch, Ricarda: Der letzte Sommer. *Eine Erzählung in Briefen*
174 Zweig, Stefan: Ausgewählte Gedichte
175 Brentano, Clemens: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. *Mit Zeichnungen von Hans Meid*

177 Hebel, Johann Peter: Die schönsten Erzählungen aus dem Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes
180 Hauptmann, Gerhart: Hanneles Himmelfahrt
181 Mombert, Alfred: Musik der Welt
186 Claudius, Matthias: Der Wandsbecker Bote
187 Fechner, Gustav Theodor: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode
193 Huch, Ricarda: Das Judengrab. Aus Bimbos Seelenwanderungen. *Zwei Erzählungen*
195 Stieler, Karl: Ein Winteridyll
203 Gilgamesch. *Eine Erzählung aus dem alten Orient*
204 Waggerl, Karl Heinrich: Du und Angela. *Fünf Erzählungen*
207 Stifter, Adalbert: Briefe
210 Le Fort, Gertrud von: Das Gericht des Meeres
216 Das Perlenhemd. *Eine chinesische Liebesgeschichte*
219 Papentrigk, Benno: Schüttelreime
220 Wilde, Oscar: Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading
222 Die vierundzwanzig Sonette der Louïze Labé. *Übertragen von Rainer Maria Rilke*
223 Alarcón: Der Dreispitz. *Eine spanische Novelle*
230 Mörike, Eduard: Mozart auf der Reise nach Prag. *Novelle*
235 Lenau, Nikolaus: Dichtung und Selbstbildnis. *Ausgewählt von Ernst Bertram*
239 Aus Minnesangs Frühling. *Mittelhochdeutsche Dichtungen*
252 Barrett-Browning, Elizabeth: Sonette aus dem Portugiesischen. *Übertragen durch Rainer Maria Rilke*
264 Hello, Ernest: Ludovik. *Erzählung*
268 Eichendorff, Joseph von: Gedichte
271 Droste-Hülshoff, Annette von: Die Judenbuche. *Erzählung*
274 Okakura, Kakuzo: Das Buch vom Tee
278 Stifter, Adalbert: Brigitta. *Erzählung*
280 Meister Eckhart: Ein Breviarium aus seinen Schriften
285 Lagerlöf, Selma: Das Mädchen vom Moorhof. *Erzählung*
300 Meyer, Conrad Ferdinand: Huttens letzte Tage
301 Stevenson, R. L.: Der seltsame Fall von Doktor Jekyll und Mr. Hyde
302 — Das Flaschenteufelchen. *Erzählung. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller*
314 Puschkin, Alexander: Pique Dame. *Novelle*
318 Morgenstern, Christian: Palmström
324 Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe
334 Carossa, Hans: Die Schicksale Doktor Bürgers — Die Flucht
339 Hofmannsthal, Hugo von: Reden und Aufsätze
349 Zweig, Stefan: Die Augen des ewigen Bruders
355 Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten

358 Busch, Wilhelm: Platonische Briefe an eine Frau
360 Es war einmal. *Ein Bilderbuch von Ludwig Richter*
361 Nietzsche, Friedrich: Gedichte
362 Timmermans, Felix: Das Triptychon von den Heiligen Drei Königen. *Mit Zeichnungen des Dichters*
372 Annette von Droste in ihren Briefen
383 Brehm, Alfred: Die Singvögel des deutschen Waldes
387 Chinesische Meisternovellen. *Übertragen von Franz Kuhn*
389 Plato: Ein Gastmahl
400 Rilke, Rainer Maria: Der ausgewählten Gedichte erster Teil
406 — Briefe an einen jungen Dichter
407 Omar-i-Khajjam: Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers
409 Rilke, Rainer Maria: Briefe an eine junge Frau
417 Huxley, Aldous: Das Lächeln der Gioconda — Jung Archimedes. *Zwei Novellen*
418 Mell, Max: Ein altes deutsches Weihnachtsspiel
419 Lawrence, D. H.: Die Frau, die davonritt. *Novelle*
420 Timmermans, Felix: Sankt Nikolaus in Not und andere Erzählungen. *Mit Zeichnungen des Dichters*
423 Gracian, Balthasar: Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit
426 Waggerl, Karl Heinrich: Das Wiesenbuch. *Mit 16 Scherenschnitten des Verfassers*
432 Älteste deutsche Dichtungen. *In Urtext und Übertragung*
436 Trakl, Georg: Gesang des Abgeschiedenen. *Gedichte*
454 Hesse, Hermann: Vom Baum des Lebens. *Gedichte*
455 Die Briefe der Diotima an Hölderlin
456 Nebelthau, Otto: Mein Gemüsegarten. *Eine nützliche Unterweisung*
461 Hofmannsthal, Hugo von: Gedichte
469 Huch, Ricarda: Quellen des Lebens. *Umrisse einer Weltanschauung*
475 Binding, Rudolf G.: Die Geliebten. *Gedichte*
478 Busch, Wilhelm: Schein und Sein. *Gedichte*
479 Hauff, Wilhelm: Das kalte Herz. *Mit Zeichnungen von Fritz Fischer*
480 Rilke, Rainer Maria: Der ausgewählten Gedichte anderer Teil
482 Goethes Spruchweisheit. *Sprüche in Prosa*
483 Claes, Ernest: Die Heiligen von Sichem. *Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans*
487 Goethes schönste Briefe
491 Voigt-Diederichs, Helene: Sonnenbrot. *Erzählung. Mit Holzschnitten von Josua Leander Gampp*
494 Das kleine Rätselbuch. *Deutsche Volksrätsel*

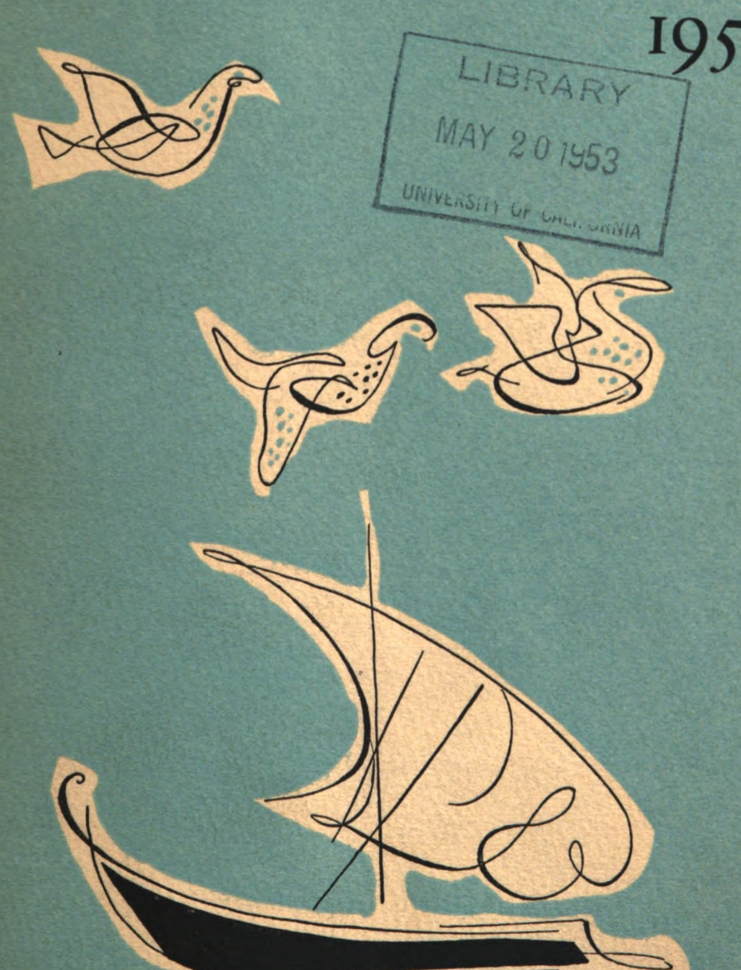
INHALT

VERZEICHNIS DER BILDTAFELN

Zeichnung des Umschlags und des Titels von Wilhelm Neufeld
Schrift: Palatino und Palatino-Kursiv
Druck von Druckwerkstätten Koehler & Hennemann
Wiesbaden

2,50

INSEL ALMANACH 1953



INSEL ALMANACH 1953



IM INSEL-VERLAG

DIE KUNST,
DIE DU GELERNT HAST, BEHALTE LIEB,
UND BEI IHR SUCHE DEINE RUHE.
DEN REST DEINES LEBENS
DURCHWANDERE WIE EINER, DER ALLES
VON GANZEM HERZEN
DEN GÖTTERN ÜBERLASSEN HAT,
KEINES MENSCHEN HERR,
KEINES MENSCHEN SKLAVE.

Marc Aurel

Friedrich Gottlieb Klopstock · Die Frühlingsfeier

NICHT in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des
Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer
bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammen-
strömten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach nicht unsterblich!

Ich bin heraus gegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du!
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül.
Wolken strömen herauf.
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Über den stärkenden Halm!
Über die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarst du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durch-
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt [strömen!
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl!
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft.

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Reinhard Buchwald · Schillers Klopstock-Erlebnis

JEDE Jugend strebt bewunderten Vorbildern nach, jeder neue Anfang erwächst aus einer lebendigen Überlieferung. Zwei Begegnungen haben der Lyrik Schillers in der Frühzeit ihr Gepräge gegeben: die mit Gellert und mit Klopstock. Von ihnen ist die zweite die nachhaltigere gewesen; sie hat ihn für die Jahre seines ersten eigenen Schaffens zur Nachfolge aufgerufen, und so mündete auch die kritische Rechenschaft, die er nach einem Jahrzehnt beim Abschluß seiner philosophischen Studien über seine dichterischen Anfänge ablegte, notwendig in eine Auseinandersetzung mit Klopstock ein. Beide aber, Gellert wie auch Klopstock, haben in erster Linie als religiöse Dichter auf den jungen Schiller eingewirkt und dadurch die Wesensart seiner frühen Lyrik bekräftigt. Ist es uns doch glaubwürdig überliefert, daß sein erstes dichterisches Erwachen mit einer religiösen Erweckung zusammengefallen war.

Wir verdanken diese Nachricht einem Jugendfreunde Schillers, der sie 1792 in Jena oder 1793 in der schwäbischen Heimat von ihm selber gehört hat. Als die Mutter ihn am Tage vor der Konfirmationshandlung sorglos nach Knabenweise auf der Straße umherschlendern sah, rief sie ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe wegen seines Leichtsinns, und indem sie ihm eindringlich die Wichtigkeit des morgigen Tages vorstellte, war die Frucht davon beim gerührten Sohn ein frommes Gedicht. So sei also – soll Schiller dazu geäußert haben – sein erstes lyrisches Gedicht unmittelbar auf ihre Mahnung hin entstanden und – ein religiöses Gedicht gewesen. Ein Durchbruch der dichterischen Kraft also im Augenblick eines hochgesteigerten religiösen Gefühls.

In der Karlsschule gehörte dann ebensoviel dazu, sich als jungen Dichter zu bekennen, wie an seinen theologischen Berufswünschen festzuhalten. »Neigung für Poesie beleidigte

die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters« – so begann Schiller 1784 in der Ankündigung seiner ›Rheinischen Thalia‹ die Schilderung der Karlsschule. Das muß man sich vor Augen halten, um zu verstehen, was es heißt, wenn in den oft gegenseitigen Charakterisierungen der Eleven für den Herzog fast von allen Kameraden als hervorstechender Charakterzug Schillers seine Neigung für die Poesie hervorgehoben wurde. Und diese tief erlebte, mit den besten Erinnerungen an seine geraubte Kindheit verbundene und eigensinnig verteidigte Dichtung erlebte alsbald eine fruchtbare Entwicklung.

Wir dürfen vermuten, daß schon jener erste dichterische Versuch sich an den Dichter angeschlossen hatte, der der Lieblingsdichter seiner Mutter war und überhaupt sein Elternhaus beherrschte: Gellert. Schiller hat ihn später als »einen wahrhaft naiven Dichter« gerühmt. Gellertsche Gedanken und Wortprägungen hat man sowohl in den überlieferten Gebeten des Vaters Schiller als auch in Schillers eigenen Jugendgedichten nachgewiesen. In Gellerts Hymne ›Die Ehre Gottes in der Natur‹ geht die Sonne ihren Weg »als wie ein Held«. Das ist in Schillers Gedicht ›Der Abend‹ und noch in ›Die Räuber‹ eingegangen. Die Meininger Landesbibliothek verwahrt noch einen Gellertband mit seinem Namenszug; er mag ihn 1783 in Bauerbach zurückgelassen haben.

Jedoch eines Tages erhielt seine Dichtung eine neue Richtung durch ein zweites würdiges und großes Vorbild: Klopstock. Daß er Klopstock erst jetzt als Fünfzehnjähriger am Anfang seiner Karlsschulzeit auf der Solitüde kennen gelernt hat, darüber stimmen alle Zeugnisse ganz klar überein.

Wie gewaltig der Schritt war, den der junge Schiller damals tat – vom Kirchenliederdichter der Aufklärung, der die Macht des Schöpfers »anbetend überlegte«, zum Sänger des ›Messias‹, das können wir Heutigen uns am besten nach-

erlebbar machen, indem wir uns jenes schon erwähnte Gellertsche Gedicht ›Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‹ erst in seiner bloßen Versgestalt, dann aber in seiner Vertonung durch Beethoven vergegenwärtigen, worin es erst die uns vertraute großartige Steigerung erfahren hat. Jedoch dieser Vergleich weist uns nur die Richtung und darf uns nicht genügen. Kein anderer großer Dichter ist dem Bewußtsein und unmittelbaren Empfinden der späteren Generationen so sehr verloren gegangen wie Klopstock. Wodurch dies geschehen konnte und worin die Tat seines Genius bestand, wodurch seine Leistung in seiner Zeit die Jugend hinriß, aber dem 19. Jahrhundert unerfaßbar wurde, wird uns einigermaßen verständlich, wenn wir uns die Würdigung des ›Messias‹ durch Wilhelm Scherer vor Augen halten. Scherers Literaturgeschichte (1883), die sonst sowohl in den Einzelzügen als auch im ganzen bis heute unerreicht geblieben ist, trägt doch gerade in den Abschnitten über Klopstock alle Züge ihrer naturwissenschaftlich befangenen Entstehungszeit. Ihr Verfasser erklärt es für den schlimmsten Mangel an Klopstocks christlichem Epos, daß er sich weder den alten Zustand Palästinas vergegenwärtigt, noch Reisebeschreibungen studiert habe; auch nicht das Volk in seiner eigenen Umgebung, um naive Züge zu finden, womit er das Volk von damals charakterisieren konnte; und nicht die Geistlichen und Fanatiker des 18. Jahrhunderts, um Züge für die Schriftgelehrten und Pharisäer zu bekommen.
Von solchen Gedanken führt nun freilich keine Brücke zu Geist und Form der Klopstockschen Dichtung. Diesem liegen psychologische und kulturgeschichtliche Erklärungen so meilenfern wie äußerliche Kostümtreue. Alles ist bei ihm Innerlichkeit; in seinem Epos verläuft alles Geschehen in den Seelen der Personen. Dieses Seelische äußert sich ebensooft mit zarter Vertiefung wie mit großartiger Gewalt. Da zieht sich zu Beginn der Handlung Jesus in ein Gebirge im Osten

von Jerusalem zurück, wo er auch sonst »einsame Nächte / unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte«. Er erinnert seinen göttlichen Vater daran, wie sie einst gemeinsam die Schöpfung vollbrachten und schon damals das größere Werk, die Erlösung, beschlossen. Das Gebet wird zum monumentalen Zwiegespräch der Gottheit mit sich selbst.

Weiter sagt' er, und sprach: »Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.«

Und darauf mit derselben Wucht, den Fluß des Hexameters gestaut, einsilbige Wörter aufeinander getürmt (wie in den erhabensten Versen der Oden):

Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: »Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir Sohn: Ich will die Sünde vergeben.«

Man muß sich solche Verse laut vorlesen, um zu begreifen, welch grandiose Anschauung Gottes der deutsche Geist hier erreicht und welche großartigen Wirkungen er zugleich der deutschen Sprache abgewonnen hatte.

Und doch muß sich, was die Menschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts am ›Messias‹ empfanden, noch gesteigert haben, als seit 1771 auch Klopstocks Oden allgemein zugänglich wurden. Wir erinnern uns dafür an jene Szene aus Goethes ›Werther‹, wo der Dichter seinen Helden mit Lotte in einem ländlichen Gasthof ein Gewitter erleben und im Gedanken an die Ode ›Die Frühlingsfeier‹ nur das eine Wort »Klopstock« aussprechen läßt. Was jene Genera-

tion zuerst durch ein vertieftes Christentum an seelischen Kräften entbunden hatte, das wandte sie nun an eine Beseelung und Erhöhung der Diesseitswelt. Der Sänger der Erlösung erwies sich auch als der Führer zu dieser neuen Wirklichkeit. Auch hier freilich bleibt alles Anbetung, Bewunderung, Seligkeit, Ahnung, Erstaunen, heiliges Feuer, Aufflammen in Entzückungen, Überströmen der ganzen Seele durch der Seligkeiten höchste. Auch die Schöpfung einer deutschen Dichtersprache, die ja fast allein das Werk Klopstocks gewesen ist, wurde in den Oden zur letzten Höhe getrieben. Hatte er zuerst den epischen Vers Homers, als einer der wenigen in unserer Geschichte, die den Formwillen der deutschen Sprache zu erfüllen wagten, eingedeutscht, so glaubte er jetzt, Pindars geheimnisvolle Versgebilde als freie Rhythmen verstehen zu dürfen, und gewann dadurch das empfindsamste Instrument für seine zartesten und erhabensten Ideen.

Wer Schiller zuerst von Gellert zu Klopstock geführt hat, wissen wir nicht. Wohl aber verdanken wir seinem Akademiegenossen Petersen eine Schilderung davon, wie er damals von dieser neuen Begegnung überwältigt wurde. »Diese Lesebeschäftigung«, heißt es da, »war keineswegs nur ein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen; nein, es war ein ernstes, tagtäglich fortgesetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen, Aneignen. Unstreitig ist es, daß diese warme volle Einsaugung der Klopstockschen Anschauungen, Gefühle, Bilder und Vorstellungen die bestimmteste Wirkung auf Schillers Bildung hatte. Sie war es, die seine Empfänglichkeit für das Weiche und Zarte und zumal das Innige und Geistige weckte und belebte; sie befruchtete die Keime der schönsten Eigentümlichkeiten, die uns in seinen gelungensten späteren Arbeiten so zauberisch anziehen.« Denselben Mitteilungen verdanken wir auch die Nachricht, daß Schiller damals Moses, den »mächtig hervorragenden

Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner der Urwelt«, zum Helden eines eigenen Epos gewählt hat; aber das Werk sei »mühevolles Nachstreben und Nachbilden« gewesen, eben nach dem erdrückenden Vorbild des ›Messias‹.
Wir selbst können die Wirkung seiner ersten Klopstock-Begeisterung und ebenso sein langsames Hinauswachsen über den Meister an den frühesten Gedichten beobachten, die uns von ihm erhalten sind. Es sind vor allem die folgenden: ›An die Sonne‹ (das nach einer Angabe seiner Schwester Christophine aus seinem vierzehnten Jahre stammen soll), ›Der Abend‹, ›Hymne an den Unendlichen‹, ›Der Eroberer‹, ›Die Herrlichkeit der Schöpfung‹. Davon wurden ›Der Abend‹ und ›Der Eroberer‹ vom Professor Haug, der in der Akademie der »Deutschlehrer« war und der in der Literaturgeschichte als der schwäbische Gottsched gilt, einem fruchtbaren Poeten und noch fruchtbareren Kritiker und Zeitschriftenherausgeber, im September 1776 und Januar 1777 in seinem ›Schwäbischen Magazin‹ abgedruckt und, wie es seine Gewohnheit war, mit kurzen Begleitworten versehen. Zum ›Abend‹ bemerkte er: es dünke ihn, der Verfasser habe schon gute *Autores* gelesen und bekomme mit der Zeit ein *»os magna sonaturum«* (ein Vergil-Zitat: einen Mund, der große Dinge erklingen lassen wird). Und zum ›Eroberer‹: »Von einem Jüngling, der allem Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen; aber *nonsense*, Undeutlichkeiten, übertriebene Metathesen – wenn einst vollends die Feile darzu kommt, so dörfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben – einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen.« Der Strich bedeutete Schubart, der im selben Monat, da dieses Heft erschien, auf württembergisches Gebiet gelockt und auf den Asperg geschleppt wurde.
Wie Klopstock, so fühlt sich auch der Jüngere als der erwählte Sänger Gottes. Er hat von seinem Meister gelernt, welche

Würde und Magie dem Gesang des seraphischen Dichters eignen. So verkündet er denn:

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen,
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl...

Den Preis Gottes in der Natur hatte er auch bei Gellert und Haller vernommen; als Schüler Klopstocks aber ruft er ihr zu:

Verstumm Natur umher und horch der hohen Harfe,
Dann Gott entzittert ihr...

Und ebenso folgt er Klopstock, der in seiner Ode auf Friedrich V. von Dänemark diesen Friedensfürsten im Gegensatz zu dem wilden Eroberer gepriesen und im sechzehnten Gesang des ›Messias‹ ein Weltgericht über die Könige geschildert hatte, unmittelbar, wenn er eine eigene Ode beginnt:

Dir, Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedursts,
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht.

In der Vision des Weltgerichts am Ende der ›Räuber‹ ist es des Vaters weiße Locke, durch die die Waagschale des Franz Moor belastet und herabgedrückt wird; beim Weltgericht über den Eroberer ist es der Fluch des Dichters, der die Waage »tiefer, tiefer zur Höll hinab reißen« soll; dann wird sein »gefluchtester wärmster heißester Fluch ganz gesättigt sein«.

Schiller selbst hat später von seinem Klopstock-Erlebnis eingehender berichtet als von irgendeinem anderen Vorgang seiner Entwicklung. Er hat dies getan, als er sich am Ende



des langen Weges wußte, den er in der Begeisterung für Klopstock zuerst beschritten und der ihn dann weit über ihn hinausgeführt hatte. Wenn wir jetzt diese seine Urteile anhören, müssen wir also bedenken, daß Schiller vom erreichten Ziele her auf seinen Anfang zurückblickt: der Dichter, der sich zum ›Wallenstein‹ rüstet, schreibt über den Jüngling, der noch nicht einmal ›Die Räuber‹ dichtete, und über seine Begeisterung für den Dichter des ›Messias‹, der Oden, des biblischen Dramas ›Salomo‹.

Diese späte Würdigung Klopstocks steht in den Horen-Aufsätzen aus dem Jahre 1795 ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹. Als er die Begriffe dieses Titels prägte, fühlte er sich mitten hineinversetzt in ein sehr kompliziertes und ihm sehr problematisches modernes Leben. Die Wesensart des *modernen* Menschen sah er im Gegensatz zum *antiken*. Der antike Mensch hatte unbefangen die Gotteswelt, sein eignes Lebenslos, sein eignes Wesen bejaht; und ebenso unbefangen und selbstverständlich hatten alles das die antiken Dichter dargestellt. Dieser Einklang mit der Natur ist es, was Schiller unter »naiv« versteht. Ganz anders das »Sentimentalische«. Der moderne Mensch stand kritisch zu seiner Umwelt und zu sich selbst. Er hielt die Lebensformen in Staat, Wirtschaft, Geselligkeit für künstliche und meist unwürdige Gebilde; er hielt sich selbst für unvollkommen, durch den Zwang des gesellschaftlichen Lebens und einer unvernünftigen Erziehung entartet. Aber diesem modernen Dasein stellte er eine bessere Welt gegenüber: eine Welt der Idee und des Ideals. Erst die Sprachverflachung der nachklassischen Zeit hat diese Worte ihres ganz bestimmten Sinnes beraubt. Bei Schiller bedeutet Idee immer die freie Schöpfung des selbständigen Geistes (der Vernunft); wenn die Idee zur Verwirklichung aufruft, heißt sie Ideal. An Idee und Ideal mißt nach Schiller der sentimentalische Dichter die Wirklichkeit. Er straft ihre Unvollkommenheit als Satiriker; oder er stellt

begeisternd eine bessere Welt dagegen, mag er diese nun rückblickend in einem auf immer verschwundenen idyllischen Hirtendasein, oder mag er sie in einer fernen, nie erreichbaren Zukunft erblicken.
Freilich hat sich Schiller keineswegs mit dieser Alternative zufrieden gegeben und sich nicht dabei beruhigt, selber ein »sentimentalischer« Dichter zu sein. Vielmehr sah er noch ein drittes: es brauchte ja auch für den modernen Menschen und Dichter gar nicht nur ein Entweder-Oder zu geben zwischen wertloser Wirklichkeit und wertvollen Idealen, die in einer unerreichbaren Höhe thronten. Konnte es denn nicht auch jetzt noch eine echte Natur geben, die mit der Idee übereinstimmte (nicht bloß eine gemeine »Wirklichkeit«, die als solche schon der »Idee« widersprach)? Daß es dieses Dritte gab, das war Schillers entscheidende Entdeckung, und indem er in einer jahrelangen Selbsterziehung sich diese »gesunde Natur« zurückgewann und sich der »Naivetät« Goethes näherte, bahnte er sich den Weg zu dem klassischen Stil seiner reifsten Werke. Wenn er nun von dieser erreichten Höhe her auf seine Entwicklung zurückblickte, so mußten vor allem zwei Vorgänge in den Vordergrund treten: daß er »sentimentalischer Dichter« geworden und daß er darüber hinausgelangt war.
Aber wir stehen erst an der Stelle in seinem Lebensgang, wo jene erste entscheidende Prägung geschah. Der junge Schiller fühlte seine Entwurzelung und fühlte sich zugleich als Dichter. Und damit traf, im fruchtbarsten Augenblick, seine geistige Begegnung mit dem größten »sentimentalischen« Dichter zusammen. Er wurde für einige Zeit Schüler, ja »Sklave« Klopstocks. Dieser löste den »wahrhaft naiven« Gellert bei ihm ab, und er konnte ein Stück Weges mit ihm gehen.
In Schillers abschließender Rückschau wird Klopstock daher zuerst gewürdigt als der glänzendste Vertreter der *Ideendichtung*. Seine Sphäre, so wird festgestellt, ist das Ideenreich

und — da ein wirkliches Ideal nie erreichbar sein kann — *das Unendliche.* Mit den höchsten Ruhmestiteln wird er deshalb gefeiert: Ernst, Kraft, Schwung, Tiefe zeichnen alles aus, was von ihm kommt. Aber gerade hier setzt das Bedenken des späteren, auf seine Anfänge zurückblickenden Schiller ein: Klopstock *führe immer aus dem Leben heraus;* er »rufe immer nur den Geist unter die Waffen«; eine solche Haltung sei auf die Dauer keine Kraftquelle, sondern eine Gefahr; sie sei übermenschlich und darum nicht menschenmöglich. Schillers ganzes Drängen wird, sobald er den ersten Klopstock-Rausch überwunden hat, gerade auf die Entdeckung des *Menschen* gehen.

Von Klopstock werde der Mensch — so lautet Schillers späte Kritik — gerade davon abgehalten, seine Grenzen und Aufgaben *als Mensch* zu bejahen, und statt dessen in einer »immerwährenden Spannung des Gemüts« gehalten. Und das sei um so bedenklicher, als Klopstock in seiner Art so groß sei. »Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist.« Aber nun beachte man, wie Schiller fortfährt; denn darin liegt nicht nur seine spätere Stellungnahme, sondern es bezeichnet zugleich auch seine nächste Jugenderfahrung. »Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann ... Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüts kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu enge findet,

ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgetan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reich der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.«

Also die Zeit seiner Klopstock-Nachfolge war eine Zeit der Exaltation und jenes Hinausstrebens über das Leben und alle Grenzen hinaus, die wir aus dem ersten Faust-Monologe so gut kennen; denn auch Faust ist, wie Schiller selbst es einmal ausdrücklich festgestellt hat, ein »moderner«, »sentimentalischer« Mensch, dargestellt in all der inneren Notwendigkeit seiner Entwicklungen von dem »naiven« und realistischen, d. h. auch eine solche Wirklichkeit in ihrer individuellen Wahrheit erfassenden Dichter Goethe. Es muß daher ein naturgesetzlicher Schritt im Leben geschehen, wo man »in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt«. Nun bestand aber die Größe Klopstocks gerade darin, daß in ihm zugleich auch die Ansätze zur Überwindung der angedeuteten Gefahren lagen. Er war ja gar nicht nur der Messiasdichter und der seraphische Sänger Gottes. Er hatte zwei Seelen in seiner Brust, und eine davon »hielt sich an die Welt mit klammernden Organen«. Das war seine überschäumende Daseinsfreude, durch die er seine verzückten Verehrer gelegentlich so sehr enttäuschte. Und diese wirkt sich auch in seiner Dichtung aus, an der Schiller rühmt: »Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem ›Messias‹ stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivität bewiesen.«

mit der Minute ein. »Allein,« so hat dieser erzählt, »er fand nicht das mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazarett nach Hause zurückgekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen hatte und jetzt aufs neue so aufregte, daß er sogleich« – jetzt in einem so entscheidenden Augenblick! – »ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte.«

Katharina Kippenberg und Rainer Maria Rilke: Briefwechsel

Villingen, Augustmond 1919
(12. 8.)

BESTER FREUND!
Daß Sie an diesem Tage mir ›den graden Weg von Villingen nach Soglio‹ angeben – daß ich an Sie abgeben kann, was ist wie die Zwetsche vor dem Platzen. – Glücklich sag ichs – Worte wie Halde, Bergwiese, Vollmondschein, Tannenwald, Sternenhimmel, sie sind keineswegs ersonnen, sie sind erlebt. Seit früher Kindheit habe ich den Mond gefeiert – ein Fest der Nacht ist er, der in der Stadt die Steine fühlen macht, die ärmsten Dachkammern am meisten, doch alle alle mit Seligkeit beschenkt. Gestern verzauberte er Wald und Wiese zu einem glücklichen Geheimnis, ein Glanz lag auf dem Grase, man wußte nicht, wo solls hinaus, da flutete es gegen die Tannenwand. Die Tannen, die mächtigsten Geschöpfe jetzt der Erde, da das Tiergeschlecht elend klein geworden und

der Elefant fern von uns stampft, nahmen den Andrang, verwandt mit dem leidenschaftlichen Gewelle ihres herrlichen Körpers strahlend auf und nun flog der große Schuhu plötzlich in den Mondschein, so vollkommen lautlos, daß es zwei Vögel wurden, sein Schatten und er, beide schwebend auf dem Licht, es höhlend, schlagend und zerreißend mit dunklen Schwingen, wie ein Spiel der Nacht und des Satans. Nun fing er an zu wachen, während alles schlief, und flog, den Mondstrahl spukhaft um die mächtigen Flügel wirbelnd, schließlich in den Schatten der höchsten Tanne, wo er auslöschte. Und wir mischten uns ganz unter die Natur und badeten und tanzten im Mondschein auf der hellen Wiese, wie die spartanischen Jungfrauen, was mir immer so wunderbar erschienen ist – und wie wir selbst schimmerten und glänzten! – In hohen Augenblicken, kennen Sie es, Dichter – und wie kommts? – so als ob man fliegend, auffliegend gegen die Decke stößt – dieses Begehren nach dem Tod – ists die Prophetie, daß er eine Stufe zu noch höherem Kreise ist? –
Heute nun werde ich traurig und sage mir: was uns eine herrliche Ausnahme ist, ein Zustand, den wir nur durch Opfer, durch tagelange Entfernungen von unserm Wohnort herbeiführen können, das haben die Menschen vor hundert Jahren jeden Tag besessen. Ha, einen Grund hats ja auch, das innere Elend! Es mag ein Unterschied sein, ob, wo man erwacht, die Gardinen gebläht werden vom Sommerwind, der über Heu gelaufen, ob man zum Tagesgeschäft durch den Morgen mit seinen Ahnungen geht oder durch stundenlose Häusermauern. Der Morgen der Tanne, das ist ihr kühler, starker Atem, das ist der gute Geruch des heiligen Grundes, in den sie die Nacht über versunken war, ihr Mittag, das ist die warme Güte ihres Nadelduftes, ihr Abend der himmelblaue Stern über ihrer Spitze. – Nicht immer sichtbar, aber doch wirkend und seiend, so wehen Frühe, Luft und die leibhafte Feuchte des Erdbodens durch das Gedichtwerk jener

Zeit — heißgeliebte, teure Natur, Dank dir, daß du den größten Genius in einem Jahrhundert erwecktest, in dem es möglich wurde, ganz zu werden, was er war, das Göttliche vollkommen aus sich herauszurollen. —

Ich habe von Ihnen geträumt, lieber Freund. Erst gingen Sie unruhig auf und ab, dann waren Sie plötzlich weg. Dann fuhr aus hoher, blauer Luft etwas Leuchtendes grade Ihnen in den Schoß. Sie waren wieder da und — kennen Sie das so häufig geübte Kunststück des Zauberers, daß aus einem einzigen Papierstreifen ein ganzer Berg wird? — so schoß Glanz auf Glanz von dem Ding aus, immer dichter, immer dicker, auf uns alle zu, jeder nahm, jeder bekam, des Sprühens, Gebens und Wachsens war kein Ende. Ist das nicht ein schöner Traum? — Man kann ihn ja auch auf den Grünewald deuten, an den ich so fest geglaubt habe, — an den ich noch glaube. — — — Wenn Sie ihn schreiben, o so schreiben Sie hinein, daß das Beste des deutschen Menschen aus dem Walde kommt, ja, daß er seine Mutter war. So tief wie das Dunkel seines Dickichts, so ist sein Grauen und faustisches Suchen nach dem Ausgang, so willig und allem Samen offen ist sein Wesen wie der blumen-, moose-, sträucher- und bäumetragende Boden. Die alten Mystiker zogen die Tannen nach oben, den lyrischen und romantischen Zug hat er von den Waldwiesen mit murmelndem Quell. Abends braut schauriger Spuk zwischen den Bäumen, das war früher Rübezahl und wurde später E. T. A. Hoffmann und Josef Montfort. Im wörtlichsten Sinne: uns hat der Wald geschaffen, wie die (gewiß) gespenstische, scharfe, weiche Landschaft den Spanier, das edle Gebirge den Griechen.

— Wie begreifen wirs, was Sie über das ›Dumme‹ der Schweiz sagen, (für mich mit Ausnahme des Engadins) und über das Bergell, das Sie so herrlich schilderten. *Ja, ja!* Die Kastanien. Aber jetzt zürne ich ihm sehr. — Wenn Sie doch hätten hierherkommen können! — Einige Tage hier zusammen. —

Das erste Exemplar der ›Elli‹ ist schon für Sie bestellt. Haben Sie einen Brief von mir in die Münchener Revolution hinein bekommen, in dem ich weiß nicht was stand?
Mein Mann grüßt herzlich, er erholt sich zu meiner Freude gut, wie nötig hatte ers. Herzlich auch und dankbar

Ihre Katharina Kippenberg

Soglio (Bergell, Graubünden), am 17. August 1919
Sonntag

GUTE, VEREHRTE FREUNDIN,
Gnade, daß Ihnen dies so rein erreichbar ist, diese Anschauung, die gleich darauf Andacht wird, unmittelbarstes Denken des Herzens an unsere unendlichen Verwandtschaften, Anschluß an das bewußtlos Freudige von Wiese und Baum und Mond, das sich nie besinnt und erst, gemeinsam, in Gott zu sich kommt. Erlebnis des Nacht-Vogel-Flugs, dem dann ein reinstes Blatt in uns aufgeschlagen ist, eine große Seite, auf die nichts anderes kommt. Und wie unser Gehör sich ausgegossen hat und ein reiner Becher ist, ein Maß-Becher, der sich anfüllt mit den durchhörigen Geräuschen der Nacht, hinter deren jedem die ganze Stille der Schöpfung zur Wahrheit wird. ›Erbauung‹ wie dieses Wort sich einem wiedergibt, kaum noch Wort, ein Raum voll Bedeutung im Dunkel des Mundes, der es ausspricht und zurückhält. Das ist ja nicht, daß wir *uns* erbauen, denn nach welchem Bilde — ? Aber das Ganze erbaut sich, das Sichtbare und Unsichtbare, und nimmt uns hinzu, sichtbar und unsichtbar wie wir sind; eingefügt-sein, das ist unsere Erfüllung, *mit* unserer Einsamkeit eingebracht sein ins Gemeinsame, dastehen in einer der Säulenordnungen Gottes, auf unsäglichen Unterbauten aufruhend nicht mit der Schwere des Herzens, nicht mit dem irdischen Gewichte des Todes, sondern die eigene Last auf-

lösend in Aufstieg und Trage-Lust: denn vielleicht ist das nächste Gebälk schon die Unterlage des Giebelfelds, der vollkommenen Krönung, der Herrlichkeit!
Was ich da schreibe, liebe Freundin, *Ihre* Begeisterung gibt mir die Vollmacht dazu, nicht, noch nicht, das eigene Ergriffensein, denn *mir* geht der Mond immer noch in einem Bilde vor, aus dem ich eigentümlich ausgeschlossen bin; wann wird sich das ändern? Ich bin eben langsam, aber die geistige Geduld gehört zu den Fähigkeiten, die ich mir leistend und dienend errungen habe, und so leb ich aus ihren unscheinbaren Vorräten. Aber hier ist so viel Vergünstigung für mich, das alte Haus, der melodische Garten, in dem man die Notenzeilen noch erkennt unter der verwilderten Musik seiner Blumen, und nun zu allem dieses Bibliothekszimmer (ich glaube ich beschrieb es Ihnen): Ähnliches müßte mir gewährt sein ein Jahr lang, aber mir allein; wie weiß ich das nun genau, seit ich hier bin, *was* mir not täte: so ein kleines Haus, in dem die Essenz angestammter Vergangenheiten das Menschliche darstellte (Bücher, Bilder von Generationen, der Geruch aus den Schubladen und der sanfte Staub, der aus irgend einem Hinschwinden stammt, das nicht zu entdecken ist), alles das als Ersatz, ein Jahr lang, für menschlichen Umgang –, und dafür die Dinge mit ihrer ununterbrochenen sublimen Mitteilung, dafür draußen der Garten, der tägliche Weg, auf dem kein anderer Schritt das grüne Zuwachsen aufschiebt, der Himmel über der umgrenzenden Mauer und in ihr vielleicht eine Nische, die einmal bemalt war, die einmal eine Steinfigur einrahmen mochte, eine Urne, was weiß man, oder die unten ein ausgetrockneter Brunnenstein abschloß, den der fröhlich sanfte Rand des Wassers innen gemildert hat... (›Stimmen, Stimmen...‹: erinnern Sie diese Stelle, in den noch immer unterbrochenen Elegien?)
Nun seit mir hier so Günstiges geworden ist, hoffe ich wieder ein wenig, es möchten sich bald irgendwo die Bedingun-

gen finden, zu denen ich jenes unverkenntliche Ja sage, wie damals zu dem einsamen Winter auf Duino ...

Sie nennen einen Brief, den Sie mir in die Münchner Revolution sandten. Mit Anstrengung erinner ich ihn, aber, wie konnte das geschehen, er ist mir völlig verdrängt gewesen, und ich kann ihn auch gar nicht beantworten. Denn aus Scheu vor der damals noch amtierenden Zensur, hab ich gar keine Korrespondenzen mitgenommen, sie liegen in München: bestimmen Sie selbst die Zahl der Vorwürfe, die ich mir für solche Nachlässigkeit zu machen habe.

Die zwei Zeilen am Schluß, die mir versichern, daß auch Dr. Kippenberg sich gut erhole, wiegen mir vieles Einzelne auf, was ich sonst noch zu erfahren mich gedrängt fühle; hoffentlich haben Sie noch einige Ferien-Zeit vor sich –, hier nimmt der Zudrang der Touristen sehr ab, und so möchte man jeden Tag erst recht anfangen.

In der Beilage, beste Freundin, ein Manuskript, vorgestern niedergeschrieben. Ich würde es gerne zunächst abgeschrieben haben; falls die Anregung zum Experiment, die es sich anmaßt, nicht ganz skurril ist, möcht ichs wohl in die Hände eines erfahrenen, zu solchem Versuche aufgelegten Menschen geleitet wissen. Oder, was meinen Sie?, sollte es meine Teilnehmung am ›Insel-Schiff‹ einleiten und sich von dort aus, sei es den Experimentator und Laboranten, sei es den – Romancier, herbeirufen? Da müßte es ganz als Anmerkung behandelt und nur R. M. R. gezeichnet sein. Zunächst aber erbäte ich zwei, drei Abschriften durch die ›Insel‹ (d. g.!), an die Sies gütigst weitergeben wollen. Grüße, viele, alle –,

Ihres Rilke

[Die im Brief erwähnte Beilage erschien unter dem Titel ›Ur-Geräusch‹ im ersten Heft des ›Inselschiffs‹, Oktober 1919; wieder abgedruckt im zweiten Band der ›Ausgewählten Werke‹.]



Leipzig, 15. Februar 24

Lieber bester Freund!
Mit großer Scheu trete ich heute vor Sie und bitte Sie, mir ganz aufrichtig zu sagen, ob die beifolgenden Blätter es wert sind, als Einleitung zur Festschrift für meinen Mann zu dienen. Eine Einleitung mußte ja geschrieben werden. Die es gut und richtig hätten tun können, hätten es nicht getan, und die es getan hätten, waren nicht die richtigen. So faßte ich mir denn ein Herz, in Masserberg damals. — Ich muß sagen, die Anwesenheit von Rilke und Hofmannsthal in demselben Bande, wenn auch durch so und so viel minores spiriti, Überschriften und leere Blätter getrennt, jagt mir solches Gruseln ein, daß ich ganz blaß werde, wie wenn ein gänzlich obskurer Klavierspieler an demselben Abend wie etwa Mozart auftreten sollte — ich muß lachen, aber ich möchte nicht belächelt werden, und so werden Sie mir schreiben ob —
Ich habe mich natürlich wieder über den Dichter ausgelassen, ich hätte viel, viel ausführlicher werden mögen. Daß aber mit dem dritten Dichter Sie *nicht* gemeint sind, werden Sie sogleich wissen, ich hätte über Sie in diesem engen Rahmen nichts sagen können. Den Satz mit den Ahnen habe ich nicht aus der 3. Elegie, sondern die Erblehre beschäftigt mich schon lange. — Ist es auch nicht an irgend einer Stelle unbescheiden? Das Geschreibe ist ganz jungfräulich, es hat es noch niemand gesehen.
Ich bin so unendlich glücklich, daß Sie besser sind. Es durfte auch gar nicht anders sein, Sie dürfen nicht von einer Krankheit an sich selber verhindert werden. Wieder in Muzot! — Wenn die letzten Wochen nicht so überaus angefüllt gewesen wären, so hätte ich längst gefragt, wie es geht. — Diese Wochen! Freund: Verdienst und Schuld sind in meinen Augen noch kindlichere Begriffe geworden — wenn der Tag nicht alle werden darf, weil zu viel Kraft ihn zu verbrauchen übrig bliebe, ist das lobenswerter Fleiß? wenn das einfach Zu-

sagende quillt und quillt, daß eine große Freude dasteht, überall, in jeder Stunde; wenn man in heißer Not gebadet frisch in den Tag tritt, sich ihm entgegenwirft, ihn erdrücken will — ich habe gedacht, zu großer Glückseligkeit gehöre eine große Ursache — (wenn auch vielleicht nicht immer die Liebe) — sie kann auch anders entstehen, die tausend kleinen Blumen machen die Wiese, die Wiese ist Glück. Wenn ich zur Insel gehe, morgens durchs Rosenthal, so trage ich durch die Kälte ein warmes Bündel Gedanken verschiedenster Art: Sie sollten unsere Tochter Jutta sehen, groß, schlank — sie tanzt und ich amüsiere mich auf den Bällen, wo sie ist und ich nicht, *viel* besser wie auf denen früher, wo ich war und sie nicht. Ich habe einen Zeisig, der ist so zahm, daß er vom Teppich aus auf meine ausgestreckte Hand fliegt, wo er eine Zeitlang drüber schwirrt, wie wenn man die Federn einer Kinder-Windmühle angepustet hat. Mit der Festschrift hatte ich die letzten Wochen das meiste zu tun. Die Briefe machen bereits einen strotzenden Soennecken-Apparat. Wenn die Manuskripte (die, auf die ein inneres Recht da war und ein Interesse auch der Verfasser) durch Mahnbriefe, Telegramme, Reisen (nach Berlin bin ich mit deswegen gefahren) glücklich angekommen waren, so war manchmal *so* viel zu redigieren, und manche Herren sind außerordentlich eitel und sie dürfen nicht merken, was zu ergreifen ist und was zu fliehn. Über dreißig Beiträge sind zusammengekommen, doch manche ganz kurz, die meisten sehr schön.
Nun sei noch das Erfreuliche erzählt, daß ich schon neun Impfungen der zweiten Kur hinter mir habe und daß die Reaktionen jetzt ganz schwach sind. Die Hypothese, von der ausgegangen ist, gewinnt die Stärke eines Beweises. Dr. Pfeifer heißt mein Retter, ich muß es wiederholen!
Lieber, bester Freund, schreiben Sie mir Ihre Antwort, Ihre offne Antwort, an folgende Deckadresse und das Manuskript gleich dabei — halt, ich lege ein Couvert ein. Mein Mann läßt

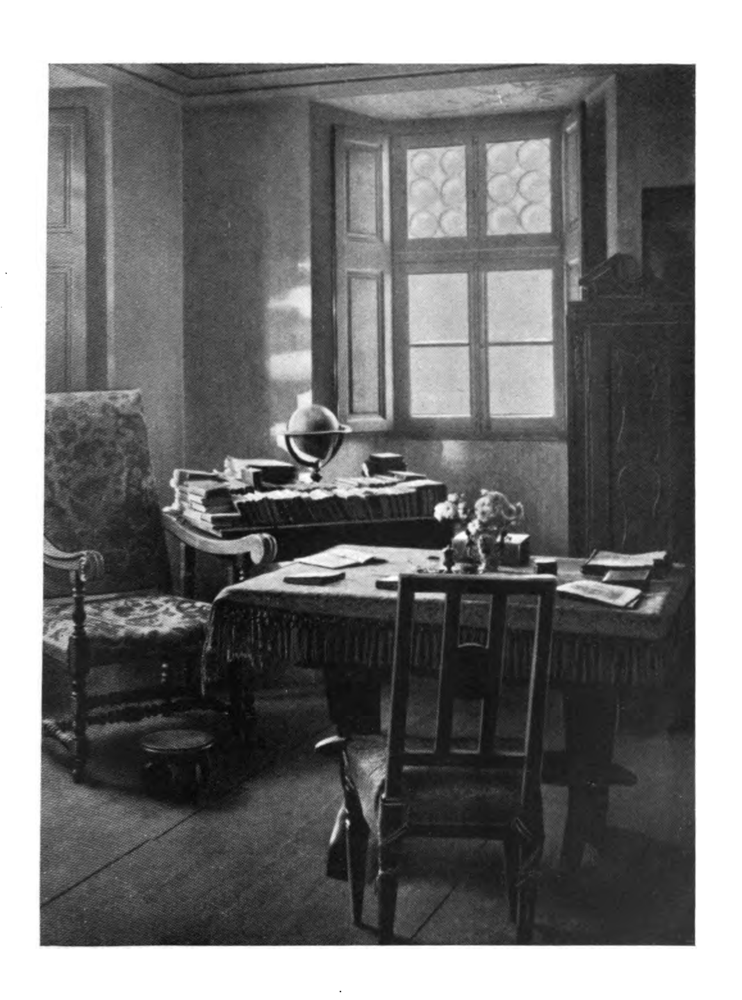
tausendmal grüßen und wenn das Frühjahr kommt, besuchen wir Sie — soll es das geben? Von Herzen

Ihre Katharina Kippenberg

Wie gefällt Ihnen der Titel? der Festschrift.

Château de Muzot s/Sierre (Valais) Schweiz,
am 18. Februar 1924

VEREHRTE UND GUTE FREUNDIN,
hier: ich habe die Ambition, rasch zu sein in diesem Fall, möglichst postwendend rasch. Und ich darf, angesichts Ihres Manuskripts, kurz sein. Es ist schön; es wird seinen Platz mit Bedeutung und Verantwortung einzunehmen wissen. Ich stelle es mir schon *dort* vor, als Zugang gewissermaßen zu dem festlich eröffneten Garten der Gesinnungen und den darin verteilten Lusthäusern und Gedächtnissen.
Es ist nicht zu bedauern, nein, daß niemand anderer die ›Anrede‹ leisten konnte, oder sich getraute, sie zu leisten. Denn nun kommt das unvergleichlich Ergreifende hinzu, daß Sie fähig waren, innerhalb der natürlichsten Nähe (und ohne diese je zu verleugnen und die Dimension zu fälschen) den reinen Abstand zu nehmen. Diese Genauigkeit, dieses glückliche Maß mitten im Mitwissen und Verbundensein, ergibt eine Perspektive, die die Verkürzung des langen Weges wirklich wie zur profilierten Tiefe eines Portals zusammenfaßt. Konnte man Angemesseneres wünschen?
Gewisse Stellen (wie der Eingang, mit dem man am liebsten eine Erzählung beginnen möchte —, oder die Zeilen, die das Allgemeine über das Entstehen von Dichtung enthalten) sind von vollkommener Arbeit, andere haben die nachdenkliche Ergiebigkeit Ihrer schönsten Briefzeilen; die Verbindungen sind sauber hergestellt, und das Ganze lebt irgendwie in einer bettinischen Gültigkeit, indem die Begeisterung überall, ins



Rilkes Arbeitszimmer in Soglio

Erlebnis elementar einbezogen, zu einem Beweis des Geistes geworden ist.
Für alles also – auch für den Titel – hätte ich Zustimmung. Ich schreibe heute, unter Deckung, nur das ganz Zugehörige, um die Gefahr auszuschließen, daß Sie mein Mitteilendgewesensein gesprächsweise verrieten, ohne es wahrhaben zu dürfen. Alles Weitere bald in die Richterstraße. Nur dazu fehlt es mir an Geduld, liebe Freundin, den Aufschub auf die Freude zu erstrecken, mit der ich Ihre sich bewährende Genesung, auf unser Wiedersehen zu, begleite!
Und dann, gelegentlich, erinnern Sie mir doch noch einmal das genaue Datum unseres großen Geburtstags.

Ihr Rilke

Hans Carossa · Erste Begegnung mit der Insel

Es mußte mit meinem anämisch benommenen Zustand zusammenhängen, daß ich immer vieles wollte, wenig vollbrachte, überall suchte, nur selten dort, wo das Gesuchte zu finden war, und eine unüberwindliche Abneigung empfand, fremde Menschen anzusprechen oder gar um Rat zu fragen.
Über Frauenkrankheiten und Geburtshilfe las um die Jahrhundertwende in Leipzig Paul Zweifel, ein wahrhaft glänzender Lehrer, bei dem ich später auch promovierte. Zur Zeit meiner Ankunft hatte ich noch keine klare Vorstellung von seinen außerordentlichen Verdiensten, und als ich flüchtig und sehr zerstreut die Verzeichnisse der sämtlichen Vorlesungen durchsah, entschloß ich mich aufs Geratewohl, ein Privatissimum des Geheimrats Hennig zu belegen, ohne zu wissen, daß er steinalt, längst emeritiert und außerdem zu einem höchst verschrobenen Sonderling geworden war. Ich suchte lang nach dem Gebäude, in dessen Erdgeschoß er seine Vorlesungen halten wollte, und als ich es endlich fand, lag es

außerhalb des Medizinerviertels, ein bescheidenes Haus, in welchem auch eine Kleinkinderbewahranstalt untergebracht war. Eine evangelische Schwester von ungemein langer Statur mit verschlossenem gelblich dunklem Gesicht und brennend schwarzen Augen führte mich in das Zimmer, wo die Liste zum Einzeichnen auflag. Sie mußte aber Tinte, Feder und den sogenannten Inskriptionsbogen erst suchen. Dieser war vorderhand leer, und als ich eine Woche später zum Beginn der Vorlesungen erschien, stand mein Name noch immer als einziger auf der Liste. Zugleich bemerkte ich, daß dieses Kolleg nicht nur privatissime, sondern auch gratis war, und diese Bekundung der Vornehmheit schüchterte mich ein wenig ein. Ich fragte die Schwester nach dem Hörsaal, da glitt ein Lächeln um ihre Mundwinkel, sie sagte, der Herr Geheimrat lese meistens hier im Zimmer. Die Einrichtung war dürftig; an den kahlen Wänden hingen außer einem Kruzifix nur die Bilder des Königs von Sachsen und des deutschen Kaisers; in einer Ecke aber stand ein sogenanntes Phantom, das mir schon von München her bekannt war: es ahmte ungefähr einen weiblichen Unterleib nach und war zum Erlernen und Üben operativer Eingriffe bestimmt. Von den Studenten wurde es einfach die Lederhure genannt, eine Bezeichnung, mit der durchaus nichts Verächtliches gemeint war.

Indem ich überlegte, ob es nicht am Ende doch vernünftig wäre, meinen Namen auszustreichen und das Weite zu suchen, hörte ich draußen Schritte, und eine alte Stimme fragte nach kräftigem Räuspern: Ist er da?, worauf ein weibliches Organ erwiderte: Gewiß, Herr Geheimrat, der Herr ist soeben angekommen. Und nun trat ein eisgrauer, aber noch rüstiger Greis herein: Ich bin Geheimrat Hennig, lachte mich mit blauen Kinderaugen an, fragte nach der Herkunft meines Namens, schwärmte von einer italienischen Reise seiner Jugendzeit und drückte mir wie einem längst Erwar-

teten, bestens Empfohlenen die Hand. Mantel und Pelzmütze legte er auf das Phantom, lud mich ein, auf einem Stuhle Platz zu nehmen und begann sogleich, ohne weiter nach persönlichen Verhältnissen zu fragen, einen lebhaften Vortrag über Placenta praevia und die bedenklichen Folgen, die eine solche Verwicklung herbeiführen konnte, sprach von Verblutungsgefahr, Luftembolie, Fehlgeburten und dergleichen. Ich bemühte mich ehrlich, alles zu verstehen; aber seine Darlegungen waren für hohe Semester bestimmt, keineswegs für einen Neuling, der eben zur Not sein Physikum bestanden hatte, und so blieb das Meiste im äußeren Gehörgang liegen.

Eines Tages kam ein zweiter Besucher, ›bejahrt und noch Student‹, in würdevollem Gehrock, hörte, die Hände in den Hosentaschen, den Vortrag an, ging fort, ohne sich eingeschrieben zu haben, und kam nie wieder.

Es war Anfang November, das kleine Zimmer schon gut geheizt; ich sah zu dem Vorgärtchen hinaus, wo man den zahlreichen Knospen der hohen Rosenstöcke anmerkte, daß ihnen die Kraft fehlte, sich jemals zu entfalten; dafür schimmerten wilde junge Triebe ähnlich den Rosen selbst in einem achatenen Rot, und ein mächtiger Ahorn ließ gelbe Blätter auf sie niederfallen.

Daß diese Kollegienbesuche für mich wenig Sinn hatten, sah ich ein; aber den alten Emeritus, dem ich ein ganzes Auditorium ersetzen mußte, durch mein Fernbleiben zu kränken, hätte ich nicht über das Herz gebracht. Außerdem roch der kleine Raum auf eine heimweherregende Weise nach der gleichen sandigen Teerseife, die mein Vater in seinem Arbeitszimmer zu gebrauchen pflegte, und wenn ich je noch Fluchtgedanken hegte, so brachte mich die lange evangelische Schwester davon ab, die mich eines Morgens mit freundlich beschwörender Anrede festhielt: »Sie wissen es vielleicht gar nicht, wie sehr sich unser guter Herr Geheimrat über Ihre

regelmäßigen Besuche freut. Ach, er hat seit Jahren keine Hörer mehr gehabt, auch sonst ist er sehr einsam, die Gattin tot, die Kinder verheiratet, Ihr Ausbleiben würde ihn schwer enttäuschen. Und wenn Sie schließlich auch noch nicht alles und jedes verstehen, ein bißchen bleibt doch immer hängen. Es ist wahr, er liest nicht mehr in den großen Hörsälen wie Zweifel und Trendelenburg; dafür kann er Ihnen manches sagen, was Sie dort vielleicht nicht hören würden, und wenn Sie nach Jahr und Tag einmal in Leipzig promovieren sollten, o da hätte er auch immer noch ein Wörtchen mitzureden.«

Gewiß kam ich wieder, und unter den vielen unnützen Wegen, die ich im Leben gegangen bin, sind wenige, an die ich so gern zurückdenke. Noch sehe ich den Achtzigjährigen, wie er im strengsten Winter, einen grauwollenen Schal um den Hals geschlungen, die ehrwürdige Pelzmütze weit über die mächtige Stirn hereingeschoben, durch Schneegewirbel von seiner Privatwohnung hereinstapfte, jedesmal froh, mich anzutreffen. Dank einer glücklichen Blickverschiebung hält der junge Mensch die Dauer des Lebens für unbegrenzt, und ruhigen Gewissens versäumte ich manches wichtige Kolleg, um wöchentlich drei Mal früh um 8 Uhr jenes nur halbverständliche Privatissimum besuchen zu können.

Wenn dieser Morgengang mir nach und nach zu einer angenehmen Gewohnheit wurde, so hatte es freilich noch einen anderen Grund. Auf dem Weg lag nämlich eine kleine Buchhandlung, in der ich einmal einen anatomischen Atlas kaufen wollte. Im Laden stand hinter dem Pult ein kleiner verwachsener Mann, der mich an meinen Freund Hugo erinnerte, nur daß er sehr viel älter war. Er bedauerte, keine medizinischen Bücher zu führen und verwies mich an eine andere Buchhandlung, duldete jedoch, daß ich mich in seinem Geschäft ein wenig umsah und lächelte gewährend, wenn ich dann und wann einen Band in die Hand nahm und las. Vermutlich war er sparsam; er trug täglich die nämliche fertige

Halsbinde von braunem Leder, eine Art Dauerkrawatte, die er nie wechselte, jedenfalls nicht an Werktagen. Sein Lieblingsgebiet war das moderne schöngeistige Schrifttum, das er Belletristik nannte; doch zog er den Begriff ›modern‹ sehr weit, und in seinen Fächern standen Geibel, Heyse, Sturm und Bodenstedt friedlich neben Bierbaum, Dehmel, Falke und Liliencron. Unter den neuen Zeitschriften aber lagen einige Hefte stark wie Bücher, doch ungebunden, durch ihre Ausstattung von allen anderen Veröffentlichungen unterschieden. Bänder wie Notenlinien überliefen wellenartig den Umschlag, und auf den Wellen, in nicht ganz geschlossenen Ringen, sah man viele farbige Segelschiffchen in voller Fahrt. Betitelt war jedes Heft: Die Insel, Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder. Verse wie Prosa waren in klarer Antiqua auf schönes kräftiges Büttenpapier gedruckt, und wie aus verlorener Heimat grüßten die Namen der Dichter, die mir in München durch den unersetzlichen Prometheus lieb geworden waren, Liliencron, Dehmel, Strindberg, Bierbaum, Falke. In welchem Ansehen sie bei uns jungen Leuten standen, war mir vor kurzem noch bewußt geworden, als Bierbaum im Münchener akademisch-dramatischen Verein beim Vorlesen einer seiner eigenen erotischen Dichtungen so stark lachen mußte, daß er ziemlich lang nicht weitersprechen konnte. Vor lauter Respekt erlaubte sich keiner von uns mitzulachen, was für ihn etwas peinlich gewesen sein mag.

Als bedeutende Namen leuchteten in der Insel Maeterlink, Schroeder, Hofmannsthal und Wedekind auf, und von diesem las ich zunächst nur den ›Prolog zum Erdgeist‹, der mich durch seine Verherrlichung der Zirkuswelt und seine höfliche Verhöhnung des bürgerlichen Publikums entzückte. Zu der geheimnisvollen Erzählung ›Mine-Haha‹, die mir später einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterlassen sollte, gelangte ich damals noch nicht. Mächtiger als andere

Zeitgenossen wühlte Dehmel durch die glanzvollen triumphierenden Rhythmen seines Romans in Romanzen den jungen Menschen auf, der das Leben wenig kannte und gern bereit war, die eigenen Schicksale, besonders die vom Dämon Eros über ihn verhängten, zu Weltereignissen hinaufzusteigern. Wenn ich also noch bewundernd fortfuhr, mich in Dehmels Art und Sprache zu versuchen, ja seine Gedichte gewissermaßen nachzuerleben, so mochte sich doch zuweilen eine Ahnung regen, daß es für mich auf diesem Wege kein Weiter gab, ja daß ich einen sehr viel bescheideneren und nüchterneren Ton würde anschlagen müssen, wenn der eigene Keim, der möglicherweise in mir verborgen lag, zur Entwicklung kommen sollte.
Der freundliche Buchhändler, der mir bei jedem Besuch gewogener wurde, schien mit dem Absatz der schönen neuen Zeitschrift nicht recht zufrieden. Er machte auch kein Hehl daraus, daß er sie eigentlich nur für eine kostbare Merkwürdigkeit hielt, und da ihm nicht entgangen war, daß mir unendlich viel an dem Besitz der Hefte lag, überließ er sie mir freiwillig für die Hälfte des Preises, der unter dem Titel angegeben war. Außer von Goethes Werken, zu denen ich immer wieder zurückkehrte, hab ich auch wirklich in meinen Leipziger Jahren außerordentlich viel von den Beiträgen der Insel gewonnen, worüber noch berichtet werden soll.

Reinhold Schneider · Rouen

ÜBER den Türmen der Kathedrale kämpft das Licht mit dem Nebel, der nachts mit dem Fluß in die Stadt strömte und sie bis zu den höchsten Giebeln und Zinnen überschwemmte; wenn ein Strahl das Gewoge zerteilt, wirft er eine breite Lichtbahn von den Türmen herab, und dann und wann ist der hochragende Bau von einer Strahlenkrone umleuchtet,

als wolle das Heilige, das er bewahrt, sich offenbaren. Aber dann wälzen sich Nebelwolken zwischen den Vierungsturm und die Westtürme; sie sinken bis auf das Kreuz in der Mitte nieder, und es scheint, das Licht habe den Kampf für diesen Tag verloren. Es dunkelt auf dem Platz und den Gassen; aus ferner Höhe, wie aus dem Unsichtbaren, schwebt der Stundenschlag herab; die Orgel tönt geheimnisvoll wie in einem verschlossenen Berge, und das eine oder andere Fenster, hinter dem die Kerzen vor einem Seitenaltare brennen mögen, gewinnt einen helleren Schein. Die Feuchtigkeit beschlägt die Steine; und die Häuser und von farbigem Dämmer erfüllten Höfe sind das Rinnen und Tropfen gewohnt. Es ist, als spähten und lauschten die Drachen und Greife an den Türmen und Ecken mit weit vorgereckten, gebogenen Hälsen auf den Regen; und all dem absonderlichen Getier, das an den Türmchen und Ziergiebeln des Palais de Justice niedergleitet, scheint nur wohl zu sein, wenn ihm der Regen über den Rücken fließt.
Die Mächte der Tiefe haben ihren Anspruch auf die Stadt nicht so bald aufgegeben, wenngleich der durch die Gnade mächtige Bischof Saint Romain den Drachen, der hier hauste, mit seiner Stola fesselte; damit hat wohl die eigentliche Geschichte Rouens begonnen, nachdem schon die Römer hier eine Provinz beherrschten und frühe, verschollene Heilige auf den Hügeln über der Seine dem Herrn dienten und für ihn litten und ihm die ersten schüchternen Kirchen bauten. Das Ende der Römerherrschaft zeigte sich an, als ein Soldat, von der Friedensbotschaft des Erlösers ergriffen, seine Waffen vor dem Tribun niederlegte und der Henker, der den Abtrünnigen enthaupten sollte, erblindete; damals wechselten die Gestirne, wurde das Neue, das bisher undenkbar gewesen, mit einem Male möglich. Aber der Kampf des Heiligen mit dem Unheiligen, des Bischofs mit dem Drachen, der Erwählten mit dem Bösen, des Menschen mit dem Versucher ist doch der wahre Inhalt der Geschichte Rouens; und

darum ist sie ein Sinnbild aller Geschichte, die in immer größeren, in das Jenseits hinüberschwingenden Kreisen im Schicksal der Menschen, der Städte, Länder und Völker diesen Kampf wiederholt. Alle Kreise sind, nach einem Plane, den kein Mensch ermißt, aufeinander geordnet, bis mit der Vollendung des letzten, größten Kreises der Völkergeschichte der Kampf beschlossen wird und das Heilige siegt. Freilich triumphiert es nicht nur in denen, die auf sichtbare Weise das Ungetüm bezwingen; es siegt auch in denen, die das verborgene Opfer bringen in der Geschichte, und bereitet sein Reich vor in Seelen, deren Licht nicht leuchten wird vor dem Jüngsten Tage.
So würden wir der Stadt Unrecht tun, wenn wir derer nur gedächten, deren Lohn Ruhm oder Schande war; was sie erfahren haben, das haben sehr viele Unbekannte erfahren, indem sie mit den Helden der Geschichte oder gegen sie handelten, mit ihnen hofften oder sich von ihnen abwendeten; die Schicksale der Großen stehen für die Schicksale der namenlosen Einwohner von Rouen, die zwischen den herrischen Schlössern und hochgetürmten Gotteshäusern, den Bastionen und Abteien von ihrer Zeit auf die Probe gestellt wurden und diese in Furcht und Zittern bestanden haben oder an ihr versagten. Wievielen mochte es ergangen sein wie dem Bischof Pretextat, der den Zorn des Frankenkönigs Chilperich erregte und in der Hoffnung, des Königs Verzeihung zu erlangen, einem falschen Ratgeber folgte und eine Schuld auf sich nahm, die er nicht begangen hatte! Der Bischof wurde verbannt; in der Einsamkeit einer kleinen Insel bei Coutances mag er bereut und sich gewandelt haben. Nach des Königs Tode kehrte der Verbannte nach Rouen zurück, wo Fredegunde, Chilperichs Witwe und Mörderin, herrschte; der Seelenhirte mahnte sie, ihren Wandel zu ändern, und zog sich ihren tödlichen Haß zu. So traf ihn der Dolch eines gedungenen Mörders an einem Februarmorgen, als er mit

seinen Geistlichen in der Kirche sang; und da die Königin es wagte, an das Lager des Sterbenden zu treten, kündigte ihr Pretextat das Gericht an für all das Blut, das sie vergossen. Er hatte sich aus Schwäche an der Wahrheit versündigt und sich für schuldig bekannt, ohne es zu sein; aber dann verstand er die Gnade, die der Herr ihm erwies, als er ihn noch einmal auf den Schauplatz der Geschichte rief; er unterstellte sich der Wahrheit und starb für sie.
Der Strom fließt breit und silbrig unter den hohen, im Dunste schimmernden Uferhügeln dahin; er ernährte die Stadt und trug ihre Schiffe dem Meere zu; er mußte sich auch den Ruderschlag der Normannen gefallen lassen, die in ihren flachen, schwarzen Booten die Seine hinauffuhren. Als Rollo, der sie führte, ans Land sprang, hatte Rouen Herren gefunden, die es nicht mehr sollte abschütteln können; der Eroberer errichtete seine Türme am Strom und riegelte ihn ab, doch Stadt und Land nahmen ihn in Pflicht: langsam erzogen sie das wilde Herrschergeschlecht und seine Untertanen. Die Normannen mußten es lernen zu verwalten, statt zu rauben, zu dienen statt zu schweifen, zu verteidigen statt zu verheeren; sie lernten beten und bauen, bis Kraft und Kühnheit, die ihr Erbe waren, die Stadt veränderten und ihr Türme und Hallen schenkten. Nun wuchsen die großen Formen empor. Zweihundert Jahre, nachdem die Nordmänner das Land in Besitz genommen und seiner schweren Schule sich unterworfen hatten, fuhren sie aus, um endlich wieder zu wagen und zu streiten; und vielleicht waren sie doch dieselben geblieben in dieser langen Zeit. Wohl waren sie listiger und klüger geworden; wohl wußten sie sich den Formen der Welt zu bequemen; wohl richteten sie das Steuer auf das nächste Ziel – nicht mehr auf ein fernes ungewisses –: auf den hellen Strand Englands. Aber Wilhelm der Eroberer war von Rollos Art, wenngleich es vielleicht einen größeren Sinn erforderte, ein Stück Land zu ergreifen und ihm zu

dienen, als ein neues Reich zu gewinnen: Rollo unterwarf sich einer Ordnung, die dem Stamme fehlte; Herzog Wilhelm machte sich, kraft der erworbenen Zucht, wenigstens für einen Augenblick frei.

Aber wie fern ist der Stadt diese Geschichte der Macht! Lang ist das Normannenreich versunken, dessen Hauptstadt sie war; sie hat keine andere Stimme mehr als die mächtige, dunkle der Glocken, die durch den Nebel hallen; ihr höchster Ruhm ist doch der Ruhm des Heiligen geblieben, das sich in ihr vollendete, und des in ihr beheimateten Geistes. Die Geschichte der Macht ist nur der Schauplatz der Seelengeschichte; was mochte es endlich für die Seele des kühnen und listigen Herzogs Wilhelm bedeuten, daß nach langem Harren seine ungeduldigen Schiffe hinübergetrieben wurden an Englands Küste? Ob dieses Glück nicht nur Probe war? Ob es nicht doch der Versucher war, der ihm zuflüsterte, er solle England gewinnen, – auf das er kein Recht hatte? Ob der Versucher nicht neben ihm stand auf dem Schiff und der Herzog somit in seinem höchsten, kühnsten Augenblick unterlag? Am Ende verdroß ihn selbst die lärmende Geschäftigkeit im Hafen zu Rouen, die er einstmals gewiß geliebt und gefördert hatte; er ließ sich aus dem Schloß in ein Kloster auf der Höhe bringen und starb hilflos, der Macht entkleidet, verlassen von seinen Dienern und seinen Erben.

In einem jeden Stundenschlag ist der Vorklang des Gerichts; alle Zeit will gemessen werden an der Ewigkeit, ein jeder Augenblick fordert das Leben der Seele für sich. Über die altersgebeugten Dächer hinweg antworten die Glocken von St. Ouen den Glocken der Kathedrale; dort, in der langen, hochstrebenden Abteikirche, die der stumme Gesang des Steins, der Bogen und ineinander hallenden Gewölbe erfüllt, flügelt ein Taubenpaar zwischen den Pfeilern; die Tauben lassen sich zu Füßen des heiligen Bischofs Remigius nieder, auf dessen Schulter eine steinerne Taube sitzt; sie hat ihm

das heilige Öl aus der Himmelshöhe gebracht, das die Könige Frankreichs heiligen sollte bis in die fernste Zeit. Und vielleicht warten die Tauben der Höhe seit langem wieder auf den heiligen Mann, auf dessen Schulter sie sich setzen dürfen.

Einst mußte der Erzbischof von Rouen die Nacht vor seiner Thronbesteigung in St. Ouen verbringen; am andern Morgen geleiteten ihn die Mönche zur Kathedrale. Er ging barfuß; vor dem Ziele erwartete ihn die Geistlichkeit, und nun wurde er an seinen Tod erinnert und an die Hinfälligkeit des ihm anvertrauten Amtes: »Nous vous le donnons vivant; vous nous le rendrez mort«, sagte der Abt zu den Priestern. Und später, wenn des Bischofs Lebenszeit abgelaufen war, brachten ihn die Priester den Mönchen von St. Ouen zurück; sie trugen dem Toten so viele Kerzen voraus als seine Amtswaltung Jahre zählte. Nun ward der Kreis geschlossen, das gegebene Versprechen eingelöst, und der Tote durfte dort eine Nacht wieder ruhen, wo er als Lebender einst die letzte, vom Hirtenamte noch nicht beschwerte Nacht verbracht hatte: »Vous nous l'avez donné vivant; nous vous le rendrons mort.«

Der Fluß hatte die Eroberer gebracht, und er hatte Herzog Wilhelms Leichnam auf dürftiger, gemieteter Barke wieder fortgetragen; er wußte auch von der verborgenen Schuld des ungebändigten englischen Königs Johann, der den jungen Thronerben Arthur, nachdem er ihn vergeblich wegen des Verzichtes auf den Thron bedrängt hatte, nachts aus seinem Verlies an der Seine auf ein Boot schleppte und dort mit dem Schwerte tötete. Wohl strudelte der Strom des Gemordeten Leichnam dem Meere zu; aber die Schuld wirkte fort; Johann verspielte sein Reich und sein Ansehen, und der französische König Philippe Auguste machte sich zum Anwalt des Ermordeten, berannte die Stadt und nahm sie endlich. Er schleifte die Burgen der Normannen und türmte sein eigenes

Schloß auf, nicht mehr am Fluß, der den Fremden gedient, sondern auf der Uferhöhe hinter der Stadt: hier konnte er Strom und Stadt überschauen und beherrschen und sie mit seinem Reiche verbinden. Aber auch dieser Sieg der Könige Frankreichs war nur eine Probe: würden sie Recht tun mit ihrem Gewinn? Und vielleicht ist die Antwort auf diese Frage weit furchtbarer als die Geschichte der Normannen: von dem Schloß Philippe Augustes steht nichts mehr als der wuchtige, lichtlose Turm, in dem Jeanne d'Arc gefangen war.

Mit ihr ist das vollkommen Reine einmal eingetreten in die Geschichte, um in der Geschichte zu wirken und in ihr sein Schicksal zu erleiden. Wer unter allen, die in Jahrhunderten mächtig waren, kann es wagen, ihr dieses Bekenntnis nachzusprechen: »Dieu a toujours été le maître en ce que j'ai fait, le diable n'a jamais eu puissance en moi.« Jeanne lebte nicht wie andere Menschen auf der Erde; sie war gesendet und begehrte wieder heim: »Je viens de par Dieu, je n'ai que faire ici, renvoyez moi à Dieu, dont je suis venue.« Aber einst hatte der Bischof Saint Romain den Drachen besiegt; nun siegte der Drache über Pierre Cauchon, den unseligen Bischof von Beauvais. Denn nicht um die erklügelten Fragen ging es ja endlich in dem tragischen Verhör in dem Bischofsschloß, dessen lange finstere Mauer noch immer die Nordseite der Kathedrale wie ein Schild bedeckt; es ging um den heimlichen unerbittlichen Kampf des Unheiligen gegen das Heilige, der mit dem Siege des Heiligen im Tode entschieden wird. In dem Augenblick, da das Unheilige triumphiert, hat sich das Heilige leidend vollendet; und sein sachte ausstrahlendes, immer mächtiger werdendes Licht kann nicht verborgen bleiben. So hat die Stadt einen Tag erlebt, der in seinem furchtbaren Doppelsinn als Tag des Frevels und Tag des Heils ohne Beispiel ist; auf dem alten Markt, hinter den Hallen waren die drei Gerüste aufgebaut für den Kardinal

von England, für den Prediger, die Richter und die Verurteilte und für den Scheiterhaufen, dessen Höhe erschreckte. Jeanne d'Arc verfluchte die Stadt nicht, als sie dahin gefahren ward; sie beklagte sie nur: »O Rouen! Rouen! Dois-je donc mourir ici?« Und als sie das Kreuz ergriffen hatte, das ein Engländer aus einem Stocke gefertigt, und die ungeduldigen Soldaten auf die Hinrichtung drängten, klagte sie noch einmal: »O Rouen! tu seras donc ma dernière demeure!« Ihr Herz freilich, so berichtet der Chronist, konnten die Engländer nicht verbrennen; sie warfen es in den Fluß, der so viel Schuld schon verborgen, so viele Frevler und Richter schon herangetragen hatte. Und nur dieses Herz hätte uns das Letzte sagen können von der an Jeanne d'Arc ergangenen Sendung, die sie zur Geißel und zum Zeichen machte. Eine jede Sendung ist eingeschlossen in ihre Stunde und kann in keine andere übertragen werden. Sie kann nur vom Ursprung hereinbrechen in die Zeit, nur von ihm her ist sie in unangreifbarem Rechte.

Vor diesem Tage wird alles klein, was die Stadt schon erlebt hatte, was sie noch erleben sollte; vergeblich hatte der stolze englische König Heinrich V. aufs neue Schlösser an der Seine gebaut, mit normannischer Beharrlichkeit an den Ort zurückkehrend, wo die Ahnen gelandet waren; seine Nachkommen mußten die Mauern verlassen, die endlich wieder gebrochen wurden. Der kluge Henri IV. hielt nach seinem Siege eine Rede im Stadthause und ließ Gabrielle d'Estrées sich hinter dem Vorhang verstecken, damit er nicht für die steifen Väter der Stadt, sondern für Gabrielle spreche und damit so gut, als er nur vermöchte. Noch immer wechselten, stritten sich die Herren; die Herzogin von Longueville sammelte die Macht der Fronde in Rouen; aber von Mazarin und seiner Mutter geführt, zog der zwölfjährige Ludwig XIV. in die Stadt und verpflichtete sie sich aufs neue mit der geheimnisvollen Macht ererbten Königtums.

Gesichte und Schatten leben in den Straßen und Häusern, und so könnte der Dichter selbst zum Gesicht werden, der hier geboren wurde und zwei Menschenalter hier verbrachte. Noch steht die dunkle Marmortafel in der gewaltigen gotischen Halle des Palais de Justice, an der Pierre Corneille saß als avocat du roi; noch wendet sich die königliche Treppe, die er beschritt, hinab in den weiten offenen Hof. Und wenn es dunkelt und die müden Häuser sich noch fester in den Nebel hüllen; wenn die Stundenschläge einander rufen und antworten, wie einstmals die Wächter auf den Mauern es getan: dann sind die unfaßbare Stille und der Ernst erfüllten, streng geordneten Lebens vielleicht wieder spürbar, aus denen sich das Gedicht erhob. Der Dichter ging an den Hallen vorbei über den alten Markt, vorüber an der Stelle, wo der Normanne Richard, Rollos Enkel, ein Schloß erbaut hatte, das wieder verschwand, an der Pfarrkirche St. Sauveur vorüber, die gleichfalls nicht dauern sollte, und an dem Ort, wo Jeanne d'Arc in den Flammen ihr Haupt senkte und den Namen des Herrn zum letzten Male rief; er schritt in der schmalen Straße hinter dem Platze an der Mauer seines Grundstücks hin, vorüber an dem Hause seines Bruders Thomas, das sich an das seine lehnte, und stieg die enge gewundene Treppe hinauf; hier oben, hinter der doppelten Reihe geschlossener Läden, am glosenden Feuer war er allein mit den großen, unsagbar fremden Gestalten seines Traumes. Denn was hatte dieser Traum gemein mit der hochgebauten Stadt draußen, den strebenden Hallen der Kirchen und mit der Geschichte dieser Stadt, in der das Heilige mit dem Unheiligen kämpfte? Die Gestalten des Dichters liebten die Klarheit bewußten Willens; nicht vom Traum, dem Jenseits und der Tiefe waren sie gefangen, und sie beteten auch nicht, wie der Dichter betete in seiner nahen Pfarrkirche; sie unterstanden der Pflicht und kannten kein größeres Leid, als der Pflicht nicht gehorchen zu können, kein

größeres Bangen, als sie zu versäumen; sie litten nicht an sich selbst, sondern allein am Gesetz, und suchten ihren Ruhm in der Hingabe an das schwerste Gebot, das überpersönliche Leben. Aber die mächtige, nie wieder gesprochene Sprache, die den Dichter in dem engen Hause der Rue de la Pie überfiel, war doch eine Antwort auf das, was draußen geschehen war: sie kündete die Not des Menschen, der in der Geschichte, und das heißt zwischen unausweichlichen Entscheidungen, steht; sie erweckte die Bereitschaft, in dieser Not die letzten Wünsche des Herzens zu opfern und unter zwei Entscheidungen die schwerste zu treffen.

So wird auch Corneilles Stimme zur Stimme der Stadt mit den Glocken und Gebeten, die freilich in höhere Räume dringen; auch ihn hat die Geschichte gerufen, daß er sich bewähre. Und wie der Dichter, so waren die Heiligen und Mächtigen der Stadt von einem Drama eingefordert, das ihnen in erhabenem Ernste die Freiheit des Handelns ließ und doch die eine und richtige Entscheidung von ihnen erwartete für alle Ewigkeit. Die Bischöfe und Bekehrer und die von Grauen beschattete merowingische Königin, Herzog Rollo, der im Südturm der Kathedrale schläft, und sein Sohn Wilhelm Langschwert, der ihm gegenüber im Nordturm ruht, der Eroberer, dessen armen Leichnam die Diener plünderten, Richard von England, das Löwenherz, dessen ungestümes Herz ein Schrein in der Kathedrale bewahrt, sein Bruder und der wehrlose, gemordete Königsknabe, die Kaiserin Mathilde, Heinrichs V. Witwe, die eine Brücke über die Seine baute, Pierre Cauchon und die Prälaten und Gelehrten, die im Bischofspalast zu Gericht saßen über die Heilige, der englische Gouverneur und die Wächter, die Kirchenfürsten und großen Herren, deren Denksteine der Chor der Kathedrale birgt, und all die unbekannten Toten, die hinter St. Maclou und vor den Mauern von St. Vincent und unter den Türmen von St. Ouen schlafen: sie alle waren zwischen den Herrn

und den Versucher gestellt, der nur über das Mädchen von Domrémy keine Gewalt hatte. Und wie wäre der Dichter auszunehmen, dessen Wort mitbildet an den Schicksalen? Aber um der Einzigen willen wurde die Stadt des Frevels zur heiligen Stadt; wohl klagte Jeanne auf ihrem letzten Wege darüber, daß sie in Rouen sterben müsse, vielleicht aber bedurfte Rouen mehr als andere Städte des Gebetes der Heiligen und ihrer Schutzherrschaft. Und wie das Ringen des Lichtes mit dem Nebelgewoge über den Türmen an einem jeden Tage wieder beginnt, so mag das Gebet der Schutzherrin ringen mit der Seelennot der Toten, die nachts oft furchtbar herandringt aus den Gassen und dann wieder durchlichtet wird von der reinen Kraft der Höhe.

Federico García Lorca · Zigeuner-Romanzen

Aus dem Spanischen übertragen von Enrique Beck

Romanze vom Monde, vom Monde

LUNA kam herab zur Schmiede,
der Turnüre Bausch aus Narden.
Und das Kind beschaut, beschaut sie.
Und es schaut sie an das Kind.
In dem leis gerührten Winde
rühret Luna ihre Arme
und sie zeigt voll Lust und Reinheit
ihrer Brüste hartes Zinn.
›Fliehe, Luna, Luna, Luna.
Wenn jetzt die Zigeuner kämen,
machten sie aus deinem Herzen
Halsgeschmeid und weiße Ringe.‹
›Laß mich, Kindchen, laß mich tanzen.
Wenn dann die Zigeuner kommen,



Federico García Lorca · Bildnis von Mareno Villa

finden sie dich auf dem Amboß,
deine Äuglein fest geschlossen.‹
›Fliehe, Luna, Luna, Luna,
denn ich hör schon ihre Pferde.
Laß mich, Kind, stapf mit den Füßchen
nicht auf mein gestärktes Weiß.‹

Näher rückte her der Reiter
und er schlug der Ebne Trommel.
In der Schmiede liegt das Kind,
beide Augen fest geschlossen.

Den Olivenhain durchbrachen
– Traum und Bronze – die Zigeuner.
Ihre Häupter hoch erhoben
und die Augen halb geschlossen.

Wie das Käuzchen klagt im Baume,
ach, wie klagt es so im Baum!
Luna zieht dahin am Himmel,
hält an ihrer Hand ein Kind.

Die Zigeuner in der Schmiede
weinen, stoßen Schreie aus.
Und der Wind bewacht, bewacht sie,
Wache hält bei ihr der Wind.

Somnambule Romanze

GRÜN wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind. Und grüne Zweige.
Barke auf des Meeres Wasser
und das Pferd in hohen Bergen.

An der Balustrade träumt sie,
Schatten gürtet ihre Lende,
grüne Haut und grünes Haar,
Augen ganz aus kaltem Silber.
Grün wie ich dich liebe, Grün.
Unter dem Zigeunermonde
sehen sie die Dinge an,
welche sie nicht ansehn kann.

Grün wie ich dich liebe, Grün.
Große Rauhreifsterne kommen
mit dem schmalen Schattenfische,
der dem Morgendämmer Bahn bricht.
Seine Brise reibt der Feigbaum
an der Haihaut seiner Zweige;
seine spitzigen Agaven
sträubt der Berg, der dieb'sche Kater.
Doch wer kommt wohl? Und von wannen ...?
An der Balustrade bleibt sie,
grüne Haut und grünes Haar,
träumend in dem bittren Meer.
›Tauschen möchte ich, Gevatter,
meine Stute für Ihr Haus
und mein Zaumzeug für den Spiegel,
für mein Messer Ihre Decke.
Blutend komme ich, Gevatter,
von den Bergespässen Cabras.‹
›Wenn ich das, mein Junge, könnte,
schlöß mit dir ich diesen Handel.
Aber ich bin nicht mehr ich,
und mein Haus ist nicht mein Haus mehr.‹
›Will, Gevatter, schicklich sterben,
wenn es geht, in meinem Stahlbett
mit den holländischen Laken.

Siehst du meine Wunde nicht
von der Brust bis her zur Kehle?‹
›Dreimalhundert dunkle Rosen
schmücken dir dein weißes Vorhemd.
Ringsherum um deine Schärpe
sickert dir und riecht dein Blut.
Aber ich bin nicht mehr ich,
und mein Haus ist nicht mein Haus mehr.‹
›Laßt mich wenigstens doch steigen
zu den hohen Balustraden;
laßt hinauf mich!, laßt mich steigen
zu den grünen Balustraden.
Zu des Monds Geländersäulchen,
wo des Wassers Tropfen nachhallt.‹

Und die zwei Gevattern steigen
zu den hohen Balustraden.
Lassen eine blutge Spur.
Lassen eine Tränenfährte.
Kleine Blechlaternchen bebten
auf den Dächern. Und des Morgens
Dämmrung ward erfüllt von tausend
Tamburinen aus Kristall.

Grün wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind und grüne Zweige.
Die Gevattern stiegen beide.
Einen sonderbarn Geschmack
von Basilienkraut, von Galle
und von Minze ließ der lange
wehnde Wind in ihrem Mund.
›Sag mir doch, Gevatter, wo,
wo ist deine bittre Tochter?‹
›Wievielmal sie deiner harrte!

Harrte deiner, ach, wie oft!,
frisches Antlitz, schwarzes Haar,
an der grünen Balustrade!‹

Auf dem Antlitz der Zisterne
wiegt' sich die Zigeunerin.
Grüne Haut und grünes Haar,
Augen ganz aus kaltem Silber.
Und ein Mondeseiszapf hält sie
überm Wasser. Traulich wurde,
wie ein kleiner Platz, die Nacht.
Trunkene Zivilgardisten
schlugen polternd an die Tür.
Grün wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind. Und grüne Zweige.
Barke auf des Meeres Wasser.
Und das Pferd in hohen Bergen.

Die untreue Frau

Und ich nahm sie mit zum Flusse,
glaubte, sie sei noch ein Mädchen,
doch sie hatte einen Mann.

In der Nacht auf Sankt Jakobus
wars und fast wie abgemacht.
Es erloschen die Laternen,
und die Grillen fingen Feuer.
Bei den letzten Häuserecken
rührte ich an ihre Brüste,
die sich leicht im Schlummer wiegten,
und sie blühten für mich gleich
auf wie Hyazinthensträuße.

Ihres Unterrockes Stärke
raschelt' mir im Ohr wie Seide,
aufgerissen mit zehn Messern.
Ohne Silberlicht in ihren
Kronen warn die Bäume höher.
Und ein Horizont von Hunden
kläffte – weit entfernt vom Fluß.

Als wir nun die Brombeersträucher,
Binsen und die Weißdornbüsche
hinter uns gelassen hatten,
höhlte ich den feuchten Sand
unter ihres Haares Fülle.
Ich entledigt mich des Halstuchs.
Sie entledigt sich des Kleides.
Ich des Gurts mich mit Revolver.
Sie sich ihrer drei, vier Leibchen.

Narden nicht, nicht Blütenmuscheln
haben solche feine Haut,
selbst Kristall, darauf der Mond,
schimmert nicht mit solchem Glanz.
Ihre Schenkel schlüpften mir
fort wie aufgescheuchte Fische,
halb voll Feuer, halb voll Frost.
Ich durchrast in jener Nacht
aller Wege schönsten Weg,
ritt ein Füllen aus Perlmutter
ohne Zaumzeug, ohne Bügel.
Will, als Ehrenmann, nicht sagen,
all das, was sie mir gesagt hat.
Die Erleuchtung des Verstandes
heißt mich sehr bescheiden bleiben.
Brachte fort sie dann vom Fluß,

unrein ganz von Sand und Küssen,
während mit der Luft gewandt
sich der Lilien Schwerter schlugen.

Ich benahm mich wie ich bin.
Wie ein wirklicher Zigeuner.
Schenkt ihr einen Nähzeugbeutel,
prächtig, aus strohgelbem Atlas,
und ich wollt mich nicht verlieben,
weil sie mir, wiewohl sie einen
Mann schon hatte, dennoch sagte,
daß sie noch ein Mädchen sei,
als ich sie zum Flusse mitnahm.

Oliver J. G. Welch · Mirabeau und Sophie

Seit der Ballnacht beim Großprovosten wurde Sophie von ihrer Familie mit Argusaugen überwacht. Die de Ruffeys paßten drei Wochen lang wie Schießhunde auf ihre Tochter auf, während der böse Graf von Mirabeau sich in der Stadt herumtrieb – aber trotz aller Maßnahmen gegen sie glückte es den Liebenden, den größten Teil einer Nacht im städtischen Tingeltangel miteinander zu verbringen. Als er Sophies Brüdern auf der Straße begegnete, sagte der Verführer rundheraus zu ihnen, daß ihre Mutter eine große Dummheit begehe, indem sie die kaltblütige Entschlossenheit ihrer Tochter unterschätze; wenn sie weiterhin deren Briefe abfange und sie auf Schritt und Tritt bespitzeln lasse, werde sie nur den Mut der Verzweiflung in ihr wecken und am Ende auch ihn selbst zu desperatem Handeln anfeuern. Als dann Mirabeau am 21. März im Schloß interniert wurde, muß Madame de Ruffey ein Stein vom Herzen gefallen sein; und als Sophie ungefähr gleichzeitig von der Rückkehr zu ihrem Mann zu

reden anfing, ließen sich keine plausiblen Gründe anführen, um sie an diesem Vorhaben zu hindern. Sophie trat dann auch drei Tage später von Dijon aus den Heimweg an. Die Idee stammte von Gabriel: für seine neuesten Pläne eignete sich das an der Landesgrenze gelegene Pontarlier besser als Dijon, und jedenfalls war die kindische Leichtgläubigkeit des alten de Monnier dem ewigen Aufpassen der Familie Ruffey vorzuziehen.

Madame de Ruffey wollte ihrerseits nichts dem Spiel des Zufalls überlassen. Da sie sehr wohl wußte, wie leicht de Monnier zu täuschen war, schickte sie ihre älteste Tochter, eine Stiftsdame, nach Pontarlier, um so an Ort und Stelle einen Wächter zu haben. Die ehrwürdige Dame bezog dicht neben dem Hause Monnier ein Quartier, von dem aus sie jeden Schritt seiner Bewohner überwachen, ja sogar Sophies Dienerschaft ausfragen und ihre Korrespondenz abfangen konnte.

Dann wurde am 25. Mai in Dijon bekannt, daß Mirabeau während der Nacht geflohen sei; woraufhin Madame de Ruffey der Stiftsdame sofort Verstärkung sandte, und zwar durch einen ihrer Söhne, der Sophies Entführung wo nötig gewaltsam verhindern sollte. Von Angst und Sorge erfüllt, bombardierte sie außerdem ihren Schwiegersohn mit Briefen und flehte ihn an, seine Frau mit Hilfe einer *lettre de cachet* in irgendeinem geeigneten Kloster in Sicherheit zu bringen.

Mirabeau war in Begleitung zweier Freunde aus Dijon verschwunden. Während er geradenwegs auf das unmittelbar jenseits der Grenze gelegene Les Verrières hinsteuerte, hielten die beiden andern Kurs auf Pontarlier, um dort seine *chère amie* zu ›befreien‹. Zweimal war Sophie bereits fix und fertig im Reitkleid und auf dem Sprung zu ihnen, aber immer hielt die Stiftsdame Wache; und als schließlich ihr bis an die Zähne bewaffneter Bruder hinzukam, verloren die Befreier den Mut und kehrten zu Mirabeau zurück, um ihm das Scheitern des Unternehmens mitzuteilen. Er selbst steckte

unterdessen schon wieder in Schwulitäten: die Behörden von Verrières trauten dem falschen Namen, unter dem er sich gemeldet hatte, nicht recht, und man war womöglich imstande, seine Identität festzustellen und ihn nach Frankreich abzuschieben. Im Gefühl, daß er gut daran täte, ein Stück weiter zu wandern, begab er sich nach Thonon am Genfer See.

Dieses sein bisher größtes Abenteuer trieb ihn zwangsläufig wieder an die Seite seiner alten Bundesgenossin Louise de Cabris. Seit dem tätlichen Angriff auf M. de Villeneuve war das Pflaster von Grasse sogar für diese Dame zu heiß geworden; deshalb lebte sie seit neuestem in einem Kloster zu Lyon, was sie aber keineswegs hinderte, regelmäßig mit ihrem Geliebten, Herrn von Briançon, zusammenzutreffen.

Eilig schrieb Gabriel an seine Schwester: »Tue Dein Äußerstes, damit beiliegender Brief Sophie erreicht. Er enthält nur ein paar Worte, aber die benötigt sie dringend, um den Mut nicht zu verlieren. Schreibe mir, ach, schreibe mir doch! Ich war nie so sehr auf Dich angewiesen wie jetzt.«

Louise, die bereits genau über die ganze Angelegenheit Bescheid wußte, schaltete sich sofort mit Begeisterung ein. Es war so recht ein Abenteuer nach ihrem Herzen. In Reithosen und begleitet von de Briançon jagte sie im Galopp nach Genf und von da weiter nach Thonon, wo sie sich als Mademoiselle Raucourt von der *Comédie Française* ausgab. Dort griff sie Gabriel auf und raste zu Pferd an die Grenze zurück. Aus Sicherheitsgründen teilte sich jetzt die Gesellschaft in zwei Gruppen: man hatte nämlich bemerkt, daß die Polizei bereits alarmiert war. Gabriel und Briançon kehrten nach Lyon zurück, in der Hoffnung, unterwegs die zwei Spitzel abzuschütteln, die der alte Mirabeau, der ›Menschenfreund‹, für einunddreißig *livres* am Tag zuzüglich Spesen zu dem Zweck engagiert hatte, seinen Sohn diesmal endgültig im Mont Saint Michel einsperren zu lassen. Als Louise wieder mit den Männern in Lyon zusammentraf, hatte sie einen

neuen Plan ausgeheckt. Gabriel sollte sich mit Briançon in die Provence aufmachen und dort in dessen Schloß zu Lorgues verborgen bleiben, bis die Luft wieder rein war und man endgültig an Sophies Befreiung herangehen konnte. Die Verzögerung schadete weiter nichts, denn so blieb Sophie mehr Zeit, um insgeheim Päckchen mit Juwelen und Bargeld an Louise abzuschicken, die zu treuen Händen eine Art Fluchtkasse für die Liebenden aufbaute.
Gabriel bestieg in letzter Minute ein rhôneabwärts fahrendes Schiff. Die Polizisten mußten sich nach einer wilden Hetzjagd um Genf und den Oberlauf des Rhône mit der Verhaftung von Briançons Leibdiener begnügen, konnten aber aus dem Mann nichts weiter herausbekommen, als daß sein Herr mit Mirabeau in Richtung Lorgues abgereist sei und man davon geredet habe, anschließend nach Nizza zu fahren. Darauf nahmen die Häscher die Jagd von neuem auf. Als Lyoner Kaufleute getarnt, brachten sie es mit List und Tücke fertig, die Bekanntschaft Briançons zu machen und sogar von ihm zum Abendessen eingeladen zu werden. Der vorsichtige Gastgeber ließ sich aber nicht die Würmer aus der Nase ziehen, sondern erwähnte nur nebenbei, daß der Graf in der Tat mit ihm nach dem Süden gereist, dann aber allein weitergefahren sei – soviel er wisse, nach Nizza. Also machten die Spitzel sich wieder auf die Strümpfe (natürlich immer noch zum Tagespreis von einunddreißig *livres* plus Spesen) und landeten schließlich in Nizza, wo sie verschiedenen Meldungen über ›Herren, auf die die Beschreibung des Flüchtigen paßte‹, gewissenhaft nachspürten, mitunter auf dem Rücken von Mauleseln, die sie auf halsbrecherischen Gebirgspfaden Gott weiß wohin trugen – bis die Suche wieder mit einem völligen Mißerfolg endete. Todmüde und mit schmerzenden Knochen kamen sie schließlich wieder in Lyon an; sie waren inzwischen so mutlos geworden, daß sie sich ausgerechnet an Madame de Cabris um Rat wandten. Die

zerschmolz förmlich vor Eifer und Hilfsbereitschaft, erklärte, der neueste Streich des Grafen mache ihr schwere Sorgen, und sie habe keinen sehnlicheren Wunsch, als ihn hinter Schloß und Riegel zu wissen – nun, es stehe ja fest, daß er tatsächlich in Lorgues sei; schade, daß die Herren dort anscheinend nicht gründlich genug nach ihm gefahndet hätten. Worauf die Agenten erneut nach dem Süden aufbrachen. Als sie zum zweiten Mal in Lorgues erschienen, machte Briançon keinerlei Schwierigkeiten wegen einer Haussuchung; denn während die Spitzel nach ihrem ersten dortigen Besuch in Nizza herumgeschnüffelt hatten, war Mirabeau im Blitztempo durch Piemont gerast – und jetzt, wo man abermals in der Provence nach ihm suchte, hatte er nach Überquerung des Großen St. Bernhard und der ganzen Schweiz seinen Ausgangspunkt wieder erreicht, nämlich Les Verrières, den ursprünglichen Treffpunkt für ihn und Sophie.
Diese beschäftigte sich inzwischen damit, bewegliche Werte zu sammeln, und zwar sowohl aus Eigenbesitz wie aus dem ihres Mannes; gleichzeitig tat sie ihr Möglichstes, um seinen Argwohn zu entkräften, und wartete dabei ungeduldig auf ihre Stunde. Solange freilich ihr Bruder und ihre Schwester sie bewachten, war an ein Ausrücken nicht zu denken. Sophie spielte deshalb geschickt die Rolle der unterwürfigen, von Reue übermannten kleinen Ehefrau, indem sie scheinbar zufrieden und glücklich ihren häuslichen Pflichten nachging, auf die Bequemlichkeit ihres Mannes achtete, abends Karten mit ihm spielte, sich mit frommem Eifer an den gemeinschaftlichen Hausandachten beteiligte und fleißig zur Messe ging. Wie wäre es, so lag sie dem alten Herrn im Ohr, wenn er endlich ihre Geschwister nach Haus schickte? So, wie man ihr auf Schritt und Tritt nachspionierte, konnte sie ja nachgerade in Pontarlier den Kopf nicht mehr hochhalten. Man folgte ihr sogar in die Kirche! Setzte ihr Mann denn gar kein Vertrauen in sie?

Doch, er vertraute ihr, und auf seine Aufforderung hin zogen die Stiftsdame und ihr Bruder endlich ab.
Am Vormittag des 24. August bekam Sophie heimlich einen Brief zugesteckt: Heute Nacht sollte das große Ereignis stattfinden – alles war bereit, jede Einzelheit festgelegt. Nach Tisch blickte de Monnier in das hübsche, ein wenig kindliche Gesicht seiner Gattin und bemerkte dazu: »Ich vertraue Dir.« Bei sinkender Dämmerung, als das ganze Hausgesinde sich zum Abendgebet um seinen Herrn scharte, zog sie Männerkleidung an, eilte durch den Garten und kletterte über die Mauer, um jenseits ein gesatteltes Pferd zu besteigen. Dann überquerte sie mit Hilfe eines Führers das Gebirge auf einem wenig bekannten Weg und gelangte noch vor Mitternacht über die Grenze und in Gabriels beseligende Arme.

Die Liebenden verbrachten drei Wochen in Les Verrières und reisten anschließend nach Amsterdam. Diese Stadt war ein führendes Zentrum des Verlagsbuchhandels, und Mirabeau mußte jetzt ernstlich an einen Broterwerb denken, denn das von Sophie mitgenommene Bargeld und der Erlös ihrer Juwelen reichten nicht lange für ihrer beider Lebensunterhalt. Sie gab sich alle Mühe, den Diebstahl am Eigentum ihres Mannes als eine Art Notwehr hinzustellen, indem sie immer wieder betonte, ihre Eltern hätten sie schon mit sechzehn Jahren verheiratet, als sie noch nicht Herrin ihrer Entschlüsse gewesen sei: dafür ›heirate‹ sie jetzt aus freien Stücken den Mann ihrer Wahl, und darum stünde es ihr frei, sich das ihr Gehörige eigenmächtig zurückzuholen. Es ist leichter, solche Argumente als sentimentalen Schwulst abzutun, als die Vorkehrungen gutzuheißen, die Sophies Eltern für die Zukunft ihrer Tochter getroffen hatten. Was konnten sich die guten Leute schon erwarten? Eheliche Treue doch wohl kaum. Mochte Madame de Ruffey noch so laut jammern, daß Sophie nur auf Abwege geraten sei, weil sie ihre

Gebete vernachlässige, — letzten Endes war diese fromme Dame doch eine Realistin. Sie wußte recht gut, daß für die meisten jungen Mädchen aus den gehobenen Ständen die über ihren Kopf geschlossene Vernunftehe nicht nur die Erlösung von der Klosterschule mit sich brachte, sondern daß durch sie auch die Geheimtür in das diskrete Dämmer der außerehelichen Vergnügungen aufgestoßen wurde. Wer also seine Tochter vor Abschluß ihres zweiten Jahrzehnts an einen Sechziger verheiratete, mußte nach menschlichem Ermessen zwangsläufig damit rechnen, daß sie Ehebruch treiben würde — es sei denn, ihr Gemahl segnete das Zeitliche, ehe es ihr gelang, ihm Hörner aufzusetzen. Offenbar ging man von der Überzeugung aus, daß der finanzielle Vorteil, der sich aus der ersten Möglichkeit ergab, schwerwiegender war, als der sittlich schädigende Einfluß der zweiten Alternative. Madame de Ruffey regte sich wohl auch weniger über die seelische Gefährdung ihrer Tochter auf als über den ihrem Ruf zugefügten Schaden: das öffentliche Ärgernis machte ihr zu schaffen, nicht die damit verknüpfte Sünde.
Sie setzte ihrem bejahrten Schwiegersohn, der sich mit einer würdevollen Passivität begnügen wollte, so lange zu, bis er gegen Mirabeau ein Strafverfahren wegen Ent- und Verführung anstrengte. Gleichzeitig drängte ihn seine verheiratete Tochter, Madame de Valdhaon, deren Weizen hinsichtlich des väterlichen Testaments plötzlich wieder blühte, er möge Sophie wegen Ehebruchs vor den Richter bringen — ein Ansinnen, an dem Madame de Ruffey weniger Gefallen fand.
In Amsterdam bewohnten Gabriel und Sophie unter dem Namen Graf und Gräfin von Saint-Mathieu ein billiges Mietsquartier über einer Schneiderwerkstätte. Beide arbeiteten angestrengt. »Von sechs Uhr früh bis neun Uhr abends habe ich damals geschuftet«, so schrieb er später. »Zwischendurch gönnte ich mir zur Entspannung höchstens eine Stunde Musik, aber meine bezaubernde Gefährtin machte mir zu

jeder Zeit das Leben schön — im Wohlstand und Überfluß herangewachsen, war sie nie so tapfer und zartfühlend, so liebenswürdig und sanft wie in diesen Tagen der Armut und Entbehrungen. Sie hat meine literarischen Exzerpte besorgt und alle Hausarbeiten verrichtet; sie malte und las Korrekturbogen. Ihre stete Freundlichkeit, ihr unwandelbarer Takt haben sich mir damals in ihrer ganzen Fülle erschlossen.« Aus seinem eigenen Munde wissen wir, daß es mit steter Freundlichkeit und unwandelbarem Takt bei ihm selbst nicht gar so weit her war. Sophie gab italienische Stunden, was solche Eifersuchtsqualen bei ihm hervorrief, daß er sich zum Weggehen zwingen mußte, um nicht der Versuchung zu erliegen, sie »wegen ihrer grammatikalischen Fehler auszuschimpfen«. Vor lauter Eifersucht konnte er hart und unvernünftig werden. Er hatte es schon früher nicht mit ansehen können, wie Sophie und ihre intimste Freundin zu Hause mädchenhafte Zärtlichkeiten austauschten, und jetzt war er manchmal so schlechter Laune, daß er ihr sogar die alte, dumme Geschichte mit dem Artillerieoffizier vorwarf. Zu alledem kam hinzu, daß er sich mit der Arbeit überanstrengte, denn als er nach ein paar Wochen Beschäftigung fand, erwies diese sich als ein hartes, schlecht vergoltenes Brot. Als Lohnschreiber für das Verlagshaus Rey fertigte er Übersetzungen an, hauptsächlich aus dem Englischen, mit dem er sich bald einigermaßen zurechtfand. Es war ein schwieriges, aufreibendes Dasein, besonders für Sophie, für die es keinerlei Abwechslung gab; denn Gabriel mochte sie nicht gern zu der pöbelhaften und abgerissenen Gesellschaft mitnehmen, die er sich als einzigen Umgang leisten konnte. Wenn er in die Versammlungen der Freimaurer ging, pflegte er sehr spät heimzukommen, so daß sie sich gekränkt und vernachlässigt fühlte. Nur durch den gelegentlichen Besuch von Orchesterkonzerten in Amsterdam oder dem Haag kamen sie mit kultivierten und eleganten Kreisen in flüchtige Berührung.

Neben aller möglichen verlegerischen Routinearbeit schrieb Mirabeau auch mitunter über selbstgewählte Themen. Die Musik war von jeher sein Steckenpferd gewesen, und jetzt verfaßte er eine Abhandlung über die orchestrale Komposition, mit dem Titel *Le lecteur y mettra le titre* – 1777 in London erschienen. In dieser Schrift wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht Harmonie und Kontrapunkt auf Kosten der Melodie die Überhand gewonnen hätten; es sei Sinn und Zweck der Musik, daß sie zum Herzen spreche, deshalb solle man sie nicht mit allzuviel Geist und Gelehrtheit beladen. Dieser Essay glich einem kleinen Spiegel, aus dem schüchtern die Morgenröte des romantischen Zeitalters hervorlugte.

Der soeben ausgebrochene, große Aufstand in den angloamerikanischen Kolonien versetzte Mirabeau gleich anderen jungen Liberalen in Begeisterung. Unter erneutem Aufgreifen eines bereits in seinem *Versuch über den Despotismus* angeschlagenen Themas – nämlich, daß der Söldner ein Werkzeug der Tyrannei ist – schrieb er eine von Leidenschaft erfüllte ›Warnung an die Hessen und andere Völker Deutschlands, die von ihren Fürsten an England verkauft worden sind‹.

Die Schrift *Avis aux Hessois*, 1777 in Cleve erschienen, ist eine Arbeit von rein rhetorischem Charakter und erweist erstmalig in klarer Weise, daß Mirabeau vor allen Dingen ein Redner war. »Beherzte deutsche Männer,« so hebt er an, »welches Kainszeichen laßt Ihr Euch da auf Eure edelmütige Stirne einbrennen? Wer möchte es glauben, daß am Ende des 18. Jahrhunderts die Völker von Mitteleuropa sich zu käuflichen Werkzeugen einer verabscheuenswürdigen Tyrannei erniedrigen... daß sie den Menschenhandel in ihrer Mitte dulden, durch den Stadt und Land entvölkert werden zu dem Zweck, schamlosen Machthabern bei der Verwüstung eines fremden Kontinents Handlangerdienste zu leisten! Wie lange noch werdet Ihr Euch durch die krasse Verblendung Eurer

Herren mißbrauchen lassen? Ihr wackern Soldaten, die Ihr das treue und respekteinflößende Bollwerk der Fürstenmacht seid — wohlgemerkt, einer ihnen nur zum Schutz ihrer Untertanen verliehenen Macht — Ihr wurdet verraten und verkauft, und Gott allein weiß, zu welchem Endziel!« Und doch, hatten sie sich nicht vielleicht, wenigstens zu einem gewissen Grad, gerade deshalb verraten und verkaufen lassen, weil sie Deutsche waren? ›Diese blinde Treue gegenüber Euren Führern ... dies gewohnheitmäßige Folgen, über dem Ihr vergeßt, daß es größere und edlere Tugenden gibt als den Gehorsam — Tugenden, die vor jedem Eid den Vorrang haben — endlich die Leichtgläubigkeit, mit der Ihr Euch der Führung einer Handvoll ehrgeiziger Narren anvertraut — das sind Eure schlimmsten Fehler!‹ Ein solches Urteil war gewiß nicht alltäglich in einer Zeit, da man vom Zweiten oder gar Dritten Reich noch keinen Schimmer hatte — ausgerechnet in Frankreich, wo man damals mehr dazu neigte, den faszinierenden Zeitgenossen Friedrich den Großen zu bestaunen und zu bewundern, als sich vor ihm fürchten.

Sieben Monate lebten Mirabeau und Sophie zusammen in Holland. Sie genossen in vollen Zügen den Hochsommer ihrer Leidenschaft und wähnten sich dabei in voller Sicherheit. Diese Zuversicht beruhte in erster Linie auf der Annahme, daß ihr Aufenthalt unbekannt geblieben sei. Darin unterlagen sie allerdings einem Irrtum. Mirabeau hatte sich beim Verleger Rey als Autor des anonymen *Versuchs über den Despotismus* eingeführt und diesem eine Neuauflage der Schrift vorgeschlagen. Rey legte selbstredend Wert darauf, das Ansinnen des Fremdlings mit dem Originalverlag ins Reine zu bringen, worüber sein Kollege Fauche in Neuchâtel sich so erboste, daß er Herrn de Monnier prompt über das Versteck der Flüchtigen in Kenntnis setzte. Nun bauten die Liebenden freilich auch darauf, daß de Monnier keinesfalls

Maßregeln gegen sie ergreifen werde – und in der Tat zeigte der einsame alte Mann zunächst wenig Lust, sich an Mirabeau auf Kosten seiner Frau zu rächen, die darunter gleichfalls leiden mußte. Wahrscheinlich hätte er sich ohne das Dazwischentreten von Madame de Ruffey mit seinem Schicksal abgefunden. Ihr aber schwebten zwei Ziele vor, die sich nur schwer vereinbaren ließen: die Rettung ihrer Tochter vor dem endgültigen Untergang und die exemplarische Bestrafung des Verführers.

Von ihr angetrieben, leitete Monnier gerichtliche Maßnahmen gegen Mirabeau ein; gleichzeitig sandte er aber einen vertrauten Diener zu Sophie, der ihr einen Geldbetrag sowie die Aufforderung überbringen sollte, zu ihrem Mann zurückzukehren. Beides wies sie zurück; ihr ganzes Auftreten konnte man in die Worte fassen: »Gabriel oder den Tod!« Das Verfahren lief daraufhin weiter. Solange die beiden im Ausland blieben, konnte ein richterliches Urteil ihnen allerdings nicht viel anhaben, nur schlimmstenfalls ihre Rückkehr nach Frankreich unmöglich machen. Gerade das aber bereitete Sophies Mutter Sorge, in deren Phantasie die Tochter in fremdem Land von dem herzlosen Schürzenjäger, der sie entführt hatte, bereits schmählich verlassen war. Madame de Ruffeys Bemühungen zielten also darauf ab, beide Liebenden nach Frankreich zurückzubekommen, um Sophie zur Einkehr, Mirabeau aber an den Galgen zu bringen. Für ein solches Vorhaben reichte allerdings die gewöhnliche Maschinerie der Justiz nicht hin; die Verhaftung und Auslieferung der Flüchtigen bedurfte einer großangelegten politischen Aktion, und nur durch das Zusammenspiel des Außenministers, des Polizeipräsidenten, des Botschafters im Haag und der Regierung der Vereinigten Provinzen konnte man dieses Ziel erreichen. Um das Räderwerk in Bewegung zu setzen, mußten zuerst weitreichende Verbindungen angeknüpft werden. Madame de Ruffey wandte sich zunächst an den Marquis

de Mirabeau, von dessen offensichtlicher Begabung, für private Zwecke königliche Verfügungen zu erwirken, sie sich viel erwartete. In diesem Fall zeigte sich der talentierte Mann aber wenig zuvorkommend. Als erste Reaktion auf die Flucht seines Sohnes ins Ausland hatte er deutliche Erleichterung an den Tag gelegt; was Sophie betraf, so ging sie ihn nichts an, und gerade jetzt, wo die Klage seiner Schwiegertochter auf Trennung ihrer Ehe in das entscheidende Stadium getreten war, schien ihm Gabriel jenseits der Landesgrenzen am besten aufgehoben.

Dann geschah etwas, durch das seine Einstellung sich plötzlich von Grund auf wandelte: im Buchhandel erschien ein gedruckter Angriff auf ihn in seiner Eigenschaft als Ehemann und Vater. Das in Frankreich, Holland und Großbritannien gleichzeitig auftauchende Machwerk war im Ton maßlos heftig und skurril, und es bestand zu einem wesentlichen Teil aus den von Gabriel an Malesherbes gerichteten Briefen. Die Frage, ob Gabriel der Verfasser des Pasquills war oder nicht, fiel weniger ins Gewicht als die unumstößliche Tatsache, daß er allein das Material dazu geliefert haben konnte. Dem Marquis wurde sofort klar, daß einem solchen Mischprodukt aus der Unbeherrschtheit seiner Frau, der perfiden Arglist Louisens und dem von ihm so gefürchteten, keine Rücksicht kennenden Schreibtalent Gabriels durch die Verbannung allein nicht beizukommen war. Dann erschien, diesmal in der *Gazette littéraire*, eine zweite Schmähschrift in Gestalt eines Briefes aus London (um den holländischen Aufenthaltsort des Autors zu verschleiern), mit dem Titel: *Eine Anekdote aus der dickleibigen Sammlung von philosophischen Heucheleien.* Dieser Angriff traf den ›Menschenfreund‹ an seiner empfindlichsten Stelle, denn er brandmarkte ihn nicht nur als Scharlatan, der Tugend und Mildherzigkeit predige, ›während er in Wahrheit der schlechteste Ehemann und der härteste, verantwortungsscheueste Vater sei‹, sondern sein

volkswirtschaftliches Credo wurde außerdem noch ins Lächerliche gezogen. Der Aufsatz war mit den Initialen ›S.M.‹ gezeichnet, was den Marquis veranlaßte, auf ›Saint-Mathieu‹, den Namen einer Besitzung seiner Frau, zu tippen.
Mirabeau hatte hinterher allen Grund, sein ›verfluchtes Schreibtalent‹ zu beklagen, das ihn dazu verleitet hatte, dem Hilferuf seiner Mutter durch diese unüberlegte Schmähschrift Folge zu leisten. Es war in der Tat diese Unbesonnenheit, die sein Verhängnis heraufbeschwor, denn sie peitschte seinen Vater zum Handeln auf. Gemeinsam mit der Familie de Ruffey machte der Marquis sich abermals an die Arbeit, woraufhin die offiziellen Räder ins Rollen kamen.
Anfang Mai 1777 bemerkte Mirabeau in einer Taverne, in der er regelmäßig verkehrte, einen Landsmann in der Uniform eines Kavallerie-Offiziers. Irgend etwas an dem Mann schien ihm verdächtig. Mirabeaus Zechgenossen brachen mit dem Fremden einen Streit vom Zaun, in der Hoffnung, ihn dadurch zu entlarven, aber vergeblich. Es war in der Tat kein anderer als der Polizeiwachtmeister Des Brugnières, den Mirabeau vor sieben Monaten so erfolgreich an der Nase herumgeführt hatte, und dem der Marquis jetzt eine zweite Chance bot, sich zu bewähren. Aber selbst wenn Mirabeau über die Mission des Fremden genau Bescheid gewußt hätte, wäre er darüber noch lange nicht in Angst und Sorge verfallen. Er hatte das Bürgerrecht von Amsterdam erworben und baute außerdem darauf, daß die von ihm seit seiner Ankunft aufgehäuften Schulden, etwas über zweihundert *louis*, die niederländischen Behörden dazu bewegen würden, von seiner Auslieferung Abstand zu nehmen. Aber in Wirklichkeit wartete Des Brugnières nur darauf, daß der Botschafter bei der Haager Regierung einen Haftbefehl durchsetzte; die Schulden des Betroffenen bildeten keinen Hinderungsgrund, hatte sich der Botschafter doch bereit erklärt, den Betrag selbst vorzuschießen.

Dann gab am 14. Mai ein Bekannter Mirabeau den Wink, daß seine Verhaftung für den folgenden Tag beschlossen sei, worauf die Flüchtigen endlich die ihnen drohende Gefahr erkannten. Mit verzweifelter Hast und so unauffällig wie möglich packten sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, denn sie schuldeten zu allem Überfluß dem Hausherrn die Miete. Obgleich höchste Eile geboten schien, wäre es zu sehr aufgefallen, wenn beide gleichzeitig die Wohnung verlassen hätten. Gabriel ging als erster, und Sophie wollte ihm folgen. Am Treffpunkt wartete er vergeblich: von Sophie war weit und breit nichts zu sehen. Endlich verständigte man ihn, daß Sophie verhaftet sei, worauf er sogleich in sein Quartier zurückkehrte und mit offenen Augen der Stadtpolizei und Des Brugnières in die Hände lief. Dieser bewachte die weinende Sophie und die Giftphiole, die er ihr gerade noch rechtzeitig weggenommen hatte.

Des Brugnières bezeigte seinen zwei Häftlingen viel Rücksicht. Als ihm bekannt wurde, daß Madame de Monnier im dritten Monat schwanger sei, ließ er durch ihre bemitleidenswerte Lage und die Beredsamkeit ihres Geliebten sein Herz erweichen. Sophie, die sich über das, was ihrer harrte – die Trennung von Gabriel und die Einkerkerung im Frauengefängnis Sainte-Pélagie von Paris, wo sich der weibliche Abschaum der Menschheit befand – keine Illusionen machte, schwur hoch und teuer, sie werde sich das Leben nehmen, und wir dürfen, gleich den zwei Männern, ihr den festen Vorsatz zu einem solchen Verzweiflungsschritt ruhig zubilligen. Schließlich konnten die beiden sie dazu überreden, sich solche Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, wobei Des Brugnières ausdrücklich versprach, er wolle die ihm als Polizeikommissar gebotenen Möglichkeiten dazu nutzen, den brieflichen Verkehr zwischen den Liebenden nach deren Trennung in Gang zu halten.

Einige Tage später schrieb Des Brugnières an den Polizeipräfekten, um ihm mitzuteilen, daß dem Auslieferungsantrag stattgegeben würde; in dem gleichen Brief rückte er mit einem privaten Vorschlag heraus. Zunächst warf er die Frage auf, ob es überhaupt schicklich sei, eine Dame von Rang und Stand wie die Marquise de Monnier in das Gefängnis Sainte-Pélagie zu stecken. Jedenfalls war es nicht ihr Gatte gewesen, der dieses Ansinnen an die Behörden gerichtet hatte: mußte man deshalb nicht mit der Möglichkeit rechnen, daß er sehr erzürnt sein werde, wenn man seine Frau in einer Besserungsanstalt für Dirnen verschwinden ließ? Er, Des Brugnières, werde deshalb auf eigene Verantwortung bis zum Eintreffen neuer Weisungen von diesem Schritt Abstand nehmen.
Für Mirabeau war die Zukunft nicht viel rosiger als für seine Geliebte. Er sollte seine Haftstrafe in Vincennes absitzen, und zwar nicht etwa in dem durchaus wohnlichen Schloß, das seinen Vater früher einmal acht Tage lang als unfreiwilligen Gast beherbergt hatte, sondern in dem angrenzenden finstern Burgverlies. Als eines der großen Staatsgefängnisse für die Opfer der *lettres de cachet* war es fast ebenso berüchtigt wie die Bastille. Dort wurde Mirabeau auf unbestimmte Zeit eingesperrt, und niemand außer dem ›Menschenfreund‹ konnte voraussagen, um wieviel Monate oder gar Jahre es sich dabei handeln mochte.
Ein Gedanke freilich dürfte Gabriel und Sophie einigermaßen mit ihrem Schicksal ausgesöhnt haben. Vier Tage vor ihrer gemeinsamen Verhaftung hatte der Kriminalrichter des *bailliage* Pontarlier auf die Klage des Herrn von Monnier hin folgenden Spruch gegen beide erlassen: Mirabeau wurde wegen Ent- und Verführung in Abwesenheit zur symbolischen Enthauptung sowie zu einer Geldstrafe von 5000 *livres* und einer Entschädigungssumme von 40 000 *livres* verurteilt, während die des Ehebruchs für schuldig befundene Madame de Monnier zur Strafe am Kopf rasiert, mit einem

glühenden Eisen gebrandmarkt und auf Lebenszeit in einer Besserungsanstalt untergebracht werden sollte. Es war also für die Liebenden das kleinere Übel, ›unter des Königs Hand gefallen zu sein‹.
Während der zehn Reisetage nach Paris ließ Des Brugnières die beiden für die Dauer der nächtlichen Rastzeiten ziemlich ungestört zusammen sein, und sie waren bis auf seine aus Sicherheitsgründen unvermeidliche Anwesenheit allein; die aber scheint sie nicht über Gebühr gestört zu haben. Ihren letzten gemeinsamen Tag, den 7. Juni, verbrachten sie im Hause Des Brugnières'. Bei dieser Gelegenheit erschien der Polizeipräfekt, Le Noir, auf der Bildfläche. Sophies unglückliche Lage ging ihm so zu Herzen, daß er sich dem Vorschlag seines Untergebenen anschloß und es auf seine Kappe nahm, ihr die Schrecken von Sainte-Pélagie zu ersparen. Statt dessen wies er sie in die weit weniger berüchtigte Anstalt ein, die eine Demoiselle Douay in der Rue de Charonne führte.
Als endlich die Stunde des Abschiednehmens schlug, gab es eine herzzerreißende Szene; zum Schluß verlor Gabriel die Fassung noch mehr als Sophie, und er machte sich die heftigsten Vorwürfe wegen des Unheils, das er über sie gebracht hatte. Dann entführte ihn der Wagen ostwärts durch die im Abenddämmer versinkenden Vororte von Paris nach Vincennes.

Aus dem Englischen übertragen von Karl-Ulrich von Hutten

Juan Ramón Jiménez · Platero und ich

Platero

PLATERO, mein silbergrauer Esel, ist klein, haarig, weich; so sanft fühlt er sich an, daß man sagen möchte, er sei ganz aus Watte und habe keine Knochen. Nur die Jettspiegel seiner Augen sind hart, wie zwei Skarabäen aus schwarzem Kristall.

Wenn ich ihn freilasse, geht er auf die Wiese, und mit seinem laulichen Maul liebkost er, sie kaum berührend, die kleinen rosa, blauen und gelben Blumen. Ich rufe ihn leise: Platero! Und er kommt auf mich zu in einem heiteren kleinen Trab, so daß es klingt, als ob er lache und Glöckchen in der Ferne läuteten. Er frißt alles, was ich ihm gebe. Es schmecken ihm Apfelsinen und Mandarinen, die Muskateller Trauben, die ganz aus Ambra sind, die violetten Feigen mit ihrem kristallklaren Honigtröpfchen. Er ist sanft und zärtlich wie ein kleiner Junge, wie ein kleines Mädchen..., aber in seinem Innern stark und trocken wie aus Stein. Wenn ich am Sonntag auf ihm durch die letzten Gassen des Dorfes reite, bleiben die sauber gekleideten, gemächlichen Landleute stehen und betrachten ihn: Er ist aus Stahl!
Aus Stahl... Aus Stahl und Mondensilber zugleich.

April

Die Kinder sind mit Platero an den Erlenbach gegangen, und jetzt bringen sie ihn unter sinnlosen Spielen und maßlosem Gelächter ganz beladen mit gelben Blumen trabend zurück. Dort unten sind sie in den Regen gekommen... eine flüchtige Wolke, die die Wiese mit goldenen und silbernen Fäden verschleierte, in denen wie in einer schmachtenden Lyra der Regenbogen zitterte. Von dem durchweichten Fell des Eseleins tropfen noch die nassen Glockenblumen.
Ein frisches, heiteres und zärtliches, gefühlvolles Idyll! Plateros Schrei klingt sanfter unter seiner weichen, regenfeuchten, süßen Last! Von Zeit zu Zeit dreht er den Kopf und reißt die Blüten ab, die sein Maul erreicht. Die schneeigen und gelben Glockenblümchen hängen einen Augenblick zwischen dem grünlich-weißen Schaum seines Maules, und dann wandern sie in sein umschnalltes Bäuchlein. Könnten wir doch auch Blumen essen, wie du, Platero!
Launischer Aprilnachmittag! Plateros glänzende, lebhafte

Augen spiegeln diese Stunde voller Sonne und Regen wider, und wie sie sich neigt, sieht man noch einmal eine rosa Wolke wie zerzupft über das Feld von San Juan sich ergießen.

Der Kanarienvogel fliegt

Eines Tages, ich weiß nicht warum, flog der grüne Kanarienvogel aus seinem Käfig. Es war ein alter Kanarienvogel, ein trauriges Andenken an eine Tote, dem ich die Freiheit nicht gegeben, weil ich fürchtete, er würde verhungern oder erfrieren, oder die Katzen würden ihn fressen.

Den ganzen Morgen hüpfte er in den Granatbäumen des Obstgartens umher, in der Pinie neben der Tür, in den Fliederbüschen. Den ganzen Morgen auch saßen die Kinder in der Veranda, versunken in die kurzen Flüge des gelblichen Vögelchens. Platero war frei und müßig und spielte bei den Rosensträuchern mit einem Schmetterling.

Nachmittags flog der Kanarienvogel auf das Dach des großen Hauses, und dort blieb er lange mit den Flügeln schlagend, in der untergehenden lauen Sonne sitzen. Plötzlich, und niemand wußte wie und warum, erschien er im Käfig und war wieder so fröhlich wie immer.

Was war da für ein Jubel im Garten! Die Kinder sprangen und klatschten in die Hände, lachend und mit glühenden Gesichtern wie die Morgenröte. Diana lief wie toll hinter ihnen her, ihr eigenes lachendes Glöckchen verbellend. Auch Platero wurde angesteckt: sein silbriges Fleisch bewegte sich in Wellen, wie ein Zicklein sprang er in die Höhe und drehte sich in einem ungeschlachten Walzer auf seinen Hufen. Dann stellte er sich auf die Vorderhand, und es war, als wolle er der klaren, weichen Luft Fußtritte geben.

Fröhlichkeit

Platero spielt mit Diana, der schönen weißen Hündin, die der Mondsichel gleicht, mit der alten Ziege, mit den Kindern.



Behend und elegant springt Diana vor dem Esel herum, ihr leichtes Glöckchen klingelt, und sie tut, als bisse sie ihn in die Schnauze. Platero stellt seine Ohren auf wie die spitzen hörnergleichen Blätter der Aloë, stößt die Hündin sanft und läßt sie über das blühende Gras rollen.
Die Ziege geht an Plateros Seite, streift an seinen Beinen entlang und zieht mit den Zähnen an den Schwertlilien seiner Last. Mit einer Nelke oder einer Marguerite im Maul, stellt sie sich vor ihm auf, stößt ihn an die Stirn, hüpft und meckert fröhlich, geziert und schmeichlerisch wie eine Frau.
Für die Kinder ist Platero ein Spielzeug. Mit welcher Geduld erträgt er ihren Übermut! Wie er langsam geht, stehen bleibt und sich dumm stellt, damit sie nicht hinunter fallen! Wie er sie erschreckt, wenn er plötzlich eine andere Gangart anschlägt!
Helle Herbstnachmittage in Moguer! Wenn in der reinen Oktoberluft alle Klänge klarer werden, steigt aus dem Tal ein idyllischer Lärm von Meckern und Blöken, von Eselschreien und Hundegebell, von Glöckchen und dem Lachen der Kinder.

Spätlese

Nach den langen Regenfällen des Oktobers, in dem himmlischen Gold des weitoffenen Tages, gingen wir alle nach den Weinbergen. Platero trug das Vesperbrot und die Hüte der Mädchen in seinem Korb auf der einen Seite des Sattels, und auf der anderen als Gegengewicht, Blanca, die zart, weiß und rosa wie eine Pfirsichblüte war.
Wie zauberhaft war das erneuerte Land! Die Bäche strömten über, weichgepflügt waren die Felder, und in den noch gelb geränderten Erlen an ihrem Rain sah man schon die schwarzen Vögel.
Plötzlich fingen die Kinder an, schreiend hintereinander herzulaufen: Eine Traube, eine Traube!

An einem alten Weinstock, dessen verschlungene Reben noch einige geschwärzte und rote trockene Blätter aufwiesen, entzündete die prickelnde Sonne eine helle kräftige Traube aus Ambra, voller Glanz, wie eine Frau in ihrem Herbst. Alle wollten sie haben. Victoria, die sie gepflückt hatte, verteidigte sie hinter ihrem Rücken. Da bat ich sie darum, und mit dem süßen freiwilligen Gehorsam, den das Mädchen, das sich langsam zum Weibe wandelt, dem Manne leistet, gab Victoria sie mir gern.

Die Traube hatte fünf große Beeren. Ich gab jedem Kind eine, und die letzte unter Lachen und einmütigem Beifallklatschen Platero, der sie rasch mit seinen ungeheuren Zähnen ergriff.

Schrecken

Es war beim Abendessen der Kinder. Die Lampe träumte ihr rosiges, laues Licht über dem schneeigen Tischtuch, und die roten Geranien und die Äpfel, die wie geschminkt waren, verliehen diesem einfachen Idyll unschuldiger Gesichter eine herbe und starke Heiterkeit. Die Mädchen aßen wie erwachsene Frauen, die Knaben diskutierten wie Männer. Aus dem Hintergrund betrachtete sie lächelnd die junge und schöne blonde Mutter, während sie dem Kleinsten ihre weiße Brust gab. Hinter dem Gartenfenster zitterte hart und kalt die helle Sternennacht.

Plötzlich floh Blanca wie ein kleiner Blitz in die Arme der Mutter. Eine plötzliche Stille, und dann, beim Geräusch der umgeworfenen Stühle, liefen alle ungestüm hinter ihr her, voller Schrecken nach dem Fenster blickend.

Der dumme Platero! Er hatte seinen großen weißen Kopf gegen die Scheiben gedrückt. Die Dunkelheit, das Glas und die Angst ließen ihn riesenhaft erscheinen. Ruhig und traurig schaute er in das sanft erleuchtete Zimmer.

Der Tod

Ich fand Platero auf seinem Strohlager ausgestreckt, mit weichen und traurigen Augen. Ich ging zu ihm, sprach mit ihm und wollte, daß er aufstehe.
Der Arme machte eine plötzliche heftige Bewegung, sein Huf knickte um. Da streckte ich ihm das Bein auf dem Boden aus, streichelte ihn noch einmal zärtlich und schickte nach seinem Arzt.
Der alte Darbón, nachdem er ihn gesehen, verzog seinen riesigen zahnlosen Mund bis zum Nacken und bewegte den rot angelaufenen Kopf auf der Brust hin und her wie ein Pendel.
Nichts Gutes, wie?
Ich weiß nicht, was er antwortete. Daß es mit dem Unglücklichen zu Ende gehe. Nichts ... Ein Schmerz, irgendeine böse Wurzel, die Erde zwischen den Gräsern.
Mittags war Platero tot. Sein Wattebäuchlein war geschwollen wie die Welt, und die Pfoten reckten sich steif und verfärbt zum Himmel. Sein lockiges Haar glich den vermotteten Wergperücken alter Puppen, die zu traurigem Staub verfallen, wenn man mit der Hand darüber fährt.
Ein schöner dreifarbiger Schmetterling flog durch den stillen Stall und jedesmal, wenn er durch den Sonnenstrahl am Fensterchen huschte, glühte er auf.

Schwermut

Heute Nachmittag bin ich mit den Kindern zu Plateros Grab gegangen, im Gemüsegarten von La Piña, am Fuße des runden väterlichen Pinienbaumes. Der April hatte die feuchte Erde mit großen gelben Lilien geschmückt.
Oben in der grünen Kuppel, die der blaue Zenith bemalte, sangen die Finken, und ihre kleinen, blühenden, lachenden Triller verflüchtigten sich in der goldenen Luft des warmen Nachmittags, wie ein lichter Traum von neuer Liebe.

Wie die Kinder nach und nach ankamen, verstummten sie. Ruhig und ernsthaft bedrängten sie mich aus glänzenden Augen mit ängstlichen Fragen.
Mein Freund Platero, sprach ich zu der Erde, wenn du, wie ich es mir denke, jetzt auf einer Himmelswiese weilst und auf deinem haarigen Rücken die jungen Engel trägst, hast du mich vielleicht vergessen? Sag, Platero, denkst du noch an mich?
Und als wollte er auf meine Frage antworten, flog ein weißer Schmetterling, den ich vorher nicht gesehen, wie eine Seele, immer wieder von Lilie zu Lilie.

Aus dem Spanischen übertragen von Doris Deinhard

Albrecht Schaeffer · Der Auswanderer

(Geschrieben vor der Ausreise nach Amerika im März 1939)

Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will. 1. Mos. 12 V. 1

GEHE, weil du Füße hast zu gehen.
Nirgend sollst du weilen auf der Erde,
Bis sich Haupt und Glieder niederlegen.
Trage bei dir nichts als meinen Segen.
Sorge, daß dein Wandel richtig werde,
Und ich werde milde auf dich sehen.

Trage bei dir nichts als meinen Segen.

AUS dem Mutterleibe, aus dem Dunkel,
Aus dem ersten Licht dereinst geboren,
Sei's gedenk, und werde immer klarer.
Aus von dir geht einmal mein Gefunkel,



Wenn du, in dem Irrsal unverloren,
Meines Lichtes bleiben wirst Bewahrer.

Aus von dir geht einmal mein Gefunkel.

VON dir trete, wie der stete Schwimmer
Von sich tritt die Woge, die ihn trage,
Was dich band, und was dich nicht mehr binde.
Vom Gewordenen ins Werden immer
Tummle dich mit neuem Flügelschlage,
Anvertraut dem unbekannten Winde —

Vom Gewordenen ins Werden immer.

DEINEM Augenpaar ist undurchdringlich
Nacht gelagert über Blick und Schauen.
Doch du weißt, was vor mir Tag und Nacht ist.
Nacht ist hinter dir unwiederbringlich,
Aber mein Geleucht ist dein Vertrauen,
Wie der Demant Licht im tiefsten Schacht ist.

Aber mein Geleucht ist dein Vertrauen.

VATERLAND war dir ein süßer Name.
Vaterland ist ausgerollt unendlich
Unter meinem Himmel, dem ich leuchte.
Laß von deinem Auge nur die Feuchte
Tropfen, und es wird dir hell und kenntlich
Vaterlandes Licht, das wonnesame.

Vaterland ist ausgerollt unendlich.

UND VON DEINER Lippe laß das Bittre,
Eingedenk des Wortes, daß du immer



Süßer werden sollst und lockrer, zarter.
Blick in Nacht und Nebel und erzittre!
Sieh erlöschen auch den letzten Schimmer!
Sieh dich täglich welker und bejahrter!

Blick in Nacht und Nebel und erzittre.

FREUNDSCHAFT steht mit aufgehobenen Armen
Immer drüben auf dem andern Ufer,
Denn sie kann nicht gehn auf deinen Brücken.
Einst bei Nacht erwachst du mit Entzücken,
Und du hörst die meeresfernen Rufer,
Und dir wird vor Schmerz das Herz erwarmen.

Einst bei Nacht erwachst du mit Entzücken.

UND AUS Liebesarmen fortgetrieben,
Immer überwunden, Überwinder
Der Verluste wirst du, siegreich endlich:
Deine Liebsten, Treusten, deine Kinder,
Alle gehen von dir unabwendlich:
Ungeliebter, dir bleibt nichts als lieben.

Immer überwunden, Überwinder.

DEINES VATERS HAUS ist eingelassen
In die Erde. Weißt du nun am Grabe,
Daß ihr niemals euch vergabt im Leben?
Deines Vaters Haus — wann wirst du's fassen,
Daß ich es in meinem Herzen habe?
Sohn und Vater, kommt, euch ist vergeben.

Deines Vaters Haus, wann wirst du's fassen?



IN dir, in dir keimen, blühn und reifen
Alle Dinge, die ich in dich säte.
Gehe in dich, wie ich früh dich lehrte.
Mitt' im Steine wirst du Blüten greifen,
Mitt' im Welkenden das selige Späte,
Nie zu späte: Liebe die geklärte.

Mitt' im Steine wirst du Blüten greifen.

EIN und aus und aus und ein die Jahre
Wie die Tage in dir ziehn und schwinden.
Sprich, was wirst du sein am letzten Ende?
Wirst du's wagen, einst in meine Hände
Deinen Geist zu geben, wenn die blinden
Augen nicht mehr schaun das Wunderbare?

Wirst du's wagen einst in meine Hände?

LAND, o Land, wo bist du hingeschwunden?
Rief vom hohen Buge der Verwegne,
Und so wirst du rufen, doch vergebens.
Grabe dir die Erd aus deinen Wunden,
Blut und Tränen auf die Erde regne,
Land ist keins am Rande deines Lebens.

Grabe dir die Erd aus deinen Wunden.

DAS Verheißene, das nie Erschaute,
Wo dir Ströme Milch und Honig fließen
Und in Lüften Engelsschwingen brausen:
Eh dir Blüten aus den Fingern sprießen
Und dein Herz rundum von Perlen taute,
Wirst du nicht in diesem Lande hausen —

Wo dir Ströme Milch und Honig fließen.



ICH bin bei dir! Fürchte dich nicht trüber,
Als die Erde will, du mein Gebilde!
Fürchte nicht, daß ich dich je verlasse.
Gib mir deine Hand, daß ich sie fasse.
Sieh, ich wandle übers Meer hinüber,
Und ich leite dich an ein Gefilde.

Gib mir deine Hand, daß ich sie fasse.

DIR wird Heimat sein. Dir wird die Liebe,
Eh die Tränen an zu trocknen fingen,
Wieder eine goldne Schwelle legen.
Öffnen wirst du selbst die Tür der Liebe,
Und dann geht ihr sprachlos euch entgegen,
Und was nie gelang, das wird gelingen.

Öffnen wirst du selbst die Tür der Liebe.

ZEIGEN WILL ich dir die neue Erde.
Du bezeichne sie mit deinem Blute.
Denn ich kann dir nichts verleihn und geben,
Du erzeugst es denn aus deinem Mute
Und gebierst es selbst zu deinem Leben.
Sieh, ich zeige hin — du geh und werde.

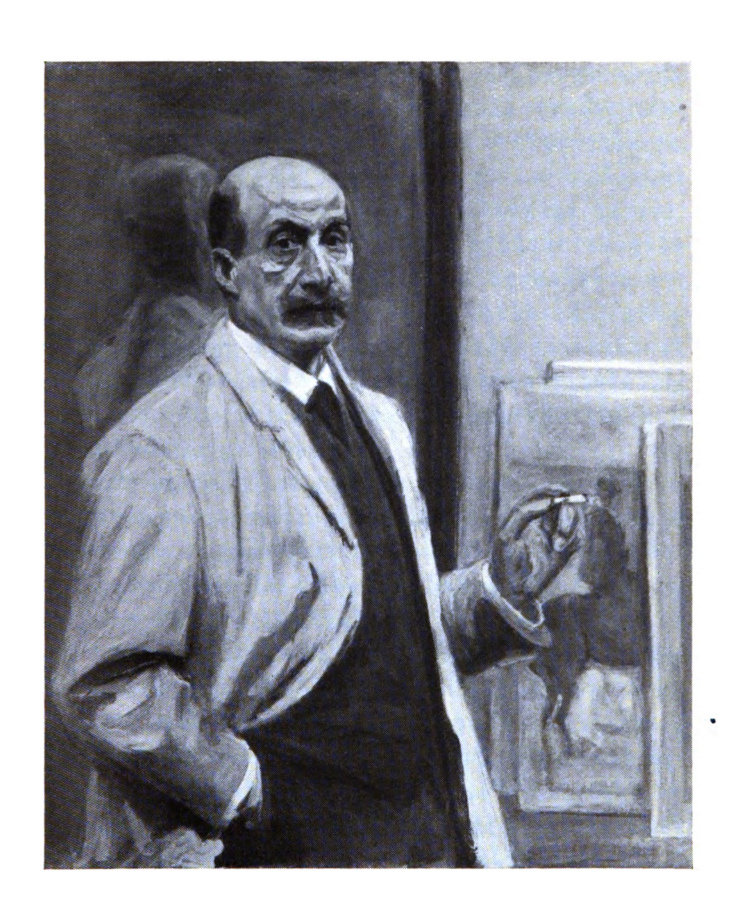
Karl Scheffler · Der Bürger Liebermann

LIEBERMANNS Talent war, soweit Talent sich überhaupt erklären läßt, ein Produkt seiner bürgerlichen Herkunft. Er gehörte nicht zu den Talenten, die überraschend aus dem Dunkel auftauchen, als Ergebnisse unkontrollierbarer Kräftemischungen, sondern zu denen, die als Resultate einer stetig sich steigernden Familienkraft anzusprechen sind. Die Natur



wählt beide Wege: dort mutet die Herkunft willkürlich an, hier wirkt das Talent wie ein Zuchtresultat. Dementsprechend sind die Merkmale verschieden. Das jäh hervorbrechende Talent ist in seiner Einmaligkeit oft heftig und dem Pathos zugewandt; das stufenweis durch Familienkraft erzeugte Talent dagegen stellt sich gern in eine Reihe, es ist gleichmäßig und stetiger. Dort könnte man von einem höheren, hier von einem tieferen Blutdruck sprechen.
Das 19. Jahrhundert ist an bürgerlichen Begabungen reich gewesen. Als Liebermann im Jahre 1847 geboren wurde, stand das moderne Bürgertum auf der Höhe seiner Kraft; in der Revolution von 1848 errang es volle Freiheit. Das erhöhte Lebensgefühl aber zeugte Talente der Kunst. Wilhelm Leibl und die Maler seines Kreises wurden zur selben Zeit geboren, Hans Thoma war nur ein wenig älter, die französischen Impressionisten kamen im dritten und vierten Jahrzehnt zur Welt, und die modernen holländischen Maler waren ebenfalls Zeitgenossen. Alle empfanden bürgerlich.
Dieses ist freilich keine besondere Erscheinung des 19. Jahrhunderts: im Grunde ist die Kunst stets von bürgerlichen Menschen geschaffen worden. Denn nur sie, die in einer Mitte leben, sind der künstlerischen Zweckfreiheit fähig, sie vor allem lieben ein geistiges Tun um seiner selbst willen. Die herrschenden Gesellschaftsklassen sahen von je auf das Handwerkliche der Kunst herab, die sozial tiefer stehenden Gesellschaftsklassen aber hassen die Arbeit, insofern sie ihnen Zwang ist und nicht jene innere Freiheit zuläßt, die höchstes Glück ist. Sowohl oben wie unten ist mehr Zweckgesinnung beteiligt als in der Mitte. Das klingt unzeitgemäß, weil das Ansehn des Bürgerlichen tief gesunken ist; doch sinkt mit dem Bürgerlichen ja auch die Kunst dahin.
Die Jahrtausende alte Bürgerlichkeit ist in dem hier behandelten Sonderfall aber nicht gemeint, sondern eine Abart: das moderne Bürgertum des 19. Jahrhunderts, das sich mit





Max Liebermann · Selbstbildnis

sich selbst entzweite und seine besten Talente zu Märtyrern ihrer künstlerischen Überzeugung hat werden lassen. Ihm sind Gegenspieler entstanden in denen, die aus der Großstadt flohen, um abseits, auf dem Lande, die reine Natur zu suchen, und in einem sich ausbreitenden Bohèmewesen, das eine Lebensaufgabe darin fand, den Bürger aus der Fassung zu bringen. Dieses war ein Racheakt. Denn der moderne Bürger, der Bourgeois wurde, verkannte immer wieder in der Kunst die eigenen Vorhutnaturen, er anerkannte sie erst spät und widerwillig. Auch Liebermann hat diese Erfahrung schmecken müssen; doch ist er darum weder der Großstadt entflohen, noch hat sein Wesen auch nur einen einzigen Zug des Bohèmehaften angenommen: er ist seiner Herkunft unverbrüchlich treu geblieben.

Er wurde am 20. Juli 1847 in Berlin geboren. Seine Eltern bewohnten zuerst ein Haus in der Burgstraße, dann eines in der Behrenstraße und zuletzt das obere Stockwerk eines hart am Brandenburger Tor gelegenen Hauses. Diese Wohnung übernahm der Sohn Max nach dem Tode der Eltern; er ist bis zu seinem Tode darin geblieben und hat daraus das schönste Bürgerheim Berlins gemacht. Er war der drittälteste von vier Geschwistern, drei Brüdern und einer Schwester. Der Vater, ein wohlhabender Fabrikant, sträubte sich zunächst gegen die Absicht des Sohnes, Maler zu werden; er verlangte die Absolvierung des Gymnasiums. Die Kunst galt in diesen Kreisen als eine brotlose Tätigkeit. Kein selbstbewußter Kaufherr sah damals seinen Sohn gern den Malerberuf ergreifen. Denn nur als Beruf wurde diese Tätigkeit gewertet, die Frage innerer Berufung wurde nicht einmal aufgeworfen. Fast immer wiederholte sich im Bürgertum das Verhältnis Wilhelm Meisters zu seinem Vater. Als dem Willen des Sohnes schließlich nicht länger zu widerstehen war, wurden ›erfolgreiche‹ Berliner Maler um ihr Urteil gebeten. Adolph Menzel freilich wurde nicht befragt. Doch war da-

mit nicht viel versäumt, weil Menzel das große Talent in manchem verkannte. Dem Vater wird wohl nie der Gedanke gekommen sein, die Begabung des Sohnes könne ein natürliches Produkt aufstrebender Familienkraft sein, eines Willens zur Vornehmheit, der sich vergeistigen wollte, daß ein zweckvoller Ehrgeiz des Erfolgs im Begriff wäre sich in den zweckfreien Ehrgeiz geistiger Leistung zu verwandeln. Liebermann selbst hat im Jahre 1910 in einer autobiographischen Notiz geschrieben: »Ich bin in meinen Lebensgewohnheiten der vollkommenste Bourgeois, ich esse, trinke, schlafe, gehe spazieren und arbeite mit der Regelmäßigkeit einer Turmuhr. Ich wohne in dem Hause meiner Eltern, wo ich meine Kindheit verlebt habe, und es würde mir schwer werden, wenn ich woanders wohnen sollte. Auch ziehe ich Berlin jeder anderen Stadt als bleibenden Wohnsitz vor.«

Die jüdische Abstammung hat Liebermann kaum benachteiligt, wenn man von den letzten Lebensjahren absieht. Sie förderte ihn dagegen durch intellektuelle Sicherheit, kritische Unbefangenheit und klare Erkenntnis des in einem höheren Sinne Zeitgemäßen. Ganz abgesehen kann von dieser Herkunft nicht werden, doch verführt jede Übertreibung zu schiefen Urteilen. Der Maler selbst hat, aus Widerstandsgefühl, seine Abstammung zuweilen überbetont. In Wahrheit hat sich das deutsche Judentum, vor allem in seinen patrizierhaften Elementen, mit der deutschen Eigenart in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend gleichgesetzt. Bezeichnend ist, was der Generaldirektor der Berliner Museen, Wilhelm Bode, darüber zum sechzigsten Geburtstag Liebermanns in ›Kunst und Künstler‹ geschrieben hat: »Seit Leibl dahingegangen ist, kann Liebermann den Ruhm als Deutschlands erster Maler füglich nicht mehr streitig gemacht werden; wir dürfen auch sagen: als einer der deutschesten Maler unter den lebenden Künstlern, mehr als er selber es weiß und zugeben will.« Gewisse Züge der Per-

sönlichkeit und des Talents, die auf die jüdische Herkunft hinweisen, sind der deutschen Malerei zweifellos zugute gekommen. Es sind ähnliche Eigenschaften wie die, wodurch Jozef Israels der holländischen Malerei nützlich geworden ist. Als der deutschen Kunst eine Befruchtung durch die französische nötig war, konnte Liebermann, besser als jeder andere, ein lebendiger Vermittler sein, weil er das Übernationale begriff, es freier ins Deutsche übersetzte und dadurch das der deutschen Kunst anhaftende Provinzielle überwand. Ihm erschwerte der deutsch-französische Krieg von 1870—71 weniger die Verständigung. Er weilte 1873 schon wieder in Frankreich, er kannte früher als ein anderer die moderne holländische Malerei, und seine Begegnung dort mit Frans Hals machte Schule. Auf Grund dieser Weltoffenheit wurde er der Begründer einer lebensfähigen Menzeltradition. Ihm gelang, der deutschen Rezeption den Schein einer Konzeption, einer nationalen Originalität zu geben.

Mit dem guten Europäertum hing die Berliner Bodenständigkeit eng zusammen. Hierin war er den französischen Impressionisten verwandt, die Weltgeltung erlangten, nicht obwohl, sondern weil sie fest im Heimatlichen wurzelten. Von Deutschland aus gesehen, steht Liebermann am Ende der Reihe, die von Daniel Chodowiecki über Gottfried Schadow, Karl Blechen, Franz Krüger und Karl Steffeck zu Adolph Menzel führt. Der künstlerisch noch jungfräuliche Kolonistenboden Berlins war ihm günstig, auch ihn erzogen Frugalität, Phrasenlosigkeit und Beharrlichkeit. Diese Feststellung ist ebenfalls unzeitgemäß, seit Preußen zerschlagen ist; sie ist geschichtlich darum nicht weniger wahr. Der ein sehr gewähltes Deutsch sprechende, mit Lessingscher Bestimmtheit formulierende Liebermann, machte seinem Berlinertum sogar die Konzession, in Erinnerung an Gottfried Schadow und Franz Krüger, ein wenig, doch auch nur ein wenig, mit dem Berliner Dialekt zu kokettieren. Niemals

vulgär oder gar rüde (Bettina von Arnim hat gesagt: »In Berlin wird alles rüde«), sondern um zu akzentuieren. Er schuf einen norddeutschen Impressionismus; als man in der Folge dann aber genau hinsah, war es im Grunde gar kein Impressionismus. Er suchte im Allgemeinen immer das Besondere, und im Besonderen das Allgemeine; er hatte die Sensibilität für das schlechthin Lebendige und Angemessene. Zwischen alter und neuer Kunst unterschied er grundsätzlich nicht, er glaubte an eine einzige unteilbare Kunst.
Auch die äußere Erscheinung war in jeder Weise bürgerlich. Man konnte ihn für einen Gelehrten halten. Er mochte nicht auffallen, das gewaltsam Originelle war ihm ebenso zuwider wie die Rolle eines ›Malerfürsten‹. Doch er war ebensoweit entfernt von der absichtlichen Vernachlässigung, die im 19. Jahrhundert in Künstler- und Literatenkreisen als eine Koketterie mit dem Minusvorzeichen zutage getreten ist. Ihm war Respektabilität vererbt. In Paris fiel er nicht als Fremder auf, in Holland wirkte er wie ein Holländer – um so mehr, als er die Sprache des Landes schnell lernte –, und als er sich mit sechzig Jahren ein Landhaus baute, trat er aus der Reihe anderer begüteter Berliner, die dasselbe taten, nur insofern hervor, als er diese Sommerwohnung ebenso durchkultivierte wie die Stadtwohnung. Wenn er aber auch überall ein Bürger blieb, war er dennoch die markanteste Erscheinung, wo immer er erschien. Sie prägte sich unvergeßlich ein, die Stimme blieb im Ohr, weil sie nur Wesentliches sagte. Beim Sprechen zog sich die Stirnhaut, die früh schon in einen kahlen Schädel überging, faltig zusammen, der scharfe Grat der Nase schien hinter jeden Ausspruch ein Ausrufungszeichen zu setzen, das feste Kinn machte jedes Wort zu einer Willenskundgebung, der Schnurrbart über dem ausdrucksvollen Mund sträubte sich, die dunklen Augen durchbohrten die Erscheinungen, das gelblich bleiche Gesicht war immer in heftiger Bewegung, es vibrierte von Geist

und Temperament. Die Sprechform war fast epigrammatisch, und man sah gewissermaßen, wie die Gedanken entstanden. Was jedoch nicht ausschloß, daß mancher Ausspruch vorbereitet war. Redselige Kürze, ließe sich sagen. Dagegen war er kein guter Zuhörer, kein teilnehmender Mensch. Das Beste war, daß alles naiv blieb: dem Klugen blickte ›das Kind im Manne‹ über die Schulter, und im rechten Augenblick beim Arbeiten, war er klug genug, nicht klug sein zu wollen.

Jack Common · Der Pfandleih-Zyklus

In unserer Familie hatten sich jedoch die häuslichen Verhältnisse in einer Hinsicht gebessert. Die Anforderungen des Großen Krieges beschränkten unseren kleinen dadurch, daß sie eine häufigere Abwesenheit eines der Kampfpartner mit sich brachten. Mein Vater war damals im Reserve-Turnus. Das muß näher erklärt werden. Ein Turnus besteht aus einer bestimmten Anzahl von Sonderdienstwochen mit Nacht- und Tagschichten, in denen das Lokomotivpersonal auf verschiedenen Gebieten des Bahnbetriebes arbeitet. Jede Woche fangen Fahrer, Heizer und Begleiter täglich zur gleichen Stunde an, in der folgenden verlagert sich dann dieser Zeitpunkt, bis nach etwa zwölf bis achtzehn Wochen die Liste der Anfangszeiten erschöpft ist: das kleine Schicksalsrad hat seine Umdrehung vollendet, und alles beginnt wieder von vorn. Es gab viele solcher Kreisläufe, Räder, die im Betrieb der verschiedenen Arten des Bahnverkehrs eine entscheidende Rolle spielten, und da man sich in jeder einzelnen erst auskennen mußte, brauchte der Eisenbahner Jahre, um sich langsam ein Karma zu erwerben, kraft dessen er von Stufe zu Stufe emporstieg, von den Erztransporten zu den Eilgütern, von Personenzügen zu Schnellzügen und so fort. Als nun der Krieg ausbrach, hatte mein Vater schon oft genug auf diese

Weise seine Runden gemacht und hinreichende Kenntnisse in den Maschinentypen und den mit ihnen befahrenen Strecken erworben, um für den sogenannten Reserve-Turnus geeignet zu sein. Der bestand aus Arbeiten, die etwas außerhalb des Üblichen lagen, – etwa Ausflügler- oder Truppenzüge. Diese außerfahrplanmäßigen Aufgaben vermehrten sich unter dem Druck des Krieges derartig, daß den Lokomotivführern häufig nicht mehr als das vertragliche Mindestmaß von sechs Stunden Erholung übrig blieb. Nicht einmal dieses bißchen Freizeit konnten sie so ohne weiteres immer zu Hause verbringen; die dienstfreie Zeit konnte grade fällig werden, wenn sie in Edinburgh, York oder Doncaster von ihrem Führerstand herunterstiegen, und das noch tagelang hintereinander, weil sie auf all diesen Stationen gleich einen neuen Dienst zugewiesen bekommen konnten.
Infolgedessen sahen wir von unserem Alten manchmal wochenlang nur wenig, und wenn er wirklich einmal nach Hause kam, war zu erwarten, daß er sich schleunigst ins Bett verfügte und erst wieder auftauchte, wenn das Klopfen des Rufers verkündete, daß ihm nur noch Zeit zum Essen und vielleicht eine halbe Stunde zum Lesen am Feuer bliebe. Er las Dickens, langsam und voll aufmerksamsten Verständnisses für den Wert jedes einzelnen Wortes. Monate hindurch blieb der gleiche Band an seinem Platz neben dem Herd liegen, wenn seine pfeifenfreie Hand ihn nicht hielt, und auf dem Rücken stand quer in Gold der berühmte Namenszug des Autors gemalt, der wie ›Gnarlio Diebrene‹ aussah.
Das klingt zwar alles ganz friedlich, aber in Wirklichkeit war uns nicht so oft ganz wohl zu Mute, wenn er anwesend war. Er konnte ja ständig seinen wohlbekannten, sogenannten Koller kriegen. Es war jederzeit möglich, daß er dem sorglosen Schlendrian der häuslichen Verschlampung mit einem plötzlichen Ausbruch kalter Wut Einhalt gebot. Ob er dabei im Recht war oder nicht, machte für uns wenig aus,

sobald er einmal angefangen hatte; wir wußten, daß uns eine äußerst ungemütliche Zeit bevorstünde, ohne daß hinterher etwas Gutes käme. Während seiner Abwesenheit gab sich jeder von uns alle erdenkliche Mühe, Mutter davon abzuhalten, daß sie allzusehr über die Stränge schlug. Sie entwickelte damals grade eine besondere Dreistigkeit in ihrem schlechten Benehmen. Darin war sie nicht die einzige – weit entfernt davon; vielleicht lags daran, daß der Krieg immer mehr Väter vom häuslichen Herd riß, wenn jetzt überall die Mütter anfingen, ganz entschieden eingebildet zu werden. Diejenigen, die zur Geselligkeit neigten, wie meine, unterstützten sich darin gegenseitig. Mutter mußte eben Freundinnen haben, und das waren seit Jahren schon welche von der Sorte, die man sich nicht recht nach Hause einzuladen traute – Kneipenbekanntschaften, Frauen, die ihren Kummer zwar zum Teil ersäuften, aber doch nicht verschwiegen genug waren – alles Weibsen, die Pech gehabt hatten. Meine Mutter verstand sich sehr gut darauf, weibliches Ungemach aufzuspüren, das sich hinter Schwarzbier oder andren alkoholischen Getränken versteckte: sie war sich ziemlich sicher, in jedem Lokal, über dem ›Gastwirtschaft‹ stand, eine ihrer Leidensgefährtinnen ausfindig zu machen. Wenn man sie zu Hause vermißte, dann bestimmt, weil sie *damit* beschäftigt war; sie hatte dauernd mit der Erledigung solcher kleinen Botengänge des Jammers zu tun, wie man sie nennen könnte, und sich einen ausgedehnten Kreis geschaffen. Dieser Kreis umschloß sie nun immer enger.

Die Muttchenclique nannte mein Vater ihn, weil seine Mitglieder die Angewohnheit hatten, voneinander immer als von Muttchen Dingskirchen und Muttchen Soundso zu reden. Meistens sah er nur ihre Rückseiten, aber das genügte, denn sowie er auftauchte, ergriffen sie die Flucht. Ganz schön – bloß erschien er eben nicht oft genug. Und wenn *ich* auftauchte, bekam ich allmählich immer regelmäßiger Muttchen

McGrewin oder Muttchen Smailes oder Muttchen Forbes zu sehen, die da dreist am Feuer hockte – dreist, sage ich, aber doch nicht mehr ganz so dreist, sobald ich eingetreten war. Denn für sie war entscheidend, daß ich dasselbe Geschlecht wie mein Vater hatte, ihm einigermaßen ähnlich sah (besonders, wenn er nicht dabei war) und bis zu einem gewissen Grade sein Stellvertreter war – und diese schlichten Tatsachen bereiteten ihnen ein wenig Unbehagen, so daß sie sogar mich zu ihren Gunsten zu stimmen suchten. Die Einstellung beider Parteien wurde während der ersten Minuten von dem Umstand beeinflußt, daß wir alle genau wußten, die eine von beiden werde sofort Reißaus nehmen müssen, wenn meines Vaters Schritte auf dem Gang hörbar würden. Daher denn auch die Redensarten, die jedesmal fielen – wie kräftig und gesund ich aussähe, meinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, aber Muttchen Kiddars Kinder sähen eben alle so gesund aus, man merke es, wie gut für sie gesorgt werde. Das letztere gehörte zum festen Repertoire der Komplimente, die sich die Muttchen immer gegenseitig zu machen pflegten, oft mit einem unterdrückten Aufstoßer, des größeren Nachdrucks halber. Ja sie sagten sie sogar hinter dem Rücken der Betreffenden! So galt es denn in diesem Kreise aufs bloße Hörensagen hin als ausgemacht, daß man zwar bei manchen Leuten in schlechtem Ruf stand (diverse feuchte Lippen lösten sich hier von den Gläsern und preßten sich fest zusammen), man trank wohl auch ein Gläschen (alles nickte leicht, in dankbarer Anerkennung, ausgenommen Muttchen Smailes, wenn sie grade mit dem Bezahlen an der Reihe war), aber nie und nimmer – oh, niemals! – werden wir unsere Gören vernachlässigen! (hach, allgemeines Geschmatze, denen haben wirs mal besorgt, allerdings!).
Nun war es eine seltsame Tatsache, die im Widerspruch zu allen Prinzipien der Sozialhygiene, der vernünftigen Vorsorge, der familiären wie der persönlichen Moralauffassung

stand, daß die Kinder der Muttchen äußerst gesund waren, durch die Bank weg. Muttchen McGrewins Brut zum Beispiel entlockte jeden Winter den Passanten großes Mitleid, wenn sie in ihrem dünnen Zeug auftauchte und barfuß im Schneematsch herumplanschte. Tja – fehlen tat denen nie etwas. Leute mit keinen Kindern sagten, das käme, weil der Teufel eben die Seinen nicht im Stiche ließe. Aber die andern Mütter konnten sich damit nicht so einfach trösten, wenn sie eilig unten um die Gassenecke liefen, um etwas für Klein-Alfies Brust oder Doris ihre Bronchitis zu besorgen, und dann diesem empörenden Straßengesindel von McGrewins begegnen mußten, das da strahlend und munter in seinem erbärmlichen Aufzug erschien.

Die zweite große Tugend der Muttchen war in ihren eigenen Augen, daß sie stets bereit waren, einander in der Not zu helfen. Wir Zyniker dagegen sahen darin nur ihre Bereitschaft, sich beieinander selbst zum Nötigen zu verhelfen. Sie pumpten. Sie pumpten sich Sachen von jedem Beliebigen, solang dieser Beliebige mitmachte, und wenn niemand wollte, pumpten sie sich gegenseitig an. Nicht zu praktischen Zwecken, i wo, – nicht, um aus einer augenblicklichen häuslichen Schwierigkeit zu kommen – nein, sie liehen sich Sachen, um sie zu versetzen. Das Versetzen war das wirtschaftliche Prinzip, auf dem ihre gesellige Gemeinschaft beruhte, der Vorwand für allerlei eigentlich unerlaubte Geschäfte, das ›Anliegen‹, das diese betriebsamen Weiber vor mancher Vorladung wegen Herumtreibens bewahrte, die ihnen sonst gedroht hätte. Natürlich konnte es, wie überall im Geschäftsleben, einmal einer dieser Damen passieren, daß ihr in ihrem eigenen Warenhaus oder Magazin das Material knapp wurde. Alles Versetzbare war schon weg – sie hatte nichts mehr, dessen sie sich noch bemächtigen konnte. Aber Gott sei's gedankt, sie stand als Unternehmerin ja nicht allein, sie hatte Freundinnen, sie konnte mal rasch hinüber zu Mutt-

chen Soundso, und die half ihr dann sofort aus. Wie Sie sehen, war es ein bewundernswertes System, das allen seine Vorteile bot.
Daß meine Mutter zu den Mitgliedern dieses Vereins gehörte, gab zweifellos dem Kreislauf unseres Hauswesens einen größeren Schwung. Jeden Montagmorgen entwickelte sie einen Bienenfleiß, und jede ihrer Bewegungen schien zu sagen: ›Fang wohlgemut die Woche an!‹ Da stand sie nun, sauber gewaschen, die Haare gebürstet, mit dem Ausdruck des von Energie und Zweckbewußtsein befeuerten Willens – es war ein Vergnügen, jemanden so entschlossen und diszipliniert einem Ziel entgegenstreben zu sehen. Aber ihre Tätigkeit war nur, alles für ihr Bündel zusammenzusuchen; das enthielt vermutlich den Sonntagsanzug ihres Mannes, aber es konnten auch Tischtücher mit drin sein, Bettlaken, Decken, Vorhänge, Vasen, Bücher, alles mögliche, dafern es mittels leichter Nachhilfe mobil zu machen war. Schon zog sie ab, das Bündel in der einen, den Stock in der andern Hand, und wann man sie wiedersah, das mochte Gott wissen.
Sie machte es nicht als einzige so. Allen Straßen in der Byker- und Heaton-Gegend – um nicht noch weiter zu gehen – war diese Montagmorgenprozession von Bündelträgerinnen ein völlig vertrauter Anblick. Fremde mochten denken, es sei Waschtag, was in vielen Häusern ja auch der Fall war, aber hier handelte es sich nicht um Wäscherinnen. Da kamen sie an, meistens jede für sich, die halbwegs reparierten Überlebenden des unterschiedlichen Wochenendes, einige mit blauem Auge, manche bloß verkatert, etliche balancierten ihr Bündel auf dem dicken Bäuchlein, das eine mehrmonatige Mitgliedschaft im Storchenklub verriet, andre waren dafür zu verschrumpelt, einige kamen mit Kinderwagen, leeren oder vollen, und manche drückten sich hastig mit einer vermummten Last vorbei. Stets gehörte zu diesem Zug auch ein kleiner Junge oder so, der sein Bündel in einer Seifenkiste vor sich

herschubste. Alles pflegte dort zusammenzutreffen, wo das Wappen der Medici mit seinen drei Kugeln denjenigen Hilfe verhieß, die an Bargeldmangel litten.

Ja, es war doch eine nette Sache, wenn man sich erst einmal dran gewöhnt und allen falschen Stolz abgelegt hatte. Muttchen Dies und Muttchen Das waren wieder beisammen, und dazu noch anläßlich streng rechtlicher Geschäfte. Sie erhoben ihre Bezüge und verdrückten sich in die nächste Kneipe. Da wars denn Essenszeit geworden, ehe sie es noch ahnten. Aber es war ja noch kaltes Fleisch vom Sonntag übrig, falls sie einen Braten herausgewirtschaftet hatten (sie sagten immer, daß sie einen ›herausgewirtschaftet‹ hätten, als wenn das eine furchtbare Finanzoperation wäre, die nur ihrer langjährigen Erfahrung und haushälterischen Begabung gelingen könnte), und wenn es Zeit wäre, die Kartoffeln aufzusetzen, wollten sie auch gehen. Aber schließlich hat eine Frau ja auch bloß zwei Hände und kann nun mal nicht alles gleichzeitig erledigen – ja, das is auch wahr, Muttchen Forbes, und ich bin überzeugt, Sie tun wirklich Ihr Teil, un wenn Sie auch sonst gar nix täten, das haben Sie jedenfalls getan, na, bis heut abend denn! Un die Ohren steif halten, ja?

Abends trafen sie sich wieder, immer noch mit dem Geld von der Pfandleihe gut bei Kasse. Erst am nächsten Tag fingen sie an, sich Gedanken zu machen, ob es bis zum Zahltag reichte. Solange das Spiel noch neu war, ging es auch gut, und für die Hausfrau war es wirklich eine gewaltige Erleichterung, wenn sie über den Armutsabgrund der Wochenmitte diese silberne Brücke hatte bauen können. Am nächsten Zahltag schlossen sie sich dann zu einer anderen Prozession zusammen, zum Zug der Erlöserinnen diesmal, und über das Wochenende standen alle Götter des häuslichen Herdes wieder auf ihren Sockeln. Es war ein klassisches Beispiel für den Nutzen des Kredits, von zwei Mängeln abgesehen. Angenommen, der Alte brauchte zufälligerweise während der

Woche seinen besten Anzug und versäumte es, Muttchen von dieser Notwendigkeit rechtzeitig zu benachrichtigen: da klappte es dann nicht. Bei meinem Vater (der wohl grade einmal wieder fremd ging) gab es, wenn so etwas vorkam, eine fürchterliche Explosion, ganze Waldungen frisch aufgeforsteten Wohlwollens wurden niedergewalzt, und wohin man im trauten Kreise blickte, sah man erbleichende Gesichter. Der zweite Haken war der, daß das Leihhausgeld schlecht vorhielt. Die braven Damen sahen sich am Donnerstag, bald bereits mittwochs genötigt, dem Tor zu den Drei Messingkugeln einen weiteren Besuch abzustatten. In Begleitung einer Standuhr oder der Nähmaschine – irgend etwas dieser Art, das grade zur Hand war. Und diese Sonderaushebung verlängerte die Loskaufliste dermaßen, daß einem immer weniger Geld für den Haushalt in der Hand blieb. Die Sonntagsrinderbraten schrumpften zusammen; verwandelten sich in Kaninchenbraten; es war nicht mehr möglich, den Brotmann ganz zu bezahlen, alle Kohlen, die Milch, nicht einmal die Wochenmiete. Na laß nur, da gibt man eben diesen Hausplagegeistern etwas als Abschlagszahlung, und wenn der Mann merkte, was da vorging, und darauf bestand, man müsse auf irgendeine Weise klarkommen, dann ließ man die Nähmaschine sausen, oder die Blumenvasen oder eine Uhr – die fälligen Zinsen konnte man ja immer noch zahlen.
O ja, wer des Namens Muttchen würdig war, zahlte stets seine Zinsen! Es war erhebend anzusehen, was für einen gesunden Stolz auf sich selbst die süffelnden älteren Damen dieser Tugend wegen zeigten. Es war ja gar nichts endgültig weg, sehen Sie, sie konnten einem die Pfandscheine ja zeigen! Trotz alledem konnte es aber vorkommen, daß eine der Damen Mitte der Woche, in der Zeit der großen Dürre, über nichts Versetzbares mehr verfügte. Da wurde dann an unserer Hintertür gerappelt. Alle wußten, was los war. Wenn Vater im Hause war, wurde Muttchen Kiddar rot wie ein

Sonnenuntergang im Winter, ließ auf dem Fleck ihre Bratpfanne stehen und trippelte mit einer für einen halbgelähmten Menschen erstaunlichen Geschwindigkeit über den Hof, während ihr Mann sie vom Fenster aus mit einem sardonischen Gesichtsausdruck beobachtete, wie er zu einem Sattelplatzspion gepaßt hätte, der grade dahintergekommen ist, daß der Derbyfavorit auf allen vier Beinen lahmt. Ein Zwiegespräch an der Hintertür, mit einem aufs Minimum beschränkten Wortlaut – und das Geschäft war abgelehnt. War er jedoch nicht zu Hause, so kam Muttchen Smailes oder sonst jemand ihrer Art durch das feindfreie Gelände gekrochen und schlängelte sich mit einem so öligen Lächeln bis zu einem Küchenstuhl, daß es einem vorkam, als hätte sie eigentlich Salz und Pfeffer drüberstreuen sollen, bevor sie es ringsherum anböte. Nach dem üblichen Eröffnungszug mit dem guten Aussehen der Kinder, das doch der Mutter alle Ehre mache, zog Muttchen Smailes ihre eine Hand unter der Achsel hervor, holte damit auch die andere heraus, schlug sie beide ineinander und fing an, sie sich zu reiben – jetzt kam die Leidensgeschichte. Ihr Gatte mußte zu einer Beerdigung und brauchte seine Sonntagssachen – wie sollte sie die nur jetzt rauskriegen, mitten in der Woche, wo kein Geld reinkam und die letzten Groschen mit dem Essen für die Kinder draufgingen! Oder ihre Älteste bekam ein Baby, und sie mußte jetzt ein paar Bettlaken auslösen, weil das arme Mädchen ja auch nicht einen einzigen Stich hatte nähen können, wo ihr Mann doch momentan sitzen mußte, bloß weil er eine Kiste Apfelsinen mit nach Hause genommen hatte, auf die das Mädchen so scharf gewesen war, wie uns das ja allen in dem Zustand immer geht. Keine dieser Geschichten erlaubte einen unmittelbar praktischen Schluß, nur kam in ihnen allen ein Punkt, an dem Muttchen ihre Hand in den Schoß legte, als wäre sie ihr schließlich da ganz einfach hingefallen, und ernsthafter zu reden anfing, indem sie betonte, daß sie ja

niemanden belästigen wolle, so was täte sie nie ... Das war für Muttchen Kiddar das Stichwort. »Ich weiß, das tun Sie nicht«, sagte sie dann beschwichtigend. »Mein Gott, Beste, ich bin ja selbst auch schon in Schwierigkeiten gewesen und weiß, was das heißt.« Und so weiter, während wir, die Zuhörer, an dieser Stelle wußten, daß jetzt irgend etwas aus dem Haus verschwinden würde, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. »Ich denk auch an Sie, natürlich«, waren Muttchen Smailes' letzte Worte. Sie dachte nicht daran.

Ebenso vergeßlich waren diejenigen, die zum Pumpen an die vordere Haustür kamen. Man konnte sich tatsächlich dieser Pfandjägerinnen nur durch die Anwendung des schärfsten Mittels erwehren, nämlich dadurch, daß man selber alles schon vorher versetzte. In dieser Hinsicht schoß Mrs. McGrewin den Vogel ab. Sie hatte ihren Haushalt bis zu einem Grade von allem entblößt, den selbst Thoreau niemals in Betracht gezogen hatte. ›Einfachheit!‹ sagte der Philosoph Neuenglands. Nun – sie hatte sämtliche Zimmer so weit vereinfacht, daß außer dem ursprünglichen Ockerton der Wände so gut wie nichts mehr darin war. Die Jalousien waren, da sie mit zur Wohnung gehörten, an den Vorderfenstern heruntergelassen, aber die Gardinen fehlten. Ein Doppelbett war übrig geblieben, zweifellos aus Rücksicht auf die bescheidenen Bedürfnisse ihres Mannes; im übrigen schliefen die Kinder auf dem Fußboden, in Zimmern ohne Uhren, Vasen, Bilder und Geschirr – trinken mußten sie aus alten Marmeladentöpfen. In dieser fast nirwanahaften Leere von allen Bedarfsgegenständen herrschte Frieden. McGrewin selbst, der Monteur war und nicht Philosoph, wie man annehmen könnte, war ein stiller Pfeifenraucher, der täglich in seiner Arbeitskluft seinem Beruf nachging; abends, wo er eine Melone und einen verschossenen blauen Anzug trug, trank er sein Viertel für sich (niemals mit seiner Frau), ein friedliebender Mann, leicht zu gängeln, der niemandem ein

böses Wort gab – kurz, ein typischer Ire. Vielleicht hatte er die Gabe, seine Umwelt völlig vergessen zu können, und lebte also hinlänglich zufrieden und glücklich – aber auch die Kinder waren zufrieden. Und die Kinder in der Nachbarschaft, ganz besonders meine Schwestern, kamen liebend gern in seine Wohnung. Das Leben dort war ein Picknick ohne Ende, wie wir zu hören bekamen; das einzige Haus in der Straße, wo sie wirklich vom Fußboden essen und dazu, um alles hinunterzuspülen, aus einem richtigen, appetitlichen Marmeladentopf trinken konnten. Das war auch so ein sonderbarer Widerspruch, über den die pflichtgetreuen Mütter unseres Viertels nachzugrübeln hatten.

Natürlich sorgte Muttchen McGrewin richtig für ihre Sprößlinge. Man konnte sehen, wie sie es tat, konnte kaum umhin, es zu sehen, weil sie sich, wenn sie einen sitzen hatte, nur im Laufen auf den Beinen halten konnte. Sie lief also und kam oft bei uns vorbei, brauste in gewaltigem Tempo durch die Dritte, die große Nase voraus, der schwarze Dutt wippte auf und nieder, wie Schmalzblasen schwappten ihr die fetten weißen Waden über den Schnürstiefeln, und hinter ihr wirbelten Bierdüfte durch die Luft. Sie war eine Schnapseule, die zum Nest zurückflog, und irgend etwas zu futtern hatte sie bestimmt in ihrer Tasche. Und allem Anschein nach wurde sie auch stets von ihrer nachsichtigen Familie willkommen geheißen. Lange Zeit waren es alles nur Mädchen, an die vier Stück, danach kam ganz spät und heiß ersehnt noch ein Sohn an. Muttchen war so überglücklich mit ihm, daß sie ihn jahrelang nährte. Aber mit der Zeit führte das zu sonderbaren Situationen. Der Bengel war in manchem frühreif; mit drei Jahren gewöhnte er sich das Rauchen an und pflegte Anwesende zuweilen durch seine Art zu entzücken, wie er die Brust fahren ließ und hinüberwackelte, um sich Feuer für seine Kippe auszubitten, oder umgekehrt. Andere mißbilligten dieses schändliche Schauspiel oder versuchten es wenig-

stens; so richtig aus vollem Herzen vermochte jedoch niemand die McGrewins zu beklagen – ihre Art zu leben schien ihnen so gut zu bekommen.
Meine Mutter war sehr bald in den erwähnten Pfandleih-Zyklus eingespannt und hatte einen Teil unserer Häuslichkeit etwas auf den Trab gebracht, obgleich sie zu sehr durch ihren etwas ›komischen‹ Mann behindert wurde, um es darin zu der McGrewinschen Vollendung zu bringen. Nach und nach gewöhnten wir uns an ihre Tätigkeit als Hausspuk; erst waren die Sachen da, dann weg, dann wieder da. Ein schwerer Regenmantel, der auf dem Gang gehangen hatte, solang ich denken konnte, verschwand spurlos; soweit wir davon wußten, hätte er auch schon vor Jahren gestohlen worden sein können, aber allen Vermutungen in dieser Richtung wurde plötzlich ein Ende gemacht: der Mantel kehrte zurück. Mit ein paar leichten Sommermänteln ging es ähnlich: die waren dann wieder weg. Eine ›Geschichte des Großen Krieges‹, die wir im Lauf der Kriegsjahre Band für Band bekamen, witschte bei uns ein und aus, war niemals vollzählig da und ebensowenig jemals ganz fort. Ein Werkzeugkasten, einige wohlbekannte Nippsachen, eine Walzgold-Uhrkette, ein paar Karaffen – alle teilten dieses Flüchtlingsdasein. Wir fragten schon gar nicht mehr nach Sachen, deren wir nicht sofort habhaft werden konnten; waren sie zufälligerweise trotzdem die ganze Zeit dagewesen, dann tobte meine Mutter, weil wir sie so ohne weiteres beschuldigt hatten. Eines Tages, als mein Vater wieder einmal von einem langen Außendienst zurückkehrte, um ein bißchen Urlaub zu machen, verfiel er wieder auf seinen alten Sport, alle Uhren in Ordnung zu bringen. Nun waren Uhren im wesentlichen ein ihm allein vorbehaltenes Gebiet; niemand ließ es sich im Traume einfallen, sie anzurühren, ob er nun anwesend war oder fort. Da waren sie nun alle, klar und deutlich sichtbar, und er ging gemächlich von einer zur anderen, ölte, putzte und zog sie



Fritz Kredel · Holzschnitt zu Aucassin und Nicolette

auf — in seiner Welt stand alles zum besten. Bis ihm eine Uhr einfiel, mit der er sich im allgemeinen nicht abgab, das marmorne Pantheon im Vorderzimmer. Weg! Einfach weg! Na ja, natürlich wars ja Mutters eigene Uhr, die sie in aller Form geschenkt bekommen hatte, aber derartige Fragen fielen bei ihm kaum ins Gewicht. Als er mich rief, ich sollte doch mal kommen und gucken, machte ich mich schon auf einen Kriegsausbruch gefaßt. Sonderbarerweise war er nicht im geringsten ungehalten. Er war einfach fassungslos über die irrsinnige Energie, die diese Frau aufbringen konnte, um im Handumdrehen etwas Geld heranzuschaffen, denn die Uhr war so schwer wie eine Tonne Blei und machte sogar einem starken Mann zu schaffen, wenn sie auch nur ein Stückchen von der Stelle bewegt werden sollte. Und doch hatte ein gewisser Jemand, der lahm war und am Stock ging, sie aus dem Haus und ein paar Straßen längs geschleppt und würde sie zweifellos auch den ganzen Weg wieder zurückschleppen. Dies eine Mal ertappte ich meinen Vater dabei, daß er die Frau einfach bewunderte.
Hätte er das doch nur öfter tun können! Aber er konnte es nicht: um jemanden bewundern zu können, muß man unberührt bleiben, darf nur für einen kurzen Augenblick aus einer Weltvergessenheit aufgetaucht sein, wie sie den alten McGrewin einhüllte. Den echten Sonnennaturen ist es möglich, ihren Spaß an einem Dasein zu haben, das sich in einem Kaleidoskop von Haushaltsgegenständen abspielt, in dem die Dinge auftauchen und wieder verschwinden, je nach der Laune eines Leihhaus-Kobolds; aber mein Vater war kein sonniger Mensch. Im Gegenteil, er hatte eine festgelegte Rolle und konnte wohl einfach nicht umhin, sich ganz an sie zu halten. In unserer häuslichen Sprache hieß es, daß er dazu verdammt sei, dauernd einen Koller zu kriegen; vielleicht stimmte das gar nicht so genau, aber wir glaubten daran, und der herrschende Glaube, ob er nun ganz oder nur halb be-

rechtigt ist, tut in jedem Falle seine Wirkung. Und zwar derartig, daß in dem Augenblick, wo man seinen Schlüssel in der Tür hörte oder sein Bett knarrte, weil er aufstand, die Stimmung gedrückt wurde — es lag etwas in der Luft, das auf das Kommende wartete.

Kam er in diese Atmosphäre hinein, so deutete er die allgemeine Erstarrung nicht als Furcht vor seiner üblen Laune, nein, er ahnte Schuldgefühle und daß den andern Dinge bekannt waren, die er noch nicht wußte. Er blickte umher, um festzustellen, was schief gegangen war. Das konnte vieles sein. Vielleicht war Mutter eben erst aus ihrem Muttchendasein zurückgekehrt und meinte, noch in den seligen Gefilden einer Bierdiskussion zu schweben, aber sie war fahrig und redete mit schwerer Zunge, und die Kleinen beobachteten sie entsetzt. Schlimmer wars, wenn sie noch fort war. Die Mädchen waren fertig zum Zubettgehen, aber sie war nicht da. Wenn sie dann kam, zu ihrem Ärger nur ein paar Minuten zu spät, und von Vater mit einer frostigen Bemerkung begrüßt wurde, war ihr nicht nur vom Dämon Alkohol der Rücken gestärkt worden, sondern höchstwahrscheinlich auch noch durch die Brandreden, welche die Muttchenclique im Hinterstübchen ihrer Kneipe wider die Ehemänner geführt hatte. Und so gings denn bei uns los. Eiskalte Kritiken, prompte Erwiderungen, wobei jede Seite nach der ihrem Geschlecht eigentümlichen Methode der andern immer wieder eins auswischte. Als Debatte hatte die ganze Sache überhaupt keinen Sinn, denn was kann bei einem Streit zwischen zwei Gegnern herauskommen, der auf der Polarität ihrer Geschlechter beruht? Entweder führt die Leitung Strom und bewirkt den physikalischen Funken eines Knuffs oder Kusses, oder sie ist tot und endet mit einer Trennung. Die beiden hier konnten sich aber nicht trennen — ein solcher Schritt war ihrer Überlieferung fremd. Und küssen konnten sie sich vor den Kindern auch nicht. Nun, eines Abends also kam ich nach Hause und

mußte feststellen, daß grade die übliche Szene durchgespielt wurde. Ich war jedoch ein wenig zu spät dran — die Spannung zwischen dem verbissen dasitzenden Mann und der hochroten, herausfordernd frechen Frau, die zwar stand, aber immer noch nicht ging, war nahe daran, in Tätlichkeiten auszuarten. Als ich mich grade hinsetzte, schlug der Blitz ein: der Mann sprang urgewaltig auf, noch einmal kreischte die Frau los, die Kleinen heulten lauter, und dann kam diesmal etwas ganz Neues hinzu — plötzlich stand ich selbst auf den Beinen, um mich mit meinem ganzen Gewicht dem tobenden Mann in den Weg zu werfen.

Der Angriff hatte einigen Erfolg, weil er unerwartet gekommen war und mein Vater nicht fest auf den Beinen gestanden hatte. In seiner Überraschung drehte er sich um und hob die Faust grade so weit, daß sie meinen Unterkiefer traf. Ich glaube, daß er über diesen halben Schlag völlig entsetzt war; er wich zurück, während ich mit dem elendigen Gefühl, mein Kiefer müßte ausgerenkt sein, etwas weiter in den Ring trat. Ich war weiß wie die Wand geworden und war auch in Weißglut. In diesem Augenblick verstummten die kleinen Mädchen plötzlich, Mutter schlüpfte hinaus und war weg.

Mein Vater wandte sich ab, sagte so etwas, wie daß mich niemand gebeten habe, meine Nase da hineinzustecken, und langte nach seiner Pfeife. Die Mädchen rutschten von ihrem Sofa und machten, daß sie ins Bett kamen — für diesen Abend war das Stück aus. Ich setzte mich, um mir die Schuhe aufzuschnüren, und wenn sonst noch etwas gesagt worden ist, so weiß ich es nicht mehr, nur noch, wie mich das Gefühl überwältigte, nun mein Debut auf der Bühne der volljährigen Männlichkeit hinter mich gebracht zu haben, aus dem Stegreif sozusagen, ohne eine Gelegenheit, vorher noch zu proben. Ich war fast vierzehn; an diesem Abend fand ein Abschnitt meiner Kindheit sein Ende.

Aus dem Englischen übertragen von Peter Dülberg

Christian Morgenstern · Das Mondschaf

SECHS GALGENLIEDER

Das Mondschaf

Das Mondschaf steht auf weiter Flur.
Es harrt und harrt der großen Schur.
  Das Mondschaf.

Das Mondschaf rupft sich einen Halm
und geht dann heim auf seine Alm.
  Das Mondschaf.

Das Mondschaf spricht zu sich im Traum:
»Ich bin des Weltalls dunkler Raum.«
  Das Mondschaf.

Das Mondschaf liegt am Morgen tot.
Sein Leib ist weiß, die Sonn ist rot.
  Das Mondschaf.

Das Nasobem

Auf seinen Nasen schreitet
einher das Nasobem,
von seinem Kind begleitet.
Es steht noch nicht im Brehm.

Es steht noch nicht im Meyer.
Und auch im Brockhaus nicht.
Es trat aus meiner Leyer
zum ersten Mal ans Licht.

Auf seinen Nasen schreitet
(wie schon gesagt) seitdem,
von seinem Kind begleitet,
einher das Nasobem.

Christian Morgenstern · The Moon Sheep

Authorized English Version by Wilhelm Eitzen

The Moon Sheep

The Moon Sheep, on the lea forlorn,
Stands and is waiting to be shorn.
The Moon Sheep.

The Moon Sheep munches just two stalks
And to its alp it gently walks.
The Moon Sheep.

The Moon Sheep mutters in its sleep: –
I am the world-space, dark and deep.
The Moon Sheep.

The Moon Sheep, in the morning, 's dead.
The sheep is white, the Sun is red.
The Moon Sheep.

The Nasobeme

Upon his noses walketh
Erect the Nasobeme,
And to his child he talketh.
You don't find him in Brehm.

I got him from no annual,
Encyclopædia,
Or any other manual,
But from my cithara.

Upon his noses walketh,
not now an anonym,
Whilst to his child he talketh,
Erect the Nasobeme.

Das Knie

Ein Knie geht einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts!
Es ist kein Baum! Es ist kein Zelt!
Es ist ein Knie, sonst nichts!

Im Kriege ward einmal ein Mann
erschossen um und um.
Das Knie allein blieb unverletzt –
als wärs ein Heiligtum.

Seitdem gehts einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.
Es ist kein Baum, es ist kein Zelt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.

Das Huhn

In der Bahnhofshalle, nicht für es gebaut,
geht ein Huhn
hin und her ...
Wo, wo ist der Herr Stationsvorsteh'r?
Wird dem Huhn
man nichts tun?
Hoffen wir es! Sagen wir es laut:
daß ihm unsre Sympathie gehört,
selbst an dieser Stätte, wo es – »stört«!

Die unmögliche Tatsache

Palmström, etwas schon an Jahren,
wird an einer Straßenbeuge
und von einem Kraftfahrzeuge
überfahren.

The Knee

A knee walks on its lonely track.
It is a knee, that's all!
It is no tree! It is no sack!
It is a knee, that's all.

When war did rage, a man was shot,
And all his members too.
But — wonderful! — the knee was not —
As if it were taboo.

Since then, it walks its lonely track,
It is a knee, that's all.
It is no tree, it is no sack.
It is a knee, that's all.

The Hen

On the railway platform, not built for her "crowd",
Walks a hen
To and fro . . .
Where, where is the Station Master, though?
Well, will she
Go scot-free?
Let us hope so! and declare aloud: —
That we fully sympathize with her,
Even here, where she's a nuisance, Sir!

The Impossible Fact

Palmstroem, well preserved so far,
Is run down, head over heels,
At a corner by the wheels
Of a car.

»Wie war« (spricht er, sich erhebend
und entschlossen weiterlebend)
»möglich, wie dies Unglück, ja —:
daß es überhaupt geschah?

Ist die Staatskunst anzuklagen
in bezug auf Kraftfahrwagen?
Gab die Polizeivorschrift
hier dem Fahrer freie Trift?

Oder war vielmehr verboten,
hier Lebendige zu Toten
umzuwandeln, — kurz und schlicht:
Durfte hier der Kutscher nicht — ?«

Eingehüllt in feuchte Tücher,
prüft er die Gesetzesbücher
und ist alsobald im klaren:
Wagen durften dort nicht fahren!

Und er kommt zu dem Ergebnis:
Nur ein Traum war das Erlebnis.
Weil, so schließt er messerscharf,
nicht sein *kann*, was nicht sein *darf*.

Korf erfindet eine Art von Witzen —

Korf erfindet eine Art von Witzen,
die erst viele Stunden später wirken.
Jeder hört sie an mit langer Weile.

Doch als hätt ein Zunder still geglommen,
wird man nachts im Bette plötzlich munter,
selig lächelnd wie ein satter Säugling.

As he rises thereupon
(Resolutely living on),
How (he muses) could befall
Such an accident at all?

May I blame the Government?
Call policemen negligent?
Or, perhaps, the motorist
Might here drive, just as him list?

Was it not forbidden then
To convert here living men
Into corpses? Now then, what?
Must – or might the driver not . . . ?

Bandaged up, he tracks the codes,
Acts, and bills regarding roads,
Till removed he finds the cloud: –
Driving there was not allowed!

The result would, therefore, seem: –
The event was but a dream.
For, he reasons trenchantly: –
That which must not, cannot be.

Baron Korf invents a sort of jokes –

BARON Korff invents a sort of jokes
Which go home but after many hours.
Everyman is bored, while they are told.

But, as if some fuse hat been a-glowing,
Suddenly you start at night from slumber,
Chuckling happy like a well-fed baby.



Es muß auffallen, wie nach dem Karfreitag die Frauen in den Vordergrund rücken. Die entsetzliche Leere, die sich zwischen Karfreitagabend und dem Ostersonntag hindehnt, also zwischen dem Scheitern der Hoffnung, der Rabbi werde zuletzt doch noch ein alljüdisches Gottesreich schaffen, und der Gewißheit vom auferstandenen Christus – diese Leere wird nur von einer einzigen Person überbrückt. Es ist eine Frau. Maria aus Magdala heißt sie.

Von den Jüngern, außer Petrus und Johannes, ist ja schon seit Gethsemane nicht mehr das geringste zu sehn. Sie sind geschüttelt von Gestapo-Angst. Dann Petrus; auch er tritt während des nächtlichen Vorverhörs ab, ist von da an ziemlich gründlich verschwunden, nicht einmal unterm Kreuze dabei. Maria aus Magdala erst wird es sein, die ihn zurückholt; erst durch die Kraft dieser Frau wird er einbezogen ins Ostergeschehen. Maria, die Mutter des Herrn, wird zuletzt unterm Kreuze erblickt. Die Schmerzensmutter ist nun am Ende der Kraft; von Schwertern durchbohrt: Leid aller überlebenden Mütter. Und Johannes muß bei Maria sein, irgendwo in Jerusalem, wo man den beiden ein Obdach gewährt; die Kreuzesworte binden ihn ja. Alles fort also. Wenn erfüllt werden soll, was die Sitte vorschreibt, und es muß erfüllt werden, daß der Leichnam vor Sabbat-Anfang bestattet sein muß, müssen zwei Fremde eingreifen; es sind gerade Männer der Gegenpartei, hohe Beamte: Joseph von Arimathia und Nikodemos, der eines Nachts zu theologischem Gespräche zu Christo kam.

Dann kommt der Sabbat. Ungeheuere Pause. Starre der Verzweiflung scheint sich ausgebreitet zu haben. Der Messias, der das freie Judäa herbeiführen sollte, gescheitert und alles ist aus.

Und dann jener Morgen. Fragt man sich, welche Frauen es

waren, die zwischen Morgengrauen und Sonnenaufgang durch die dunklen und schmutzigen Gassen der Altstadt von Jerusalem eilten, um ihren Herrn, der nun auf einmal nicht mehr ihr Herr, sondern das Ziel ihres Erbarmens war, zu umsorgen, so kann es sich nur darum handeln, ob es zwei (wie Matthäus sagt) oder drei (wie Markus und Lukas berichten) oder vier (da Markus und Lukas als dritten Namen zwei verschiedene nennen) gewesen sein mögen: — jedenfalls Frauen. Und jedenfalls Frauen allein. In der Katastrophe: Frauen allein. Und es kann kein Zweifel bestehn, daß Maria aus Magdala die Szene beherrscht. Es ist sicherlich so, daß die ein oder zwei oder drei anderen Frauen in ihrem Fahrwasser sind. Sie führt an, die andern sind Nebenfiguren.

Wer ist denn die Frau? Man kennt sie nur flüchtig. Es heißt von ihr, Christus habe sie, da sie von sieben Dämonen besessen war, geheilt. Also war sie gestört, vielleicht melancholisch, vielleicht depressiv oder wie wir das nennen. Geheilt hing sie ihrem Retter in Hingabe an; bei Lukas heißt es, die heilige Schar habe während der Wanderschaft von ihrem Vermögen und dem zweier anderer Frauen gelebt. Mehr wissen wir nicht. So gering ist unsere Kenntnis, daß ihre Gestalt Jahrhunderte lang mit jener dorfbekannten Burschenzuflucht verschmolz, die eines Tages, als Christus beim Essen und beim Gespräch war, sich von hinten an Jesus heranmachte und seine Füße mit Tränen und mit Parfüm genetzt und unaufhörlich geküßt und mit ihren Haaren getrocknet hat, worauf Christus, welcher Choc für die Anständigen, sagt: »Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt!« Nur aus dem Umstand, daß Lukas gleich nach dieser Geschichte die Maria und ihre sieben Dämonen erwähnt, ist eine Verschmelzung entstanden; der große Augustinus hat die zwei Gestalten zusammengenommen, es war ihm eine Lieblingsidee. Der Evangelienbericht lautet anders.

Nun aber ereignet es sich, daß seit der Kreuzesstunde auf einmal helles und immer helleres Licht auf sie fällt. Wir finden sie unter dem Kreuz. Dann, als alle Angehörigen fort sind, ist sie bei der Bestattung dabei. Als auch die fremden Helfer weggehen, scheint sie geblieben zu sein, wankt und weicht nicht, nur daß sie nach Sabbat-Ende in die Stadt zu Besorgungen geht.

Dann, gegen Morgen, kommt ihre Stunde. Alles, alles kommt jetzt auf sie zu. Ihre Treue, ihr Erbarmen, ihre Standhaftigkeit, ihr nach nichts, nach gar nichts fragender Trieb treibt sie zum Durchbruch. Sie ist die erste, der die ungeheuere Gewißheit erwächst, daß der Tod Christi kein Ende, sondern ein Anbeginn ist.

Und nun also:

Maria aus Magdala steht vor dem Grab. Sie wendet sich, sieht eine Gestalt, aber sie merkt nicht, daß Christus es ist. Es ist mit den Augen ja auch nicht zu erkennen, nie, auch in Emmaus, auch bei den Jüngerversammlungen nicht. Sie denkt: der Gärtner Herrn Josephs wird es wohl sein. Es werden Worte gewechselt und sie merkt es immer noch nicht: auch das Ohr kann nichts melden. Da ruft sie Christus beim Namen: »Maria!« Es ist der Namensanruf, wir kennen ihn aus der Paradiesesgeschichte. Dies ist ihr Augenblick, dies ihr Ereignis: sie bricht in die Kniee und sie leistet das Ihre, indem sie antwortet: »Rabbuni!« – das ist, in einem einzigen Wort, ein jähes Glaubensbekenntnis, denn es ist die feierlich gesteigerte aramäische Anrede, die nur dem Gott, keinem Menschen gebührt. Und so ist sie die erste, die an den Auferstandenen glaubt.

Das ist der ewige Preis dieser ruhmlosen Frau, die leidenschaftlich, nicht nachdenkend, erbarmungsstark, triebhaft und bedenkenlos ist. Im Verzweiflungsmeer dieses Morgens ist sie Stilla maris, der einzig glaubende Tropfen. Sie kann im Grund nur gebären. Aber siehe, ihr Schoß ist zu höchster

Empfängnis bereit. Mit ihrem Anruf »Rabbuni!« hält sie den Sturm des Widerfahrnisses aus.
So kann es denn von ihr heißen, bei Markus, dem ältesten, löwenstarken Evangelisten: »Jesus, da er auferstanden war, erschien am ersten der Maria aus Magdala, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte.«
Man kann den Glanz dieses Augenblicks, diesen Ausbruch von Glauben nur recht ermessen, wenn man ihn mit den andern Glaubensmomenten der Auferstehung vergleicht. Sie betreffen Johannes und Thomas. Maria aus Magdala hat, das Grab leer findend, den Petrus und den Johannes aus der Stadt hergeholt. Johannes, schneller laufend als Petrus, ist als erster zur Stelle. Er bückt sich, sieht die Leinenbinden daliegen, das Schweißtuch liegt extra. Aber er geht nicht hinein. Jetzt kommt Petrus an, geht ohne Umstand hinein, sieht alles, merkt nichts, es nimmt ihn bloß »wunder, wie alles zuginge und er geht wieder fort«. Jetzt geht auch Johannes hinein. Und nun heißt es: »... und sah und glaubte«. Woraufhin glaubt er? Auf Zeichen. Auf Orakel, auf Bilder, auf Zeichen, die von oben in unsere Sinnenwelt fallen; immerhin, aber mehr kann diese Welt, mehr kann diese Zeit nicht für uns tun. Wenige Verse darauf folgt die Geschichte von Thomas. Der kann erst glauben, als er den Auferstandenen begriffen hat, mit dem Finger in die Wunde der Hände und in die Wunde der Seite. Der erste christliche Denker, der erste Theologe ist er. Er braucht die Begriffe.
So ist es, das Denken: mit dem Finger auf das Unberührbare greifen, auf das Unerhörte mit dem Allerungehörigsten deuten, und, wenn es schlimm ist, zu langen.
Der Maria aus Magdala aber, die nicht denkt, wird die Gnade des Anrufs zuteil. Zu ihr sagt Christus: »Noli me tangere, me mu haptu. Begreife mich *nicht*.«



Josef Mühlberger · Vier Gedichte

Weinberg im Vorfrühling

Leer liegt des Weinbergs sandiger Hang
in violettem Schimmer;
Stufen, Stege, Mauern, bergauf und entlang
blattloser Ranken,
klar abgezeichnet, schlank
in des kühlen Lichts Geflimmer.

Herbe Schönheit, unerwacht,
jungen Wuchses zage Kontur,
umschattet von keines Laubes Spur,
Knospenanmut verhaltener Pracht! –
Mir ist, mich hätte der künftige Wein
schon trunken gemacht.

Im Frühlicht

Das erste Frühlicht, sieh!
streift am Himmel die nächtlichen Wolken,
zart schimmernd und weiß.

›Es sind die blühenden Bäume
am Hang, von Mondlicht berührt,
zart schimmernd und weiß.‹

»Träumer der Liebe, ihr beiden!
Schnee schwebt in der Luft; bald fällt er
zart schimmernd und weiß.«

Alte holländische Lampe

NOCH haftet an dir etwas von dem Klaren
der großen Stuben, die du einst geschmückt
und an den leisen Abenden erhellt,
und von den Menschen, die darin zuhause waren,
still, stark und mit sich eins und unzerstückt,
und sicher in der brüderlichen Welt.

Mit deinen kleinen Sechseck-Scheiben,
in blanke Messingbänder eingefaßt,
die an die Wand so schöne Schatten schreiben,
bist du wie rein gebaute Honigwaben,
aus denen, wenn der Abend grau verblaßt,
dein Licht strömt, süß und sanft, zu trösten und zu laben.

Immer wieder . . .

IMMER wieder umfragen wir das Geheimnis des Todes,
von dem tiefsten Glück löst sich fernhin der Blick.
Was einst können von Irdischem wir nach drüben retten?
und was bleibt, aschiger Abfall, zurück? –
Obs nicht die Ahnungen sind, die wir drüben brauchen
das, was Sehnsucht sich Bessres erfühlt?   [können,
Ob nicht *das* dort weiterleben wird, was in zagen
Melodien unsres Traums ahnend wir hier gespielt?
Weh dann, die Nahes nur nahe wußten und ohne Verklären,
das den feuchten Blick ungetröstet erhob!
Einmal vielleicht ist gefühlter Mangel unser Besitztum,
was wir hier umweint, lächelt dort und lebt.

Als Karl von Anjou, der Bruder König Ludwigs des Heiligen von Frankreich, in den ersten Februartagen des Jahres 1266 von Rom aus, wo er kurz zuvor in der Petersbasilika zum König von Sizilien gekrönt worden war, auf der Via Casilina südwärts zog, um dem Staufer Manfred die Herrschaft über dieses Reich nunmehr endgültig zu entreißen, befand sich in seinem Gefolge auch der Geschichtsschreiber dieses Feldzuges, der Kaplan Andreas von Ungarn. Bei der Ankunft in Capua beeindruckte diesen etwas so tief, daß er mitten in dem Bericht über die Waffentaten seines Herrn davon Kunde geben mußte, wiewohl er damit des Feindes bewundernd gedachte:

›Hier befindet sich‹, so steht da zu lesen, ›eine Brücke, an deren Zugang durch Manfreds Vater, Friedrich, als ihn des Kaisertums Glanz noch umstrahlte, zwei Türme von erstaunlicher Kraft, Schönheit und Größe für 20000 Gulden reinen Goldes errichtet wurden. An ihnen ließ er zum ewigen und unvergeßlichen Angedenken sein gemeißeltes Bild anbringen: die Arme vorgestreckt, zwei Finger der einen Hand wie zur Mahnung erhoben, auf daß der unter ihm Hindurchschreitende die hochfahrende Drohung der Worte nicht vergesse, die, obwohl unter ihm in den Stein eingegraben, dennoch gleichsam sein Mund auf sie herabdonnert:

Auf des Caesars Geheiß bin ich des Königsreichs Wächter!
Stürzen werd ich in Schmach, die ich veränderlich weiß.
Sicher schreite hindurch, wer fehllos zu leben gewillt ist.
Aber der Untreue fürcht Bann und im Kerker den Tod.‹

Wer in unseren Tagen von Rom nach Capua reist, wird immer noch entweder wie jener anjousche Heerzug der Via Casilina folgen müssen, durch das lazische Bergland hindurch, das grüne Liristal entlang, vorbei an Casamari, der herrlichen



Bildnis Friedrichs II. von Hohenstaufen

(Nach einer Gemme)

Zisterzienseranlage, und vor allem an dem Mahnmal für alle christlichen Völker der Erde, Montecassino, dem immer wieder phönixgleich aus Schutt und Asche wiedererstehenden Heiligtum des Abendlandes, dessen Name schon über der Wiege seiner Kultur so strahlend erglänzte; oder er wird von Rom aus jene andere berühmtere Heerstraße, die Via Appia, wählen, die über das Albanergebirge mit seinen Seen und Wäldern führt, durch die grenzenlos sich hindehnenden, nun so fruchtbaren Gefilde der endlich doch bezwungenen pontinischen Sümpfe hindurch, vorbei an Terracina; weiter entlang an den einst so berühmten Fischteichen von Fondi, bis sie schließlich, in die Helle und Weite des Golfs von Gaeta entlassen, das vom Vulturno fast allseitig umflossene Capua mit der eindrucksvollen Silhouette des Monte Tufata im Hintergrund erreicht. Aber dort wird niemandem mehr der gleiche großartige Eindruck zuteil werden wie vor fast siebenhundert Jahren dem Kaplan Andreas von Ungarn. Die Straße, die ehedem direkt auf das Brückenkastell zuführte und zwischen den Türmen hindurch – sie ist nicht mehr benutzbar; die alte Römerbrücke, die sie solange über den Fluß hinübertrug – sinnloser Zerstörungswahn ließ sie erst vor wenigen Jahren im Strome versinken. Auch die Türme von erstaunlicher Kraft, Schönheit und Größe, ragen nicht mehr bis zur ursprünglichen Höhe in den Himmel; und vor des Kaisers gemeißeltem Bild wird keiner mehr feststellen können, daß er es ›in aeternam et immortalem memoriam sculpi fecit‹... denn auch von ihm blieb dort nicht eine Spur.

In weitem Bogen führt jetzt eine neue Straße an dieser Zone der Trümmer vorbei, über eine neue Brücke nach Capua hinein; und so geschieht es eben nicht selten, daß Vorüberkommende diese Ruinen in ihrer abseitigen Verlassenheit überhaupt nicht einmal mehr bemerken. Allein, auch wer hingeht, um sie näher in Augenschein zu nehmen, wird, selbst wenn er sie mit Friedrich II. in Verbindung zu bringen weiß, den-

noch ratlos vor ihnen bleiben bei dem Versuch, sich eine greifbare Vorstellung von dem Aussehen des ehedem unzerstörten Bauwerkes zu machen. Wer aber mit Interesse und Geduld seiner Geschichte und seinen Schicksalen nachspürt, alle Zeugnisse und Überreste sammelt und auswertet, vor dessen geistigem Auge wird als schönster Lohn solchen Bemühens auch dieses staufische Denkmal wieder aufragen wie einst — am Tag der Vollendung.

Die Kaisergestalt war nicht das einzige Bildwerk, das sich ehedem an der Fassade zwischen den Türmen befand; sie war vielmehr, wie wir wissen, mit vielen Skulpturen, zeitgenössischen und antiken geschmückt. Doch von dem großen Reichtum sind nur wenige übrig geblieben und von ›der Zeit, der zerstörenden‹ grausam gezeichnet: ein weiblicher Kolossalkopf, in dem lokalpatriotische Eitelkeit eine Verkörperung der ›Capua fidelis‹ glaubte erkennen zu dürfen, und zwei männliche Büsten, von denen seit langem — wenn auch zweifellos zu Unrecht — die eine als das Abbild des Petrus da Vinea, des wortgewaltigen Logotheten, die andere als das des Taddeus da Sessa, eines kaiserlichen Großhofrichters, bezeichnet wird. Aber von allen übrig gebliebenen Skulpturen sind der Kaisergestalt Geschichte und Schicksale doch die erregendsten und tragischsten zugleich.
Als im Jahre 1557 die Spanier, im Zusammenhang mit der Einbeziehung und Umwandlung der Brückentürme in eine moderne Verteidigungsanlage die gesamte Fassade zerstörten, und die Kaiserstatue ihren beherrschenden Platz, an dem ihr für Zeit und Ewigkeit zu thronen bestimmt war, verlassen mußte, wurde sie zunächst mit einigen anderen Skulpturen, die ebenso wie sie nicht schon damals Liebhaber fanden und auf diese Weise für immer verschwanden, in den kleinen Innenhof verbracht. Jahrelang blieben sie hier allen Unbillen der Witterung ebenso wie anderen Anlässen von

Beschädigung und Verfall schutzlos preisgegeben, bis endlich dem Senat von Capua das Gewissen schlug, und er Anfang Januar 1584 beschloß, wenigstens die Kaiserstatue wieder würdig aufstellen zu lassen. In jenem Hof, für die Vorübergehenden gut sichtbar, sollte sie in einer schön umrahmten Nische zu stehen kommen; ihr zu Füßen eine Inschrift solchen Inhalts ›per conservar li anticha memoria e grandezza d' animo della patria‹. Ob tatsächlich das Osterfest 1584 – denn bis zu diesem Zeitpunkt hatten die beauftragten Künstler ihre Arbeit zu vollenden versprochen – auch zur Auferstehungsfeier für die Kaiserstatue wurde, wissen wir nicht. Aber über zwei Jahrhunderte sollte sie dann an dem ausersehenen Platz ein ihrer ursprünglichen Bestimmung nach zwar höchst ungemäßes, dafür aber ungefährdetes Dasein im Schattenbereich der Geschichtslosigkeit fristen, ehe neue Heimsuchung sich über ihr zusammenbraute.
Ein glücklicher Zufall fügte es, daß, bevor sie noch hereinbrach, der neapolitanische Hofhistoriograph, Francesco Daniele, dem wir auch ein großes Werk über die normannisch-staufischen Königs- und Kaisergräber im Dom von Palermo verdanken, in Capua das Brückenkastell des von ihm so begeistert verehrten Kaisers besuchte und darüber dann an einen gelehrten und kunstsinnigen Freund, Guiglielmo della Valla berichtete. Aus diesem Brief, in dem er die Kaiserstatue ausführlich beschreibt, erfahren wir des weiteren, daß er sie auch mit dem Zeichenstift festhielt und außerdem vom Haupt durch den genuesischen Bildhauer Tommasio Solari einen Abguß nehmen ließ, nach dem schließlich noch ein venezianischer Steinschneider, Battista Bertioli, eine Gemme fertigte, die Daniele, in einen Ring gefast, immer trug.
Man muß fast schon eine unbewußte Vorahnung des nahenden Verhängnisses bei Daniele annehmen, die ihn veranlaßte, sich so vorsorglich der Kaiserstatue anzunehmen; denn wenig



mehr als zwanzig Jahre später, als die Festung Capua sich den siegreichen Truppen der französischen Revolution ergeben mußte, ließ auch hier, wie es immer zu geschehen pflegt, eine fanatisierte Soldateska an den verhaßten Symbolen ihre Wut aus. Die Statue wurde zu Boden gestürzt, das gekrönte Haupt abgeschlagen und in den Vulturno geworfen. So blieb es wenigstens vor weiterer Schändung bewahrt, denn die Passion des Körpertorsos, der fürs erste in eines der Kasemattenmagazine wanderte, hatte noch nicht geendet.
Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangte er nämlich, anläßlich eines Verkaufes von Altmaterial aus den Festungsbeständen, in den Besitz eines Capuaner Bürgers, der ihn der Länge nach durchsägen ließ, um die beiden Hälften als Pflasterblöcke einer nützlichen Verwendung zuzuführen. Es darf bezweifelt werden, daß sie wirklich diesem Zwecke dienstbar gemacht wurden, denn dazu hätte es doch der Kräfte von Riesen bedurft. Schließlich erbarmte sich die Stadt Capua der Reste und erwarb sie für ihr Museum, wo sie, und zwar in der Umrahmung von 1584, die alle Stürme der Zeiten unversehrt überdauert hatte, wieder aufgestellt wurden.
Allein, wer dort den Torso der Kaisergestalt sah, konnte ihres Anblicks nicht recht froh werden, denn alle Spuren ihrer Heimsuchungen waren soweit als möglich sorgfältig getilgt. Man sah nicht mehr, daß sie zersägt, dafür aber, wieviel Fehlendes unnötigerweise und dazu noch schlecht ergänzt worden war.
Doch in solcher Übertünchung, die sie schlimmer entstellte als alle die ihr zugefügten Beschädigungen, sollte sie nicht überdauern müssen. Denn eines Tages splitterte alles Verfälschende vom echten Kern, und wenn auch die ungleichen Teile zunächst noch wieder mit Drahtseilen gleichsam aneinander gefesselt wurden, so war nunmehr doch deutlich das Echte vom Falschen zu unterscheiden; und jüngst kam endlich der Tag, an dem sie, von allen entstellenden Zutaten restlos

gereinigt, in dem aus Schutt und Asche wieder auferstehenden Museo Campano eine würdige Aufstellung fand.

Wer des Torsos der Kaiserstatue, in welchem Zustand auch immer, ansichtig wurde, gedachte zugleich auch des Hauptes, das sie einst gekrönt. Allein es blieb der Phantasie jedes einzelnen vorbehalten, sich davon seine Vorstellung zu machen; denn der Abguß Solaris, der nach dem Untergang des Originals einen einzigartigen Wert erhalten hatte, war, ehe er überhaupt bekannt wurde, schon wieder verschollen. Auch die Gemme, die nach dem Tode Danieles in den Besitz eines anderen bekannten Geschichtsschreibers der Hohenstaufen, Friedrich von Raumers, gelangt sein sollte, war nach dessen Tod ebenfalls unauffindbar. Stiche und Wachsabdrücke, die angeblich nach dem Original gefertigt und von ihm abgenommen sein sollten, wurden schon deshalb mit großer Skepsis aufgenommen, weil sie ein völlig klassizistisches Bildnis zeigten, und da sie mit der Vorlage nicht verglichen, die Treue der Wiedergabe somit nicht nachgeprüft werden konnte, wurde ihr Zeugniswert von der wissenschaftlichen Forschung, sofern nicht überhaupt geleugnet, so doch nur mit stärkstem Vorbehalt anerkannt.
Wiewohl die Suche nach dem Solarischen Abguß ebenso wie nach der Gemme, die so viele Zweifel hätten lösen können, mit der Zeit kaum noch aussichtsreich erscheinen durfte, wurde sie von manchen doch nicht aufgegeben. Je länger sie aber erfolglos blieb und um so gewisser damit zu werden schien, daß man sie für unwiederbringlich verloren erachten müsse, desto bewegter wurden die Klagen über ihren Verlust und um so fester zugleich die Überzeugung – und die anderen Büsten mußten sie noch bestärken –, daß mit diesem Kopf das großartigste Bildnis des Kaisers verloren gegangen sei.
Der Zufall, der in der Geschichte der Erforschung dieses Bauwerks im guten wie im bösen eine nicht unerhebliche

Rolle spielte, bewies in diesem Falle seine Gunst. Denn Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts wurde in Centurano bei Caserta auf dem Landgut des Marchese Daniele, einem Nachfahren des Hofhistoriographen, durch den Bonner Archäologen Ernst Langlotz zunächst der schon für immer verschollen geglaubte Abguß Solaris wiederaufgefunden.
Wem aber wäre es bei der ersten Begegnung mit diesem Kopf anders ergangen als dem glücklichen Wiederentdecker, dessen Freude zunächst von einem Gefühl herber Enttäuschung gedämpft wurde? Denn wie wenig entspricht, oder richtiger gesagt, wie sehr widerspricht dieser Kopf dem, was man glaubte erwarten zu dürfen oder zu finden wünschte. Hätte man – und gerade im Hinblick auf die anderen Capuaner Büsten – nicht glauben dürfen, eines Hauptes ansichtig zu werden, von der Art etwa jenes lorbeergeschmückten Torsos, der 1934 bei Castel del Monte gefunden wurde? Eines ebenso großartigen, durchgeistigten und vom Schicksal gezeichneten Antlitzes? Statt dessen sieht man sich dem Kopf eines jüngeren Mannes gegenüber, den ohne weiteres niemand als ein Werk des 13. Jahrhunderts würde zu bezeichnen wagen, viele aber unbedenklich für eine mittelmäßige Arbeit des Klassizismus erklären würden.
Was die weitere Beschäftigung mit diesem erstaunlichen Fall alsbald wieder erschweren sollte, war die Tatsache, daß der Zufall der glücklichen Fügung nur zu schnell wieder eine böse folgen ließ, denn wir besitzen den Abguß Solaris schon nicht mehr. Er trat gleichsam nur noch einmal ans Licht, um auf die gleiche Weise wie sein Vorbild, nämlich durch kriegerische Einwirkung, endgültiger Vernichtung anheimzufallen. Der Marchese Daniele hatte ihn dem Museo Campano vermacht, und als dieses 1944 bei einem zudem noch irrtümlichen Luftangriff alliierter Verbände auf Capua in Schutt und Asche sank, ging auch er mit zugrunde. So muß man es noch als ein Glück im Unglück betrachten, daß die wenige

Wochen zuvor von der Solarischen Büste angefertigte Matrize sich zufällig nicht im Museum befand und sie wenigstens erhalten blieb. Doch nun besitzen wir nur noch den Abguß eines Abgusses und vergleicht man diesen mit einer Aufnahme, die von der Vorlage glücklicherweise erhalten blieb, so erkennt man ohne weiteres wieviel an Feinheit der Modellierung bei dem Zweitguß verloren ging.

Daß unter diesen Umständen der Zweifel am Zeugniswert dieses Kopfes sich bis zu dessen klarer Verneinung steigern konnte, ja selbst die Vermutung nicht ausblieb, daß es sich hier um eine Fälschung handeln müsse, kann nicht wundernehmen.

Dies hätte freilich mit dem Original der Gemme widerlegt werden können, wenn sie greifbar gewesen wäre. Die Wiederentdeckung des Solarischen Abgusses hatte die Hoffnung, daß auch sie eines Tages wieder zum Vorschein kommen würde, neu belebt, und in der Tat hat Fortuna die Mühe der Unverzagten belohnt, denn vor wenigen Wochen konnte festgestellt werden, daß auch sie noch vorhanden ist.* Die Bedeutung ihrer Wiederauffindung besteht insbesondere darin, daß das Original die Echtheit der früheren Abdrücke bestätigt, und in Verbindung mit ihnen auch alle Zweifel beseitigt, daß es sich bei dem in Centurano gefundenen Solarischen Abguß um eine Fälschung handle. Aber auch nachdem dies geklärt ist, wird niemand bestreiten wollen, daß der Zeugniswert des Abgusses von diesem Abguß erheblich gemindert ist, zumal angesichts der gründlichen Restaurie-

* Besondere Umstände verbieten, jetzt schon bekannt zu geben, wo sich die Gemme befindet; aber der Verfasser wie sein verehrter Kollege und Freund, Ernst Langlotz, denen gemeinsam das Glück der Wiederentdeckung zuteil wurde, verbürgen sich dafür, daß es sich hier nicht um eine Mystifikation handelt: beide haben den Ring mit der Gemme in der Hand gehabt und von ihr den Abguß genommen, der hier abgebildet ist. C. A. W.



rungen, die an seinen Vorlagen vorgenommen wurden. Denn wenn Solari nicht am Original selbst die zweite durchführte, so muß er sie, da sein Abguß ein untadeliges Haupt zeigt, entweder an diesem selbst oder seiner Form getätigt haben. Ihr Ausmaß läßt sich nur vermuten. Die Nase, Mund- und Kinnpartie sind offensichtlich umgeformt worden; sicherlich auch noch manches andere. Wir würden vielleicht in bezug darauf genauer sein können, wenn wir Solaris Abguß noch besäßen. Denn trotz der dunklen Übermalung, die wohl nicht nur dem Zeitgeschmack entsprechend Bronzewirkung vortäuschen, sondern auch die Spuren der Ergänzungen verwischen sollte, hätten sich diese am Objekt selbst vielleicht doch noch nachweisen lassen, was an Hand der Aufnahme nicht möglich ist.

Gerade die Erfahrungen, die jüngst bei der Reinigung der anderen Capuaner Büsten gemacht wurden, zwingen bei der Beurteilung dieses Abgusses zu besonderer Vorsicht. Bei dem weiblichen Kolossalkopf hat sich nämlich besonders eindrucksvoll gezeigt, wie wenig ergänzender Gips genügt, um ein Antlitz völlig zu verändern. Denn als alles wieder entfernt wurde, was ihn bislang wie eine langweilige Antikenkopie des ausgehenden 18. Jahrhunderts hatte erscheinen lassen, welch großartiges Antlitz trat hinter der glatten, ausdruckslosen Gipslarve zutage!

Besäßen wir noch den originalen Kaiserkopf, der zunächst wohl ebenso wie die anderen Büsten, und wahrscheinlich in der Art des Solarischen Abgusses, restauriert auf uns gekommen wäre, und man hätte auch ihn jüngst von allen entstellenden Verfälschungen reinigen können, wir sähen bestimmt auch in ein anderes Antlitz als das, was uns der Zweitabguß darbietet.

Aber auch das gereinigte Original würde gewiß einen Wesenszug dieser Abgüsse bestätigen; es würde gewiß auch ein jugendlich wirkendes Antlitz zeigen. Vergleicht man nämlich

alle Darstellungen des Kaisers miteinander, sei es auf den Siegeln, auf den Augustalen oder Miniaturen, ganz gleich, ob sie ihn in der Frühzeit seines Königtums oder auf der Mittagshöhe seines Kaisertums zeigen, immer wird man einem jugendlich wirkenden Antlitz begegnen.

Möglicherweise sollte damit der Eindruck gleichsam ewiger Jugend des Cäsars erweckt werden, vielleicht auch zugleich jenes Attribut des Herrschers verbildlicht werden, das von Friedrich II. nicht nur als eines der wesentlichsten empfunden wurde, sondern ihm selbst auch in so hohem Maße eignete und ihm von früh auf immer wieder die Herzen gewonnen, die ›ylaritas‹, jene ›unzerstörbare und durchgeistigte Heiterkeit des Allüberlegenen‹.

Mag man auch bestimmte körperliche Merkmale und menschliche Züge in vielen Abbildern gleichermaßen wiederzuerkennen glauben, in keinem Falle, auch bei dem Capuaner Kopf, war an ein Porträt in dem uns geläufigen Sinne gedacht. Um ein solches war es weder dem Auftraggeber zu tun, noch hätte selbst des ›Cäsars Geheiß‹ solches Können aus seinen campanischen Steinmetzen hervorzurufen vermocht. In allen Fällen handelt es sich um die Verbildlichung einer ganz bestimmten Herrschervorstellung, und ebenso wie beispielsweise die Büste auf den Augustalen vor allem ›Sinnbild des am alten Beispiel aufgerichteten Kaisergedankens‹ bedeutet, sollte auch in Capua der Imperator in einer ganz bestimmten, der Konzeption dieser Fassade entsprechenden Auffassung zur Darstellung gebracht werden.

Jean Paul · Maximen und Reflexionen

AUSWAHL VON ERNST BERTRAM

Der Dichter ist, wie der Philosoph, ein Auge.

Der wildeste Dichter kann ein sanfter Mensch sein — man schaue nur in Shakespeares himmelklares Angesicht, oder noch lieber in dessen großes Dramen-Epos —; ja der Mensch kann umgekehrt auf dem Sklavenmarkte des Augenblicks jede Minute verkauft werden und doch dichtend sich sanft und frei erheben . .

Nur der unverständigte Jüngling kann glauben, geniales Feuer brenne als leidenschaftliches.
Der rechte Genius beruhigt sich von innen; nicht das hochauffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe spiegelt die Welt.

Dichtkunst, wie alles Göttliche im Menschen, ist an Zeit und Ort gekettet und muß immer ein Zimmermannssohn und ein Jude werden.

Dichtkunst soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muß, weder vernichten, noch wiederholen, sondern entziffern.

Niemals ist daher vielleicht der Dichter wichtiger als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d. h. in unsern.

Ist einst keine Religion mehr und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert — möge nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben! — dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden.

Die Dichter können wohl für die Freiheit *singen*, aber nicht *sprechen*.

Die Poesie will ja nicht etwas bloß *sagen*, sondern es *singen*, was allzeit länger währt.

Dichtkunst darf singen, was niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit.

Der Dichter gleicht der Saite: er selber macht sich unsichtbar, wenn er sich schwingt und Wohllaut gibt.

Die Griechen glaubten, was sie sangen, Götter und Heroen.

Was anders als versteinerte Blüten eines Klima, das auf dieser Erde nicht ist, graben wir aus unsrer Phantasie aus, so wie man in unserm Norden versteinerte Palmbäume aus der Erde holt . .

Wenn sich ein Mönch des zehnten Jahrhunderts schwermütig eingeschlossen und über die Erde, aber nicht über ihr Ende, sondern über ihre Zukunft nachgedacht hätte: wäre nicht in seinen Träumen das dreizehnte Jahrhundert schon ein helles gewesen, und das achtzehnte bloß ein verklärtės zehntes?

Die Phantasie kann nur Vergangenheit und Zukunft unter ihr Kopierpapier legen, und jede Gegenwart schränkt ihre Schöpfung ein.

Bei manchen Werken gehts den Menschen so, wie man von der Clavicula Salomonis erzählt: sie lesen darin zufällig, ohne im geringsten eine Geistererscheinung zu bezwecken, und plötzlich tritt der zornige Geist vor sie aus der Luft.

Ein jedes Gedicht ist unpoetisch, wie eine Musik unrichtig, die mit Dissonanzen schließt.

Nicht nur waren große Humoristen sehr ernst, sondern gerade einem melancholischen Volke haben wir die besten zu danken.

Der alte Mann, wie sehr ernste Völker, besucht lieber das Lustspiel als das Trauerspiel.

Die Menschen soll keiner belachen als einer, der sie recht herzlich liebt.

Keine Leser verstehen weniger Ernst als die, die keinen Spaß verstehen.



Über Fehler von Genies sollte nur getrauert werden wieder von Genies.

Arabisches Sprichwort: Wirf keinen Stein in den Brunnen, woraus du getrunken.

Nur verlorene Sachen werden auf der Gasse ausgerufen.

Unsre Worte erzürnen mehr als unsre Taten die Menschen ..

Jeder eigentümliche Stil ist gut, sobald er ein einsamer bleibt und kein allgemeiner wird.

Vom Autor und der Tugend bleibt selten mehr übrig als der Name.

Es ist schön, daß alle Schriftsteller, sogar die, welche die Unsterblichkeit ihrer Seele leugnen, doch die ihres Namens selten anzufechten wagen ..

Es gereicht dem Manne nicht zur Schande, daß er den Autoren Frankreichs die witzigste Einkleidung seiner Gedanken ablernt; es kann daher der Frau auch nur zur Ehre gereichen, wenn sie ihrerseits die Puppen Frankreichs wie Antiken studiert..

Weiber, die Vorreden und Noten lesen, sind bedeutende; bei Männern wäre höchstens das Gegenteil wahr.

An manchen Orten heißt man einen schlechten Porträtmaler einen Seelenmaler.

Die Bewohner von dem Berge Parnaß fragen wenig nach den Gesetzen des Berges Sinai: sie sind alle heterodox..

Schade, daß die Unverschämtheit der heutigen Autoren mehr affektiert als natürlich ist, daß sie sich mit Unverschämtheit, wie die Weiber mit einer gekauften Schamröte, nur schminken. (1783)

Nie zeichnet der Mensch den eignen Charakter schärfer als in seiner Manier, einen fremden zu zeichnen.

Kein Genius ist die letzte Instanz für irgend einen andern.



Mich quälet bei meinem ganzen Buche nichts als die Angst, wie es werde übersetzt werden. Diese Angst ist keinem Autor zu verdenken, wenn man sieht, wie die Franzosen die Deutschen und die Deutschen die Alten übersetzen.

Es ist überhaupt kein gutes Zeichen, wenn ein Deutscher ins Französische gut zu übersetzen ist; daher an Lessing, Herder, Goethe etc. unter anderm auch dies zu schätzen ist, daß einer, der kein Deutsch kann, sie gar nicht versteht.

Es ist ein böses Zeichen, wenn ein Autor ganz zu übersetzen ist, und ein Franzose könnt es so ausdrücken: Ein Kunstwerk, das einer Übersetzung fähig ist, ist keiner wert.

An den Franzosen haben wir weniger ihre Sprache als ihre Liebe für ihre Sprache zu lieben.

Die französische Sprache — die beste, wenn man mit Weibern und mit Witzigen sprechen will.

Nichts ist gefährlicher für Kunst und Herz, als Gefühle zu früh auszudrücken.

Das kranke Innerste eines Dichters verrät sich nirgends mehr als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen befleckt.

Die Perlenmuscheln ballen und liefern desto mehr Perlen, je kränker sie sind.

Da Genie und Krankheit Milchbrüder geworden, so sollten die Ärzte sich auf die Komposition solcher Krankheiten legen, die der ganzen Literatur etwas nützten!
Lieber Himmel! wie ging man denn mit den Muscheln um? Man kam auch dahinter, daß die *kränklichsten* Muscheln die meisten und schönsten Perlen gebären, und benahm ihnen zum Vorteile ihrer Perlenfruchtbarkeit sogleich den gesunden Körper.

Der Mensch, in dem Argwohn und Finsternis ist, leg immer seinem Busen Nachtschrauben und Nachtriegel an, der Böse



verschon' uns mit seiner Leichenöffnung, und wer keine Himmeltür an sich zu öffnen hat, lasse das Höllentor zu!

Ich glaube nicht, daß es sich geziemt, ein geliebtes Herz auf den poetischen Markt zur Schau zu legen.

Luthers Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Taten gleichen seinen Worten.

Shakespeares Hamlet ist der Vater aller Werther.

Hamann – Heros und Kind zugleich.

Um den Kühnsten zu bilden, bilde kühn! Nur kühne Maler, sagt Lavater, treffen ein kühnes Gesicht.

Im Menschen ist ein großer Wunsch, der nie erfüllt wurde: er hat keinen Namen, er sucht seinen Gegenstand, aber alles was du ihm nennest und alle Freuden sind es nicht; allein er kömmt wieder, wenn du in einer Sommernacht nach Norden siehst oder nach fernen Gebirgen, oder wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder wenn du sehr glücklich bist. Dieser große ungeheure Wunsch hebt unsern Geist empor, aber mit Schmerzen:
Diesen Wunsch, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unsre Saiten und Töne dem Menschengeiste –

Die heilige Musik zeigt den Menschen eine Vergangenheit und eine Zukunft, die sie nie erleben.

Töne leben länger in uns als Bilder, der Musiksaal kann länger nachklingen als der Bildersaal nachschimmern.

Wenn die Töne sprechen, können wir nicht unterscheiden, ob sie unsre Vergangenheit oder unsre Zukunft aussprechen.

Höhere Geister würden die nahen Verhältnisse unserer Wohllaute zu leicht und eintönig, hingegen die größern unserer Mißtöne reizend und nicht über ihre Fassung finden.

Die Gedanken der Menschen sind Worte der Geister.

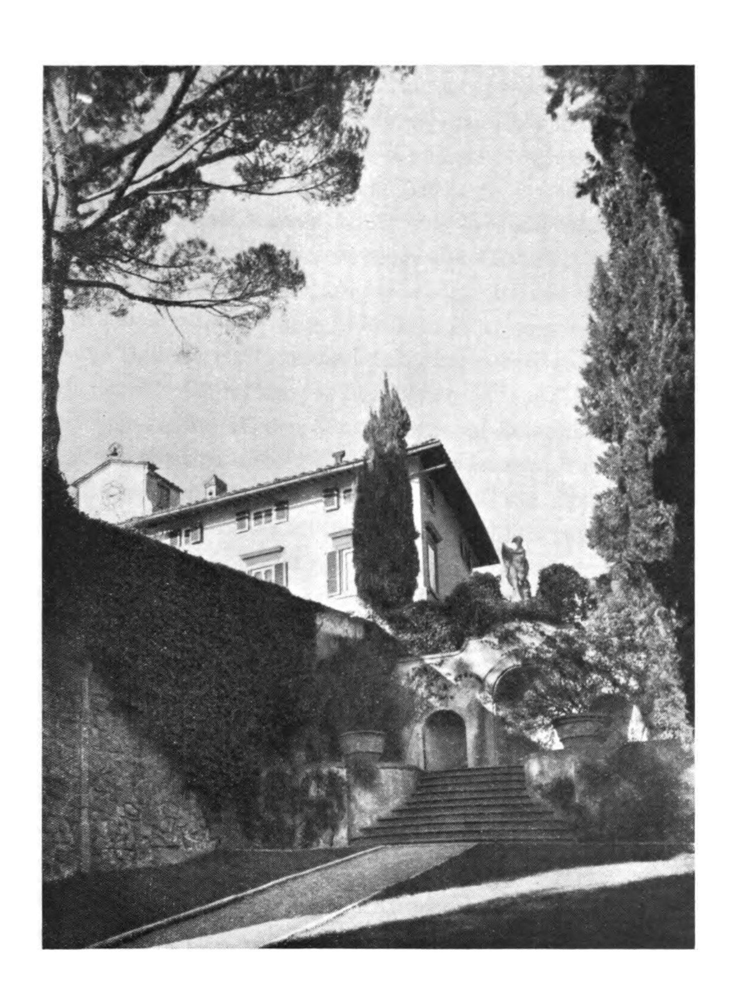
Bernard Berenson · Zweifel am Wort

RANKE machte einmal Mommsen gegenüber das Geständnis, was ihn zu seinen Studien und Forschungen angetrieben hätte sei nichts als Neugier gewesen. Aus dieser Neugier heraus entstanden Stöße über Stöße wichtiger Veröffentlichungen, die in der Darstellung von politischen Ereignissen und deren Bedeutung besonders wertvoll sind. Mein unermüdliches Lesen alles Geschichtlichen hat dagegen keinerlei Früchte getragen. Ich fürchte, nicht nur aus Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit, es hatte noch andere Gründe. Ich empfinde nun einmal dem gedruckten Wort gegenüber eine gewisse Verantwortlichkeit. Es wurde mir frühzeitig bewußt, eine einmal gedruckte Behauptung läßt sich nie wirksam widerrufen und Irrtümer sprechen stärker an als vernünftige Ansichten, und zwar um so stärker, je verblüffender und origineller sie klingen. ›Litera scripta manet‹ lautet ein Sprichwort aus der Zeit, als man nur mit der Hand schrieb. Und das trifft heute erst recht zu, wo die Presse jedweden Irrtum, jedes rasche Urteil, jeden voreiligen Schluß verbreiten kann, ehe man sie zu widerrufen imstande ist.

Bei einem Gespräch können wir etwas ohne weiteres abwandeln, wenn es auf den Gesprächspartner anders wirkt, als es wirken sollte. Zudem zerrinnt ein Gespräch wie das Wasser verrinnt, und was davon bleibt, verdunstet zumeist, und man darf wohl hoffen, daß unsere Fehlschlüsse, unsere Übertreibungen und falschen Wertungen nicht allzu fest haften. »Es ist des wissenden Mannes Rede, die Leben besitzt,« sagt Plato in seinem ›Phaedrus‹, »das geschriebene Wort ist im Grunde nur ein Gespenst.« Darum auch lehnte ich es ab, über irgend etwas zu schreiben, was außerhalb des von mir erwählten Faches lag, und selbst da griff ich zu Tinte und Feder erst, wenn ich überzeugt war, ich wußte alles, was sich zu jenem Zeitpunkt über das von mir zu behandelnde Thema

wissen ließ, und wußte genau, was dabei auf dem in sich begrenzteren und mehr archäologischen Gebiet meiner Studien erreichbar war. Aus der gleichen Überlegung heraus zögerte ich natürlich in weit größerem Maße, über ganz allgemeine Fragen und Probleme der Kunst zu schreiben, die zum Teil noch heute mit mir umgehen. Wie soll man mit Sicherheit wissen, was man wirklich meint. Gesetzt, man gewänne diese Sicherheit dank eines Wunders, wie soll man die Worte, wie die Sätze finden, um dem anderen diese seine Meinung genau und richtig zu vermitteln? An diesem Punkt wurde ich regelmäßig von einer lähmenden, entmutigenden Skepsis dem geschriebenen Wort gegenüber befallen. Ich habe es, meines Wissens, ständig beklagt, wie unzulänglich alle Worte sind, wenn wir das, was wir fühlen oder denken oder auch nur was wir wissen, gerne mitteilen möchten. Wir leben in dem Glauben, ein großer Dichter spräche das aus, was er denkt und was er empfindet, und ginge sogar so weit, uns zu lehren und zu erklären, wie wir denken und wie wir empfinden sollen. Von dem aber, was dieses Genie denkt und empfindet und eben nicht in beglückende Worte zu fassen vermag, davon wissen wir nichts. Wenn er nach einer Weile – und womöglich schon nach kurzer Frist – das Geschriebene liest, wird er sich daran freuen und darüber vergessen, wie es aus verzweifeltem Entschluß und letzter Hoffnung geboren, nur nebelhaft umriß, was er in Sinn und Herzen trug.

Niemand kennt alle seine Gedanken und niemand kennt sie genau, weder der Dichter, noch der Gelehrte, noch der Philosoph, noch der Wissenschaftler und nicht einmal der Mathematiker. Ein jeder von uns trägt in sich mehr, als er oder auch das größte Genie je in Worte zu fassen vermöchte. Wir müssen zur Musik, zum Gesang unsere Zuflucht nehmen, und es ergeht uns wie jener jungen Frau, die ihrem stammelnden Liebhaber voller Ungeduld zurief: »Wenn du es nicht sagen kannst, so singe es eben.«



Bernard Berensons Villa über Florenz

Wir brauchen und mißbrauchen Metaphern, Bilder, Vergleiche, Sprichworte, Fabeln und weise Sprüche als Hinweis und in der Hoffnung, daß sie an unserer Stelle sprechen. Dabei gibt es weit wirksamere Mittel, um sich mitzuteilen, als die einfachen Worte und Sätze, die ganz bewußt erlernt werden müssen. Jene zu erringen, bedeutet Kultur, und eine gemeinschaftliche Kultur bildet die Wesensgrundlage für jedweden Ausdruck. Das ist einer der Gründe, warum im klassischen Altertum und im Mittelalter zwischen 1200 und 1350 Kunst und Literatur so hoch in Blüte standen.
Worte sind für eine genaue Festlegung derartig ungeeignet, daß der Mathematiker im Begriff ist, sie ganz aufzugeben und auch andere Wissenschaftler gern auf sie verzichten. Die Juristen, die sich nicht gut anschließen können, tun deshalb ihr Bestes, um das, was sie schwarz auf weiß niederlegen müssen, genau und scharf und wenn möglich unwiderlegbar auszudrücken. Kaum ist jedoch ein Abkommen entworfen, ein Vertrag aufgestellt, ein Dokument abgefaßt und unterzeichnet, so wird alsbald an der Auslegung herumgedeutet, und der Wortstreit hebt an.
Die Philosophie könnte tatsächlich aus einer verwirrenden Sprachentartung heraus entstanden sein. Seit Plato und Aristoteles bemüht sie sich vorwiegend darum, die jeweiligen Vorläufer zu deuten und danach wiederum diese Ausleger auszulegen. Ganz ähnlich formt sich die Perle in der Auster. Man sehe sich Kant an mit der langen Prozession seiner Kommentatoren, deren jeder schwerer zu tragen hat als sein Vordermann, weil auf ihm jeweils neben der Auslegung des Meisters auch die der anderen Sachverständigen und ihrer Kritiken und Anmerkungen lastet. Genau so steht es bei Hegel, und bei unserem Zeitgenossen Bergson ist es nicht viel anders.
Ein Phänomen wie das Sprachlabyrinth und der linguistische Leerlauf eines alternden James Joyce ergab sich aus diesem



Gefühl für die Unzulänglichkeit von Worten, die ihren Sinn nicht treffen. Lassen sich nicht vielleicht auch eine Reihe von Amerikanismen und amerikanischen Redewendungen damit erklären, daß vielen von uns die Rückstände ihres englischen Wortschatzes verloren gingen, und unsere Mundart sich dann durch die Gleichgültigkeit und Unkenntnis der Einheimischen verwässerte, um von den Neukömmlingen ganz zu schweigen, deren Muttersprache, selbst wenn sie in den Vereinigten Staaten geboren wurden, niemals das Englische ist.

»Im Kampfe gegen den Tod liegen die Wurzeln aller Kunst, alles Wissens geborgen«, schrieb der heilige Gregorius von Nyssa, und ich möchte meinen, daß alles Bemühen um eine sprachliche Verständigung seine Wurzeln im Kampf gegen die Hemmnisse der Sprache hat. Ein Mißverhältnis zwischen dem, was ein Patient anderen mitteilen möchte und was er mitzuteilen imstande ist, führt zur pathologischen Sprachhemmung. Andrew Lang hat eine Geistergeschichte verfaßt, deren Held wie alle Geister unter seiner Sprachhemmung leidet, zumal er die Geldverhältnisse seiner bankrotten Nachkommen aufbessern und ihnen gern den Schatz zeigen möchte, der unter dem Familiensitz verborgen liegt, und das kann er nur dadurch andeuten, indem er ihn auf seiner Bahre umkreist.

Die Franzosen haben allerdings sich selber und den anderen klar gemacht, daß sie genau das auszudrücken imstande sind, was sie gern sagen möchten. In ihren lückenhaften Sprachlehren wird die Behauptung aufgestellt, was unklar sei, sei nicht Französisch. Das mag stimmen, aber es wird zu hoch bezahlt. Sie sind oft nahe daran, das Kind mit dem Bade auszuschütten oder – um es mit anderen Worten zu sagen – den Baum aller Blüten und Früchte zu berauben, um seinen Wuchs zu zeigen oder – wie weiland Prokrustes – den Schläfer je nach der Bettstatt zurechtzustutzen. Der Preis ist zu

hoch, wenn man um der Klarheit willen alle Fragen und Zweifel beiseite schiebt und sich an der Oberfläche hält, denn viele Dinge lassen sich, wenn man sie ernstlich betrachten will, nicht auf die schematische Formel festlegen, wie sie für schlichte Feststellungen genügt. Damit will ich den Franzosen keineswegs ihre durch Schulung und Tradition noch bewußt gesteigerte Fähigkeit absprechen, alles nur Mögliche denkbar klar darzustellen. Indessen wird sich kaum etwas von dem, was wertvoll, was endgültig ist im menschlichen Weltall, in eine solche Form zwängen lassen. Man wird vielleicht unter der deutschen Undurchsichtigkeit und der englischen Verstiegenheit ausgesprochen leiden, und doch bietet das deutsche und das englische Denken unserem geistigen Hunger die bessere Nahrung als das französische und stillt ihn sogar. Dieser fanatische Kult der Klarheit kann sich auf die Philosophie, aber auch auf die Dichtung verheerend auswirken, und zwar in einem solchen Grade, daß die Dichtung des heutigen Frankreich zum Hermetizismus, das heißt zu einer bewußt dunklen Ausdrucksform ihre Zuflucht nahm. Die moderne französische Denkweise liebäugelt ziemlich weitgehend mit Kindereien, wie André Thérive sie in seinem ›Péché de Bêtise‹* beschreibt. Auf diesem Weg wird der Franzose keine Verjüngung finden. Der Hermetizismus wirkt lähmend auf alle, die es einfach nicht fertig bringen, etwas Neuem in der französischen Literatur zu widerstehen.

Dabei kann man denen, die nach einer frischeren, nach einer freieren, ich meine, nach einer weniger abgegriffenen Ausdrucksweise suchen, keine Unaufrichtigkeit zum Vorwurf machen, denn sie nehmen es ernst, ja, viel zu ernst mit ihrem Bemühen, sich vollkommener auszudrücken. Der Verfasser des ›Poliphilo‹, der fahrende Schüler aus Limoges, die Marinisten oder die Gongoristen, gingen nicht auf Dunkelheit

* Die Sünde der Dummheit (L'Homme et le Péché, Présences, Plon, Paris 1938).

aus, suchten nicht den undurchdringlichen Waldesschatten. Sie brannten einzig darauf, ihre eigene Wirklichkeit mitzuteilen, sie meinten es ehrlich, und blieben dabei ähnlich wortbefangen wie der Geist in Andrew Langs Erzählung, und nur mit Geduld und gutem Willen läßt sich erraten, was sie in Geist und Herzen bargen. Wir müssen es erst erlernen, in die Nebelschicht aller Worte vorzudringen, die wir lasen und von unseren Nächsten oder gar von Freunden und Bekannten vernahmen, und sie zu durchstoßen. Wir zweifeln nicht an ihrer Wahrhaftigkeit und ehrlichen Absicht, wohl aber an ihrem Geschick, das auszudrücken, was sie zu sagen haben und was sie gern sagen möchten. Man sollte nicht allzu wortbesessen sein, noch sich von Worten zu stark beeindrucken lassen. Dagegen sollte man Menschen meiden, wenn sie in erster Linie Menschen des Wortes sind und jede Diskussion mit ihnen lediglich zum Argumentieren absinkt, und dieses Argumentieren in einem hitzigen und nicht immer ganz einwandfreien Wettrennen um das letzte Wort endet. Es ist nicht ratsam, einem Xerxes nachzueifern, von dem uns Herodot den Satz überliefert: »Seid dessen gewiß, der Geist eines Menschen lebt in seinem Ohr; gute Worte zu vernehmen, erfüllt seinen Leib mit Wonne, wenn er aber das Gegenteil hört, bläht er sich auf voller Zorn.« Worte und Wortklaubereien sind Schecks auf Tatbestände, die man nicht über Gebühr auswerten darf.

Darum, weil wir wortbesessen sind, gewinnt das Wort Macht über den Gedanken und gewinnt die Feder Macht über den Geist, und das nicht allein in der Dichtung, sondern in jedem geschriebenen Satz. Solange man ihn in Gedanken formt, erscheint er noch unfertig, läßt sich einschränken, umstimmen und abändern. Steht er erst schwarz auf weiß da, sieht er richtig und überzeugend aus, und liest man ihn dann nach Jahren wieder, nachdem man es längst vergessen hat, welch heikler Gedanke es einst war, so wundert man sich womög-

lich über die reife Klarheit des eigenen Gedankenganges von damals.
Vielleicht hätte sich meine Abneigung gegen das Schreiben noch gesteigert, wenn mir eine Stelle aus Platos Epistel VII, die ich soeben zum ersten Male las, schon früher zu Augen gekommen wäre. Sie lautet: »Jeder ernsthafte Mensch vermeidet es sorgfältig, etwas zu schreiben, wenn er sich mit wirklich wichtigen Dingen befaßt. Man wird eines Mannes Schriften ansehen, doch sind sie niemals sein wichtigstes Werk, sofern der Schreiber selber bedeutend ist.« Ich habe zudem immer das Gefühl gehabt, ich würde es nie zu einem reichhaltigen Wortschatz bringen, und ich lese selten etwas, was mich nicht durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seines Wortschatzes beeindruckte. Ich habe mir früher durch Jahre hindurch Verzeichnisse von Worten angelegt, allerdings ohne sie je wirklich in mich aufzunehmen oder als etwas mir Zugehöriges verwenden zu können, und dieses Gefühl wirkt hemmend, wenn nicht geradezu hindernd auf jeden Versuch, das, was ich sah, beschreiben, und was ich empfand, ausdrücken zu wollen. Hunderte und aber Hunderte von Malen ging ich auf den Wegen oberhalb meines Hauses spazieren, und niemals war die Landschaft die gleiche. Die Ferne ist silbern, ist milchweiß, golden, perlmutterfarben und immer verschieden, und ich begrüße jeden leisesten Wandel, als hätte ich nie etwas Ähnliches gesehen. Und mit den Baumstämmen und Stümpfen, an denen ich vorüberkomme, geht es mir ebenso. Ihre jadegrüne, malachitfarbene Winterrinde, das lohbraune, rostrote, bronzegüldene Laubwerk der Eichen ist sich niemals gleich. Wenig nur entgeht meinem Auge, aber die Worte, die mir zur Verfügung stehen, sind so spärlich und plump, daß ich darüber kaum etwas aussagen kann. Ich möchte sein wie Adam, der alle Tiere mit Namen nannte. Ich möchte sein wie Salomo, der allen Blumen auf den Gefilden ihre Namen gab!

Die Verschwommenheit und Ungenauigkeit von Worten offenbart sich besonders in der Schwierigkeit, von einer Sprache in eine andere zu übersetzen. Es ist schon schwierig genug, in den uns zumeist geläufigen drei oder vier Sprachen — in Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch — einen Gegenwert für Worte zu finden, der dem gegebenen Begriff und seinem Attribut annähernd entspricht. Man schlage ein englisch-französisches Lexikon mit Wortbeispielen auf, wie z. B. J. G. Andersons ›Le Mot Juste‹, und man wird einfach die Fassung verlieren, falls man etwa der Meinung war, es ließen sich innerhalb dieser beiden einander so nahestehenden Sprachen — bei denen überdies die Mehrzahl der Worte noch die nämliche Wurzel hat — die genau gleichen Wortwerte finden. Es ist vielmehr in der Regel eher so, daß, je enger zwei Worte im Englischen und Französischen zusammenhängen, um so seltener haben sie dieselbe Bedeutung. Kommt man zum Deutschen und versucht seine abstrakten Wortbegriffe zu übertragen, so häufen sich die Schwierigkeiten schier unüberwindbar, wie aus den englischen, französischen und italienischen Fassungen deutscher Dichtung und Philosophie erhellt. Viele von uns besitzen eine lebendige Beziehung zum Deutschen und können sich zudem bei Freunden Rat holen, die dieser Sprachgruppe angehören, aber ist einer darunter, der einen guten und zeitgemäßen Ausdruck für das Wort ›Gemüt‹ zu bieten hätte? Und wenn es sich um das Griechische und zum Beispiel um Plato handelt, wie soll man in irgendeiner heutigen Sprache den Sinn von ›Sophrosyne‹ deutlich machen? Und dann will man es wagen, alte chinesische und indische Denker zu übersetzen.
Ich komme von diesen Betrachtungen wieder auf mich selber, auf meine Hemmungen, meine Zweifel, meine Verzweiflung in bezug auf mein Schreiben zurück und möchte noch ergänzend hinzufügen, daß ich beständig zur Selbsthilfe Dinge flüchtig niederschrieb, damit sie mir dienlich wären, meinen

Gedankengängen zu folgen, sie zu klären und ihnen eine mich selber befriedigende Form zu leihen. Ich habe es bereits ausgesprochen, daß ich mich an einen Gesprächspartner in meinem Inneren wandte und niemals an den Leser, an den Typ von Leser dachte, an dessen Verständnis mir lag. Man erwartet mit Recht von einem englischen Historiker und Kunstkritiker, daß er sich an eine allgemeine Leserschaft wendet und auf eine klare und reizvolle und überzeugende Art vorbringt, was er als Autor zu sagen hat. Ich habe das niemals angestrebt und habe, von seltenen Zufallserfolgen abgesehen, dementsprechend versagt.

Aus dem Englischen übertragen von Hanna Kiel

Anne de Tourville · Die Perlen der Toten

Als die Frau des Holzfällers eines Tages von ihrer Tochter zu hören bekam: »Ener Dalenn und ich, Mutter, wir werden heiraten, sobald wir alt genug sind«, unterbrach sie ihre Arbeit, blieb kerzengerade auf ihrem Schemel sitzen, hielt reglos das Tuch in den erstaunten Händen und begann sachte zu lachen:

»Sag doch lieber, du wirst die Perlen für die Sticker auslesen, die das Brautkleid anfertigen; und die bekommen, allein für ihre Arbeit, genug Geld, um sich vier Häuser wie unseres kaufen zu können. Ja! Das wird vielleicht dein Amt sein, meine Tochter, wenn Ener Dalenn einst heiratet.«

»Ich würde recht gerne die Perlen für das Kleid aussuchen«, sagte das kleine Mädchen, »und es auch selber sticken. Noch nie in meinem Leben hab ich ein schönes Kleid getragen, und wenn ichs recht bedenke, würde mir das viel Freude machen.«

Gaud war jetzt über die Zeit hinaus, in der ihr der Unterschied zwischen Reichtum und Armut unbekannt war, aber

ihre Lage bekümmerte sie nicht; es gab keinen Grund, weshalb das Wort schrecklicher sein sollte als die Sache selber, und sie glaubte nicht, daß es ein größeres Glück geben konnte, als sie es bisher kennengelernt hatte.
»Jetzt bin ich vierzehn«, fuhr sie fort, »und weißt du nicht, daß ein Pfennig zum anderen gekommen ist, und daß beim Krämer schon drei Meter vom Stoff meines Kleides abgezahlt sind?«
Doch Mariana wurde fast ärgerlich:
»Du bist jetzt kein Kind mehr; weißt du nicht, daß ein armer Mann wie dein Vater für das Kleid, das ich meine, hundert Jahre arbeiten müßte, nur um die Goldfäden abzuzahlen?«
Sie begann wieder zu reiben, und der Widerschein, der sich auf dem Schranke spiegelte, erfreute ihr Herz. Es war das ein Glück, denn die Unterhaltung mit ihrer Tochter behagte ihr wenig.
»Laß doch Ener Dalenn in seinem Dorfe, mein Kind, und bleibe du in dem deinen. Die Leute dort heiraten nur unter sich, genau so, wie auch wir nur unter uns heiraten. Selbst wenn sie ein gleich großes Vermögen hätte, würde niemand ein Mädchen von hier, das nach Feunteun Yen hinunterkommt, mit freundlichen Augen ansehen, und du kannst sicher sein, daß du denen da drunten nicht gefallen würdest. Nein! Es würde sie nicht erfreuen, wenn sie dich bei sich hätten, denn sie verachten uns ebenso, wie auch wir sie wegen des blauen Dunstes, den sie den Nachbarn vorzumachen suchen, und wegen all ihrer anderen Fehler verachten. Damit will ich nicht sagen,« fuhr sie fort, »daß wir keine Fehler hätten, denn wir haben genug, meine Tochter: Wir von den Verbrannten Hügeln sind in Wahrheit nicht besser als die anderen, aber wir kennen unsere Fehler, oder wir sind wenigstens daran gewöhnt; so ertragen wir sie leicht untereinander ... Aber sich mit Leuten einlassen, deren Fehler man nicht kennt, — das ist Wahnsinn!«

»Ach, ich kenne genau meine eigenen Fehler, denn du hast sie mir gezeigt, und ich weiß auch, was man alles für Fehler haben kann, sie sind ja sämtlich im Katechismus mit Namen genannt, aber Ener Dalenn, Mutter, der hat nicht einen einzigen!«
»Er ist noch viel zu jung, um selber zu wissen, was er taugt, und wie solltest du dann darüber Bescheid wissen, da du noch so viel kleiner bist? Geh nur an deine Arbeit, und wenn du ihn zufällig einmal triffst, so sprich nicht mit ihm, denn es gefällt mir genau so wenig, dich mit ihm zusammen zu sehen, als es seiner Mutter lieb wäre, wenn sie ihn bei dir wüßte. Geh jetzt und zwinge mich nicht, noch strenger mit dir zu reden!«
Gaud ging hinaus, um sich nach dem Haus der Ahiannics auf den Weg zu machen, wo sie in der Lehre war, denn deren Werkstatt hatte sich immer mehr erweitert. Sie war die einzige, die nicht zur Familie gehörte; soviel fleißige Hände gab es im Hause. Ein elftes Kind war erschienen, und ihre Eltern rechneten fest mit einem guten Dutzend und einer Zwillingsdreizehn zum Abschluß.
Die Worte Marianas gingen ihr durch den Sinn, während sie hurtig und munter den Waldpfad hinunterschritt. Wie konnte nur ihre Mutter die Leute vom Kalten Flusse derart verkennen? Nach Eners Erzählungen gab es dort keinen einzigen Bösewicht, und Jili und Marjep waren ebenso vergnügt in ihrer Schule gewesen wie die Kinder der Verbrannten Hügel in der ihren. Nein, da handelte es sich einfach um ein Mißverständnis, das sich leicht aufklären ließ. Aber ernster war, was die Mutter über das Kleid gesagt hatte, das man brauchte, um Ener Dalenn zu heiraten, und das mehr als vier Häuser kosten sollte. Ach, es war noch nicht genug, wenn man einen schönen Stoff besaß und gewandte Hände, um ihn zu besticken; wo konnte sie jemals die Perlen finden, wenn sie nicht das Geld hatte, um sie zu kaufen?

Für das Muster nun aber, das sie im Geiste vor sich sah, brauchte sie unendlich viele Perlen: so viele, daß sie drei Jahre mit dem Aufreihen und Nähen zu tun hatte. Es war das ein verzweifelter Fall, und ohne Gottes Hilfe gab es überhaupt keinen Ausweg.

Als sie am Zaune der Ahiannics angelangt war, beschloß sie im stillen, mit einer neuntägigen Andacht zu beginnen und um Perlen zu beten.

Als sie am neunten Tage der Andacht ihr Gebet in die Länge zog und im Grunde etwas darüber verwundert war, daß sie auf ihrer Bank nicht einen dicken Sack voller Perlen gefunden hatte, hörte sie eine Totenglocke läuten und einen Leichenzug näherkommen. Auf dem Sarge lag ein dicker Kranz mit leuchtenden Perlen, und sie wollte schon den Toten beneiden, weil er so schön geschmückt war. Aber dann schalt sie sich deswegen und begann für seine Seele zu beten; sie bot sogar Gott ihre Perlen als Opfer an, damit der Verstorbene einen schönen Platz im Himmel haben sollte.

Während sie jedoch betete, strahlte der Perlenkranz immer stärker, und die Seele des Toten flüsterte ihr ins Ohr:

»Wir Toten haben Hunderttausende von Perlen, und viele von uns brauchen sie nicht mehr, da sie in Staub zerfallen sind und sogar andere ihr Grab eingenommen haben. Die alten Kränze sind unter den Brennesseln im Steinbruch vergraben. Ich spreche von den alten und nicht von meinem eigenen Kranze, der ganz neu ist, denn meine Familie hat ihn sich etwas kosten lassen, und so muß sie vor allem etwas davon haben. Aber bei den anderen kommt es wahrhaftig nicht darauf an, da es ihnen ja keinen Nutzen mehr bringt.«

So sprach der Tote, der ihr dankbar war, weil sie solch ein Opfer gebracht hatte, um ihm zu einem schönen Platz im Himmel zu verhelfen. Da stand sie ganz verklärt auf und nahm sich vor, gleich zum Steinbruch zu gehen, sobald ihre Arbeit beendet war.

Sie arbeitete an diesem Tage besonders gut, denn ihre Freude veranlaßte sie, großen Eifer zu zeigen, und der Großvater der Ahiannics, der am Abend über die Stickerei sein Urteil abzugeben hatte, fand, daß sie wie Mannesarbeit war. Ein so großes Lob hatte er noch nie jemand gespendet.
Schließlich kam die Stunde, die sie so ungeduldig erwartete, in der sie sich empfehlen konnte.
Es begann schon zu dunkeln (und das war ein Glück; am hellichten Tage hätte sie sich nicht getraut, aus Angst Neugierde zu erwecken). Es begann zu dunkeln, und in diesem friedlichen Dämmerlichte begab sie sich zum Steinbruch, mit einer kleinen Sichel, um die Brennesseln zu schneiden, und einem leeren Mehlsack, um die Perlen hineinzutun. Es war ein recht düsterer und ruhiger Ort, der, wie so oft verlassene Steinbrüche, den Anblick eines Trümmerfeldes bot. Die verschiedensten Pflanzen gediehen an den Wasserlachen, und Dornensträucher überwucherten die Felsen, auf denen lautlos kleine Vögel nisteten. Wenn man in die Höhe blickte, sah man die Kreuze sich abzeichnen ...
Die erste Reihe bestand aus Kreuzen, die verlassen waren, weil sie zu nah am Rande lagen und man einen Erdrutsch befürchtete; die zweite aus Kreuzen, die voll im Leben standen, ihre Blumen bei jedem Feste wechselten und ihre Inschriften auffrischten. Dahinter lag die Kirche, das Beinhaus mit seinen Mauern, seinem Dache und jenen fensterartigen Öffnungen ohne Glas, die dartun sollen, daß die Insassen nicht mehr die Kälte fürchten. In diesem Augenblick lag der Ort sehr verlassen da, und da sich die Kleine tief unten im Steinbruch befand, fühlte sie sich wie am Ende der Welt.
Sie begann die Brennesseln zu entfernen, um den Boden freizulegen, und suchte. Sie fand mehrere vollkommen verrostete Drahtgeflechte und an ihnen hier und da einige blaue und lila Perlen, die noch stark glänzten; aber es waren so wenige, und ihrer Farbe wegen nutzten sie ihr nicht.



Sie war darüber sehr verwundert. Sie war gekommen, um Perlen zu suchen, und hatte einen großen Sack mitgebracht; es war der neunte Tag ihrer Andacht, und sie wußte bestimmt, daß ihr der Tote die Wahrheit gesagt hatte; warum fand sie dann keine Perlen?
Ihr Glaube war so stark, daß er dadurch nicht erschüttert werden konnte. Gewiß hatte sie etwas nicht richtig verstanden. Aber ja doch! Sie begann nachzudenken und hatte es bald heraus ... Es war wirklich ganz einfach, diese Unterlassung nachzuholen. Und wie hatte sie sich nur so unhöflich aufführen können?
Sie legte Sichel und Sack auf einen Stein und stieg den steilen Fußweg empor, der zur Kirche führte. Es dunkelte immer mehr, der Wind blies sehr leise und strich über das Gras. Die Umrisse der Kirche traten klar hervor; hinter ihr zogen schwere graue Wolken vorüber; daneben lag das Beinhaus in großer Stille und schien wie ein Bleigewicht auf der Erde zu lasten. Wie eine große dunkle Woge reihten sich in seinem Inneren die Gebeine aneinander. Friedlich und sanft ruhten die Schädel in ihren mit weißen Tränen bemalten Kästen; sie schienen sich nicht dem Schlafe hinzugeben, sondern eher in einer großen Leere zu treiben.
In der wachsenden Finsternis verschwammen die Konturen; man meinte einen riesigen Korb mit Wollknäueln vor sich zu haben, die sich hier und da mit den anderen Knochen vermischten: sie erinnerten an rundliche Katzen, die mit spitzen Ohren in der Wolle schlummerten.
Wenn man näher hinhörte, vernahm man in diesem Hause den Gesang der Leere; es war ganz deutlich der Gesang des Todes, wie man in einer Traummuschel den Raum singen hört, und so glichen auf einmal all diese reglosen Schädel auf ihrer Wanderung durch die Zeit schönen Vögeln, die auf dem Meere in Schlaf gefallen sind.
Sie hatte keine Angst; sie wußte genug vom zweiten Gesicht

ihres Großvaters, ihrer Großmutter und der Altvorderen. Schon als kleines Kind war sie an all das gewöhnt worden ... Doch es war Zeit, daß sie zu ihnen sprach, denn bald wurde es völlig finster, und dann sah sie nicht mehr genug, um in ihrer Arbeit fortfahren zu können.

»Ihr Toten, hört zu«, sagte sie.

Selbstverständlich hörten sie ihr alle zu. Es gibt nichts Aufmerksameres als einen Toten, und sie spürte, daß sie durchaus bereit waren, ihr ein williges Ohr zu leihen.

Sie grüßte mit einem sehr höflichen und sehr zurückhaltenden Knicks, stellte sich vor die Tür und sagte schlicht:

»Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Kränze mit weißen Perlen hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«

Sie dachte einen Augenblick nach, da sie fürchtete, das nicht auf die rechte Weise gesagt zu haben, und es fiel ihr ein, daß eine Totenbeschwörung in den vier Windrichtungen zu geschehen hat, und daß somit ihre Bitte in den vier Ecken des Beinhauses wiederholt werden mußte.

Sie stellte sich also in die erste Ecke zur Rechten und begann wieder mit klarer Stimme:

»Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Perlenkränze hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«

Und in diesem Augenblick spürte sie, wie ein großes Wohlwollen von diesem Beinhaus ausging, und wie alle Toten der Verbrannten Hügel bereit waren, ihr zu helfen. In dieser freudigen Gewißheit pflückte sie eine verspätete Ginsterdolde, die sich schwächlich gegen die Mauer neigte, und warf sie ihnen zu; dann ging sie zur nächsten Ecke und wiederholte mit noch festerer Stimme: »Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Per-

lenkränze hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«

Ihr Herz schlug jetzt immer stärker, und die Kehle schnürte sich ihr in einer Erregung zusammen, die schrecklicher war als alles, was sie je durchgemacht hatte, aber sie fühlte sich von einer großen Kraft getragen und sah ein, daß dieses Zeremoniell bis zum äußersten durchgeführt werden mußte. Instinktiv spürte sie, daß der Ginster gnädig aufgenommen worden war, und daß es nun eine neue Gabe anzubieten galt. Leider sah sie nur ein großes Brennesselbüschel, und das war kein geeignetes Geschenk ... Aber schon wußte sie genau, was da zu tun war. Sie ergriff die Brennesseln, zerdrückte sie, dann streckte sie ihre Hände den Gebeinen entgegen, um ihnen die verbrannte Stelle darzubieten. Das Band, das sie mit den Toten verknüpfte, wurde nun so stark, daß sie schon jetzt das Gefühl hatte, sie könnte ihr Beten einstellen, und nur, um das einmal Begonnene richtig zu Ende zu führen, fuhr sie fort; zugleich wollte sie die Gebeine im Süden und Westen nicht zu kurz kommen lassen, nachdem sie ihre Gefährten im Norden und Osten geehrt hatte.

In der dritten Ecke wiederholte sie die gleichen Worte und überreichte ihnen wilden Hafer: einen lieblichen und zarten Halm, der sie offenbar erfreute; in der vierten Ecke schien ein Efeuzweig durchaus angebracht, und gleich danach wußte sie, daß alles zum Besten stand, denn auf einmal überkam sie eine große Ruhe und ein großes Glücksgefühl.

Sie fand sich vor dem Tore wieder, machte abermals einen Knicks, und zugleich bekreuzigte sie sich.

»Ihr Toten,« sagte sie, »ich tue das alles und bringe meine Bitte nur vor, weil ich arm bin.«

Dann entfernte sie sich.

Während sie eilig den steilen Fußweg hinunterging, suchte sie sich vorzustellen, was sich unter der Erde abspielte; vielleicht arbeiteten sich in diesem Augenblick Hunderttausende

von Perlen, die als Geschenk für sie bestimmt waren, durch dichten Staub empor. Traf das zu, so war kein Zweifel möglich, daß das Kleid, welches sie dann mit ihnen besticken wollte, das schönste sein würde, das man jemals gesehen hatte, und auch ihre Dankbarkeit gegenüber dem Dorfe sollte dann keine Grenzen kennen.
Sie kehrte in den Steinbruch zurück und begann den Boden mit der Spitze ihrer Sichel und einem Schieferstein zu durchwühlen; plötzlich hob eine kleine Eisenspitze die Nase, so wie sich ein Grashalm aufrichtet, wenn ein leichter Fuß darüber hinweggeschritten ist; sie packte sie und zog sie hoch: darunter befand sich eine große Blume aus weißen Perlen, die in der Mitte verrostet war, aber die Blätter enthielten eine große Anzahl noch sehr guter Perlen. Die Kehle schnürte sich ihr zu; sie drückte auf ihre Hand einen warmen Kuß und sandte ihn in Richtung des Beinhauses, dann begann sie wieder zu graben und fand eine Reihe anderer wertvoller Bruchstücke.
Sie fühlte sich von Wohlwollen umgeben; wie bisher wehte der Wind, kam die Nacht heran, zogen die Wolken vorüber, aber sie fühlte sich so gut aufgehoben wie an jenem Tage, als sie der Totengräber zu Tisch bat.
Ja, eines Tages hatte sie zwischen Mine Garo, der Hirtin, und Mathurin Tout Seul gesessen; damals fühlte sie sich von besonderer Liebe und Fürsorge umhegt. Doch an diesem Abend empfing sie wahrhaftig den Beweis, daß die Toten ebenso liebevoll zu ihr waren: die verstorbene Verwandtschaft Berc'heds und Cornélys, Reun Gwalters und des Totengräbers wie der anderen vom Hügellande, — sie alle bezeugten ihr die gleiche Freundschaft, und wie sehr nahmen sie es sich zu Herzen, daß sie ein schönes Kleid haben sollte!
Fast war es schon finster und so sputete sie sich; trotz ihrer Freude und ihres Vertrauens fürchtete sie sich davor, daß sie die Dunkelheit hier überraschen könnte, als sie plötzlich be-



merkte, wie die Spitze ihrer Sichel tief in die Erde eindrang und auf eine Anhäufung gut erhaltener Kränze aus Eisenblech stieß, die mit Perlen bedeckt waren. Es war jetzt schon zu dunkel, als daß sie ihre Farbe und Schönheit hätte ausmachen können, aber sie schob alles hastig in ihren Mehlsack und lud ihn auf die Schulter.

Gern wäre sie schon zu Hause gewesen, um ihren Schatz bei Lichte betrachten zu können. Die Dorfstraße lag jetzt verlassen da; ein Lichtschein drang durch die Türen und die dichten Fensterläden mit ihren herzförmigen Öffnungen. Viele Strohhütten waren jedoch ganz ohne Läden und ihre Fenster so klein, daß nur sehr magere Diebe hätten einsteigen können. Man sah dort verstohlene Kerzen blinken, und vertrocknete Klematisranken, die sich wie schwarze Schlangen wanden, schienen am Tore des Paradieses zu lauern. Niemand in den Häusern schien davon etwas zu ahnen, man konnte Angst für sie haben: Gaud mußte an Adam und Eva denken, die ohne Arg im Schatten des Baumes ruhten, während der Leib Satans die Äste umrankte und aus seinen roten Augen höllisches Feuer blinkte.

Sie begann sehr schnell zu gehen, und ihre Schritte hallten wie in frostklaren Nächten. In einer so tiefen Einsamkeit werden die Schallwellen gleichsam wahrnehmbar für Tastsinn und Auge; es schien ihr, daß jedesmal, wenn ihr Absatz auf den Boden klopfte, seltsame kleine Wesen aufgescheucht wurden, die ganz allein die Gäßchen hinunterzueilen begannen und einander verfolgten. Doch sie konnten sich nicht in die Lüfte erheben, denn das Stroh der Dächer, das in dichten und weichen Büscheln über deren Rand hinausragte, fing sie sofort wie in einer Falle.

Alles das ließ sich erfühlen und doch zugleich nicht fassen; es zeigte, wie sehr die Luft bewohnt war, und wie sich überall von dem unseren so verschiedenes Leben regte und seine Tänze aufführte: »Wenn die Maulwürfe sehen und die Tau-



Die Heilige Elisabeth · Vom Elisabeth-Schrein in Marburg

ben hören könnten, wären sie Könige auf Erden, und niemand könnte vor ihnen bestehen«, aber der Maulwurf hatte ein schwaches Auge und die Taube ein träges Ohr; daher tummelten sie sich in einem begrenzten Bereiche, und die Erde war harmonisch zwischen den Tieren aufgeteilt. Gott hatte auch der Wahrnehmung des Menschen Grenzen gesetzt, die dieser nicht eigenmächtig erweitern durfte; sonst stand zu befürchten, daß er bei seinem Nachbarn eindrang und dort eine große Störung hervorrief.
Gaud setzte ihren Weg fort; sie befand sich jetzt unter den Bäumen, und in dieser Luft, die das schweigende Atmen der Blätter, das Faulen des Waldbodens, das dumpfe Leben der Rinden bedrückend werden ließ, vergnügte sie sich damit, die kleinen Klangwesen zu belauschen, wie sie ihre endlosen Spiele fortsetzten.
... Sie dachte daran, wie sie neun Morgen hintereinander von den Hügeln hinabgestiegen war, um Perlen von Jesus Christus, unserem Herrn und seiner Mutter zu erbitten: der Jungfrau Maria, der schönsten und bestgekleideten Frau auf der Welt, die ein nahtloses, aus einer Wicke gefertigtes Kleid trug ...
Neun Morgen war sie hinuntergestiegen.
Und neunmal hatte sie gebetet.
An diesem Abend, der der neunte Abend war, stieg sie den Pfad wieder herauf und trug auf der Schulter einen dicken Sack voller Perlen, ein Geschenk der Verstorbenen des Hügellandes, die in den Himmel gekommen waren.
Das war die Treue der Geschlechter, wie man sie hierzulande versteht.

Aus dem Französischen übertragen von Oswalt von Nostitz



Ernst Bertram · Sprüche des Theognis

NACH DEM GRIECHISCHEN

I

An Kyrnos

DIE Hoffnung bleibt allein, die Trösterin.
All andre Gottheit kehrte lang hinauf.
Treue, die mächtige, ging, und Zucht des Volks,
Und alles Holde, Freund, glitt ihnen nach.
Die starken Eide stehn nicht mehr in Ehren,
Die Ewigen scheut keine Jugend mehr.
Unter die Erde stieg, wer Gott noch anrief.
Gewissen warnt nicht mehr noch grauer Brauch —
Noch leben *wir* und schaun das hohe Licht,
Die Hoffnung laß uns ehren alter Treu,
Und opfern wir an unsres Glücks Altar:
Hoffnung sei, Kind, uns erst- und letzter Hauch.

II

An Kyrnos

Mein Kind, niemand ist schuld an Bös und Gut.
Die Götter gönnten beides, Fluch und Glück.
Was einer mühvoll webt, wem schwant es wohl,
Ob es zum Schauder, ob zum Sinn gerät?
Das Arge wob der da und schufs zum Heil,
Das Grausen wirkte, wer nur Heil gewollt.
Nicht *einem* je erfüllt sich Traum und Wunsch,
Denn ihn umbranden rings Not und Natur.
Wir, sterblich, sind auch wissend Nacht und Wahn —
Dich und das All, die Götter lenkens dort.

III

Dulde dein Leid, innerstes Herz,
Wärs auch zu schwer. Immer im Gram

Schwelgt nur der Niedre. Mehr' nicht die Not
Klagend. Du quälst heillos den Freund.
Soll denn der Feind jubeln? Entrinnt
Einer denn je göttlichem Wink?
Taucht' er hinab purpurner See
Oder wo Nacht Tartaros gähnt:
Ihn ereilts.

IV

An Kyrnos

Mein Kind, du zeige nie den tiefren Gram:
Wie wenigen er Kummer, wird dir Scham.

V

All was du sehnst, das mußt du wohl entbehren:
Halt aus mir, Herz, du sehnst dich nicht allein:
Das Schöne ist ein ewiges Begehren,
Und das bleibt dein.

VI

Wahre das innerste Herz. Auch leidend werde du gütig.
Niederer Zeichen ists, schreit verwundetes Herz.

VII

An Kyrnos

Keine Stadt fiel je, wenn adlig blieb das Volk.
Doch wenn die feile Tiefe aufbegehrt,
Volk, mißgelenkt, Recht aus dem Argen schafft,
Vorteil befiehlt und dreiste Neugewalt —
Verlaß dich, Sohn, auf was ich dir vertrau:
Nicht lang mehr dauert Friede solcher Stadt,
Ob auch in satter Ruh sie noch sich dehnt.
Aufruhr und Mord heult bald die Gassen lang:
Nie dem Tyrannen niedre sich die Stadt!

VIII

»Unzählbar grinsen Frevel rings ins Licht!«
Vergiß das Herrlich-Helfende rings mir nicht!

IX

Gelobt von allen Menschen nie
Zum Hades stieg ein Erdengast.
So wards verhängt. Du schaust ja, wie
Zeus selbst so manchem schwer verhaßt.

X

An Simonides

Zwinge keinen, Freund, in unsre Runde,
Selber stets bestimm' er Scheidens Stunde.
Weck' du nicht den Schlafenden zur Welt,
Wenn dein Wein ihn hold umfangen hält.
Wer da leuchtend steht auf innerer Wacht,
Send' ihn nicht zum Schlummer in die Nacht.
Selbst bestimmt der Edle, was er muß,
Aber wenn zu trinken ihn verlangt,
Sei der Schenk ihm nah mit Krug und Kuß.

XI

Gen Sizilien fuhr ich wohl auch und die leuchtende Sparta,
Alle begrüßten mich, froh nahm man des Gastes sich an.
Fremde Wunder welkten zu bald der wachsenden Seele:
Lieberes leuchtet zuletzt still aus der Heimat mich an.

XII

An Kyrnos

Göttin, ende die Qual, lichte die Not,
Gönn' doch zur Freude zurück spät mir den Weg!
Stille den Sturm, jenseits der Jugend gib
Froh gefaßterem Tun adliges Maß.

Bettina Seipp · Unterwegs nach Capri

AUS EINER FRÜHEN ITALIENFAHRT

NACH dem vielstündigen Verweilen im Bezirk und Bann von Jahrtausenden, im Bezirk jahrtausendealter Bauten, aus denen menschliche Geisteskraft und Empfindung unsterblich bis heute fortwirken, nach dem Erlebnis der Tempel von Pästum, in einsamer Feier, kehrten wir nach Salerno zurück.
Gegen fünf Uhr nachmittags kamen wir an und fuhren vom Bahnhof, wie geplant, mit dem am Morgen bestellten Kutscher und sämtlichen Koffern zu einer Entspannungsrast nach Amalfi, die sich auf das seither Empfangene, auf die tiefen, bedrängenden Eindrücke von Verona, Venedig, Florenz und Pästum, und auf die Fülle von Gipfelwerken der Kunst, nunmehr als unbedingt nötig erwies.
Es war ein kleines, leichtes Gefährt und auch das Tier kein ›cavallo grande‹, wie uns der Mann allzuoft betonte. Im Gegenteil! Für unsern Begriff war es durchaus ›molto piccolo‹. Noch in Salerno, inmitten der Stadt, raste das Wägelchen wiederholt so hemmungslos über die Trambahnschienen, in welche es mal hineinglitt, mal raussprang, daß es einem wohl etwas absonderlich bei diesem Geschleuder werden konnte. Kaum waren wir aus dem Ort heraus, nach einem Stück mühsam zu steigender Straße, schwang sich der Kutscher auf einmal vom Bock, und wie aus der Erde emporgetaucht stand plötzlich ein anderer Wagen da. Wir wurden ersucht, in ihn umzuwechseln, es sei der ›fratello‹ und das cavallo noch weitaus größer: ›molto robusto!‹ Das war nun wirklich ein Augenblick! Das cavallo indes schien wahrhaftig größer und auch die carrozza geräumiger. So stiegen wir denn mit dem Gepäck und sämtlichen Siebensachen um. Es war ja danach ohne Frage ein Vorteil, aber trotzdem! Der eine fängt also nach altem Brauch am Bahnhof der Stadt die Fremden ab, und übergibt sie dann später wie eine Fracht

seinem Gesellen und Helfershelfer, der natürlich niemals ein ›fratello‹ ist; was wir ihm auch ins Gesicht sagten.
In zahllosen mächtigen Windungen, zuweilen in der Nähe des Meeres, viel öfters indessen hoch darüber, wo steile Felsen zur Flut abstürzen, zieht sich die Straße mit herrlichen Blicken, Farben und Bildern, anfangs gedeckt von Riesenagaven und großen, fangarmigen Kakteen, an der berühmten Küste entlang. Häufig auch führt sie durch Ortschaften, die alle voll Leben und Tätigkeit waren. Selbst als es schon stark in den Abend ging, sah ich in offenen Schusterwerkstätten und Obstgeschäften die Männer noch arbeiten als sei es Morgen. Überhaupt sind die Menschen hier unbedingt fleißig. Jenes Schlagwort vom ›dolce far niente‹ hat an und für sich nämlich ganz und gar nichts mit dem Verhalten des einfachen Volkes, wohl aber mit seiner Sehnsucht zu tun, seiner Sehnsucht nach etwas weniger Plage. Die Behausungen waren unsagbar bescheiden, was die Durchfahrt so festzustellen gewährte. Ein Glück, daß die schützende Sonne da tagtäglich ihre Allmacht erweist.
Es gab außerdem Strecken, wo links, zum Meer zu — die schmalsten Landstreifen trefflich genutzt — sich Zitronen- und Weingärten niedersenkten und zur Rechten, auf künstlichen Erdstufen, Feigen und Reben emporklommen. Auch Granatäpfel schimmerten rosenrot. Und lackgrüne Orangen aus dichtem Laubwerk. Dazu die ersten Johannisbrotbäume, ›Garubi‹, wie die Leute hier sagen. Sie erweckten mir einen fernen Schein. Denn waren nicht diese nämlichen Bäume die Spender jener braunglänzenden, länglich flachen und dürren Dinger, süß, aber hart und schwierig zu essen, wie mit Schuppen zwischen den Zähnen stechend, und von den Eltern noch obendrein als armseliges Zeug gescholten? Wir Kinder jedoch begehrten sie trotzdem, weil sie so dunkel erregend hießen. Johannisbrot! Das Brot des Johannes? ... Aß er das damals in der Wüste, der Täufermann im Kamelhaar-

kleide ..., aß er es zu den Heuschrecken? ... Das war die kitzelnd gruselige Frage.
Immer da, wo die schwingende Steilküste einen starken Vorsprung ins Meer hinaus macht, wo die massigen Felsenklippen ausladend zu Vorgebirgen werden, steht bildhaft ein stämmiger alter Turm, mehr oder weniger zeitzerfressen. Diese Warttürme, kleine Bollwerke ehmals, der Seeräuber wegen so zahlreich errichtet, waren nicht allein Schutzstätten und scharfe, vorgeschobene Wächter, sondern sie waren auch Zeichenträger, genaue Verständiger und Vermittler. Die Schnellposten waren sie jener Tage, die immer einsatzbereiten Funker. Durch sie ward jede gewichtige Kunde mit Fahnen und Feuern von Turm zu Turm fortmeldend in die Ferne getragen und ununterbrochen weiterbefördert.
Malerische Städtchen, zum Tollwerden schön, Majori und Minori vor allem, ziehn sich die felsigen Berge hinan, zart versteckt jedoch und gebettet in gestaffelten Wein- und Zitronengärten, aus deren fruchtbarem, jubelndem Grün sie wie Perlen Arabiens hervorleuchteten. Dazwischen wieder stehn überraschend verwitterte greise Schloßgemäuer, rauhes Gestein und zerrißnes Gemäuer.
Es begegneten uns viele Gefährte. Außer Autos, namentlich Lastwagen, am meisten jene artlichen Karren mit Cavallo, Mulo und Eselchen. Und als es dunkel ward, nur noch diese. Sie zockelten aber seelenruhig und unbekümmert, genau wie wir selber übrigens, ganz ohne Laternen und Licht dahin. Und das bei den ewigen scharfen Kehren, den unübersichtlichen Schleifen der Straße! Allerdings waren einfache Winke gebräuchlich. Noch ehe die Kärrner ums Eck vorbogen, stießen sie Warnungsrufe aus, so daß der Zusammenprall unterblieb.
Endlich, es war bereits völlige Nacht, wiewohl mit herrlichem Sternenhimmel, landeten wir denn wirklich am Ziel! Doch wie labebedürftig, müde und hungrig! Seit dem Mor-

gen, dem Frühstück in Salerno, und einigen Tomaten in Pästum, die ich wie gekocht auf dem Felde pflückte, hatten wir nichts mehr zu uns genommen. Die große Hitze nur war die Erklärung, daß wir das konnten.

Noch vor dem Ort selbst, vor der Bucht von Amalfi, genau gegenüber solch einem der vielen Küstenmerkmale, solch einem Wartturm, wo sich die Fahrbahn stets etwas verbreitert, hielt der Kutscher zu unserem Erstaunen vor einer Art Festung zur Rechten an, einem bestürzend schroff aufwachsenden, aber weißwandigen, sauberen Steilgebilde, mit doppelläufigen endlosen Stufen, die empor zur Höhe des Wohnbaues führten — in einstiger Zeit unverkennbar ein Kloster. Mit dem fröhlichen Ausruf: »Ecco la Luna! Siamo arrivati Signori!« sprang der Mann zufrieden vom Bock und ohne zu zaudern an die Glocke.

Es gab keinen Zweifel mehr, das war der Platz, dahin wir gewollt, das Haus, in dem Ibsen die Nora geschrieben und das uns heute erwartete ... Eine nette Bescherung! Das Entsetzen meiner sonst mutigen Mutter im Anblick der zu bestehenden Treppen ward glücklicherweise im nächsten Nu schon ein wenig beschwichtigt durch den Wirt, der uns über die Stiegen hinunter mächtig und dickleibig von Erscheinung, jedoch ›signorile‹, im schwarzen Anzug, liebenswürdig entgegenkam und ihr auf die Klage wegen der beinahe hundert Stufen unverzüglich geschickt erklärte, für diese Beschwerde solle der »vino«, und der seines Hauses sei »più che buono«, im Pensionspreis mit inbegriffen sein.

Nur notdürftig gekämmt und gewaschen, da gleich zum Nachtmahl gerufen wurde, gingen wir in der ›Sala da pranzo‹, einem angenehm luftigen Raum, zu Tisch. Wie schmeckte das Essen nach diesem Tag! Besonders die gute, kräftige Suppe, das gebratene Huhn und der hellgoldene Wein!

Unsere Zimmer, hoch über dem Meer, mit gekachelten Böden und Laubenbogen, waren ein Traum. Eine alte Kammer-

frau diente uns. Sie zerriß sich bald, alles zum besten zu machen, und hing an unseren Augen und Lippen. Die Herzensgüte der Analphabetin kennzeichnete sie in jeder Bewegung. Noch seh ich die Sprache ihrer Gebärden, noch heute die rührend ergebene Haltung ...

Und der ›padrone‹, der Herr des Hauses, der nur nichtstuerisch stets wo herumsaß, die anderen für sich arbeiten ließ und seinen gewaltigen Körper schonte (er war nicht von selbst so beleibt geworden), ein Mann von leichter Verschlagenheit, aber doch von artigem Ehrgefühl – in jedem Zoll die besondere Mischung, das Musterbeispiel des Süditalieners –, hielt uns das, was er versprochen, genau. Die Verpflegung bei ihm war wirklich vorzüglich.

Die ›mamma‹ machte ihm großen Eindruck, in der Hoheit und Kraft ihrer Erscheinung, dem Diadem der silbernen Haare und dem Glanz und Feuer der dunkeln Augen. Wenn er sie nur von ferne sah, erhob er sich stracks und frug jedesmal: »è contenta, Signora? Si trova bene?« Auch kam er bei Tische an ihren Stuhl, zu schauen, ob ja alles mundgerecht sei. Immer wieder gelobte er würdevoll: »Per Lei tutto Signora! Tutto per Lei!«

Es waren dort oben in der ›Luna‹ ganz und gar neue und fremde Welten, die Geist und Gemüt mit Anspruch bestürmten. Es war die morgendlich menschliche Art, die noch unzerstörte des vollen Südens, die mich dort, bei der ersten Begegnung mit ihr, fordernd erfaßte und erfüllte. Das Licht, die Sonne, die Luft waren es, die Farbenpracht von Himmel und Erde, die die Sinne bis ins Geblüt durchströmten ... Es waren ins Innerste dringende, ach, glückliche, unvergeßbare Tage!

Die auf Klippenwuchs thronende hohe Lage, der berauschende Blick aus unseren Zimmern oder dem Eßsaal, von der luftigen, weißen Terrasse daneben, mit breiter, behaglicher Mauerbrüstung – ein schwindelerregender Luginsland –, und auch anstoßend, einige Schwellen empor, von

dem weinüberspönnenen Garten aus, der Blick auf den Silbersaphir zu Füßen und über seinen strahlenden Glanz, die Freiheit und Weite des Meeres hinweg, zu den purpurnen Segeln in der Ferne oder, ein ganzes Stück näher zum Land, auf die blau-roten, tätigen Fischerboote, ihre Netzeinholung am frühen Morgen und ihr geisterndes Dasein in der Nacht, unter dem Feuer der südlichen Sterne, die gleitenden Lampen über dem Dunkel; dieser immer neu beschenkende Blick auf den Küstensaum und die helle Straße, auf die Bucht von Amalfi, den schmalen Strand und das rührende kleine Bagno dort unten, das ›cosidetto STABILIMENTO‹, mit dem wackeren ›bagnino‹ Alfredo, der uns nachmittags öfters segelte; auf die Piazza am Ufer und all ihr Treiben, die geduldig wartenden Eselchen, deren plötzliche, herzerschreckende Schreie voll wüstenhaft unermeßlicher Klage sich langgezogen und laut entluden und in weitem Umkreis die Luft durchschnitten; der Blick sodann, ganz ins Land hingewandt, in die tiefe Schluchteinschmiegung Amalfis, auf das felsenerklimmende Städtchen selber (einst bedeutend und reich, eh die Flut es verschlang, ein bevölkerter Freistaat, in seiner Seefahrt und seinem Seerecht wetteifernd mit Pisa und Genua!), auf dieses, trotz der heutigen Armut, im Sonnenglast selig kletternde Städtchen, mit seinem grünleuchtend verschlungenen Turm, dem lombardisch-normannischen Campanile, der flachkuppelig in das Himmelsblau steigt; der Blick schließlich auf den Hafen seitab und die weiße Mole, wo ich so gerne in der Frühe, von meinem allüberschauenden Fenster, dem Gebaren und Tuten des Dampferchens nachhing, des Postdampfers von Salerno nach Capri, bis er endlich mit mächtigem Umstand losfuhr; oder der Blick, um die nämliche Stunde, in senkrechter Steile gleich unter mir, auf den alten, zur Luna gehörenden Wartturm, davor morgens zuweilen sein Bewohner, ein Maler, tätig an der Staffelei stand, wenn er nicht ebendort in der Tiefe, was sehr neugestaltig

von oben aussah, in dem durchsichtig klaren Wasser schwimmend und mit glänzenden Armen und Beinen rudernd, wie ein plötzlich erkanntes Schöpfungswunder schwerelos durch die Flut dahinglitt – all diese Fülle der Blicke zusammen aus unserem ›hohen Schloß am Meer‹, unmittelbar über den Wellen, und dann auch die thronende Luna selber, mit ihrem geheimnisvollen Innern, den Treppen und Treppchen und Winkeln und Fluren, und im Kernpunkt des Hauses dem stillen Geviert, dem vergangenheitsträchtigen, blühenden Kreuzgang aus den Zeiten der Antonianermönche, köstlich kühl und schattengewährend, ein Labsal den Augen nach der blendenden Helle überall, diese Bilder und diese Blicke bei Tag und bei Nacht, waren schon wirklich so neue Welten, daß sie sich mir wie der Glanz der Gestirne unverwischbar ins Herz geschrieben.

Und dann, von dem nahen Atrani aus, die Wagenfahrten und Wanderungen jene steil klimmende Talschlucht empor, zu dem herrlich gelegenen Ravello, einem uralten, edlen Normannenstädtchen! Den ernst-lieblichen, südlichen Felsgrund empor, überspannt von Verbindungsbögen und durchgrünt von vielgestaffelten Gärten mit träumenden Mauern; lauter Wein- und Zitronengärten oder dichte Bestände von Orangen; verwunschene, seelenhafte Bezirke, der Boden schwellend von leuchtendem Gras, das auch auf dem formig gegliederten Fußpfad, durch die Ritze der zahllosen Steinstufen und das Kopfpflaster malerischer Steige, immer wieder hervorbrach wie süßes Geflüster ... Ein unwirklicher, ein Zaubergrund, vom Smaragdgeflitze der Eidechsen raschelnd und geheim durchgeistert von lautlosen Schlangen! ... Ein Grund mit drei Mühlen, der sich dann später, höher oben, zu Hainen von Edelkastanien weitet, um zuletzt den streng aufwärts gewanderten Gast einmünden zu lassen in die Piazza der arabisch gesichtigen Bergstadt Ravello.

O dies Ravello, dies luftumwehte! Vermögend das längst

schon Vergangene und im Zeitenstrom grausam Versunkene inniglich wieder atmen zu lassen. Und das gleich beim Kommen durch den Dom aus dem elften Jahrhundert, mit der mosaikenverherrlichten Säulenkanzel, die sechs herbe Löwen unnahbar tragen, jenem Marmor-Ambon mit dem Sinnbild des Jonas und der ehernen, östlich-frühformigen Tür, oder durch seinen inständigsten Bau, den sarazenischen Herrscherpalast. Gibt es in diesem doch einen Hof, der sich nicht mehr vergessen läßt. Ein kleiner fremdländischer Spitzbogenhof, buntzierlich verwoben wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, der aber zugleich so verdichtet berührt, so durchtränkt von ehmals gelebtem Leben, daß sein Anhauch, bevor man es merkt, überwältigt und die Augen voll Tränen stehen. Denn wie in die Tiefe des Gesteins, in das innerste Mark des Gemäuers gedrungen und seit Jahrhunderten ihm verhaftet, entwehen ihm heimlich sehnsüchtige Liebesseufzer von einst ... Süße und Leid und das Geflüster glühend einander begehrender Paare.
Auch die maurischen, weltabgeschiedenen Gäßchen und die zypressendurchlohten Villen Ravellos, in ihrer immerwährenden Grüne und der nie völlig ersterbenden Pracht, beschwören das längst Vergangene wieder. Jene feierwüchsigen südlichen Villen und blühenden Parke, mit Luftsitzen, Rebengängen und Söllern in Adlershöhe über dem Meer, über dem schwingenden Lauf der Küsten, über farbigen Felsen und Ortschaften. Ins Land zu erlabt sich das Auge dagegen an dichten Wäldern von Edelkastanien und dem verklärten Schimmer und Duft hoheitsvoller Gebirgesketten. Parke und Villen freilich sind das, in deren berühmtester, mit jener Lustanlage von Blumen, die dort wie Edelsteine erblitzen, und der uneingeschränkten Ausschau über den strahlenden Spiegel der Tiefe, den entführenden Glanz der blauen See, bis weithin in die heilige Ferne von Pästum, Richard Wagner für seinen Parsifal den Zaubergarten des Klingsor fand.

Mit dem kleinen, morgens aus meinem Fenster so oft betrachteten Dampferchen ging es eines Tags in der Frühe, an der felsenleuchtenden Küste entlang (an jedem Halt wurde mit bunten Barken vom und zum Schiff aus- und eingebootet), entlang an Prajano und Positano, die beide förmlich beschüttet waren vom Purpurblühen der Bugainviglia, über das kristallene Saphirmeer. Das Wasser war so durchsichtig klar, daß man noch in Vielmetertiefe bis auf den Grund hinabsehen konnte, auf die hellen, riesigen Steine da unten, auf hohe Gewächse und Algen, die mir fast zu roten Korallen wurden...

Schon mehr in der offenen Weite, zur Linken, auf der größten der einzeln dort aus der See sich urverloren erhebenden Klippen, sah ich den letzten Küstenwartturm. Diese drei schroffen Gesteige, ›li Galli‹, lagen sagenhaft einsam da in der endlosen, morgendlich reinen Bläue, die die Vorstellungskraft so besonders erregt. Sie raunten mir die Frühzeit des Altertums zu und die einstigen Menschen dieser Ufer, die Griechen und Römer, und rückten die heiligen Tempel herbei..., das ferne Pästum drüben und seinen Strand, der von den gleichen Fluten bespült wird.

Plötzlich aber erwuchsen ragend, hellgesteinig und hinreißend edel die wundervollen Umrisse Capris, mit der Klippenvorhut der Faraglioni.

Rainer Maria Rilke · Ein Gedicht aus dem Nachlaß

HEUTE will ich dir zu Liebe Rosen
fühlen, Rosen fühlen dir zu Liebe,
dir zu Liebe heute lange lange
nicht gefühlte Rosen fühlen, Rosen.



Alle Schalen sind gefüllt; sie liegen
in sich selber jede hundert Male,
wie von Talen ausgefüllte Tale
liegen sie in sich und überwiegen.

So unsäglich wie die Nacht
überwiegen sie den Hingegebnen,
wie die Sterne über Ebnen
überstürzen sie mit Pracht.
Rosennacht Rosennacht.
Nacht aus Rosen, Nacht aus vielen vielen
hellen Rosen, helle Nacht der Rosen,
Schlaf der tausend Rosenaugenlider,
heller Rosenschlaf, ich bin dein Schläfer:
Heller Schläfer deiner Düfte, tiefer
Schläfer deiner kühlen Innigkeiten.
Wie ich mich dir schwindend überliefer
hast du jetzt mein Wesen zu bestreiten.
Sei mein Schicksal aufgelöst
in das unbegreiflichste Beruhen,
und der Trieb, sich aufzutuen,
wirke, der sich nirgends stößt.
Rosenraum, geboren in den Rosen,
in den Rosen heimlich auferzogen,
uns aus offnen Rosen zugegeben
groß wie Herzraum, daß wir auch noch draußen
fühlen dürfen in dem Raum der Rosen.

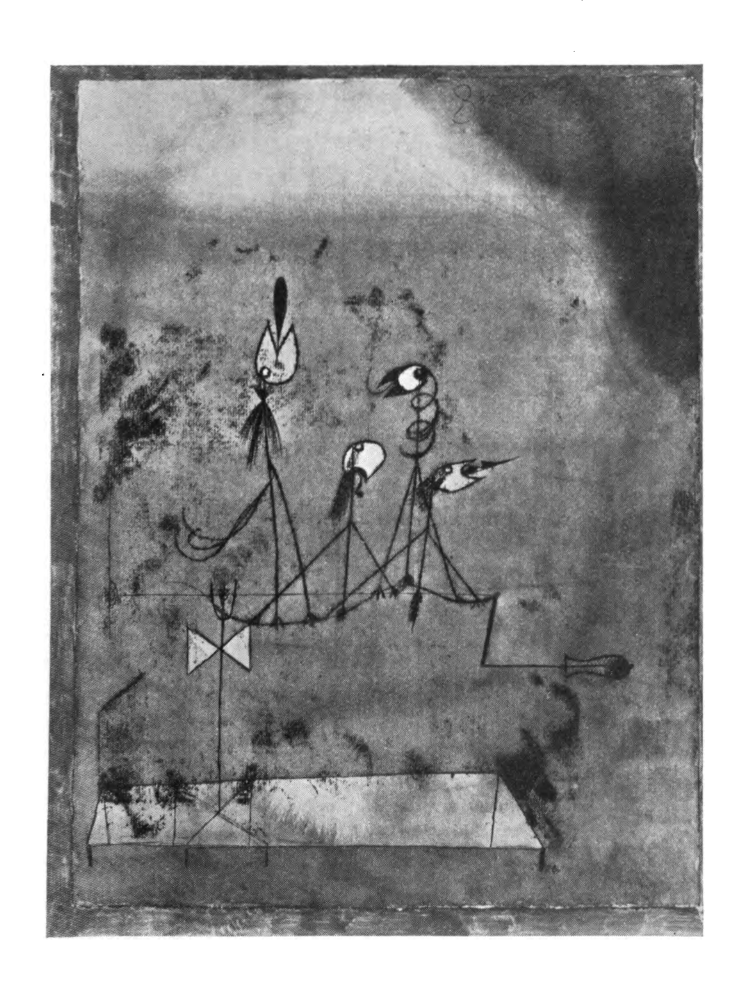
Paris, Juli 1914

Will Grohmann · Aus den Lehrjahren Paul Klees

Klee beginnt im Oktober 1898 sein dreijähriges Studium in München und arbeitet auf Rat des Akademiedirektors Löfftz bei Knirr, von dessen Malerei und Unterricht er ebenso begeistert ist wie Knirr von ihm. Der Lehrer meint, Klee werde es nach angestrengter Arbeit zu etwas ganz Außerordentlichem bringen. Auch Franz Stuck, zu dem er im Oktober 1900 kommt, ist anfeuernd, seine Korrektur ›scharf und geistreich‹, Klee nennt ihn einen ›gottbegnadeten Künstler‹. Von einem Radierer Ziegler lernt er die Technik des Radierens. Nach Hause schreibt er selbstbewußte Briefe. Von der Azbé-Schule hält er nicht viel, und Wassily Kandinsky und Alexander von Jawlensky, die 1896 dort eintreten, lernt er erst 1911 kennen. Klee arbeitet ehrgeizig, zeichnet unverdrossen Akt, sehr gut sogar, wie die im Klee-Archiv aufbewahrten Studien beweisen, landschaftert und illustriert, obwohl er ›mehr als Illustrator‹ werden möchte. Unter den damaligen Blättern befindet sich im Archiv eine Skizze zu einem ›Nächtlichen Spuk‹ (1899), die nach Jugendstil aussieht, und eine ›Jeanne d'Arc‹, ›eine Folge sommerlicher Nachmittagshitze‹, die an Gauguin erinnert, obwohl er sicher noch nichts von dem Franzosen gesehen hat. Er hört Vorlesungen über Kunstgeschichte und über Anatomie, und seit 1900 modelliert er auch, ›um der Form willen‹. Er will sogar in die Bildhauerklasse Ruemann eintreten, nachdem er sich am 18. März 1901 von Stuck verabschiedet hat, vielleicht aus dem Gefühl, sich selber nicht genug getan zu haben, es wird jedoch nichts aus der Bildhauerei.

Die Luft in München nennt Klee inspirierend, aber Tagebuch und Briefe dieser Jahre sprechen mehr von Musik als von Malerei. Es ist erstaunlich, was er in München alles hört an Opern und Konzerten, Sängern und Dirigenten. Wagner und Richard Strauß faszinieren ihn in dieser Zeit und immer

wieder Mozart. München verführt auch zum Bummeln, und wir hören von Ausflügen, Kneipabenden, Liebeleien und ernsthafteren Liaisons. Klee will das Leben kennen lernen, sich ausprobieren, Grenzen abstecken, sich keinesfalls um Erfahrungen, auch banalere, herumdrücken. Die Frauen spielen in diesen Jahren der Entwicklung eine große Rolle, er erlebt Enttäuschungen an sich und an ihnen und betrachtet es als ein großes Glück, als er im Winter 1899 zu 1900 beim Musizieren seiner späteren Frau begegnet, Lily Stumpf, der Tochter eines Münchner Arztes. 1902 ist die Verlobung, am 15. September 1906 in Bern die Vermählung.
Die akademischen Ferien verbringt Klee, schon aus Geldmangel, in Bern bei den Eltern. Sonstige Reisen kann er sich nicht leisten, nur einmal, im Sommer 1899, fährt er über Salzburg und Innsbruck heim.
Was er an bildender Kunst jenseits des Studiums in den sechs Münchner Semestern erlebt, ist nicht allzuviel. Den Jugendstil, der sich 1897 in München mit Obrist, Endell und Eckmann durchsetzt, lernt er durch die ›Jugend‹ kennen und durch den ›Simplizissimus‹, den er die ›erste Zeitschrift auf dem Erdboden‹ nennt. ›Insel‹ und ›Pan‹ erwähnt er nicht. Von der Hodler-Ausstellung berichtet er nur, daß Adolph Menzel eine halbe Stunde regungslos vor der ›Nacht‹ gestanden habe (21. November 1898 an die Eltern).
Etwas mehr erfahren wir über seine eigene Arbeit. ›Die Malerei ist überhaupt die schwerste aller Künste‹, schreibt er 1899 nach Hause, und ins Tagebuch notiert er, daß die Voraussetzung eines Erfolgs für ihn die Arbeit an der Persönlichkeit sei, daß Sittlichkeit und Kunst ineinander aufgingen und daß er nicht dazu da sei, ›die Oberfläche zu spiegeln‹, sondern ins Innere zu dringen. ›Ich spiegle bis ins Herz hinein. Ich schreibe Worte auf die Stirn und um die Mundwinkel. Meine Menschengesichter sind wahrer als die wirklichen.‹ Und er stellt im Frühjahr 1901 folgende Rangord-



Paul Klee · Zwitschermaschine (Aquarellierte Federzeichnung)

nung auf: ›Zu oberst Kunst des Lebens, dann als ideale Kunst Dichtkunst und Philosophie, als realen Beruf die Plastik, und zuletzt in Ermangelung einer Rente die Zeichenkunst (Illustration).‹ Nach Hause berichtet er: ›Einzig im Illustrieren gehts so recht voran. Ich glaube immer, das wird noch einmal mein Heil.‹ Die Klarheit, die er über seinen Beruf gewinnt, und die Bindung an Lily beenden den etwas labilen Zustand, in dem er sich seit seiner Ankunft in München befindet.

Am 30. Juni 1901 verläßt Klee die Stadt und reist über Bern nach Italien. Er unternimmt diese Bildungsreise zusammen mit seinem Freund, dem Schweizer Bildhauer Hermann Haller. Klee geht schrittweise vor, er will festen Boden unter den Füßen haben, ehe er wie viele seiner Altersgenossen nach Paris fährt. Am 22. Oktober ist er in Mailand und bewundert in der Brera Tintoretto. Der Hafen von Genua begeistert ihn, er fährt zu Schiff nach Livorno, und am 27. Oktober ist er in Rom. Mit dem ›Cicerone‹ in der Hand besucht er die Kunststätten, geht viel ins Theater und erwähnt in Tagebuch und Briefen die Duse und Réjane, die Fuller und Sada Jaco, auch eine Meistersinger-Aufführung. Er liest von Tacitus die Kaisergeschichte, Stücke von Aristophanes und Plautus und Xenophons ›Gastmahl‹. Goethes ›Italienische Reise‹ zieht er gelegentlich zu Rate und notiert das ahnungsvolle Wort: ›Überhaupt ist Goethe der einzige erträgliche Deutsche. So deutsch möchte ich vielleicht selber ganz gern sein.‹

Es gibt auch Tage, an denen Klee nichts tut, das Leben des modernen Rom auf sich wirken läßt, an denen er wartet. Worauf? Er weiß es selbst nicht, nur daß Warten zu seiner Lebenshaltung gehört und ihm reichere Früchte verspricht als Geschäftigkeit.

Sein Urteil über die italienische Kunst ist erstaunlich reif und aktuell. Er bedauert den Verlust so vieler Werke Leonardos, ›denn von diesem Mann stammen die höchsten Leistungen



in der Malerei, das sagt mir schon jetzt mein Dämon‹ (8. November 1901 an Lily). Nächst Leonardo bewundert er die Bilder Michelangelos in der Sixtina und die Stanzen Raffaels. ›Michelangelo wirkte wie Prügel auf einen Knirr- und Stuckschüler.‹ Das Appartamento Borgia im Vatikan mit den Fresken Pinturicchios ist ihm das ›Schönste, was die Renaissance hervorgebracht hat‹, Botticellis ›Geburt der Venus‹ in Florenz ›das einfachste und vollendetste Stück der Malerei‹. Klee erwähnt auch die altchristlichen Mosaiken, aber ohne besondere Betonung; ihre Schönheit ging ihm erst bei späteren Reisen auf wie die der sarazenischen Einschläge in einzelnen Kirchen und Palästen.
Die antike Plastik läßt er nur in Auswahl gelten; ›Laokoon ist bloß in der Mache eine höchste Leistung‹ (4. Dezember 1901 an die Eltern). Die antiken Gemälde in Pompeji dagegen ergreifen ihn, ›die Silhouettenbehandlung hatte ich geahnt, die dekorative Farbe. Ich nehme das persönlich. Für mich ward es gemacht, für mich ausgegraben. Ich fühle mich gestärkt ...‹ Das Résumé: ›Nichts nachmachen; unzeitgemäß etwas leisten zu wollen, kommt mir suspekt vor.‹ Die Folge ist Ratlosigkeit der eigenen Arbeit gegenüber, Satire. ›Vielleicht werde ich nie positiv. Jedenfalls werde ich mich wehren wie eine Bestie.‹
Ostern ist Klee in Neapel. Die Fresken Hans von Marées' in der Zoologischen Station kommen ihm ›aus dem Herzen‹, aber beinahe noch mehr fesselt ihn das Aquarium mit seinen phantastischen Tieren, eine Welt, die fast erfunden aussieht. Klee hat einen ausgeprägten Sinn für das Absonderliche und Exotische, für die Fauna und Flora der Tiefsee, er erlebt sie als ein leises Echo ferner Länder, nach denen er Sehnsucht hat, weil die Ferne ihm im Blut liegt. Beim ersten Besuch empfindet er mehr das Humorige der Überraschung; einer der Polypen sieht wie ein Kunsthändler aus und äugt vertraulich nach ihm, als wenn er ›ein neuer Böcklin‹ wäre.

Im Atelier macht Klee Figuren-Kompositionen, draußen Studien nach der Natur. ›Aus dem hohlen Ranzen arbeitet es sich freier, aber eine strengere Moral wird leicht dabei verlassen.‹ Eine seiner Arbeiten, den ›Epigon‹ (Zeichnung von 1902), beschreibt er in der Art, wie er spätere Radierungen beschriftet. Die Liniengesetze der Bäume empfindet er als denen des menschlichen Körpers verwandt. Erste Einsichten melden sich; der Wunsch, ›die Vielseitigkeit auszusprechen mit einem Wort‹, ist eine Vorahnung seiner komplexen Kunstauffassung. Er arbeitet mit Stift und in Tempera, ›mit bloßem Wasser‹, um wenigstens technisch die Schwierigkeiten zu reduzieren. In sein Werkverzeichnis nimmt er nichts von den Versuchen auf; ein kleines Aquarell ›Schwebende Grazie im pompejanischen Stil‹ scheint vor der Reise entstanden zu sein, er datiert es auf 1901 und vermerkt ›nach Vorstellung‹.

Am 2. Mai 1902 reist Klee nach Bern zurück, am 7. Mai sitzt er bereits wieder hinter der Arbeit. Er ist in den sieben Monaten reifer geworden, man merkt es an den Tagebucheintragungen, die seinen spärlichen Blättern weit voraus eilen. Die Freunde finden ihn verändert, nicht nur durch den Vollbart, den er sich hat stehen lassen, aber unverändert in seiner Kunst. Klee übernimmt nichts von den Resultaten der erlebten Werke, sondern durchdenkt, wie sie geworden sind und warum sie so aussehen, zieht Rückschlüsse auf das eigene Werk und lehnt es ab, frühreife Sachen zu machen. Er tröstet sich über die Enttäuschung, die er bereiten wird, in dem Bewußtsein, daß ihn die Echtheit des Wollens, nicht mangelndes Können oder gar mangelhafte Anlage hemmt. Er will mit dem Kleinsten anfangen, wie neugeboren sein, nichts wissen von Europa, schwunglos sein, fast Ursprung, will sich ein kleines Motiv ausdenken und mit dem Stift festhalten, ohne alle Technik, er will nicht mit Hypothesen beginnen;

sondern mit Beispielen und aus der Wiederholung kleiner, aber eigener Taten ein Werk schaffen, auf dem er weiter bauen kann. ›Aber ich denke, Bilder werden dies eine Leben reichlich ausfüllen ... es ist weniger Wille als Schicksal‹ (Juni 1902).

Zuerst müssen die Grundlagen des Metiers vertieft werden, die Einsicht in die Gesetze. Klee hört eifrig Anatomie bei Strasser in Bern, zeichnet Akt, macht maltechnische Studien und entwirft satirische Zeichnungen, die er wieder vernichtet. Nebenbei liest er, und dieses konsequente Lesen der gesamten Weltliteratur, das jetzt beginnt, setzt er bis an sein Lebensende fort. Die Liste der Bücher wäre ein ganzer Katalog. Bis zu seiner Verheiratung 1906 sind wir durch Klees Briefe an seine Braut recht ausführlich über seine Lektüre und seine kritischen Urteile orientiert; von der Bibel bis Strindberg und Wedekind ist alles dabei, was damals gelesen wurde, Aktuelles, die russischen Erzähler, besonders Tolstoi und Dostojewski, und die französischen Romanciers, aber auch Ausgefallenes und Vergessenes wie Calderon, Schlegels ›Lucinde‹, Lenaus ›Don Juan‹, Heinses ›Ardinghello‹. Und selbstverständlich die Antike, die Tragiker und Aristophanes, dessen Satire er zu seiner Sache macht. Die Vorliebe für E. T. A. Hoffmann, Poe, Gogol und Baudelaire erklärt sich aus einer Art Geistesverwandtschaft mit ihnen in seiner damaligen zur Übersinnlichkeit und Skepsis, zur Realistik und Phantastik neigenden Verfassung. Deshalb fallen auch die Einbildungen des ›Don Quichote‹ und die Übertreibungen Rabelais' bei ihm auf fruchtbaren Boden, und Voltaires ›Candide‹ gibt ihm damals schon die Anregung zu Illustrationen, die allerdings erst mehrere Jahre später Gestalt annehmen. Ein Buch wie Goethes ›Wahlverwandtschaften‹ liest er dreimal hintereinander, die Ottilienstellen sogar sechsmal, und Hebbels ›Tagebücher‹ versieht er mit kritischen Randglossen und Selbstbespiegelungen. Auch Lily liest viel und

schickt Bücher nach Bern, Bücher, die sie gut findet und solche, die Klee verlangt. Einmal bittet er sie um einen Auszug aus Lessings ›Laokoon‹, auf den er später ablehnend Bezug nimmt (Schöpferische Konfession, Berlin 1920). Über Kunst liest er wenig, er erwähnt Jacob Burckhardt, Taine und mit Anerkennung die Monographien von Eßwein über Toulouse-Lautrec und Munch. Zolas Cézanne-Roman ›L'Oeuvre‹ ist ihm unheimlich; zum ersten Mal taucht in ihm der Wunsch auf, nach Paris zu fahren.
Und er musiziert, spielt im Berner Orchester und reist mit ihm, vertritt sogar einmal den Konzertmeister Jahn, seinen Lehrer, besucht Konzerte und fährt nach Zürich, um Richard Strauß zu hören. Die Briefe sind voll von eingehenden und sicheren musikalischen Analysen und Kritiken. Da er ein-, zweimal im Jahre zu Lily nach München reist und mit ihr Konzerte und Opern besucht, bleiben seine Maßstäbe anspruchsvoll, denn hier regiert seit 1903 Felix Mottl.
Natürlich benützt er jede Münchner Reise auch dazu, Kunst zu sehen. Im Oktober 1904 sieht er sich im Kupferstichkabinett die Graphiker an, die in der Richtung seines damaligen Skeptizismus liegen. Beardsley, auf den er oft angesprochen wird, lehnt er ab, das Hintergründige William Blakes liegt ihm sehr viel mehr, und über allem steht ihm Goya mit den ›Proverbios‹, den ›Caprichios‹ und den ›Desastres de la guerra‹. Hier fühlt Klee so etwas wie ein unerreichbares Vorbild. Aber wie wenig einseitig er ist, wie bemüht, Erkenntnisse zu sammeln, beweist eine Begegnung mit Corots Bildern auf einem Ausflug mit Lily nach Genf (August 1904); er findet, sie gehörten zum Schönsten in der neuen Malerei.
Größere Reisen hat Klee bis zu seiner Übersiedlung nach München im Jahre 1906 nicht unternommen, außer einem Ausflug mit seinen Freunden Hans Bloesch und Louis Moilliet nach Paris vom 31. Mai bis 13. Juni 1905. Die Whistler-Gesamtausstellung notiert er nur, Renoir findet er ›nah dem

Kitsch und doch so bedeutend‹, von den jüngeren Zeitgenossen sieht er nichts. Im Louvre ist es wieder Leonardo, der ihn am stärksten beeindruckt, dieser ›Bahnbrecher in der Behandlung der Tonalitäten‹, nächst ihm der späte Rembrandt und Goya. Abends Theater, Glucks ›Armida‹ in der Großen Oper und ›Barbier‹ im Théâtre Sarah Bernhard, nachts ›Bal de nuit‹ in den Hallen und ›Chez Bullier‹. Man ist überrascht, daß Klee in Paris nichts von Matisse und Derain hört und sieht, daß er keinem Cézanne begegnet. Vielleicht hat er gar nicht darnach gesucht; wie in Rom fesselt ihn das Leben, die Vergangenheit, die noch Gegenwart ist, das Fluidum der Stadt, das er auf der Straße deutlicher spürt als in den Ausstellungen. Er weiß, was er will: bei sich anfangen; kein Zeitgenosse kann ihm zum Schicksal werden.
Im April 1906 ist Klee kurz in Berlin, um Lily zu treffen und um mit dem Kritiker Heilbut über eine Ausstellung seiner Arbeiten zu sprechen. Es wird nichts daraus, die Kunsthändler lehnen ab, aber er hat wenigstens einen Verkauf. Er sieht Tschudis ›Jahrhundertausstellung‹ und das Kaiser-Friedrich-Museum, auf der Rückfahrt in Karlsruhe die Bilder von Hans Thoma, mit denen er gar nichts anfangen kann, und den einen Grünewald, in dem er so etwas wie Verwandtschaft spürt.

Max Mell · Zwei Gedichte

Sommerlicher Festtag

Dir nicht ists eine Betrübnis,
Teure! und du bist ihm nicht gram,
Dem verklingenden, eiligen Regen,
Weil er dir den lieben Tag,
Deines Namens Feier,
Die du wolkenlos wünschtest,
Überfiel!

Keiner Finsternis Bote
War er, und du stimmst ein:
Schöner wars, daß dir der Tag
Aufrauschte vom Saitenspiel,
Das dir vorm Fenster
Tausend silberne
Fingerlein anhoben;
Daß er auffunkelte
Wieder und wieder von Geistern,
Die wie auf feurigen Rößlein
Ungestüm jagten zur Schwemme;
Daß du heute den Scheitel
Leise solltest neigen,
Da die verhüllte Stimme
Anhob, gewaltige Räume
Dir zu nennen dort droben.
Ach, wer verwiese aus sich
Den schaudernden Willen,
Daß ihms auch gelte,
Dies Rufen, und er es nehmen
Dürfe furchtbar und dennoch heimatlich.

Daß dir dies den Sinn bewegte,
Sieh, das feire ich nun.
Denn was ist zu feiern,
Wenn nicht der Schauder?
Das Geschöpf, das sich stehn weiß
Vor dem Schöpfer,
Trägt die Schönheit der Welt.
O so wandle dahin!
Denn im Reihen der Wesen
Sich fühlen ist alles.
Und nimms nur immer so,
Als suche dich heimlich

Von dem Lebendigen rings,
Da es wieder ersteht,
Ein verschämtes Zeichen.
Vor deinen Fuß haben
Reinlich glitzernden Sand
Hurtig verhuschende Bächlein
Gefällig gelagert.
Überm Haupt dir beginnt
Zarte Ordnung der Himmel,
Weiße Wolke schichtet
Kühn ihre Türme ins Blau.
Künftige Süße holten
Früchte an den Spalieren
Dir aus Wind und Regen,
Und die Rose am Strauch,
Da du ihr hebst den Kopf,
Weint dir lind in die Hand.

Heimkehr im Herbst

So find ich meinen kleinen Garten wieder:
Gebeugt, geknickt hängts drinnen nieder;
Fröhlicher Wirrwarr von zerzausten Blumen,
Umhergefegten Blättern, alles sagt:
Ein übermütig Fest hat hier getagt;
Des Kelterns wohlgewohnte nackte Sohlen,
Toll tobten sie in dem Revier!
Und alles sagt zugleich: Nein, es war niemand hier,
Und nur der Sommer hat sich fortgestohlen.

Niemand war hier. Lautlos an meinem Schuh
Platzt die Kastanie, wirft mir einen Tierblick zu,
Und nebenhin am bunten Grund
Das Blatt des Nußbaums ist ein Fund.

Die Form bewegt mich, ist ein Glück.
Schön sein Gelenk und schlank sein Stiel!
Was hält mich aber, daß ich mich nicht bück?
Es liegt, daß es vergeh. Und alles ist ein Ziel.

Ein Ziel. Der wirre Glanz lischt aus,
Tret ich nun wieder in das Haus.
Mit kühlen Fliesen grüßt der Flur.
Von abgeklungenen Tagen eine Spur,
Anmutig-fremd, hier hielt sie sich verborgen!
Gut ist das Haus, und schon umschließt es fester.
Wie fühlt dies, wer des Sommers Traum erfuhr,
Den tiefen, glücklichen! – Und jeden Morgen
Legt einen goldnen Apfel mir die Schwester
Auf die Kommode vor die Uhr.

Eberhard Meckel . Winter im Osten

AUS EINER ERZÄHLUNG

»..DANN kam der Panzerangriff. Das heißt, die Russen hatten eigentlich gar nichts mehr anzugreifen, sie hatten nur noch zu erledigen, und das besorgten sie mit jener Gründlichkeit, die ihnen von uns in ›erfolgreicheren‹ Tagen gelegentlich vorgemacht worden war. In der Nacht vorher war wieder Schnee gefallen, und Schnee im Osten, nun ja, du weißt das ja *(ich nickte: Die weiße, weite Öde bei Newel..)*, ist etwas ganz anderes als Schnee sonst. In diesem Land ist überhaupt alles ganz anders, auch wenn es so aussieht oder sich anläßt wie bei uns, und nicht einmal der Schnee wärmt oder hält die Kälte ab, wenn er sich als Last auf die Zeltbahn überm Ein- oder Zweimannloch legt. Fast jeden Morgen brauchte man den einen und andern nicht mehr zu wecken..«
Erneutes Nicken von mir. Und: »Wem sagst du das, Roh-

rer!« Dazu das rasch und immer wieder sich einstellende Bild der ersten, eigenen Erfahrung: Im ersten Rußlandwinter, dämmrige, nebeltrübe Frühe, ich als Melder suchend unterwegs, weil die Verbindung von hinten nach vorn über Nacht abgerissen war, bis ich schließlich auf einen ganzen, schweigsamen, zugewehten Infanteriezug stieß, sinnlos abends vorgeschickt, und nun einer wie der andere von den Kameraden tot, erfroren, hingekrallt an eine winzige Bodenwelle, die aber auch keinen Schutz geboten hatte gegen den über die unermeßliche Ebene geführten gnadenlosen Eisprankenhieb des Ostwinds.

Doch Rohrer unterbrach dies Erinnern. »Ich war damals immer mit dem Kollegen von der anderen Fakultät, dem evangelischen Divisionspfarrer, Burger hieß er, zusammen, einem etwas älteren Manne als ich, verheiratet, mit mehreren Kindern, den es auch nicht hinten gehalten hatte, wenns vorne Trost oder sonstwas zu spenden galt. Aber er tats aus einem anderen Grund als ich. Wir teilten alles, bis auf das, was für mich nicht mehr zu teilen war; ich denke, er ahnte nicht, wie es um mich, seinen confrater in confessione, stand. Er war ein ganz einfach gläubiger Mensch, und die Zweifel, die er sich schuf, um in der Sache selbst desto sicherer und gewisser zu sein, behauchten nur das Wort, das er dann sozusagen mit dem Gebet um so blanker rieb. Wir mieden das theologische Gespräch, ich schon sowieso, aus begreiflichem Grund, und er, weil es ihm angesichts, ja wahrhaftig, angesichts der Dinge um uns her offenbar ebenfalls sinnlos erschien. Das Salbungsvolle, leicht Ölige, das nämliche, das in Verbindung mit der unveränderlichen römischen Liturgie immer noch hält und trägt, weils gewissermaßen dazugehört *(Na na! Mir geht das ja ein. Aber, Rohrer, du, auch wenn du nur noch das Gewand des Priesters anhast und sonst keiner mehr bist . .)*, da es sich aus dem uralten Bestand der Sprache nährt – weißt du, das ist mir bei einem protestantischen Geistlichen fast noch un-

erträglicher, weil es die geheimnisvollen Bezüge nicht hat, sondern leichter noch in Berufsgeschwätz ausartet. Verstehe bitte, was ich damit sagen will *(ein Blick zu mir her. O ja, ich verstehe):* Dieser Mann da hatte gar nichts davon; ich bin überzeugt, er besaß es einmal, aber jetzt war es von ihm abgefallen, war ihm durch die entsetzliche Wirklichkeit abgewöhnt, sein Wesen war wunderbar schlicht geläutert und zu dem gebracht, was jetzt, hier notwendig und gebraucht war. Oh, ich bewunderte ihn; er war immer, immer ganz da.«

Immer wieder Rohrers Mund, den ich ansehen mußte: ein gerader, dünner Strich. Und die Augen, einmal nah, herzlich, jetzt wieder fern, unbewegt, mit seltenem Nieder und Auf der Lider: »Du kennst das Geräusch anfahrender Panzer. Ich brauche dir nichts zu erzählen. Aber es ist doch eine der übelsten Sachen, wenn man, gedämpft von der schneeigen Unterlage, welche die bodenpressende, dumpfe Wucht der schweren Fahrzeuge mildert und sogar etwas abfängt, das reine Rasseln vernimmt. Töne, die man bei Dante liest und bei Hieronymus Bosch sieht, die hört man da, und um so deutlicher, wenn man völlig machtlos dagegen ist. Die Russen wußten natürlich auch längst, daß für die Siebenkommafünf-Pak keine Munition mehr da war, und die kleinen Fünfzentimeterdinger, die man vielleicht versucht hätte, den T-Vierunddreißigern entgegenzuspucken – danach schüttelt sich so ein Riese noch nicht einmal! Doch man versuchte es gleich gar nicht, denn wo hätte mans versuchen sollen? Nach welcher Seite und Richtung? Von überall her, von rundum das Gerassel, acht Uhr morgens, keine Wärme mehr, nichts mehr zu essen, die Waffen eingefroren, und wenn nicht eingefroren, dann die Finger erfroren, die Waffen zu bedienen. Da wars ein leichtes Spiel mit uns, sehr leicht –«

»Hör auf, Rohrer! Ich kanns mir denken!«

»Gewiß, du kannst dirs denken. Siehst du, und genau so war es auch. Ganz genau. Haargenau. So genau, daß sich im Ne-



bel, im Dämmer, jeder einzelne Schrei unterscheiden ließ. Und immer wieder, ich weiß nicht, wie er das fertig brachte, sprang mein Kamerad, mein Mitbruder in Christo *(entsetzlich, war das eine Art lautlosen Lachens um Rohrers Mundpartie, oder was wars? Jetzt wieder vorbei)*, sprang aus dem Loch, sprang hin, wenns nah war, kniete kurz nieder und gab sein Zeichen über etwas, das bereits auf andere Weise gezeichnet war, sehr irdisch gezeichnet allerdings, zu irdisch, möchte ich sagen. Und ich, mein Lieber *(zum ersten Mal: Mein Lieber!)*, ich, ich sprang nicht, keineswegs, ich blieb in meinem Loch, denn es war ein gutes Deckungsloch, soweit unter solchen Umständen von gut zu reden war; wir beide hatten es uns ausgehoben und es uns, seit die Einschließung endgültig war, darin bequem gemacht, so bequem es ging: wir konnten zeitweilig sogar beide beinahe liegen .. Aber nun besaß ich dieses Loch sozusagen für mich, der ich nicht sprang, sondern vorsichtig auslugte, wie der andere es tat, völlig sinnlos, ohne Deckung, ohne alles. Was sage ich: sinnlos? Für ihn nicht, für ihn durchaus nicht, so wie er, wie man zu sagen pflegt, gebaut war .. Und er war gut gebaut dafür, weißt du, so richtig von innen heraus, verstehe *(wieder dies Gesicht von vorhin)* – und dann, als es nichts mehr zu springen und niederzuknieen und Zeichen zu machen gab, hatten ihn ein paar der Panzer regelrecht umstellt, und einer fuhr gegen ihn vor, der aufrecht stand, das kleine Silberkreuz an der Kette, Signum seines Amtes, seiner Würde, seines Dienstes, auf die Brust gepreßt mit beiden Händen. Aber *(kurze Pause, Schweigen, wieder der gleiche Erzählton, ungerührt)* Gott half nicht, es half überhaupt keiner, und so fuhr ihn der Panzer um, wie man eben etwas Beliebiges umfährt, warum nicht?, ja, der Panzer setzte sogar nochmals zurück, wendete auf dem, was schon nichts Menschliches mehr hatte, eigentlich nur noch Schnee und Dreck und rote Farbe und ein wenig Feldgrau dazwischen, und es war ein höchst wollüsti-

ges Fahren und Drehen und Wenden in einem seltsamen Einverständnis von Maschine und Erde, auszuwalzen, was dazwischen ist. Ich habe das nie wieder so kraß, so unmittelbar wahrgenommen, ich, in meinem Loch, vielleicht schätzungsweise fünfzig Meter davon entfernt *(man täuscht sich immer)*, eiskalt und schaudernd, denn ich sah ja sozusagen zu, wie man es in Kürze auch mit mir machen würde . .«

Wieder eine Unterbrechung. Rohrer schaute nicht zu mir, ich nicht zu ihm hin. Draußen, vor den Fenstern, wurde gehackt, ein friedlicher, gärtnerischer Laut. Das Gebirge, vor den größeren, einfacheren Linien der Ferne ein näherer Streifen Walds, erst föhnig verblauend, wandelte sich allmählich ins Silberlicht des Mittags. Das hohe Pfarrzimmer, so fremd erst, gewann es nun doch vertraute Züge? Panzer, Blut, das Schreien, das Schreien, nie zu vergessen – und jetzt, eigentlich mechanisch einen Schluck aus dem Glas vor mir nehmend, schmeckte mir der Wein, zog mich mit der leicht herben, heimatlichen Süße, die er hatte, duftig an. Meine Frage, die Frage dessen, der hier sicher saß, auch herausgelangt, irgendwie, weiß ich, wenn ein Schräubchen nicht gepaßt hätte, aber es hat eben gepaßt, und nun bin ich da, ich bin da, ich bin da: »Und wie kamst du aus der ganzen Geschichte heraus, Martin.« Martin – das hatte sich mir so auf die Zunge gelegt, obwohl Rohrer immer ›der Rohrer‹ für mich gewesen war, ein Wesen ohne Vornamen. Wars die insgeheime Antwort auf ›mein Lieber‹? Ach nein, das hatte wohl nichts damit zu tun.

»Und wie kamst du aus der ganzen Geschichte heraus?« – Rohrer wiederholte nachdenklich als Gegenfrage und im gleichen Wortlaut, was ich eben gesagt hatte. Und erneut schoß mir es auf, dieses ›ich bin da, ich bin da‹, und trotzdem kam mir gelassener heraus, als ich es meinte, so sehr obenhin eigentlich, achselzuckend: »Glück, Zufall, wie man eben so Glück hatte, Schwein, richtiges, regelrechtes Schwein. Mei-

netwegen auch Zufall.« Ich langte mir nochmals das Glas, tat einen tiefen Zug, bis zum Rest. Rohrer goß gleich nach. Dieses gluckernde Geräusch, auch ein Teil vom Leben selbst, wahrhaftig.

»Glück, Zufall. Schwein, regelrechtes Schwein. Zufall.« Rohrer, im raschen Herüberblick zu mir: »Meine Antwort, mein Lieber *(nun schon zum zweiten Mal!)*, meine Antwort. Denn als nach einer Weile die inzwischen aus den Panzern ausgestiegenen Russen nachzuschauen begannen, ob in den Schützenlöchern vielleicht doch noch etwas lebte und nicht ganz tot war und es möglicherweise irgend etwas zu holen gab, was sie brauchen konnten, entdeckten sie mich und zogen mich heraus ins Freie. *(›Ins Freie‹ ist gut! Schöne Freiheit plötzlich . .)* Erst mochten sie mich für einen höheren oder gar hohen Offizier halten, angetan mit einem besonderen, ihnen nicht bekannten Orden, so eine Art besseres Ritterkreuz, für das sie zunächst das priesterliche Kreuz ansahen, das mir einer von ihnen an der unter den Kragen gelegten Kette aus der linken Brusttasche hervorholte. *(Allerdings eine Art ›besseres Ritterkreuz‹, verdammt noch mal, was für ein Ausdruck.)* Ich dünkte ihnen ein guter Fang, wie sie mich da umstanden, nicht roh, ohne Hohn, ohne Neugier, ganz sachlich, ein Objekt ihrer Blicke, die nichts preisgaben, was für ein Denken sich dahinter verbarg, ein Objekt ihrer Unterhaltung, von der ich, bis auf ein paar jedem geläufigen Brocken, so gut wie nichts begriff. Schließlich trat einer von ihnen, wohl der Kommandant der Panzergruppe, auf mich zu und fragte auf Deutsch *(. . das konnten sie alle! Hätten wir einmal so Russisch gelernt, das wäre besser für uns alle gewesen):* »Du Pope?« Ich nickte, nun ja, ich wars ja irgendwie auch, worauf er mich auf sein Fahrzeug zu klettern anwies, selbst ins Innere stieg und irgendeinen Befehl zu den Fahrern hineinsprach; die anderen blieben an der Stätte des Erfolgs und des Todes zurück, doch er fuhr mit mir weg, ich

weiß nichts mehr von der Fahrt, ich weiß auch nicht mehr, wie lange sie dauerte – auf jeden Fall, hinter einer Mulde gab es einen plötzlichen Halt, ich mußte abspringen, und der Russe zeigte auf einige, aus dem flachen Gelände schwach sich abhebende Hügelchen, kleine, verschneite Zelte, aus unseren Zeltbahnen zusammengefügt, wie ich beim Näherstapfen durch das tiefe, pulvrige Weiß erkannte *(weite, weiße, weiße Öde, irgendwo im Osten)*. Und dann, als ich, gefolgt von dem Offizier, nahe kam dorthin, wohin ich gewiesen war, und die angewehte Schneelast abschüttelnd den ersten Zelteingang freilegte, erkannte und roch ich das Grauenhafteste, das ich bis dahin je mit meinen Sinnen hatte aufnehmen müssen, ein Inferno von Gestank, Wunden, abgefrorenen Gliedern, Blut, Unrat, und mitten darin regte es sich noch unbestimmt, gurgelte hervor, röchelte da und dort zwischen letztem Schweigen – und so Zelt um Zelt, wohl zwanzig an der Zahl, angefüllt, gepfercht mit totem, verhungertem, verhungerndem, sterbendem menschlichen Inhalt, Verwundete, Kranke, die bei den Rückzugskämpfen oder, wie sich das ja im Wehrmachtsbericht besser anhörte, den ›planmäßigen Absetzbewegungen‹ oder ›Frontbegradigungen‹ *(wie hat man uns belogen. Wer ›man‹?)* zurückgelassen worden waren, weil sie ja nur die Flucht aufhielten, und die von den Russen als hoffnungslose Fälle, die man am besten sich selbst überließ *(als hätten wir es oft anders gemacht . .)*, hier zusammengebracht worden waren. *(Der eine Zug auf dem Nebengleis in Osipowitschi, lauter offene Loren, Gefangenenfracht, die erfrieren mußte, und damit war man sie billig los. Selbst gesehen, Martin, selbst gesehen! Und Paule, der Berliner, stieß mich beim Vorüberfahren noch an und sagte: ›Wenn det mal zurickschlächt, Mensch . .‹ Es schlug zurück . .)* Ich erkannte manches Gesicht wieder; diese Gestalten, mit und ohne Litzen – wenn die Mütter wüßten, unter welchen Umständen ihre Söhne zuweilen endeten, vielleicht hätte das überhol-

teste Schlagwort, daß es süß und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben, doch endlich einmal abgewirtschaftet. Was meinst du?«

»Laß sein, Martin. Du wirsts nicht ändern.«

»Nein, ich werde es gewiß nicht ändern, gerade solange ich und, vielleicht auch du *(kurzer Blick zu mir)* spüren, daß derjenige, zu dem die meisten Menschen rufen, es gar nicht ändern will, es gar nicht ändern kann, weils ihn ja gar nicht gibt. Und wenn, dann hätte er auf dieser heiteren Welt bald nichts mehr zu tun, falls er wirklich ändern wollte, und das wäre doch schlimm, zumal für diejenigen, die ihn sozusagen offiziell vertreten, also auch für mich, den Pfarrer, den bezahlten, bepfründeten Priester . .«

Rohrers Mund wurde noch mehr ein Strich. War das überhaupt noch ein Mund? Wars nicht eine Kerbe, vom Leben geschlagen? »Du lästerst, Martin! Ich mag das nicht, auch wenn ich dir zunächst recht gebe, obwohl die Dinge so nicht stimmen. In diesem Gewand, das du anhast: Das ist unwürdig!«

Doch da kams mit einer schneidenden Schärfe zurück, die ich nie hinter der Ruhe, der Scheinruhe freilich nur, des Gesprächs vermutet hätte: »Unwürdig? Unwürdig ist etwas anderes! Davon versteh ich mehr! *(Kurzes Atemholen, ein kurzer Griff von Rohrer zum Glas, ohne zu trinken.)* – Da! Pope! Beten! – Das sagte, nachdem ich in alle Zelte geschaut hatte, und überall das gleiche Bild, der mich begleitende Russe, und dieser Befehl war wohl derjenige, den ich am wenigsten erwartet und der mich, sonst auf alles gefaßt, am meisten traf, ausgerechnet mich. Aber es half nichts, fast drohend wiederholte sich die Aufforderung ›Beten!‹, und so beugte ich mich denn nieder, überall, in jedem Zelt, sprach noch mit manchen, die da lagen, einige, die es noch vermochten, wandten sich auch stumm ab, ach, welche Anklage, meine Brüder im Nichts!, wie war ich euch besonders nah, ihr müßt es doch gefühlt haben!, und andere, wie versuchten sie noch



Franz Marc · Drei Pferde (Bleistiftzeichnung)

mit kaum vernehmbarer Stimme nachzumurmeln, denen ich das Absolvo te gab und auf die verlauste, vereiterte, blutige Stirn strich. Und merkwürdigerweise, ich hatte plötzlich alle gekonnten Gebete, die lateinischen und die deutschen, vergessen, ich war wie vor den Kopf gehauen, kein Wunder vielleicht und begreiflich; aber ich hörte immer wieder, gleichsam im Traum und ganz, ganz von fern, meinen eigenen Mund hinflüstern den einen Satz aus dem Miserere bei Begräbnissen ›Domine, labia mea aperies et os meum annuntiabit laudem tuam‹ – Herr, öffne meine Lippen, und mein Mund wird verkünden Dein Lob .. Und das in meiner Situation, mein Lieber, nicht zu fassen! Doch denen, die es noch angehen konnte, war es mehr als Hostie und Ölung, es war der letzte Wink des Lebens vor etwas, das – ich hatte es ja erfahren – kam, indem es nicht kam .. *(Rohrer trank jetzt einen Schluck.)*

Und dann, nachdem ich auf diese Weise überall gewesen war, später jeden Zelteingang auf Geheiß des Russen wieder sorgfältig verschlossen hatte, erwartete ich eigentlich nun auch für mich das Letzte. Aber nichts dergleichen. Der Kommandant, der die ganze Zeit aufmerksam und vollkommen schweigsam bei dem, was er mir zu tun aufgetragen hatte, dabeigestanden war, ging alsdann wieder mit mir zurück, nötigte mich auf den Panzer und fuhr genau so um, wie hergekommen, doch schließlich noch ein gutes Stück über die Stätte des letzten Vernichtungskampfes hinaus, die in verlassener, zerfledderter Öde lag, da und dort ein Toter, verkrampftes Gebein, umhergestreute, aufgerissene Habseligkeiten, Waffen, alles von T-34-Spuren kreuz und quer durchpflügt, und, im raschen Vorbeirasseln gesehen, gleichsam eingeschmolzen in die zerwühlte Weiße, ein Rubin des Grauens da, was einmal ein Mensch, ein Gefäß des christlichen Worts und der Verkündigung von Liebe gewesen war, besser als ich und eher dort am Platz, wo ich vorhin hatte

knien müssen. Ja, und zum Schluß, beim endlichen Halt vor einem kleinen Wald, an dem auch die anderen russischen Panzer verhielten, bis zu diesem Punkt wohl vorgezogen und auf ihren Kommandeur wartend, das gänzlich Unbegreifliche, aber wann macht ein Russe schon das uns Begreifliche: der Offizier, ich wüßte nicht mehr, wie er aussah, sie sehen alle gleich aus, hieß mich mit einer schroffen Handbewegung absteigen, wies kurz mit dem Arm in eine Richtung: ›Da – geh – heim – du!‹ *(Rohrer sah so aus, als schaffte etwas mit Überdruck in ihm, doch er hatte sich so in der Gewalt, daß eigentlich nur eine Art leises Ausatemventil zu hören war, alles andere preßte er wieder mit Kraft in sich hinein.)* Und so ging ich denn, gewärtig der nachgesandten Kugel. Aber nichts. Nichts. Der Panzer, ich schielte nicht zur Seite, aber ich nahms doch wahr, schwenkte um und rasselte zu den anderen ab, und ich ging und ging, bis ich im menschenleeren Gelände auf irgendeine Nachhut von uns stieß und gerettet war – alles ganz unbegreiflich, ganz unbegreiflich. Hast du mir, Jahre danach, eine Erklärung dafür? Ich habe keine, weder damals noch heute. Heute noch weniger als damals ..«

»Eine Erklärung? Nun, daß du offenbar ..«

».. aufgespart – das wolltest du doch wohl sagen, nicht wahr?« fuhr mir Rohrer dazwischen, ehe ich meinen Satz noch zu vollenden vermochte. »Aufgespart! Ha, nicht so billig, mein Freund, Schulkamerad von vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren! Aufgespart! Das ist die dürftigste Auslegung von etwas, das sich eben nicht auslegen läßt. Aufgespart, weiter bis zum heutigen Tag, bis zum Jüngsten Tag, bis zu dieser Stunde, damit ich hier als Pfarrer, der ich nur noch nach außen hin bin, die Ordnung in meiner Gemeinde erhalte? Damit überhaupt die Ordnung, wenn auch mit der Lüge, aufrecht erhalten werde? *(Rohrer setzte sich breit zurecht.)* Reden wir nicht davon. Verzeih! Aber – du trinkst ja gar nicht! Komm, hier, dein Glas ..«

Noch einmal ...

WIE war das einmal Trank und Speise
und noch von keiner Gier verkürzt:
das Wandeln einer weiten Reise,
die nicht auf rasche Ziele stürzt.

Das Feuer vor den leichten Zelten,
die Schnellen in dem Ruhn der Nacht,
und hoch ein Kreis von fernen Welten,
die keine Sehnsucht feindlich macht ...

Der Früchte Rund auf fremden Fluren,
der Mühlen Gang im Trieb der Flut,
der stumme Takt der Sonnenuhren,
das Licht, in dem die Traube ruht.

Wie war dies einmal Durst und Nahrung;
und keine Stätte *nahm* von dir ...
Noch einmal schritt der Gott zur Paarung
und kam als Wolke, Schwan und Stier.

Noch einmal trat aus Born und Quelle
die Nymphe mit betautem Haupt,
und Artemis in kurzem Felle
stand hell, von sanftem Grün umlaubt.

Der Gipfel Traum, die klaren Buchten,
die Städte – weiß auf braunem Grund,
des Meeres ungehemmte Fluchten,
der Inseln frei gefügter Bund ...



Wie war das alles Lustgebärde!
Und tiefer doch als je gewußt
trank das verspielte Kind der Erde
sich Seele an aus dieser Brust.

Wer hält dich . . .

Wer hält dich in den Armen?
Und wen hältst du? —
Das Hier hat sein Erbarmen.
Ein Wind trägt es dir zu.

Ein Wind hat es genommen.
Hier — ist ein flüchtiger Ort.
Das Feuer, kaum entglommen,
verflüstert, wie ein Wort.

Ein Wort . . . Laß es dem Winde.
Vielleicht kennt der ein Dort.
So gib dich hin. Und schwinde.
Und — dauere fort . . .

Der alte Garten (Muzot)

Folge mir in den Garten . . .
Er grünt um das alte Haus;
das sieht aus Fenstern und Scharten
in das Tal der Rhône hinaus.

Efeu hält seine Flanken.
Klematis und wilder Wein
tasten in zögernden Ranken
über verwitterten Stein.

Eidechse funkelt am Felsen;
kehlenauf schlägt ihr das Herz.
Malven mit hohen Hälsen
recken sich sonnenwärts.

Dort unter schattendem Laube
fächelt ein freundlicher West,
rührt an der hängenden Traube,
rüttelt am Birnengeäst.

Wie die pastell-blauen Bälle
der Kugeldisteln im Wind
schwanken, als ob sie von schnellen
Händen geworfen sind!

Höre, wie der Mäander
des Bachs durch die Wiesen schlurft,
bis er, gestaut, auseinander-
schäumend die Weide kurvt . . .

Lausche am Tore dem leisen
Strahl aus dem Brunnenrohr,
wie er in zitternden Kreisen
rasch sich ins Schweigen verlor.

Schon hat der Oleander
die schwankenden Sinne versöhnt
und der Wasser Gewander
mit stillem Duft übertönt.

Hörtest du Schritte nicht eben?
Laß zu den Rosen uns gehn,
hügelan nun durch die Reben
das Kommen der Nacht zu sehn . . .



Dort auf die schmale Terrasse,
die Garten und Weinberg grenzt,
stützt sie das Kinn in die blassen
Hände. Ihr Auge glänzt.

Sie trinkt aus den Rosenbüschen,
bis sich um Strauch und Baum
Duft und Dunkel vermischen,
und sinkt in Traum ...

Jacob Burckhardt · Briefe aus Paris

Als der junge Basler diese Briefe schreibt,
ist er fünfundzwanzig Jahre alt.

AN GOTTFRIED KINKEL

Paris 16 Juny 1843.

Vieltausendmalgeliebter Urmau!
Ich bin den 8ten hujus hier angelangt und habe mir Paris 8 Tage lang schmecken lassen; jeden Morgen im Louvre und in den Kirchen; jeden Abend auf den Boulevards und im Theater. Damit du aber siehest, wie zuverlässig ich bin, so wisse, daß ich den 1ten hujus von Rotterdam aus eine Recension deiner Gedichte an die Köllner Zeitung schickte, welche angekommen sein muß, da ich sie frankierte; aber die Schlingel haben sie noch nicht abgedruckt ...
Sobald ich Briefe von Euch habe, schreibe ich Euch wieder, und dann mehr. Gestern bin ich zum ersten Mal auf der bibliothèque royale gewesen; mit dem was dort ist, kann ich schon fertig werden; für meinen Zweck brauche ich dort etwa 130–140 Stunden Arbeit, also 2 Monate. Am 15ten August wird die bibliothèque geschlossen, dann arbeite ich in den Bibliotheken vom Arsenal und von Ste. Geneviève bis gegen den Oktober hin. –

Ich habe Hugo's Burggrafen gesehn. Die Intentionen sind hie und da höchst grandios, aber am Ende überwiegt doch der Unsinn. Beauvallet in seinen guten Momenten erinnerte an das, was ich von Ludwig Devrient habe erzählen hören. Der Alexandriner ist aber ein unleidlicher Vers, selbst auf dem Théâtre français. – Im Odéon hörte ich ein kleines Ding von Molière, welches köstlich war; darauf begann Racine's Andromaque, wo ich denn freilich nach dem ersten Akte auf und davon lief. Den Racine halt' ich nicht mehr aus. – Was sagst du zu der Idee eines kleinen Stückes: la fille de Figaro, welches im Théâtre du palais royal gegeben wird – es ist ein weiblicher Figaro, d. h. eine Gelegenheitsmacherinn und Allerweltsmädchen, die zwei Liebende durch alle möglichen Intriguen protegiert. Ist der Gedanke nicht glücklich? – Der Figaro des Beaumarchais ist doch am Ende ein Halunke und was er thut, thut er um des Geldes willen, während diese fille de Figaro (die weiter mit Figaro nichts zu thun hat) aus Gutherzigkeit das Ihre thut. – Es ist übrigens merkwürdig mit dem französischen Theater; selten trifft man ein großes Talent, aber ein mittelmäßiger französischer Schauspieler ist immer *mittelgut*, ein mittelmäßiger deutscher Schauspieler aber in der Regel *mittelschlecht*. Daher ist auch in den kleinen Winkeltheatern von Paris *immer ein Ensemble* und der Dichter kann seine Freude daran haben. Freilich kann sich's kein Mensch verhehlen, daß das französische Drama, besonders das Trauerspiel, auf gottlosen Abwegen ist...

Nun Addio, herzlieber Urmau. Ich sehne mich bitterlich nach Euch und gehe alle 2 Tage auf die Post, um nach Briefen poste restante zu fragen, obschon ich zum Voraus weiß, daß ich nichts vorfinde. Addio, dich küßt dein getreuer

Eminus.



An Willibald Beyschlag

Paris 19 Juny 1843.

Geliebter Balder!

Endlich bin ich hier (seit dem achten Junius) und wohne Rue Marsollier N° 13. Seid mir tausendmal gegrüßt.

Soll ich dir's gestehen oder nicht, daß man in Paris Heimweh nach Berlin haben kann? d. h. nach Berlin selbst nicht, aber nach dem was darinnen ist, d. h. nach Euch. Du machst dir gar keine Idee davon, wie einsam man hier leben kann mitten unter dem Mordlärm und ewigen Spektakel. Aber wart nur, ich will schon Bekanntschaften machen! – Freilich, einen Berliner Winter 1842/3 erlebe ich auch nicht wieder, das weiß ich schon. – Gestern war es in Paris furchtbar heiß und schwül; die Straßen wogten voll Menschen, weil es Sonntag war; da machte ich mich hinaus nach S. Denis, um eine historisch-elegische Erquickung von erster Sorte zu nehmen. Es war 3 Uhr, als ich in die schöne, kühle alte Abteikirche trat, an die sich alle Erinnerungen des ehemaligen Frankreichs knüpfen. Eine Menge Menschen drängten sich nach der Königsgruft, während die Orgel sich in donnernden Akkorden erging. Die Särge sind jetzt freilich leer, aber die Knochen liegen allesammt in der großen Gruft in der Mitte, welche Napoleon für sich selbst hatte zurichten lassen. Da wird man nun binnen einer Viertelstunde durchgejagt, von Chlodwig und Carl Martell bis zu Ludwig XVI und den Überresten Marie-Antoinettens. An einer Wand sieht man die barbarische Mosaikgestalt Fredegundens, von ihrem Grabe. Und wenn man dann wieder in die Kirche hinaufsteigt, so glänzen einem Napoleon und Louis-Philippe in großen Glasgemälden entgegen. Kurz, es ist zum toll werden. Über dem Hochaltar schwebt noch die alte Oriflamme, welche Philipp-August in Palæstina mit sich führte. – Das weiß ich jetzt; wenn ich mich einmal erholen will, so fahre ich eines Morgens nach S. Denis, spendiere ein paar Franken dran und lasse mich in die Königsgruft einschließen. –

Was Paris selbst betrifft, so macht es lange nicht den historischen Eindruck, den man davon erwartet. Trotz aller Affenliebe der Pariser Kunst und der Pariser Société für das Mittelalter und die Renaissance, sucht doch ein Jeder ganz ängstlich das modernste was er hat, herauszukehren, und an den klassischen Hauptstellen der Stadt überschreien 100 mannshohe Affichen jede Erinnerung. Von der ersten Revolution hat man im Allgemeinen nur ganz mythische Begriffe; über der Stadt schwebt im Ganzen vielmehr eine bange Sorge für die Zukunft, als eine Erinnerung des Vergangenen, obwohl der speziellen Denkmäler eine Legion ist. Ich glaube, es kann nicht mehr sehr lange dauern bis zu einer neuen Explosion. Einstweilen lebt Alles in den Tag hinein, das ist der vorherrschende Eindruck. –

Ich würde jetzt noch nicht schreiben, wenn mir nicht so viel daran läge, daß ihr meine Adresse wisset. Dem Torstrick schreib ich erst, wenn ich etwas wahrhaft Neues weiß; ich glaube, wär' er hier, so würde ich Paris ganz anders genießen. So ohne allen Umgang, Tag für Tag bald dieß bald jenes mitzunehmen, verwirrt nur; ich habe mich schon mehr als einmal ganz dumm geloffen. Aber schön ist dieß Paris doch; wenn ich jene Aussicht vom Berliner Marienthurm auf trostlose Häuserreihen und trostlosere Haiden und Steppen mit der ganz majestätischen Aussicht vom Arc de l'Etoile vergleiche, so weiß ich, daß zu himmlischem Amusement nur Ihr und die Bonner mir fehlt...

Vor einigen Tagen verlangte ich beim Portier eine Flasche Wasser. Er sagte: Monsieur, Sie trinken zu viel von unserm Pariser Wasser, das giebt Fieber; – hier trinken Wir immer Wein darunter. – Ich lief voll Schrecken in die nächste Kneipe und schaffte mir einen Flaschenkeller an, bestehend in einer Flasche Mâcon, welche ich alle 2 Tage erneuere. Man kann hier vor lauter Vernunft ein Süffel werden, wie ich merke...



Aber sehr zart und gebrechlich ist jegliches Saitenspiel
Und tief verwundbar sind die empfindlichen Stimmen –
Weh, auf den Straßen der Zeit
Irren verstörte Gesänge,
Umnachtete Lieder fallen den Wanderer an,
Und zersprungene Glocken
Wehklagen wirres Gebet –
Es unholdet in den Wäldern der lieblichen Musen
Von den Gesichten des Grauns,
Und vom Gespenst der totenblassen Verzweiflung.

O gönnt doch, Freunde, gönnt dieser armen Welt
Doch wieder das Labsal eines lichten Gesanges,
Daß ihr die Finsternis tröstet und selbst mit geretteter
Die Morgenröte erreicht, [Stimme
Die zartverheißende, die gesegnete Stunde –
O tröstet die Finsternis zu ihr hin,
Sonst schrecken die Seelen
Ins Mitternächt'ge zurück,
Die Weisung der frommen Sterne
Wird unerkennbar,
Und am erzürnten Himmel erscheinen wieder
Die Fahnen der wilden Kometen.

BÜCHER

AUS DEM INSEL-VERLAG

Wie herrlich

wäre es um die Literatur bestellt,

wenn sie nicht der Mode unterworfen wäre

und wenn die wenigen Menschen,

für die sie bestimmt ist,

sich freundlichst um sie kümmerten!

STENDHAL

Neuerscheinungen Frühjahr 1953

Der Preis bezieht sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

Berenson, Bernard: Entwurf zu einem Selbstbildnis: Aus dem Englischen übertragen von Hanna Kiel. 208 Seiten. Mit 6 Bildtafeln. Etwa M 15.–.
Der betagte Gelehrte, als Kenner der klassischen Malerei weit über den Kreis der Fachleute hinaus berühmt, gibt in dieser philosophischen Studie eine Art literarisches Seitenstück zu den unerbittlichen Altersporträts der ihm so wohl vertrauten Meister. Die Bildbeigaben des zuvor in Amerika, England und Italien erschienenen Buches zeigen den Verfasser und seinen über Florenz gelegenen Wohnsitz.

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Sechste Auflage. 408 Seiten. Dünndruckausgabe im schmiegsamen Leinenband. M 9.–.
Der Insel-Büchner ist in der Forschung ein Begriff geworden: dem Text liegt der handschriftliche Nachlaß zugrunde, der vom Insel-Verlag erworben und später dem Goethe-Schiller-Archiv übereignet wurde. Die Briefe von und an Büchner und die hier vereinigten Lebenszeugnisse geben ein Bild des geistigen Deutschland zur Zeit des frühvollendeten genialen Dichters.

Common, Jack: Glück ist Trumpf. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Peter Dülberg. 300 Seiten. M 12.80.
Wie der Held seines Romans ist Jack Common als Sohn eines Lokomotivführers in Newcastle-on-Tyne im Jahre 1903 geboren. Indem er von einer Kindheit im Arbeiterviertel der englischen Industriestadt erzählt, ist er weit davon entfernt, sich selbst zu bemitleiden: er sieht durch alles Trübe des Alltags hindurch die Chance des Lebens, die man Glück nennt. Als das Buch in England erschien, schrieb New York Herald Tribune: Erinnert an die frühen Romane des jungen D. H. Lawrence – nur erzählt Common mit viel mehr Humor und Sachlichkeit.

Goethe: Gedichte und Dramen. Zwei Bände. XXXVI, 670 und 720 Seiten. M 12.–.
Die beiden Bände, dem ersten und zweiten Band des zur Zeit vergriffenen ›Volks-Goethe‹ entsprechend, bringen Erich Schmidts

klassischen Lebenslauf Goethes, eine umfassende Auswahl der Gedichte, Faust I und II vollständig und fünfzehn Dramen, von der ›Laune des Verliebten‹ bis ›Pandora‹. Der Anhang der Bände bietet ausführliche Einführungen und Erläuterungen.

KÄSTNER, ERHART: ÖLBERGE / WEINBERGE. Ein Griechenlandbuch. Mit Zeichnungen von Helmut Kaulbach. 272 Seiten. M 9.80.
Ehe das ›Zeltbuch von Tumilad‹ den Namen seines Verfassers weithin bekannt machte, kannten viele Erhart Kästners Griechenlandbuch. Das jetzt erscheinende Werk hat mit ihm nicht viel mehr als den Schauplatz gemein, der freilich wiederum und jetzt nach starken neuen Eindrücken in farbigen Szenen lebendig geschildert wird. Das besondere Anliegen des Autors aber ist es, nicht zu beschreiben, sondern das Erlebnis der Landschaft und der mit ihr verbundenen Elemente unserer geistigen Welt zu spiegeln, wie es sich für den Menschen dieser Zeit ergibt.

MAURIAC, FRANÇOIS: DIE EINÖDE DER LIEBE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von G. Cramer. 176 Seiten. M 7.80.
Das Werk des Nobelpreisträgers von 1952, vor Jahren schon mit dem Großen Preis der Französischen Akademie ausgezeichnet, ist ein Meisterstück psychologischer Menschenschilderung. Vater und Sohn lieben, ohne von einander zu wissen, dieselbe Frau; keiner erreicht sie. Mit überlegener Sicherheit ist ein Roman geschaffen, dessen menschlicher Gehalt das bürgerliche Milieu seiner Handlung weit überragt.

RILKE, RAINER MARIA: GEDICHTE 1906 BIS 1926. Sammlung der verstreuten und nachgelassenen Gedichte aus den mittleren und späteren Jahren. Herausgegeben vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke. Besorgt durch Ernst Zinn. 694 Seiten. M 27.–.
Der umfangreiche Band, im altgewohnten Format der Werke Rilkes, enthält alles das, was im angegebenen Zeitraum neben den von Rilke selbst in Buchform veröffentlichten Gedichten entstanden ist, darunter viele hier zum ersten Mal nach der Handschrift gedruckte Gedichte. Die Sammlung ist die wichtigste Rilke-Publikation seit der Werk-Ausgabe von 1927.

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE AN FRAU GUDI NÖLKE. Herausgegeben von Paul Obermüller. 200 Seiten. Mit 4 Bildtafeln. M 12.–.
Die Briefe aus den ersten Jahren von Rilkes Leben in der Schweiz



zeigen den Dichter in der Wirklichkeit seines Alltags als helfenden Freund. Wertvolle Beigabe ist der Bericht von Frau Wunderly-Volkart über Rilkes letzte Tage. In den Anmerkungen findet man die sehr anschaulichen Berichte Schweizer Zeitungen über Rilkes Vorlesungen.

Wohlfeile Insel-Ausgaben

Mit dieser Reihe wird die Tradition des Insel-Verlags wieder aufgenommen, bewährte Werke zeitgenössischer Dichter in schönen preiswerten Ausgaben vorzulegen.

Claes, Ernest: Flachskopf. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Mit Vorwort und Zeichnungen von Felix Timmermans. 232 Seiten. M 5.80.
Über diese Geschichte einer fröhlichen Dorfjugend in Flandern schrieb Hermann Hesse beim ersten Erscheinen: Inmitten einer völlig problematisch gewordenen Literatur kann das Harmlose, wo es irgend dichterisch angefaßt ist, Wunder tun – man denke an Jammes, an Timmermans. Nun kommt noch einer, dieser Claes mit seinem Lausbuben Flachskopf. Es gibt Seelen, in denen noch alle Kindheit lacht.

le Fort, Gertrud von: Die Magdeburgische Hochzeit. Roman. 244 Seiten. M 5.80.
Nur eine Dichterin von hohem Rang konnte so selbstverständlich das private Schicksal einer jungen Magdeburgerin mit den politischen Geschehnissen der Zeit verbinden. Aus dem Untergang der Stadt, in Flugblättern ›Magdeburgische Hochzeit‹ genannt, erhebt sich das Ewige in reiner Herrlichkeit.

Sillanpää, Frans Eemil: Silja, die Magd. Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. 320 Seiten. M 6.80.
Mitten in einer harten Bauernwelt, die der Dichter mit kräftigem Realismus schildert, entfaltet sich die zarte Blüte des jungen schönen Landmädchens, um alsbald wieder zu verwelken, licht und hoffnungsvoll bis zum letzten Atemzug. Schon um dieser einen bezaubernden Gestalt willen hätte der finnische Dichter den Nobelpreis verdient, der ihm 1939 zugesprochen wurde.

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Zweiter Band: Studienaufenthalt in Paris. Erste Dozentenjahre und Redaktionstätigkeit in Basel. Juni 1843 bis März 1846. 328 Seiten. Mit 10 Bildtafeln. M 18.–.
Unter den großen Briefschreibern des 19. Jahrhunderts steht Jacob Burckhardt in vorderster Reihe. Die kritische Gesamtausgabe ist mit ihren umfangreichen sorgfältigen Anmerkungen ein wertvoller Beitrag für die Kenntnis von Burckhardt und seiner Zeit.

CAROSSA, HANS: GESAMMELTE WERKE. Zwei Bände. 720 und 690 Seiten. In Leder M 60.–. (Vergriffen.)
Von der im Jahre 1949 erschienenen Ausgabe wurden hundert Exemplare auf besonderes Papier gedruckt und in Leder nach Einbandentwurf von Walter Tiemann gebunden. Die Ausgabe ist vergriffen.

GOETHES WERKE. Im Auftrag der Goethe-Gesellschaft herausgegeben. (Volks-Goethe.)
Sechster (letzter) Band: Vermischte Schriften. Unter Teilnahme von Andreas B. Wachsmuth besorgt von Hans-J. Weitz. 800 Seiten. Subskr.-Preis M 7.50. (Der Subskriptionspreis ist erloschen. Eine neue Auflage der sechs Bände erscheint im Herbst 1953.)
Mit dem völlig neu gestalteten sechsten Band ist die neue Ausgabe des Volks-Goethe zum Abschluß gebracht.

GOETHE: FAUST · WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgaben auf Dünndruckpapier. In Leder je M 27.50.
Neben der lieferbaren Leinenausgabe (je M 14.–) gibt es beide Bände jetzt auch in rotem Leder, in der Art der alten Insel-Klassiker.

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALLADE VOM VERSCHÜTTETEN LEBEN. 72 Seiten. Gebunden M 6.80.
Hagelstanges jüngste Dichtung wurde mit dem Literaturpreis 1951/52 der deutschen Kritiker ausgezeichnet.
»Das Gedicht hat Tiefe und Wahrhaftigkeit, ja echte Volkstümlichkeit. Man kann es vorlesen! In seiner Aussage wird festgehalten – entgegen der gefährlichen Vergeßlichkeit und Selbstbetäu-



bung unserer hektischen Jahre –, was das Jahr 1945 gewesen ist: ein Wegweiser der Wirklichkeit unseres verschütteten Lebens.«

Karl Korn in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

INSEL-ALMANACH 1952. 192 Seiten. 8 Tafeln. Kartoniert M 2.50.
Der erste Insel-Almanach nach einer Pause von zwölf Jahren enthält unveröffentlichte Beiträge von Autoren des Verlages und Stücke aus neuen Büchern, außerdem ein vollständiges Verzeichnis aller 1945 bis 1952 in Wiesbaden erschienenen Bücher des Insel-Verlags.

DIE JUGEND GROSSER DEUTSCHER. Von ihnen selbst erzählt. Herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit-Jentner. Neue Ausgabe mit 8 Bildtafeln. 484 Seiten. M 14.80.
Die in diesem Band vereinigten Jugenderinnerungen sind erfüllt von dem Zauber jener Jahre, die nach Jean Pauls schönem Wort als verlorenes Paradies in unserem Herzen weiterleben. Das Werk ist in besonderem Maße geeignet, ein Lesebuch für junge Menschen zu sein, die an den Schicksalen der Vergangenheit ihr eigenes Suchen und Streben messen mögen. Die Jugendbildnisse, die der neuen Auflage beigegeben wurden, machen den Band zu einem Geschenk von besonderem Reiz.

KIPPENBERG, ANTON: REDEN UND SCHRIFTEN. 320 Seiten. Mit 18 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.
Persönliche Erinnerungen ›Aus den Lehr- und Wanderjahren eines Verlegers‹ leiten die Auswahl der Beiträge ein, die Anton Kippenberg als Verleger, Sammler und Präsident der Goethe-Gesellschaft zur Geschichte des deutschen Geistes gegeben hat. Für die große Zahl derer, die als Gleichstrebende die erste Hälfte unseres Jahrhunderts miterlebt haben, ist das Buch reich an Erinnerung. Aber auch ein jüngeres Geschlecht wird mit Gewinn in dem Buch lesen, um zu erfahren, was es heißt, im deutschen Sinne ein Weltbürger zu sein.

MELL, MAX: GEDICHTE. 88 Seiten. Liebhaberdruck in Halbpergament M 10.–.
Max Mell, der am 10. November 1952 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, bescherte den Freunden seiner Kunst eine Ausgabe der gesammelten Gedichte. In der großen Tradition der österreichischen Lyrik stehend, antwortet der Dichter in unverwechselbar eigener Melodie dem Anruf der heilenden Kräfte und

dämonischen Mächte des Daseins mit einem Lobgesang auf das Leben.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: EIN LEBEN IN BRIEFEN. Herausgegeben von Margareta Morgenstern. 536 Seiten. 8 Bildtafeln. M 20.–.
Die Briefe Christian Morgensterns geben das geschlossene Bild der Entwicklung eines bedeutenden Dichters und Denkers, der sich unbestechlich höchster Verantwortung der Menschheit und sich selbst gegenüber bewußt ist. In der Vielfalt seiner menschlichen und sachlichen Bindungen spiegelt der umfangreiche Band die Welt des Geistes in dem Zeitraum vom Ende der achtziger Jahre bis zum Frühling 1914.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

MUNK, GEORG: AM LEBENDIGEN WASSER. Roman. 660 Seiten. M 19.50.
Seit langem wieder einmal erscheint hier ein Buch, das den großen Atem der echten Erzähler spüren läßt, ein figurenreicher Roman, noch vor den Weltkriegen spielend und doch ganz zeitnahe im Schicksal der Frau, die nach kurzer glücklicher Ehe auf die Heimkehr des verschollenen Mannes wartend ihr Leben meistert.
»Ein Buch von Frauen, denen Liebe noch Geheimnis ist, von Männern, die sich durch sinnvolles Leben ihren Frauen verbunden wissen – ein geheimnisvoll zauberhaftes Buch vom Menschen, als dichterisches Gleichnis von nachhaltiger Wirkung.«

E. H. Lucas

PORCHÉ, WLADIMIR: LIEBE IM VALLESPIR. Aus dem Französischen übertragen von Hedwig Andertann. 248 Seiten. M 11.50.
»Ein ganzes Buch voll junger Liebe ... und eine literarische Kostbarkeit dazu. In den äußeren, sich wie von selbst ergebenden Handlungsfällen gibt es der neugierigen Spannung, was nur verlangt werden könnte, klug und deutlich erhellt es den seelischen Standort der Geschilderten. Aber vor allem: ein Mann mit Herz und dichterischem Atem hat es geschrieben.« Die Neue Zeitung

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE ÜBER CÉZANNE. Herausgegeben von Clara Rilke. Mit 8 Bildtafeln. 56 Seiten. Großoktav. In Halbpergament M 12.–.
Cézannes Bilder wurden Rilke zu einem entscheidenden Erlebnis und des Malers rastloses, entsagungsvolles Ringen um letzte



Vollendung ein verpflichtendes Vorbild für das eigene Schaffen. Die von Rilke beschriebenen Bilder, deren Reproduktionen aus aller Welt zusammengetragen wurden, sind dem Band beigegeben. *Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.*

SCHILLER, FRIEDRICH: WERKE IN DREI BÄNDEN. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. Drei Leinenbände (2364 Seiten) in Schuber M 45.–.
Im ›Volks-Schiller‹ erscheinen die Werke des Dichters nach den drei großen Epochen seines Lebens geordnet. Innerhalb einer Entwicklungsstufe wechseln Dramen, Gedichte und Aufsätze in lebendiger Folge. Der erste Band bietet die revolutionären Jugenddramen, philosophische Briefe und die Vorlesungen über die Schaubühne. Der zweite Band umfaßt die Gedichte und als Ergebnis der Gedankenarbeit eines Jahrzehnts die geistigen und dichterischen Grundlagen für die Meisterdramen, die im dritten Band enthalten sind.

SCHNEIDER, REINHOLD: INNOZENZ UND FRANZISKUS. 284 Seiten. M 12.–.
Eine Schicksalswende des Mittelalters – die päpstliche Macht erreicht mit Innozenz III. ihren Gipfel, während Franziskus bedingungslos Absage an alle weltliche Gewalt fordert – in großen historischen Szenen gestaltend, stellt die neue Dichtung den Lebenden die Frage: Wie soll der Christ die Macht verwalten?

TIMMERMANS, FELIX: DIE UNSICHTBARE HAND. Märchen und Geschichten. Mit Zeichnungen des Dichters. 232 Seiten. M 9.80.
»Erzähl uns, Pa, aus der Zeit, als du klein warst« – und dann erzählt Timmermans seinen Kindern von der Räuberbande oder vom Meerweibchen Perlamuna oder auch Besinnliches wie die schöne Legende ›Die Flucht nach Ägypten‹. Dieses Buch ist ein willkommenes Geschenk für jugendliche Leser, für die große Gemeinde des Dichters eine liebenswerte Ergänzung zu den Romanen.

TIMMERMANS, LIA: MEIN VATER. Ein Buch der Erinnerung an Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Karl Jacobs. Mit 16 Abbildungen. 208 Seiten. M 12.–.
Eine der Töchter des Dichters erzählt in der schönen, schlichten Art, die wir an ihm so liebten, von seinem Leben. Oft läßt die Tochter den Vater zu Wort kommen, und schon darum werden

Freunde des Dichters das Buch zu seinen Werken stellen. Vieles erfährt man hier über die Entstehung der einzelnen Bücher und über das Werk des Malers Timmermans. Tief ergreifen die letzten Abschnitte über ›Adriaan Brouwer‹, ›Adagio‹ und das Ende des Dichters.

In Verlagsgemeinschaft mit Max Niehans, Zürich, erschien:

RAINER MARIA RILKE UND LOU ANDREAS-SALOMÉ: BRIEFWECHSEL. Herausgegeben von Ernst Pfeiffer. 651 Seiten. Mit 6 Bildtafeln. M 25.70.
Welche wichtige Rolle Lou Andreas-Salomé im Leben Rilkes gespielt hat, weiß man aus ihrem Buch über Rilke und dem seit einem Jahr vorliegenden ›Lebensrückblick‹. Aber ein vollkommenes Bild ergibt erst dieses Briefgespräch. In der hier zum ersten Male mitklingenden Antwort der Frau werden ergreifende Töne laut, Worte des Verstehens und des Wissens um ›die tiefe Angst, die allem Schaffen beigegeben.‹

Die Drucke der Trajanus-Presse

Die 1951 gegründete Trajanus-Presse hat sich die Aufgabe gestellt, in der Zeit des Massenbuches sowohl technisch wie ästhetisch ausgereifte, in der Auflage begrenzte Drucke herauszugeben, die den Schrift- und Bücherfreund erfreuen. Die Auslieferung der Drucke der Trajanus-Presse übernahm der Insel-Verlag. Die Bücher sind durchweg numeriert und mit der Hand gebunden. Bisher liegen vor:

TRILUSSA: DIE BEKEHRTE SCHLANGE und siebenundzwanzig andere Fabeln. Aus dem römischen Volksdialekt übertragen von Hans von Hülsen. Illustriert von Werner vom Scheidt. Zweifarbiger Druck. In bibliophilem Geschenkeinband M 16.50.

FEDER UND STICHEL. Alphabete und Schriftblätter von Hermann Zapf. In Metall geschnitten von August Rosenberger. Mit einem Textanhang über die historische Entwicklung der abendländischen Schrift. In Halbpergament-Handeinband M 28.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

GERTRUD VON LE FORT: PLUS ULTRA. Erzählung. Mit freundlicher Genehmigung der Dichterin veranstaltete Liebhaberausgabe. In Halbpergament-Handeinband M 23.–.



In farbigem Einband je M 2.–.

NEUE BÄNDE UND NEUE AUSGABEN IM FRÜHJAHR 1953

568 Claes, Ernest: Das Leben und der Tod des Victalis van Gille. Erzählung. Übertragen von Bruno Loets.
Eine Erzählung voll kräftiger Farben und drohender Dunkelheiten, denen helle Lichter tapferen Humors aufgesetzt sind.

250 Dürer, Albrecht: Die kleine Passion. Eine Holzschnittfolge. Geleitwort von Emil Waldmann.
Der neuen Ausgabe liegen Abzüge des Berliner Kupferstichkabinetts zugrunde, die in Originalgröße wiedergegeben sind.

487 Goethes schönste Briefe
Eine Auswahl aus jenen brieflichen Lebenszeugnissen, in denen man das starke Gefühl, die herzliche Teilnahme, die menschliche Wärme Goethes spürt.

493 Goethe, Johann Wolfgang: Die Leiden des jungen Werthers. Urfassung von 1774. Mit einem Kupfer von Daniel Chodowiecki.

384 Lawrence, David Herbert: Der Fuchs. Erzählung.
In seinen Erzählungen schildert der Engländer Lawrence (1885 bis 1930) immer wieder den Kampf von Trieb und Hemmung, der die Geschlechter unlöslich verbindet. Diese Novelle gehört zu seinen besten Werken.

566 Lorca, Federico Garcia: Zigeuner-Romanzen. Deutsch von Enrique Beck.
Lorca hat den überkommenen Formen der spanischen Volksdichtung einen neuen unverwechselbaren Ton gegeben.

567 Marc, Franz: Tierstudien. 36 Handzeichnungen.
»Ich habe gar nie das Verlangen, die Tiere zu malen, wie ich sie ansehe, sondern wie sie sind, wie sie selbst die Welt ansehen und ihr Sein fühlen.« Franz Marc
Erscheint voraussichtlich im Juni.

564 Pestalozzi: Entfaltung der Menschlichkeit. Gedanken aus seinen Werken. Auswahl und Nachwort von Otto Müller.
Die von dem Schweizer Pädagogen Otto Müller geschaffene Auswahl fügt Worte aus den Werken zu innerlich verbundenen Kapiteln zusammen, so daß der Leser die Gedanken Pestalozzis in gestraffter Folge nach-denken kann.

1952 ERSCHIENEN:

288 BENÉT, STEPHEN VINZENT: DES BISCHOFS BETTLER. Erzählung. Übertragen von Paridam von dem Knesebeck
154 BERTRAM, ERNST: GEDICHTE UND SPRÜCHE in Auswahl
183 DUMPFE TROMMEL UND BERAUSCHTES GONG. Nachdichtungen chinesischer Kriegslyrik von Klabund
224 EICHENDORFF, JOSEPH VON: AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS
412 GÄNG, RICHARD: DIE HEIMFAHRT DES ANDREAS KUMLIN. Novelle
49 HERAKLIT: URWORTE DER PHILOSOPHIE. Griechisch und Deutsch *Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.*
502 HESSE, HERMANN: KLINGSORS LETZTER SOMMER. Erzählung
427 HOERNER, HERBERT VON: DIE LETZTE KUGEL. Erzählung
110 KASSNER, RUDOLF: VON DER EITELKEIT: Zwei Essays
169 DER KÖNIG UND DER BETTLER. Indische Märchen
562 LORCA, FEDERICO GARCIA: BLUTHOCHZEIT. Lyrische Tragödie
342 RÜCKERT, FRIEDRICH: GEDICHTE UND SPRÜCHE
486 SCHNEIDER, REINHOLD: DIE TARNKAPPE. Ein Nibelungen-Drama

Illustrierte Bände:

561 APULEJUS: AMOR UND PSYCHE. Aus dem Lateinischen übersetzt von August Rode. Mit 6 Bildern
463 BRENTANO, CLEMENS: BARON HÜPFENSTICH. Ein Märchen. Mit 8 ganzseitigen Zeichnungen von Hanna Preetorius
333 EMANUEL GEIBEL / PAUL HEYSE: SPANISCHES LIEDERBUCH. Auswahl von Florian Stern. Titelzeichnung von Adolph Menzel
308 TIMMERMANS, FELIX: DIE SEHR SCHÖNEN STUNDEN JUNGFER SYMFOROSAS, DES BEGINCHENS. Mit Zeichnungen des Dichters

Bildbände:

495 DER BORDESHOLMER ALTAR MEISTER BRÜGGEMANNS. 48 Bildtafeln
294 KLEE, PAUL: 40 HANDZEICHNUNGEN
433 MASEREEL, FRANS: GESCHICHTE OHNE WORTE. Ein Roman in Bildern. Mit einem Nachwort von Hermann Hesse
545 TILMAN RIEMENSCHNEIDER IM TAUBERTAL. 48 Bilder



Früher erschienen:

ACKERKNECHT, ERWIN: GOTTFRIED KELLER. Geschichte seines Lebens. 14. Tausend. 395 Seiten. Gebunden M 3.–.

BARLACH IM GESPRÄCH. Aufgezeichnet von Friedrich Schult. Liebhaberdruck auf handgeschöpftem Bütten. 22 Seiten. Mit Lichtbild Barlachs. M 2.–.

BERTRAM, ERNST: AUS DEN AUFZEICHNUNGEN DES HERZOGS VON MALEBOLGE. 60 Seiten. Gedruckt in 500 Exemplaren, von denen 300 in den Handel kamen. Kartoniert M 7.50.

– KONRADSTEIN. Erzählung. 120 Seiten. M 7.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

BILLINGER, RICHARD: SICHEL AM HIMMEL. Gedichte. 5. Tausend. 168 Seiten. Gebunden M 5.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von Rudolf G. Binding. Kapitel-Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede. 32. Tausend. 238 Seiten. Gebunden M 7.50.

BUCHWALD, REINHARD: DAS VERMÄCHTNIS DER DEUTSCHEN KLASSIKER. 20. Tausend. 192 Seiten. Kartoniert M 2.–.

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Mit 37 Bildern von Fritz Kredel. 109 Seiten. Gebunden M 4.80.

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Vorgesehen sind zehn Bände. – Band 1: Jugend und Schulzeit, erste Reisen nach Italien, Studium in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn (1818–1843). 376 Seiten. 16 Abbildungen. M 17.–.

CAROSSA, HANS: AUFZEICHNUNGEN AUS ITALIEN. 11.–16. Tausend. 205 Seiten. Gebunden M 6.–. In Leinen M 8.50.

– DAS JAHR DER SCHÖNEN TÄUSCHUNGEN. 152. Tausend. 320 Seiten. M 11.50.

– DER ARZT GION. 106. Tausend. 282 Seiten. M 10.80.

– GEHEIMNISSE DES REIFEN LEBENS. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. 102. Tausend. 237 Seiten. M 9.80.

Carossa, Hans: Gesammelte Gedichte. 51. Tausend. 186 Seiten. M 7.–.

– Rumänisches Tagebuch. 96. Tausend. 166 Seiten. M 9.–.

– Ungleiche Welten. 18. Tausend. 342 Seiten. M 12.80.

Gruss der Insel an Hans Carossa. Dem 15. Dezember 1948. 258 Seiten. Gebunden in Roma-Bütten M 4.80.

Claes, Ernest: Jugend. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. 18. Tausend. 291 Seiten. In Halbleinen M 4.80.

Coolen, Anton: Aus der kleinen Welt. Erzählung. Aus dem Niederländischen übertragen von Bruno Loets. 195 Seiten. M 4.80.

– Brabanter Volk. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Elisabeth und Felix Augustin. 25. Tausend. 250 Seiten. M 9.–.

Cooper, Duff: Talleyrand. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. 53. Tausend. 482 Seiten. Mit sechs Bildtafeln. M 15.–.

Dacqué, Edgar: Die Urgestalt. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. 244 Seiten. M 11.50.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Zwei Bände. 45. Tausend. 1007 Seiten. In Halbleinen M 15.–.

Deutsche Gedichte. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 181. Tausend. 143 Seiten. Gebunden M 2.50.

Deutsche Weihnachtslieder. Zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha. In zweifarbigem Druck mit Vignetten von Willi Harwerth. 140. Tausend. 64 Seiten. In farbigem Einband M 3.–.

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Mit 26 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Übersetzt von Franz Kuhn. 36. Tausend. 369 Seiten. M 9.80.

Fischer, Edwin: Musikalische Betrachtungen. 13. Tausend. 67 Seiten. Gebunden M 4.–.

Goethe: Faust. Gesamtausgabe. 225. Tausend. 648 Seiten. Dünndruckpapier. M 14.–. In Leder M 27.50.

– Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. In Auswahl herausgegeben von Flodoard Freiherr von Biedermann. 792 Seiten. In Alkor gebunden M 14.–.



GOETHES WERKE IN SECHS BÄNDEN (Der Volks-Goethe). Jeder Band 700–750 Seiten. In Leinen Band 1–6 M 50.–.

Band 1: Goethes Leben. – Gedichte. Faust.

Band 2: Dramen.

Band 3: Die Leiden des jungen Werthers. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Das Märchen.

Band 4: Die Wahlverwandtschaften. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Novelle. Vers-Epen.

Band 5: Dichtung und Wahrheit.

Band 6: Vermischte Schriften: Biographisches. Zur Literatur, Kunst und Naturwissenschaft. Sprüche.

– WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Hans-J. Weitz. 618 Seiten mit einer Landkarte. Auf Dünndruckpapier. M 14.–. In Leder M 27.50.

– WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Kleine Ausgabe (ohne die Noten zum Divan). 128 Seiten. Kartoniert M 2.–.

CHRONIK VON GOETHES LEBEN. Mit Verzeichnis der Erstausgaben, Personen- und Ortsregister. Herausgegeben von Franz Götting. In Format und Ausstattung des Volks-Goethe. 196 Seiten. M 6.–.

HAGELSTANGE, RUDOLF: VENEZIANISCHES CREDO. 25. Tausend. 48 Seiten. Kartoniert M 2.25.

– STROM DER ZEIT. Gedichte. 76 Seiten. Kartoniert M 2.50.

HARDT, ERNST: DON HJALMAR. Bericht über vier Tage und eine Nacht. Roman. 10. Tausend. 176 Seiten. Gebunden M 3.50.

– ERZÄHLUNGEN. 144 Seiten. Gebunden M 2.–.

HIOB: DAS GEDICHT VON HIOB UND SEINEN DREI FREUNDEN. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Gustav Hölscher. 128 Seiten. Gebunden M 2.–.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE. Tagebuch-Aufzeichnungen. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. 112 Seiten. M 6.50.

– DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 61. Tausend. 312 Seiten. M 10.–.

– DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 19. Tausend. 100 Seiten. Gebunden M 4.–.

HUCH, RICARDA: HERBSTFEUER. Gedichte. 25. Tausend. 76 Seiten. Kartoniert M 2.50.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 29. Tausend. 264 Seiten. M 10.–.

KASSNER, RUDOLF: DIE NACHT DES UNGEBORGENEN LEBENS. Aus den Schriften. (Auswahl aus den Essays und Gleichnissen.) 248 Seiten. Gebunden M 9.50.

— PHYSIOGNOMIK. 224 Seiten und 47 Abbildungen auf Tafeln. M 16.50.

KÄSTNER, ERHART: ZELTBUCH VON TUMILAD. 10. Tausend. 264 Seiten. M 9.50.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Roman. 29. Tausend. Aus dem Chinesischen übersetzt von Franz Kuhn. 920 Seiten. Dünndruckpapier. M 25.–.

KIPPENBERG, ANTON: GESCHICHTEN AUS EINER ALTEN HANSESTADT. 88. Tausend. 216 Seiten. M 7.–.

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKE. Ein Beitrag (Biographie). 20. Tausend. 384 Seiten. Gebunden M 8.50.

— RAINER MARIA RILKES DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 8. Tausend. 200 Seiten. Gebunden M 6.50.

— KLEINE SCHRIFTEN. 142 Seiten. Gebunden M 8.–.

KOCH, RUDOLF: DAS ABC-BÜCHLEIN. Zeichnungen von Rudolf Koch und Berthold Wolpe in Holz- und Metallschnitten von Fritz Kredel und Gustav Eichenauer. Gebunden M 6.–.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Georg Goyert. 558 Seiten. Gebunden M 4.80.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE TOCHTER FARINATAS. Vier Erzählungen. 204 Seiten. M 8.–.

— UNSER WEG DURCH DIE NACHT. Worte an meine Schweizer Freunde. 20 Seiten. M –.60.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Aus dem Französischen übertragen von Karl Lerbs. 280 Seiten und 12 Bildtafeln. M 6.80.

MECKEL, EBERHARD: GESAMMELTE GEDICHTE. 192 Seiten. In Halbleinen M 6.–.



MENDELSSOHN, ARNOLD: GOTT, WELT UND KUNST. Aufzeichnungen. Mit einem Bildnis. 388 Seiten. In Halbleinen M 3.–.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. In sieben Büchern. Große Ausgabe. 344 Seiten. M 18.–.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: ALLE GALGENLIEDER. 169. Tausend. 333 Seiten. M 9.80.

MOY, JOHANNES: DAS KUGELSPIEL. Erzählungen. 15. Tausend. 188 Seiten. Kartoniert M 1.60.

MÜHLBERGER, JOSEF: DIE KNABEN UND DER FLUSS. Erzählung. 8. Tausend. 108 Seiten. Kartoniert M 1.20.

– GEDICHTE. 240 Seiten. Gebunden M 6.–.

NOSTITZ, HELENE VON: AUS DEM ALTEN EUROPA. Erinnerungen an Menschen und Städte. Mit acht Bildtafeln. 200 Seiten. M 11.50.

PRANG, HELMUT: JOHANN HEINRICH MERCK. Ein Leben für andere. Mit einem farbigen Porträt. 332 Seiten. M 14.–.

RENKER, ARMIN: DAS BUCH VOM PAPIER. Eine Darstellung vom Werden und Wesen des Papiers. 12. Tausend. 230 Seiten Großoktav. Mit 46 Abbildungen auf Lichtdrucktafeln, zwei Landkarten, Proben von Papyrus, Pergament, verschiedenen Papiersorten und Wasserzeichen. Gedruckt auf Zerkall-Bütten. In Halbleinen M 22.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

RILKE, RAINER MARIA: AUSGEWÄHLTE WERKE. Zwei Bände. 61. Tausend. 840 Seiten. M 30.–.

– AUGUSTE RODIN. 75. Tausend. 124 Seiten und 97 Bilder auf Tafeln. M 14.–.

– BRIEFE. Zwei Bände. 1180 Seiten. M 30.–.

– BRIEFE AN SEINEN VERLEGER. 1906–1926. Neue erweiterte Ausgabe. 560 Seiten. Zwei Bände. M 14.–.

– DAS BUCH DER BILDER. Gedichte. 46. Tausend. 178 Seiten. M 8.50.

– DAS MARIEN-LEBEN. 146. Tausend. 28 Seiten. Kartoniert M 2.–. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in Halbpergament gebunden M 10.–.

– DAS STUNDEN-BUCH. 198. Tausend. 108 Seiten. In Halbleinen M 5.–.

– DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Roman. 52. Tausend. 305 Seiten. M 10.–.

RILKE, RAINER MARIA: DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 112 Seiten. Gebunden M 6.50.

— GEDICHTE IN FRANZÖSISCHER SPRACHE. Gesamtausgabe. 156 Seiten. M 8.–.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 68. Tausend. 186 Seiten. M 8.–.

— NEUE GEDICHTE. 40. Tausend. 276 Seiten. M 8.50.

AUS RAINER MARIA RILKES NACHLASS. Erschienen sind:

— AUS DEM NACHLASS DES GRAFEN C. W. Ein Gedichtkreis. 42 Seiten. Gebunden M 4.50.

— BRIEFWECHSEL IN GEDICHTEN MIT ERIKA MITTERER. 64 Seiten. Gebunden M 5.–.

— AUS TASCHEN-BÜCHERN UND MERK-BLÄTTERN. Gedichte. 88 Seiten. Gebunden M 6.–.

— DIE BRIEFE AN GRÄFIN SIZZO. 92 Seiten. Gebunden M 6.–.

SALMINEN, SALLY: KATRINA. Roman. Übertragen von Edzard Schaper. 116. Tausend. 424 Seiten. M 14.–.

SCHAEFFER, ALBRECHT: ELLI. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 288 Seiten. M 9.–.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Erzählung. 208 Seiten. Gebunden M 2.–.

SCHILLER: GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 128 Seiten. Kartoniert M 1.50.

SCHNEIDER, REINHOLD: DER GROSSE VERZICHT. Szenen aus dem 13. Jahrhundert. Dramatische Dichtung. 280 Seiten. M 11.50.

— DER TRAUM DES EROBERERS / ZAR ALEXANDER. 184 Seiten. Gebunden M 12.50.

— DIE NEUEN TÜRME. Sonette. 10. Tausend. 56 Seiten. Kartoniert M 1.50.

— LAS CASAS VOR KARL V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. 45. Tausend. 206 Seiten. M 9.80.

— PORTUGAL. Ein Reisetagebuch. 152 Seiten. Gebunden M 6.50.

SCHULT, FRIEDRICH: HERKUNFT UND LANDSCHAFT. 176 Seiten. Kartoniert M 2.–.

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SCHÖNHEIT UND ELEND DES LEBENS. Roman. 224 Seiten. Gebunden M 6.50.



SKUTSCH, KARL LUDWIG: DICHTERISCHE WEISUNG. Gedichte. 144 Seiten. Kartoniert M 5.–.

– EUROPÄISCHE LEGENDE. Roman. 186 Seiten. Gebunden M 6.–.

SPRANGER, EDUARD: GOETHES WELTANSCHAUUNG. 13. Tausend. 256 Seiten. In Halbleinen M 8.50.

STENDHAL: ROT UND SCHWARZ. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig. 712 Seiten. Dünndruckausgabe. M 8.50.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: VOM UFER, DA WIR ABGESTOSSEN. Gedichte. 72 Seiten. Kartoniert M 1.80.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Lebensgeschichte. 17. Tausend. 250 Seiten und 33 Bilder. M 7.50.

TIMMERMANS, FELIX: ADAGIO. Gedichte. Flämisch und deutsch. Übertragen von Georg Hermanowski. 72 Seiten. Gebunden M 4.–.

– ADRIAAN BROUWER. Roman. Übertragen von Bruno Loets. 188 Seiten. In Leinen M 9.80.

– FRANZISKUS. Übertragen von Peter Mertens. 288 Seiten. Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M 12.–.

– DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Übertragen von Anton Kippenberg. Mit Zeichnungen des Dichters. 79. Tausend. 232 Seiten. In Leinen M 8.50.

– PIETER BRUEGEL. Übertragen von Peter Mertens. Mit Zeichnungen des Dichters. 61. Tausend. 324 Seiten. M 12.–.

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Ein Roman aus der Tsing-Zeit. Übersetzt von Franz Kuhn. 24. Tausend. 800 Seiten. Dünndruckausgabe. M 20.–.

UHDE-BERNAYS, HERMANN: IM LICHTE DER FREIHEIT. Erinnerungen aus den Jahren 1880–1914. 536 Seiten. In Halbleinen M 15.–.

VALÉRY, PAUL: GEDICHTE. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 72 Seiten. Gebunden M 8.–.

– HERR TESTE. Übertragen von Max Rychner. 124 Seiten. Gebunden M 5.–.

VENESIS, ILIAS: ÄOLISCHE ERDE. Roman. Aus dem Neugriechischen übertragen von Roland Hampe. 308 Seiten. M 9.80.

WAGGERL, KARL HEINRICH: BROT. Roman. 97. Tausend. 372 Seiten. M 12.–.

– DAS JAHR DES HERRN. Roman. 85. Tausend. 292 Seiten. M 11.50.

– MÜTTER. Roman. 41. Tausend. 298 Seiten. M 11.50.

WEISZ, JOSEF: ALPENBLUMEN. Zwei vielfarbige Blätter in Mappe. M 6.–.

– DER GESTIRNTE HIMMEL. Die Sternbilder der Alten in 42 Holzschnitten. Mit einem Geleitwort von Thassilo von Scheffer. Handpressendruck des Künstlers in 300 Exemplaren auf eigens gefertigtem Hahnemühle-Büttenpapier. Als Blockbuch in Halbpergament gebunden. In Schatulle M 80.–.

In Gemeinschaft mit dem Verlag Max Niehans, Zürich:

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: LEBENSRÜCKBLICK. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Pfeiffer. 386 Seiten mit 17 Abbildungen. M 18.70.

RILKE, RAINER MARIA UND MARIE VON THURN UND TAXIS: BRIEFWECHSEL. 1071 Seiten und 8 Bildtafeln. Zwei Bände. M 34.–.

In Gemeinschaft mit dem Henry Tschudy Verlag, St. Gallen:

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALTHASAR. Erzählung. Mit acht Holzschnitten von Frans Masereel. 600 numerierte, vom Dichter und vom Künstler signierte Exemplare. Gebunden M 16.–.

Inhalt

VERZEICHNIS DER BILDTAFELN

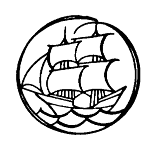
Zeichnung des Umschlages von Fritz Kredel
Gedruckt von Ludwig Oehms, Frankfurt am Main
Schrift: Linotype-Janson

INSEL ALMANACH 1954-55



Insel-Almanach

1954/1955



IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

FÜR DAS JAHR 1955

Warum hofft der Mensch nur
in die Nähe?
da muß er handeln und sich helfen;
in die Ferne soll er hoffen
und Gott vertrauen.

GOETHE






JANUAR	FEBRUAR	MÄRZ
1 Neujahr	1 Dienstag	1 Dienstag
2 *Sonntag*	2 Mariä Lichtmeß	2 I. Quatember
3 Montag	3 Donnerstag	3 Donnerstag
4 Dienstag	4 Freitag	4 Freitag
5 Mittwoch	5 Sonnabend	5 Sonnabend
6 Epiphanias	6 *Septuagesima*	6 *Sonntag*
7 Freitag	7 Montag	7 Montag
8 Sonnabend	8 Dienstag	8 Dienstag
9 *1. Sonnt. n. Ep.*	9 Mittwoch	9 Mittwoch
10 Montag	10 Donnerstag	10 Donnerstag
11 Dienstag	11 Freitag	11 Freitag
12 Mittwoch	12 Sonnabend	12 Sonnabend
13 Donnerstag	13 *Sexagesima*	13 *Sonntag*
14 Freitag	14 Montag	14 Montag
15 Sonnabend	15 Dienstag	15 Dienstag
16 *2. Sonnt. n. Ep.*	16 Mittwoch	16 Mittwoch
17 Montag	17 Donnerstag	17 Donnerstag
18 Dienstag	18 Freitag	18 Freitag
19 Mittwoch	19 Sonnabend	19 Josephstag
20 Donnerstag	20 *Sonntag*	20 *Sonntag*
21 Freitag	21 Montag	21 Frühlingsanfang
22 Sonnabend	22 Fastnacht	22 Dienstag
23 *3. Sonnt. n. Ep.*	23 Aschermittwoch	23 Mittwoch
24 Montag	24 Donnerstag	24 Donnerstag
25 Dienstag	25 Freitag	25 Mariä Verkündig.
26 Mittwoch	26 Sonnabend	26 Sonnabend
27 Donnerstag	27 *Sonntag*	27 *Sonntag*
28 Freitag	28 Montag	28 Montag
29 Sonnabend		29 Dienstag
30 *4. Sonnt. n. Ep.*		30 Mittwoch
31 Montag		31 Donnerstag

APRIL	MAI	JUNI
1 Freitag	1 *Maifeiertag*	1 II. Quatember
2 Sonnabend	2 Montag	2 Donnerstag
3 *Sonntag*	3 Dienstag	3 Freitag
4 Montag	4 Mittwoch	4 Sonnabend
5 Dienstag	5 Donnerstag	5 *Trinitatis*
6 Mittwoch	6 Freitag	6 Montag
7 Donnerstag	7 Sonnabend	7 Dienstag
8 Karfreitag	8 *Sonntag*	8 Mittwoch
9 Sonnabend	9 Montag	9 Fronleichnam
10 *Ostern*	10 Dienstag	10 Freitag
11 2. Oster-Feiertag	11 Mittwoch	11 Sonnabend
12 Dienstag	12 Donnerstag	12 *1. Sonnt. n. Trinit.*
13 Mittwoch	13 Freitag	13 Montag
14 Donnerstag	14 Sonnabend	14 Dienstag
15 Freitag	15 *Sonntag*	15 Mittwoch
16 Sonnabend	16 Montag	16 Donnerstag
17 *Sonntag*	17 Dienstag	17 Freitag
18 Montag	18 Mittwoch	18 Sonnabend
19 Dienstag	19 Christi Himmelf.	19 *2. Sonnt. n.Trinit.*
20 Mittwoch	20 Freitag	20 Montag
21 Donnerstag	21 Sonnabend	21 Dienstag
22 Freitag	22 *Sonntag*	22 Sommeranfang
23 Sonnabend	23 Montag	23 Donnerstag
24 *Sonntag*	24 Dienstag	24 Freitag
25 Montag	25 Mittwoch	25 Sonnabend
26 Dienstag	26 Donnerstag	26 *3. Sonnt. n.Trinit.*
27 Mittwoch	27 Freitag	27 Montag
28 Donnerstag	28 Sonnabend	28 Dienstag
29 Freitag	29 *Pfingsten*	29 Mittwoch
30 Sonnabend	30 2. Pfingst-Feiertag	30 Donnerstag
	31 Dienstag	







JULI	AUGUST	SEPTEMBER
1 Freitag	1 Montag	1 Donnerstag
2 Sonnabend	2 Dienstag	2 Freitag
3 *4. Sonnt. n. Trinit.*	3 Mittwoch	3 Sonnabend
4 Montag	4 Donnerstag	4 *13. Sonnt. n. Trinit.*
5 Dienstag	5 Freitag	5 Montag
6 Mittwoch	6 Sonnabend	6 Dienstag
7 Donnerstag	7 *9. Sonnt. n. Trinit.*	7 Mittwoch
8 Freitag	8 Montag	8 Donnerstag
9 Sonnabend	9 Dienstag	9 Freitag
10 *5. Sonnt. n. Trinit.*	10 Mittwoch	10 Sonnabend
11 Montag	11 Donnerstag	11 *14. Sonnt. n. Trinit.*
12 Dienstag	12 Freitag	12 Montag
13 Mittwoch	13 Sonnabend	13 Dienstag
14 Donnerstag	14 *10. Sonnt. n. Trinit.*	14 Mittwoch
15 Freitag	15 Mariä Himmelf.	15 Donnerstag
16 Sonnabend	16 Dienstag	16 Freitag
17 *6. Sonnt. n. Trinit.*	17 Mittwoch	17 Sonnabend
18 Montag	18 Donnerstag	18 *15. Sonnt. n. Trinit.*
19 Dienstag	19 Freitag	19 Montag
20 Mittwoch	20 Sonnabend	20 Dienstag
21 Donnerstag	21 *11. Sonnt. n. Trinit.*	21 III. Quatember
22 Freitag	22 Montag	22 Donnerstag
23 Sonnabend	23 Dienstag	23 Freitag
24 *7. Sonnt. n. Trinit.*	24 Mittwoch	24 Sonnabend
25 Montag	25 Donnerstag	25 *16. Sonnt. n. Trinit.*
26 Dienstag	26 Freitag	26 Montag
27 Mittwoch	27 Sonnabend	27 Dienstag
28 Donnerstag	28 *12. Sonnt. n. Trinit.*	28 Mittwoch
29 Freitag	29 Montag	29 Donnerstag
30 Sonnabend	30 Dienstag	30 Freitag
31 *8. Sonnt. n. Trinit.*	31 Mittwoch	

OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER
1 Sonnabend	1 Allerheiligen	1 Donnerstag
2 *17. Sonnt. n. Trinit.*	2 Allerseelen	2 Freitag
3 Montag	3 Donnerstag	3 Sonnabend
4 Dienstag	4 Freitag	4 *2. Advent*
5 Mittwoch	5 Sonnabend	5 Montag
6 Donnerstag	6 *22. Sonnt. n. Trinit.*	6 Nikolaus
7 Freitag	7 Montag	7 Mittwoch
8 Sonnabend	8 Dienstag	8 Mariä Empf.
9 *18. Sonnt. n. Trinit.*	9 Mittwoch	9 Freitag
10 Montag	10 Donnerstag	10 Sonnabend
11 Dienstag	11 Freitag	11 *3. Advent*
12 Mittwoch	12 Sonnabend	12 Montag
13 Donnerstag	13 *23. Sonnt. n. Trinit.*	13 Dienstag
14 Freitag	14 Montag	14 IV. Quatember
15 Sonnabend	15 Dienstag	15 Donnerstag
16 *19. Sonnt. n. Trinit.*	16 Bußtag	16 Freitag
17 Montag	17 Donnerstag	17 Sonnabend
18 Dienstag	18 Freitag	18 *4. Advent*
19 Mittwoch	19 Sonnabend	19 Montag
20 Donnerstag	20 *Totensonntag*	20 Dienstag
21 Freitag	21 Montag	21 Mittwoch
22 Sonnabend	22 Dienstag	22 Winteranfang
23 *20. Sonnt. n. Trinit.*	23 Mittwoch	23 Freitag
24 Montag	24 Donnerstag	24 Sonnabend
25 Dienstag	25 Freitag	25 *1. Weihnachtstag*
26 Mittwoch	26 Sonnabend	26 2. Weihnachtstag
27 Donnerstag	27 *1. Advent*	27 Dienstag
28 Freitag	28 Montag	28 Mittwoch
29 Sonnabend	29 Dienstag	29 Donnerstag
30 *21. Sonnt. n. Trinit.*	30 Mittwoch	30 Freitag
31 Reformationstag		31 Silvester

Katharina Kippenberg:
Der Dichter und die Vögel

Ein junger Mensch ging in den Wald, weil er sehr traurig war. Am Morgen des Tages hatte die Redaktion einer Zeitschrift das Manuskript eines Romanes abgelehnt, das er ihr eingesandt hatte. Er empfand es als gerecht, aber wie bitter fing er nun in der Ruhe des Waldes an, zu leiden.

Er war ein überaus schüchterner junger Mann, und den Roman hatte er nicht mit reinem Geiste geschrieben. Er hatte ihn erdacht, um die Vereinsamung zu brechen, die sein Los unter den Menschen zu sein schien, seit er erwachsen war. — Es hatte eine kurze Zeit in seiner Kindheit gegeben, da er ein aufgeschlossener Kamerad unter Gleichaltrigen, fast ein Herrscher im kindlichen Kreise war, und in seiner Erinnerung erglänzte sie in einem Wohlgefallen, hinter dem immer wieder ein anderes blinkte. Er dachte daran, wie der Pfiff seines Freundes ihn nach draußen gelockt hatte, um die abendlichen Spiele zu beginnen, diese im Gleichnis so großen, atemlosen Spiele im dämmerigen Garten, in denen die ganze Person des Knaben in Anspruch genommen wurde. Der frühe Mut, mit dem der Räuber die feindliche Bande angriff, war nicht geringer als irgendein später entfalteter; die ersten Regungen der Liebe, zart wie ein Wölkchen im Azur, würden wachsen und einmal zu den großen Gewittern des Lebens sich ballen, und in der drängenden Anmut eines Frühsommerabends waren alle Betörungen späterer Frühlinge enthalten. Hinreißender hatte sie nie gewirkt als in dem Versteck hinter der großen Linde, wenn nach dem lauten Rufen und Schreien der Abschnitt des Suchens im Spiel eintrat, eine vollkommene Ruhe sich plötzlich über den Garten legte und jeder Gespiele für den anderen mit einem Schlage in den Erdboden verschluckt schien. Der Knabe war in dem Anschmiegen an den Baum selbst etwas wie ein verwandelter Stamm geworden;

aber während dieses Wartens hörte er die Insekten in sicherem Takte dröhnen, die Düfte von den Beeten überhauchten auch den jungen Rasen, und er sah den Garten nun außer Gebrauch, nur als ein Stück Natur, das planvoll ermuntert war, Freude hervorzubringen. Es hatte sich zu dem Ende gesellt, was sonst nie beieinander gestanden hätte; vor der Hecke in den Rabatten war ein Winken und Winden von südlichen und nördlichen Pflanzen, und die überlisteten Bäume, die man jung in die Stadt gelockt, wohin man sie alt nie hätte bringen können, fügten zur Lieblichkeit die Größe. Sie warfen jetzt keine Schatten mehr hin und zogen sich für die Nacht großartig in sich zusammen. Es fing milde an zu dämmern.
Er sieht sich in der Schulstunde mit dem Zeigefinger in der Luft hin und her fahren, der nur der äußerste Punkt eines langausgestreckten Körpers ist, um im ersten Genuß der Erkenntnis das brennende Seine zu sagen. Er sieht sich auch am Treppengeländer schwebend, über viele Stufen im Schwunge hinweggetragen, und dann etwas wie einen Mückentanz, ein wildes Auf- und Ablaufen unzähliger Knaben, ein Schäumen und Brodeln eines Stromes kindlicher Gestalten im Hofe, wo der einzelne Kopf bald in den bunten Strudel verschlungen, bald an seinen Rand geworfen wird, und noch im Nachbilde fühlt er das leidenschaftlichste Sichausströmen.
Als er erwachsen war, ein langer, schlanker Jüngling, zeigte es sich, daß er in der neuen Gemeinschaft vorläufig hilflos sich bewegte und darin als ein ganz anderer erschien als in seinem Kinderland. Die innere Veränderung hatte sich so zögernd in ihm vorbereitet wie die äußere, aber sie war plötzlich mit einem Begriff zutage getreten, der wie eine Schlange aus dem Dunkel zischte und ihm einen langsam sein ganzes Wesen durchsickernden Schrecken zufügte. Er sah, daß überall und immer verglichen, gemessen, gewogen wurde, und er selber hatte angefangen zu wägen und zu messen, andere und sich selbst.

Er betete den Geist und das Gefühl an und wollte ihnen ehrfürchtig immer und überall dienen; darum gönnte er sich nicht die Bequemlichkeit der Konvention. So bot er oft das jammervolle Bild eines Ungeschickten, am häufigsten bei dem einfachen Austausch gesellschaftlicher Formen. Er verhielt sich bei jedem ehrlich. Zwischen die Hand, die die seine drückte, und seine Erwiderung schob er blitzschnell die Frage: Bin ich wahr? Und sein Gesicht konnte in einem Augenblicke frostig werden. Wenn er jemandem gegenüber saß, so dachte er: Ist es denn nötig, daß ich mit ihm rede? Und wie ein kalter Wind fuhr es zwischen den andern und ihn. Er wollte das hohe Streben, das ihn immerfort erfüllte, in jedem Gespräch fortsetzen und daran erproben und meinte, die andern hätten den gleichen Wunsch.

Wenn in einem größeren Kreise eine Unterhaltung gepflogen wurde, die nicht seicht, auf einer hübschen, für alle vergnüglichen Oberfläche sich bewegte, so war in ihm kein Antrieb, der ihn zum Reden vermocht hätte. Die anderen boten etwas Fertiges, eine Art Spaß und Spiel, er war nie fertig und konnte noch nicht spaßen und spielen. Das wäre ihm als ein leichtsinniger Aufenthalt auf seinem eiligen Wege zur Wahrheit erschienen. Dazu kam, daß er vor jedem Menschen ein Kraftfeld fühlte, in das er heftiger oder gelinder hineingezogen wurde; waren nun mehrere zusammen, so wurde er beinahe schmerzhaft auseinandergerissen.

Da er fürchtete, bei seiner Unbereitschaft Antworten zu formen, müsse er oft für unzulänglich gehalten werden, so hatte er sich eine Anzahl handlicher Mitteilungen und Ansichten zurechtgelegt. Sie reichten aber nicht immer zu. Auch verachtete er sie, denn hinter ihnen stand, wie mit Augen aus dem Dunkel glühend, seine wahre Meinung, gefesselt in einer gewaltigen Empfindung, die er so gern hätte formen mögen.

Aus seiner inneren Einsamkeit heraus lebte er mit den andern

— die doch nie recht seine Freunde wurden —, ohne daß sie wußten, daß er sich eindringlich mit ihnen beschäftigte. Er war im Nu in seinen Nachbarn übergesiedelt und in dessen Zustand heimisch, ja in der Phantasie in seine Zukunft gemischt. Aber in seiner Gegenwart war er viel zu zaghaft, sein Ich geltend zu machen. Meist nahm er den andern viel zu groß, und er selbst verschwand in ihm, oder er war nichts als eine Gußform. — Ach, wünschte er oft, wäre nur einer da, der sich die Mühe gäbe, in ihn hinein zu schauen. — Und wiederum war er so verletzlich, daß ein Nichts die blanke Oberfläche des Verkehrs trüben konnte. Es genügte, daß die Wärme in einer Begrüßung um einen Hauch hinter seiner Erwartung zurückblieb, und seine freudige Zuneigung schlug um. Er stellte im stillen sein Verhältnis zum Freunde in Frage, und die Hölle brauste in ihm.

Aber er hatte einen engen, sicheren Bereich für sich, mit einem kleinen Besitzstand, auf den seine Empfindsamkeit sich bisweilen stolz zurückzog. Das waren Sätze, die so ungebrochen wie Schreie waren, Formulierungen, die für ihn den Wert einer mathematischen Wahrheit hatten, Gestaltungen, die mit eigenem Leibe zu kriechen begannen, geflügelte Wesen, die aus ihm davonflogen. Er fühlte sich mit ihnen stark wie ein Baum und so, als hätte er ein feuriges Schwert in der Hand. Oft griff er, wenn sie ihn unterwegs in Wortgestalt überfielen, rasch nach einem Zettel, sie auf das Papier zu bannen, und wenn er sie zu Hause wieder las, so galten die Worte und waren frisch wie eben gepflückte Rosen. Oft auch stiegen sie wie Nebel aus dem Gras; er wollte sie haschen, aber sie trieben Schleiern gleich gegen Busch und Baum und zerflossen. Manche schienen als feste Pfosten in seinem Kopf zu stehen und zu selbstverständlich zu sein, um niedergeschrieben zu werden; aber wenn er sich eine Zeit lang von ihnen entfernt hatte, so waren sie doch verschwunden und so unbeschreiblich wie ein Feenbesuch.

Es drängte an ihn unfaßlich vieles an, dessen er Herr zu werden wünschte, und doch, wußte er, würde er das meiste fremde Schicksal ungenutzt beiseite lassen müssen. Es würde sonst ja sein eigenes verzehren, wie das Lebenslicht eines Gelehrten langsam herunterbrennt, indem es die Geschichte eines großen Mannes beleuchtet. Im ganzen jedoch wünscht die Natur keine wiederholenden Spiegelbilder, und so eilen die Menschen an dem Leidenden mit schmerzlichen Gebärden vorüber und nehmen in tiefem Erbarmen nur den Blick aus seinem Auge mit, in dem die Summe seines Leidens verzeichnet steht. Aber die mannigfachen Stufen bis dahin, die durchwachten Nächte, wo er wild auf Gott zugeht, ihn schilt und bedroht, wo ihm in seinem Elend das weiche Kopfkissen wie Gnade und Labsal erscheint und er gierig an der Kraft des jungen Morgens saugt, daß sie seiner eigenen schwachen aufhülfe, das alles ist allein gelitten und, wie ihm schien, in das Leere hinein. In welches Bodenlose denn fallen unsere Schmerzen und unsere Freuden? Müßten sie nicht, seufzte er, irgendwo einen Niederschlag bilden, milder Tau werden oder feuchtglänzende Wolken unter den Füßen einer Gottheit? Wie hart ihm auch ankam es sich vorzustellen: der größte Teil alles Erlebens vollzieht sich im Dunkeln und bleibt ewig ungesprochen und ungetröstet, und alle Dichter der Welt reichen nicht aus, die Geheimnisse der Gräber auszusagen, wenn sie ihnen zugänglich wären.

Um sich den Durchbruch zu den Menschen zu erzwingen, kam der junge Mann auf den Gedanken, einen Roman zu schreiben. Wenn erst ein Buch von ihm da wäre, so würde man ihm sein Wesen verzeihen und sein qualvolles Unvermögen, sich gesellig zu gebärden. Der Roman müßte gefallen, dann würde auch er gefallen. Er dürfte schweigen, wenn er im Buch redete, aber er müßte sagen, was die andern zu hören wünschten. — Beim Schreiben merkte er zu seinem Erstaunen, daß er die Gabe der Darstellung besaß und die

Worte ihm in der Tinte aufquollen wie Erbsen im Wasser. In die sündhafte Anwendung kam ihm fast wider Willen auch etwas von seinem Eigenen hinein. So wurde es eine falsche, brüchige Arbeit, und es war recht, daß man sie zurückwies.

Wohin aber sollte er sich nun mit sich selber wenden? Er schämte sich so, daß beinahe eine Süßigkeit daraus wurde. Den Halm, den er im Gehen abgepflückt und um seinen Finger gewickelt hatte, zog er an, daß es schmerzte. Das tat gut. Er setzte sich auf eine Bank vor einer Waldwiese. Ihr gegenüber stand eine gewaltige Tanne, deren unterste Äste dürr waren, aber mit einem silbergrauen Moos überzogen. Auf einem dieser Äste saß ein Rotkehlchen und blickte ihn an. Es ließ ein paar blinkende Töne fallen und schwieg dann wieder. Aber in dieser Pause schien es, als würde der Gesang an einem anderen Orte fortgesetzt, und wenn man nur die Ohren dafür hätte, so wäre er nicht unterbrochen oder auch, man könnte ihn als eine silberne Schnur über einem Zauberbaum hängen sehen. Jetzt flog das Rotkehlchen von dem Zweig auf den Boden, rannte schnell eine Strecke, beugte sich nach vorn und sah seltsam auffordernd zu ihm hin. Ach, könnte man ein Rotkehlchen sein, dachte der Unglückliche. Da geschah es, daß er in eines verwandelt wurde. Ganz sanft glitt er in den Tierleib hinüber, und der Zustand, der nun folgte, war ihm nicht einmal sehr fremd. Er hatte seine menschliche Empfindung nicht verloren, aber er sah und fühlte, was ihn umgab, ohne Trennung und ohne Schranken, wie eine Welle, die keine Grenze hat und doch Welle bleibt. So hatte er als Mensch bisweilen unmittelbare Zusammenhänge mit sonderbarem Erstaunen gefühlt. Ein Stuhl, auf einer Matte stehend, hatte plötzlich geisterhaft Zweck und Begriff verloren und war ihm wie hergereicht aus nicht unseren Räumen. Wenn er nun kein Stuhl mehr war, so war er noch Farbe und Form und setzte im Gemach ihren bunten Reigen fort,

doch auch sie verschwanden, und er, an dem Erscheinung und Sinn bedeutungslos geworden, wurde reiner Anlaß und ließ dem also Gebannten den Weg frei zu einem unsichtbar Sichtbaren, in dem er sich gegründet fühlte und wie in einem Wurzelgeflecht mitwachsend.

Mit dem Rotkehlchen verstand er sich ohne Umwege, auch wieder auf eine Weise, die ihm von seiner menschlichen Natur her nicht unbekannt war. Da war die Mitteilung des anderen oft nicht über die Worte an ihn gelangt, sondern unmittelbar von Leib zu Leib, und er hatte sie aufgenommen, ehe sie den Weg zur Stimme fanden. So wußte er vielmals die unerwartete Antwort vorher und wußte auch die ungesagte. In ähnlicher Art, wobei die Verständigung durch das Gefieder aus- und eindrang und Schnabel und Bewegung halfen, sprach er nun mit den andern Vögeln. Er hob sich auf und merkte mit Entzücken, wie die Luft ihn trug; bald durchschnitt er sie und warf mit geradegestelltem Kopf rechts und links die Luftwellen zur Seite, bald ließ er sich von der leichten zärtlich streicheln und ruhte auf ihr aus, noch mit den Flügelspitzen den Halt genießend, den sie ihm bot. Wenn er still saß, so umspülten ihn der Duft und der Wind und bliesen ihm die kleinen Flaumfedern auf der Brust auseinander, daß die Haut kühl davon wurde. Er hatte ein so unbändiges Vergnügen am Fliegen, daß er in der ersten Zeit seines Vogeltums wie ein Insekt über dem Wasser unaufhörlich auf und ab flog, am liebsten dicht über den Wipfeln der Bäume, wo der starke Aushauch der Sonne, die in den Blättern und Nadeln gegoren wurde, ihn berauschte. Seine Federn wurden warm am Tage und am Abend kühl, sie dufteten mit dem Walde. Seine Lust wurde tausendfach erwidert und wiederholt von den Tieren, es fühlten sie die Bäume, die Wiesen und das Moos. Jedes Geschöpf um ihn lebte in voller Unbefangenheit nach sich selber, aber über ihm standen die Sonne, der Tag und die Stunde. Rückten die Blumen mit den Jahres-

zeiten über die Beete, die junge Frühlingssonne mit zarten Farben, die mächtig erwachsene mit brennend starken spiegelnd, so regierte merklicher noch der schnell wiederkehrende Tag ihr aller Leben. Von den Vögeln wartete niemand am Morgen auf den andern. Wenn nur ein wenig Dämmerung auf den Schnabel der Drossel oder der Grasmücke fiel, so öffnete er sich, halb noch vom Schlaf zugedeckt, den Tag zu loben. Oben war es schon grau, um das Nest noch dunkel. Der Vogel schlug sich den Tau aus den Flügeln, schwang sich über die bläulich dampfende Schicht der Dämmerung und geriet zwischen die abziehende Nacht und den einziehenden Tag, zwischen die Kühle und das Licht, das vom Horizont immerfort auf das Feld und in den Wald geworfen wurde. Eine kurze Zeit war die Welt wie gläsern, der Wind erlosch, die Bäume erstarrten, die Farbe wurde entseelt, der Atem überall angehalten. Da stieß das Licht ganz durch die Widerstände durch, und nun war kein Halten mehr. Es stürzte über die Äcker und in die Bäume bis hinunter auf das feuchte Moos. Unterdessen war das Zirpen zum Chore angeschwollen, der Vogel fühlte sich jung und stark wie der Morgen, er stieg zu ihm auf in seine klare Luft. Der Tag der Natur war sein Tag. Abends fand er, er hätte sich himmlisch erfüllt. Leise ließ er sich seinen Gesang wegnehmen, eine Silbe nach der anderen blieb aus, eine letzte fiel aus dem Nest schon in die Nacht – es war ein gnadenvolles Zur-Ruhe-Gehen. Je weiter er mit der Erde in die Mitternacht fuhr, um so tiefer wurde sein Schlaf und voll grenzenlosen Vertrauens.
Unser Verzauberter folgte selig diesem Ablauf. Er hatte ein verlassenes Nest gefunden, das er sich so lange mit der Brust formte, bis es ganz auf seinen Körper paßte. Ob der Wind es noch so stark schaukelte, saß es doch auf ihm fest wie ein Kleid. Er schloß die Augen und steckte den Schnabel in das Halsgefieder, wenn er so gewiegt und bisweilen bis an einen Sonnenstrahl herangetragen wurde.

Wenn du verharrst, hatte das Rotkehlchen gesagt, bleibst du verzaubert.
Nach dem Regen, der wonnig auf die Blätter und auf sein Gefieder geklopft hatte, strich er gern unter Tannenzweigen entlang; sie zogen ihm die Nässe durch die Nadeln wie durch einen Kamm. Aber seine beste Stunde war die, in der die Sonne die Höhe ihres Tages erreichte. Da stand der Wald ganz in Anbetung. Die Sonne zog und zog an den Säften und Kräften der Wesen, so, daß sie in einer anderen Richtung nichts mehr vermochten und sich aufrecht dem strömenden Lichte hingaben. Um die Fichten baute sich der Duft wie ein riesiges Gehäuse, und wenn die Bienen hineingerieten, taumelten sie betäubt. So hätte er als Mensch nie an der Heiligkeit des Mittags teilhaben können, er lag in der gesättigten Stille wie ein Kind an der Brust der Natur, sein eigener Mittelpunkt war verlegt, er ging aufgeteilt in sie ein und war in einem dunklen Zustand der Unpersönlichkeit an vielen Orten zugleich.
Er flog öfters zu anderen Vögeln. Jeder von ihnen schien ihm Züge seiner Bekannten unter den Menschen zu tragen. Alle bangten sie um die Amsel, die der Großstadt nicht hatte widerstehen können und sich viel zu nahe an die Sperlinge baute, von denen alle anderen sich bewußt fernhielten. Zwar setzte sie sich abends noch auf Fahnenstangen und Dachgiebel, um zu singen, aber in ihr Lied war etwas Zwitterhaftes gekommen, und es hatte nicht mehr die aufrichtige Innigkeit wie früher. Einmal besuchte er die Frau des Rotkehlchens, die träumend über ihren Eiern brütete. Das Nest am Fuße einer Buche war fast nicht zu finden, so tief saß es im Moos, und so klug war die Höhlung des Stammes benutzt, es zu betten; darüber funkelte grünes Licht. Er dachte an die Mütter früherer Jahrhunderte, die in einer ähnlich warmen Verborgenheit an der Wiege ihres Kindes gesessen hatten, während noch die Ruhe um das Haus kreiste und die Ferne davorlag.
Mehrmals schon war er zur Wohnung der Nachtigall geflogen,

die vornehm für sich allein lag, schlicht und sauber gebaut; aber sie selbst hatte er noch nicht gesehen, die edel Zurückhaltende, die seelenvoll Blickende, die Begnadete. Nun ließ er sich von dem Rotkehlchen begleiten. Es war eine grelle Mondnacht, und die Eule strich durch das Licht so weich, wie ein Fisch schwimmt. Die Schatten waren sehr schwarz, die Helligkeit ungeheuer, wer würde dem blendenden Aufruhr Stimme verleihen? Angezogen von der glitzernden Rinde der Birke setzten sie sich unter ihr Laub und warteten, denn kein Vogel hätte gewagt, die Nachtigall anzusprechen, wenn sie sich anschickte zu singen. In ihrem Nest schliefen vier Junge, bedeckt von den Flügeln der Mutter. Der Mond floß daran herunter, vielfach gespalten und gelöscht von den Schatten der kleinen Zweige und Blätter, die, wenn es sich bewegte, so leicht wegfuhren, wie die Füße einer Tänzerin von der Erde. Über das Nest strömte jetzt der Gesang auf der Folie der stummen Nacht, er strömte über den Wald, und solange er dauerte, war für den Hörenden nichts auf der Welt, als was er einfing, aber in ihm mehr, als er bisher gewußt hatte. Es drehte sich ihm Gesicht um Gesicht, Deutung um Deutung zu, und er sah alles als gut an, vergab, liebte und verstand. Die Augen wie kleine Funken glühend, die Flügel weit auseinandergestellt, um dem Körper als Widerlager gegen den Sturz der Töne zu dienen, so erlitt das Tier seinen Gesang. Es dauerte die ganze Nacht, und dem Lauschenden wurde die Brust dunkelrot mit dem Hören. Das große Herz der Nachtigall riß immer neue Ahnungen in sich hinein und warf sie, in allwissende Töne verwandelt, von sich. Es war kein Halten mehr, ihr Leib war nur noch ein Rohr, durch das sie flossen. Ihre Seele klammerte sich daran, als rissen sie sie von ihm fort. Schließlich wußte sie selbst nichts mehr von ihrem Singen, sie war darin verschwunden, blind und besinnungslos aufgelöst, dem Tode nahe — wie entseelt ließ sie sich auf eine Verzweigung fallen, der Gott verließ sie.

Unserem Verwandelten schmerzten alle Federn von dem Wühlen und Toben, in dem er mitgeschwungen. Es ist sicherlich eine der letzten Nächte, daß sie singt, sagte das Rotkehlchen, die Jungen sind schon zu groß. Sie will gewiß, daß sie sie hören, aber nur wie im Traum. Später, wenn sie flügge und doch noch nicht erwachsen sind, scheut sie sich, vor ihnen zu singen.

Er flog nach Hause, schnitt sich mit dem Schnabel ein breites Lindenblatt ab, legte es quer über sein Nest und kroch erschöpft darunter, denn selbst der Mondschein war ihm zu laut in dieser Nacht.

Oft schon hatte er nach dem Adler gefragt, der den meisten Vögeln unbekannt und, nie von ihnen erschaut, doch eine Art Allgegenwart ausübte, so groß war sein Name, so bewundert die Steigerung des Vogeltums, die sie ihm dankten. Während der Gesang der Nachtigall in ihm widertönte, hatte er kühn wie ein Held empfunden und auch den Mut gefühlt zum Adler zu fliegen. Jetzt am hellen Tag überkam ihn eine große Zaghaftigkeit, und es war mehr aus erinnertem als aus gegenwärtigem Willen, daß er sich an das Rotkehlchen wandte. Das Rotkehlchen brachte ihn zu einem Freunde des Adlers, einem edlen Falken, dessen Geschlecht früher als der Mensch die Wüste bewohnt und in dessen Ahnherren sich die Geister von Königen geflüchtet hatten. Sie flogen in der Nacht fort, und es war immer noch früh, als sie in die eiserne Luft der Berge kamen. Das ernste Tier saß allein in der Nähe seines Horstes. Das große Gebirge lag unter ihm, und die Klarheit des Morgens umgab ihn. Großmütig nahm er das Rotkehlchen auf seinen Rücken. Seine Flügel waren kühl, denn er hatte sie gewaltig im Morgenschein gelüftet, nur die Stelle im Gefieder, in die das Rotkehlchen kroch, war noch warm vom Nachtschlaf. Es krallte sich mit den Füßen fest an, denn nun fing der Adler an zu steigen. Er schlug mit den Schwingen die Luft unter sich weg, daß es schallte, und ein solches

Sprühen und Funkeln von Licht war um ihn, ein solches Donnern der Flügelschläge, daß den Gast ein Entsetzen ergriff. Sie tauchten auf und ab wie auf riesigen Wogen, stürmten aufwärts, schossen abwärts und rissen den Raum in Stücke im blendenden Wahnsinn des Fluges. Der Adler, ausgebreitet, übertraf an Breite jedes Tier. Er maß in ihr die Länge des Löwen. Er hatte vom Winde in seinen Körper eingefangen, daß er ihn mit ihm selber besiegen könnte. Seine Klauen waren nach den Zacken der Felsen geformt, und so wild stürzte die Kraft in seinem Körper in die Richtung des Fluges, daß sie, an seinem Ende zurückschäumend, ihm noch den Schnabel krümmte. An den Schwingen brach sich der Widerstand des härtesten Nordwindes, das Auge zog Berge und Wüsten zu sich hinauf.
Es ging höher und höher. Den Gast überkam ein Schwindel. Dieses rauschende Hinauf war über sein Maß. Er machte von dem verabredeten Zeichen Gebrauch, mit dem Schnabel zu klopfen, doch mußte er erst zu einer zarteren Stelle im Gefieder kriechen, ehe der Adler das Pochen bemerkte. Mit breitem Schlage senkte er sich über einem Walde nieder, stand in der Luft still und ließ das Rotkehlchen abfliegen. Das setzte sich auf die Spitze einer Tanne und sah dem Adler nach. Beruhigter stieg er aufwärts und zog sein Königssiegel in die Lüfte, riesige Ringe, die sich übereinander legten wie die Reihen eines großen Epos, und die vollendete Linie verdoppelte an einem Punkte so die frühere, wie der Laut den Laut zum Reime. Ich will nicht beharren, rief das erschütterte Rotkehlchen, ich muß Kreise ziehen in meinem Element wie der Adler. Kaum hatte es das Wort gesprochen, so knackten brechende Zweige, es wurde von Ast zu Ast weitergegeben und fiel nicht allzu unsanft vom Baum, auf dem es gesessen, auf den Boden. Es war wieder Mensch geworden.
Halb betäubt schüttelte er sich Tannennadeln und Moos von den Kleidern und stand auf. Taumelnd fing er an zu wan-

dern, warf öfter die Arme seitlich in die Luft, wie um zu fliegen, lachte in den Wald hinein, rannte ein paar Schritte im Galopp, schlug sich auf die Kniee, denn noch wirkte das gewaltige Erlebnis sich in seinem ganzen Körper aus. Die Bäume standen in der Morgenstarrheit und atmeten kurz und kühl jeder für sich, — so genau kannte er jetzt das Aussehen jeder Stunde im Walde, daß er nach ihm hätte die Uhr bestimmen können. Da sah er einen Hahn, der die Erde kratzte, daß sie im Bogen hinter ihm aufflog; und als er den Blick weiterhob, schimmerte die weiße Wand eines Gehöftes durch die Stämme. Ein Brunnenstrahl plätscherte langsam in einen ausgehöhlten Baumstamm. Sonst war alles still. Er trat durch die offene Haustür geradeswegs in die Küche. Eine ältliche Bäuerin kniete vor dem Herde, über dem eine Kappe hing. Sie hatte den einen Fuß weit von sich gestreckt und krumm gebogen im Pantoffel, der flach auf der Erde stand. In ihr wollenes Tuch, das sie auf einem Stuhl abgelegt hatte, war die Katze gesprungen. Doch noch nicht vom Feuer, das eben in kleinen Zünglein zwischen den Scheiten kroch, kam die Wärme, die dem Wanderer in einem süßen Frösteln den Rücken zusammenzog. Vielmehr war sie von gestern und vorgestern und weiter von Feuern, die für viele Geschlechter hier gebrannt hatten. Jede Faser des Holzes und jedes Körnchen der Steine hatten sie gütig durchdrungen und aus ihnen erst einen Raum, einen weichen Raum ohne fühlbare Ecken und Lücken gemacht, nur von hell und dunkel gegliedert. Er setzte sich an den Tisch, der derb und tüchtig vor dem tief ausgeschrägten Fenster stand, davor in rot und blau die gesündesten Blumenstöcke prangten, die Blätter noch ein wenig gekrümmt vom Schlaf. Es sei noch niemand sonst im Hause auf, sagte die Bäuerin, und auch der Fremde schlafe noch. Das Feuer fing an zu sprechen, hastig und aufgeregt, von Zeit zu Zeit tönte es aus dem Herde wie ein Schuß, als ob die Äste den Schall bis zu ihrer letzten Stunde in sich bewahrt hätten, den

sie so oft in stummem Zorn gegen sich mußten schlagen lassen, und die Flammen leckten tückisch umher. Die Bäuerin setzte ein Frühstück vor ihn hin, so zierlich angerichtet, wie sie es für ihre Sommerfrischler zu bereiten gelernt hatte. Der Duft des Kaffees wehte ihn, der so lange nur Wasser gepickt hatte, an wie der eines berauschenden Getränkes. Er griff mit Entzücken nach den bräunlichen Brötchen, nach der seidig glänzenden Butter; und als er den Honig in langsamen Tropfen auf das Brot niederfallen ließ, brach er aus: Wie doch die goldnen Honigtropfen so ganz glücklichen Augenblicken glichen, so unwillig abzustürzen, so von innen durchleuchtet, so schwer und klar wie sie. Isch mir Kauderwelsch, sagte die Bäuerin in freundlicher Sachlichkeit. Sie sah nicht einmal zu seinem hochgehobenen Löffel hin, sondern nahm das große Holzbrett vom Tisch und wandte sich dem Herde zu.
Ach, er ließ sich nicht beirren. Erkenntnisse senkten sich auf ihn herab. Dies war eine große Stunde für ihn. Er hatte unter den Vögeln gelebt. Von dem seelenhaften Urgrunde der Welt hatten die Ahnen ihrer singenden Scharen zusammen mit denen des menschlichen Geschlechts reichlich getrunken, da waren aus ihrem sehnsüchtigen Körper die Flügel gefallen, sie über die Erde zu erheben, die Beine blieben zierlich, sie nicht zu beschweren, und durch die Kehle hindurch konnten sie in gerader Linie heraufsingen, was sie am Grunde erfahren. Ihr Geschlecht ist in der Reinheit und Anmut seiner Lebensführung, in seiner schwebenden Art, lieblich selbst bis zum Akt des Gebärens, viel vollkommener geworden als das menschliche. Sie sind in sich beschlossen, leichte Verkündiger des Göttlichen, das immer in ihnen ab- und zuströmt wie das klare Wasser in einer Brunnenstube. Sie haben so viel Leib wie Seele, und beide scheinen in der bezaubernden Gleichung ihres Daseins rein miteinander aufzugehen.
Der Mensch wäre so eng und so schön geblieben wie sie, wenn er nur Künstler geworden wäre und in der Form immer

hätte verschmähen und weglassen müssen. Er hat sich ein riesiges Stück Welt einverleibt, und nun ist die Seele ungleich an den Körper verteilt, bald ihn zerreißend, bald grausam verklemmt und abgeschnürt, bald zu schwach, um von sich zu wissen. Wenn der Vogel gefahrlos und ohne Verzug nach außen bringt, worin er sich mit dem Künstler so innig berührt, so muß dieser das kostbare Wissen erst auf dem Umwege der Kunst aus einer trüben, schweren Mischung an das Licht ziehen. Und nie wird sich das Ungeformte und das Fremde aufbrauchen, das der Mensch in sich aufnimmt und erfährt, ewig wird es der Künstler formen, ewig es zu seinem Eigentum machen. Er ist der große Beschwörer, der Starke, zu rufen und zu bannen, der Unverführte, der Herr des Teuflischen und des Trüben. Zu seinen Füßen liegt besiegt das Abgewehrte — auch dieses ein mächtiger Besitz des Menschen — und wirkt in die Klarheit der Dichtung, wie der Schatten schwerer Berge in die schöne Wolke fällt.

Die Überfülle in ihm selber, wie trug er sie? Da geschah es, daß er hastig zum Bleistift griff, denn die Sprache sprang zu ihm und reichte sich ihm dar. Sie zog ihn, nicht er sie, und fing an zu schwingen mit Druck und Gegendruck, mit Widerstand und Tragen der Worte auf einen Gipfel, mit gemäßem Abgleiten von ihm herab. In diesem Spiel sprühte um einige Worte Licht, als wenn sie durch ein glänzendes Wasser führen, einige gossen einen milden Schein über den Sinn, um ihn recht zu beleuchten, bei manchen durfte man ausruhen, andere trieben leidenschaftlich vorwärts. Wie die Nereiden und Tritonen den Gott, so begleitete den Zug des Wortes die Schar der verwandten Vorstellungen, wie die Tauben der Venus umflatterten sie ihn, stärkten und vermehrten seine Bedeutung auf das schönste. In der Geborgenheit des Verses konnte die elementarische Natur der Laute wieder zur Geltung kommen. Wunderlich stehen die Zustände und Gesichte derer in ihnen auf, die sie in Vorzeiten zum Worte formten.

Der Dichter empfindet jene Schauer, jenes Zittern, Seufzen und Freuen, aus dem sie geboren sind, und gebraucht sie für das Seine. Da schaut durch das junge Gedicht zauberisch ein urgründlich alter Blick.
Von den Lauten zum Rhythmus ist es nur ein sanfter Übergang. Wenn der Dichter ihn zur Anwendung bringt, so wiederholt er damit Bewegungen und Maße, mittels denen wir erbaut sind, und sie strömen deshalb ein so sicheres Glück über uns aus, weil wir meinen, in ihnen von neuem vom Schöpfer angerührt zu werden. — Aber die Rhythmen tun Flügelschläge noch in andere Räume. Sie stimmen mit denen anderer Wesen überein und verflechten sich endlich mit dem Lauf der Sonne und der Gestirne. So ist das Kunstwerk mitten in die Kreise der Natur gestellt, trägt ihre Gesetze und Bewegungen in sich und bindet sie und den Geist aneinander.
Dergestalt schrieb er ein Gedicht nieder, das sich lange in ihm heraufgearbeitet hatte und nun mit großer Gewalt herausschoß, und streckte dann in unendlichem Wohlgefühl seine Glieder schräge aus. Für ein paar Augenblicke schien die Zeit keine angstvoll fliehende Linie mehr, sondern, zu seiner Seligkeit, von einer Erfüllung abgedämmt zu sein. Er blickte um sich. Das Haus war wie das willigste und schmiegsamste Bett, in das der Arbeitsmüde sich wirft, und das Schaffen der Bäuerin vollzog sich so vollkommen im Takte mit ihm, daß man nicht wußte, setzte sie es in Gang oder es sie; ihre Hantierung war wie das Ticken einer zweiten Wanduhr. In der Stube, die traulich den Verhältnissen des menschlichen Körpers angemessen war, waren alle Dinge in die gebührende Rangordnung gebracht. Neben dem Herd hing der meistgebrauchte Löffel, hinten auf dem Bord erst stand der blanke Mörser. Der Herd war noch das Herz des Hauses, und von der Bank neben ihm ging das sparsame Planen und Träumen seiner Bewohner aus. Die Bäuerin hatte den festen Blick derer, die in ihrem Leben nicht viel Unbegriffenes hatten

hinzunehmen brauchen und in deren Umkreis gespenstische Übertragungen und Ableitungen kaum vorkommen. Sie hatte ja das Brot, das sie aß, selber wachsen sehen, und das Holz zum Bett und zum Schrank war in dem Walde vor ihrem Gehöft geschlagen.

Sollte er hier bleiben, nicht weit von den Nestern, wie er in einem so lange gesessen, nicht weit von der Waldwiese, wo er die Hirschkuh den Fuß hatte ansetzen sehen und diese bescheidene Handlung in einer Vollkommenheit, die ohnegleichen in der Welt ist? Als er das gesehen, hatte er gesungen, daß die Töne kerzengerade wie ein Rauchopfer zum Himmel stiegen. Wie war das ganze Tier ein leidenschaftlicher Ausbruch des Verlangens der Natur, in einem schönen Ebenmaß zu ruhen, ewig nun zu ruhen, solange der frevelnde Mensch es zuließe. Die Ohren waren seine einzige und sanfte Waffe, sie fingen wie ein Lasso den flüchtigsten Laut des Waldes ein und dienten vielem Getier. Oft gebrauchte es sie tändelnd, und auf die stille Linie des Halses war dies ein reizender Triller der Bewegung. Wieviel näher dem Göttlichen schien ihm dieses Geschöpf zu stehen als mancher Mensch, wieviel näher stand es seinem Herzen als die meisten von ihnen!

Es war durch und durch gut hier, aber durfte er sich schon mit dem Guten begnügen? Auch das wäre ein Verharren in einer Verzauberung gewesen. Es wäre schwach, wenn er seine Zeit beiseite ließe, ohne sie zu durchfühlen und zu durchdenken. Selig der Dichter, mit dem sie mitdichtet, dem sie freundlich den frommen Boden für sein Werk schafft: die unbefangene Nähe der Natur, die Fühlbarkeit der Jahreszeiten, den religiösen Geist in heidnischen oder christlichen Formen, und für dieses alles die Ruhe zum innerlichen Reifen. Wenn er endlich zeitlos wird, so dankt er es zum großen Teil der Zeit. Sonst ist sein Los schwer, und er muß gegen sie trotzen, wie der Teppichwirker des Orients die glühenden Farben seines Gebets der grauen Wüste abtrotzt.

Er selbst würde, wenn er nun zu den Menschen zurückkehrte, sich niemals und um keinen Preis wieder verkaufen. Seiner Seele waren Flügel gewachsen, und er hatte am Reinen sein reines Maß gefunden. Aber würde er wieder so einsam blei- ben müssen, der ängstliche Fremdling, der als ein Wunder Begehrender durch die stumme Menge strich oder auf ein- samen Gängen heftig sich besprach, stets das Wort an diese oder jene Person seiner Einbildung richtend, die es zu ver- stehen am besten geeignet schien, und deren Gesicht vor seinen Augen dann mit wechselndem Ausdruck erwiderte?
Er bäumte sich dagegen auf, daß die meisten Menschen ge- ringer sprechen, als sie denken, daß ihnen das Wort verrucht lose vom Munde läuft, daß ihre Reden nicht frisch aus der Empfindung geschöpft, sondern aus den abgestandenen Vor- räten eines Speichers im Gehirn entnommen sind, und daß, wo es nichts zu reden gibt, schon lange nicht mehr geschwie- gen wird. Nur in dem guten Stande der Förster, Fischer und Bauern wird das Wort noch in Echtheit geführt. Er hatte ver- sucht, wahr zu schweigen, und war grausam damit gefahren. Jetzt fügte er sich. Es paßte nicht in den unbesinnlichen, pau- senlosen Stil seiner Zeit. So wollte er denn deren Formen lernen, wie man ein Handwerk erlernt, im Absehen von an- deren, um die Technik des Beisammenseins, das Vortäuschen einer Gemeinsamkeit, die stete Bereitschaft zur Annäherung und zur glatten Abwehr sich anzueignen. Er wollte das alles können und dahinter sein wahres Selbst aufpflanzen wie ein Geschütz, das dies oder jenes brauchbare Menschentum für sich erlegte, das überlegend beobachtend in sich einheimste, während die anderen wähnten, er stehe hingenommen mit- ten unter ihnen. Er wollte wie jeder *tun,* während er sich als einzelner fühlte und dachte. Aber könnte er nicht, fragte er unruhig, während er im Raum auf und ab ging, unversehens wie jeder darüber *werden,* und wäre es nicht ein furchtbares Blutgeld, das er der so ersehnten Gemeinschaft zahlte? Er sah

ein Frömmeres und wünschte inbrünstig, daß er es einmal verwirklichen könnte. Er fühlte sich aufgefordert, eine innere Form zu bilden, *seine* Form, um mit ihr das schwere Außen zu erfassen. Sie würde eine äußere erzeugen, die vielleicht der allerüblichsten gliche, indem sie die Arbeit und Erfahrung vieler Generationen in sich durchliefe und bestätigte. Er müßte sich so mit ihr verbinden, daß sie noch das blasseste Guten-Tag mit beziehungsreichem Leben erfüllte, wie der Ruderer mit seinem Ruderschlag von der Mitte des Sees aus dem dürren Ast am Ufer noch eine Bewegung mitteilen kann.

Er stand auf und suchte die Bäuerin, die er am Brunnen fand, wo sie einen Krug mit seinem silbernen Wasser füllte. Er nahm ihre eine Hand in seine beiden und wiegte sie ein paarmal herzlich hin und her, dann strich er mit dem Rücken seiner Hand über ihre Backe, auf der die Runzeln wie Jahresringe standen, und ging.

So sehr hatte sein Sommertraum von ihm Besitz ergriffen, daß er in der Folge immer wieder in seinen Bildern sah. Wenn er einen anderen Dichter las, den er sehr liebte und verehrte, so erschienen ihm seine Worte wie der Kelchaufschlag einer Blume, seine Verse wie Vogellaut.

»Eine lange Schachtel kam aus Kading; darin lag unter Seidenpapier ganz oben ein Hemd von feiner Leinwand, überall der Länge nach in Falten gelegt, der Halsrand von dunkelroter gedrehter Schnur durchlaufen. Darunter folgte ein Samtröckchen mit kurzen Ärmeln, das war so schön rot wie der veredelte Flachs im Elterngarten, wenn die Mittagsonne darüber stand. Ein Goldband schlang sich als Gürtel zweimal herum, daran hing vorne ein silberbrokatenes Täschchen; ich griff hinein und hatte einen Taler in der Hand. Die hellgraue Hose war ganz eng und setzte sich zu Strümpfen fort; an spitzen roten Schuhen schimmerten kleine goldgraue Rosen.

Der Hut, an Farbe dem Röckchen gleich, war mit Nähten an den Schachtelwänden befestigt; ihn schmückte ein Ring von blitzenden Steinchen, der eine weiße Feder hielt«,
— las er Seiten wie diese, so fand er, daß die Worte über dem Sinn so gewachsen wären, wie das Federkleid über dem Leib eines Vogels.

Hans Carossa: Katharina Kippenberg

Das Leben und Wirken Katharina Kippenbergs, das heute als ein Abgeschlossenes vor unseren Augen liegt, wäre schon in ruhigen, friedlich gesicherten Zeiten für jeden, der es kannte, ein Gegenstand liebender Verehrung geworden, und daß dieses tätige Leben unter vielen Leiden erlöschen mußte, hätte uns auch in Jahren des Glückes und äußeren Glanzes schmerzlich bewegt. Nun hat aber das Weltgeschehen wie auf unser ganzes Volk so auch auf das Dasein der Heimgegangenen schwere Schatten geworfen; harte Schicksale sind über das Haus Kippenberg hereingebrochen, tragische Luft umweht uns, wenn wir an ihrem Grabe stehen. Aber gerade vor dem düstren Hintergrund der Untergänge gewinnt ihre Gestalt eine doppelte Leuchtkraft: aus der Trauer steigt Erhebung, Mut zu eigener Läuterung und zu geduldiger Arbeit.
Wir wissen im Grunde nicht allzuviel rein Persönliches von Katharina Kippenberg. Es war nicht ihre Art, von sich selbst zu reden; sogar über die Kindheitsjahre, von denen zu plaudern beinah literarische Gepflogenheit geworden ist, sind wohl nur ihre nächsten Angehörigen unterrichtet. Auch wann sie begonnen hat, ihre Fähigkeiten in den Dienst unseres Schrifttums zu stellen, können wir nur vermuten, da sie sich ja spät und verhältnismäßig selten entschlossen hat, als Urheberin ihrer Arbeiten zu zeichnen. Man dürfte sagen: nur durch die Art, wie sie andere rühmt, fällt ein Licht auf sie selbst. Sehr lange freilich konnte ihr Stil nicht mit einem an-

dern verwechselt werden. Wer die tiefe, klare Anrede gelesen hatte, die sie im Mai 1924 im Namen der Mitarbeiter des Insel-Verlags an ihren Gatten richtete, erkannte später leicht wieder die Prägung ihres Ausdrucks. Unter den leidenschaftlich trauervollen Nachruf an Rainer Maria Rilke, der um Ostern 1927 in dem Gedächtnisheft des Inselschiffs erschien, setzte sie nicht ihren Namen; aber in den Worten schwang ein Ton wie von einer stark gespannten Saite, ein Ton, der es unmöglich machte, die Verfasserin zu verkennen.

Im Jahre darauf erlebten wir eine Überraschung, als uns die Erzählung ›Der Dichter und die Vögel‹ begegnete; hier wagte sich zum ersten Mal ein eigenwüchsig Dichterisches hervor. In dieser versonnenen, aber doch festgefügten, von heimlichen Lichtern funkelnden Prosa, die zwischen Wirklichkeit und Märchen schwebt, offenbart sich eine einsam sinnende, sehr verletzliche, aber mutige, freudige, in Künstlertum und Kreaturgeheimnis eingeweihte Seele. Es ist die Geschichte einer Verwandlung: ein junger Dichter wird zum Vogel und gelangt durch diese vorübergehende Metamorphose auf eine höhere Stufe seines Menschentums und seiner Dichterschaft. Das Alltägliche ist in dieser Legende mit dem Wunderbaren so in Eins verspielt, daß wir zuweilen eine Stimme aus dem Reich des Novalis zu vernehmen glauben.

Als Privatdruck lasen wir im gleichen Jahr eine andere Arbeit, die wir zu ihren schönsten, gültigsten zählen dürfen. Es ist das kleine Buch, in dem sie den Lebensgang ihres Vaters Hermann Hartwig von Düring beschreibt. Hier weht keine Märchenluft; hier wird einfach erzählt, was sich ereignet hat, und gerade dadurch eine starke Wirkung erreicht; denn dies ist einer der seltenen Fälle, wo die Realität des Lebens selbst märchenhaft anmutet. In einer alten adeligen Familie, die durch Todes- und Unglücksfälle aus großem Wohlstand in drückende Verarmung geraten ist, wächst als eine der wenigen Hoffnungen des Hauses ein Sohn heran, der schon als

Knabe die Sorgen seiner verwitweten Mutter teilt und früh den Vorsatz faßt, die verlorengegangene Geltung der Familie wiederherzustellen. Nachdem er als Lehrling unter unwürdigen Verhältnissen in einer Harburger Firma gelernt hat, entschließt er sich als Einundzwanzigjähriger, sein Glück in Mexiko zu versuchen. Nach langer, entbehrungsreicher Fahrt auf einem Segelschiff landet er Ende Juni 1849 im Hafen von Veracruz und betritt frischen Mutes den fremden Kontinent. Sehr bald gewinnt er das Vertrauen eines großen Handelshauses, und wenige Jahre später ist er schon in der Lage, seiner Mutter ein sorgenloses Alter zu sichern und den Grund zu einem soliden Wohlstand zu legen. Es ist das Bewegende an diesem Bericht, daß wir nicht etwa mit einer abenteuerlichen Goldsuchernatur bekannt gemacht werden, daß der junge Mensch vielmehr, abhold allen Spekulationen, überhaupt allem Schwindelhaften, nur durch Verstand, Fleiß und Sparsamkeit an sein Ziel gelangt. Kaufmännische Talente dieser Art mag es viele geben; schicksalhaft für ihren Träger wird aber eine Begabung doch immer erst durch den Charakter, der hinter ihr steht. Es war die Lauterkeit, die Zuverlässigkeit des jungen Angestellten, die ihm manchen ernsten, einflußreichen Mann zum hilfreichen Freunde werden ließ. Auch in diesem Büchlein hält sich die Person der Verfasserin im Hintergrunde; dafür schenkt sie dem Leser, gleichsam als Zugabe, ein mit wenigen festen Strichen gezeichnetes Zeitbild aus dem vorigen Jahrhundert. In zwei höchst gegensätzliche Welten schauen wir hinein: in das fleißig nüchterne Bürgertum eines beruhigten Deutschlands und in das politisch aufgewühlte Mexiko, dessen unseligen Kaiser Maximilian das junge Ehepaar von Düring kurz vor der tödlichen Katastrophe näher kennen lernte.

Unter manchen kleineren Aufsätzen der nächsten Jahre seien die schönen Worte hervorgehoben, durch die sie 1934 die Festschrift für Carl Ernst Poeschel, den großen Drucker und



Katharina Kippenberg

Mitschöpfer der neuen Druckkunst, eingeleitet hat. Tiefer, geistvoller und freudiger ist über das Werden und über die Bestimmung des Buches wohl selten geschrieben worden. Katharina Kippenberg war eine Meisterin des Rühmens geworden, und sie widmete diese Meisterschaft nunmehr mit immer reinerer Hingebung dem Dichter, der sie als Lebender und fast mehr noch nach seinem Tode dazu erzogen hat. Noch kennen wir nicht ihren Briefwechsel mit Rainer Maria Rilke, der ihr und ihrem Gatten längst ein wahrer Freund geworden war; doch sicherlich ist dieser schriftliche Verkehr für beide Teile produktiv gewesen. Sie jedenfalls wuchs im Austausch der Gedanken und wurde dabei mehr und mehr sie selbst. Ein Dichter kann sein Tiefstes, Allerletztes eigentlich nur dem geben, der, wahlverwandt, in seinem Sinne lebt und ihm die Treue hält, nicht heut in diese, morgen in jene Richtung schlendert. In zwei Büchern hat Katharina Kippenberg ihre Erkenntnisse und ihre Deutungen des Rilkeschen Werkes und Wesens zusammengefaßt, und wenn wir einen dieser beiden Bände, etwa die ausführliche Lebensgeschichte, die sie bescheiden einen ›Beitrag‹ nennt, mit den unzähligen anderen Schriften vergleichen, die über den Dichter verfaßt und veröffentlicht worden sind, so werden wir bald inne, worauf der besondere Wert und Rang der ihrigen beruht. Was ihr als erstes geboten schien, war der Versuch, Rilkes Entwicklung in allen ihren Phasen darzustellen, und bei ihrer genauen Kenntnis von Werk und Person durfte sie sich zu dieser Aufgabe auch berufen fühlen. Später wollte sie dann mit der Auslegung der Duineser Elegien und der Sonette an Orpheus beginnen, die ja vielen heute noch Bücher mit sieben Siegeln sind. Sie hat von sich und von dem Stoff, den sie zu durchdringen hoffte, viel verlangt. Sie hat die geheimsten Elemente dieser um letzte Dinge kreisenden Versgebilde aufgespürt und wie feine Heilgifte in sich verarbeitet, um sie später in klaren verträglichen Lösungen den Menschen darzureichen.

Manchem andern wäre solch ein durch Jahre geübter geisti=ger Verkehr zur Gefahr geworden; ihr aber standen als hohe Schutzgeister Goethe und die Griechen zur Seite, deren Stu=dium sie nie vernachlässigte, dazu der männlich nüchterne Sinn ihres Gatten, vor allem jedoch die angeborene Selbstän=digkeit ihrer eigenen Natur. Einem aufmerksamen Leser werden in ihrem ›Beitrag‹ schwerlich die Stellen entgehen, wo sie anders denkt oder fühlt als ihr Dichter, ja wo sich, um Ernst Bertrams schönes Wort zu gebrauchen, ›ein Edles gegen Edles wehrt‹.

Im Inselschiff vom Herbst 1932 erschien ein Gedicht ›Die Obstbude‹ von Ludwig Fehr. In ganz einfachen Reimen war da ein Erlebnis mitgeteilt, das wohl jeden an ein verwandtes eigenes erinnert. Ein Mann geht nachts in unfroher Stim=mung durch die gleichgültige Straße einer schlafenden Stadt, und während er an einer verschlossenen Obstbude vorüber=geht, umweht ihn der Duft von Früchten, der durch die bret=terne Budenwand herausdringt. Dieser Geruch zaubert ihm für einen Augenblick die ganze Kindheit ins Gedächtnis; er sieht sich als Knaben im väterlichen Garten, Seligkeit hebt ihn empor; ihm wird sehr fromm zumut, und er bittet Gott, ihm doch öfter in einem solchen Anhauch sich zu offenbaren. Man las damals die schlichten kurzen Verse, freute sich des eigentümlich verlorenen Tons und dachte wohl auch: endlich wieder einmal einer, der nicht wie Rilke oder wie Trakl oder wie der späte Hölderlin dichtet. Erst nach Katharina Kippen=bergs Tode erfuhr man, daß kein Ludwig Fehr, sondern sie selbst diese Verse geschrieben hatte. Ein unscheinbarer Fund, gewiß. Und doch glaubte man auf einmal einen Schlüssel in der Hand zu haben, der einen bisher nicht gekannten Raum ihrer Seele zugänglich machte. Es schien da eine geheime Kam=mer zu geben, wo sie sich, frei von fremder Bevormundung, kindlich unbefangen erhielt, eine stille Zelle, aus der sich ihr tieferes Leben speiste.

Wenn Katharina Kippenbergs ganze Tätigkeit in den Schriften beschlossen wäre, von denen hier nur die wichtigsten der bekannt gewordenen erwähnt sind, so stünden wir schon vor einer außerordentlichen Leistung, und doch wäre damit nicht ihr volles Wirken und Walten umzeichnet. Stellen wir uns vor, daß die gleiche Frau, die eine so dichte, so sorgsam durchdachte Prosa schrieb, zugleich das pflichtgebundene Leben, das ihre gesellschaftliche Stellung ihr zuwies, vorbildlich schön erfüllte, daß sie es verstand, diesem Leben Stil zu geben, daß sie als Mutter, als Hausfrau und nicht zuletzt als Gestalterin ihres Hauses ihren Platz bewundernswert behauptete, so schließen wir auf die strenge Selbsterziehung, durch die allein ein so vielfältig angewandtes Dasein möglich wurde. Wir erinnern uns an das Büchlein, in dem sie das Leben ihres Vaters beschreibt, und diesen tüchtigen, gewissenhaften Mann sehen wir täglich in seiner Tochter auferstehen.
Alle noch so großen Vorzüge einer Natur, was wären sie aber ohne die Liebe, die erst eine lebendige Einheit aus ihnen bildet, ohne die Treue, die auch das alltäglichste Tun und Lassen veredelt? In Katharina Kippenbergs Wesen verbanden sich Beständigkeit und Güte; unbeirrbar war ihre Treue gegenüber Menschen und Dingen, gegenüber allem, was sie als recht oder gar als groß erkannt hatte.
Es geziemt sich an dieser Stelle des hohen Verdienstes zu gedenken, das sie sich als Lektorin des Insel-Verlags erworben hat. Vierzig Jahre lang versah sie dieses Amt und widmete unzählige ihrer besten Stunden außer dem deutschen Schrifttum vor allem der englischen Literatur. Als Prüferin angebotener Manuskripte schenkte sie den Erzeugnissen unbekannter Autoren auch dann ihre Aufmerksamkeit, wenn zwar an eine Veröffentlichung vorerst nicht zu denken war, wenn aber doch der Keim einer echten starken Begabung sie ansprach. Selbst eine unermüdlich Lernende scheute sie die Mühe nicht, in ausführlichen Briefen junge Dichter zu ermutigen und zu

beraten, das heißt ihnen zu sagen, worauf es nach ihrer Meinung für den betreffenden ankam.
Es gehörte zur Ökonomie dieses in sich geordneten Lebens, daß einer, der die Freude hatte, Katharina Kippenberg zu begegnen, nie den Eindruck des Gehetztseins oder der Überlastung von ihr empfing; wie ihr Gatte, so hatte auch sie immer Zeit und zur rechten Stunde einen offenen Sinn für das Festliche unserer irdischen Tage, für eine Tafelrunde mit gleichgestimmten Menschen, für ein gutes Gespräch, für Gartenfreuden, für eine Reise. Der Deutsche von heute, dem sich die Tore der Länder verschlossen haben, wird ihre ›Erinnerungen an Rainer Maria Rilke in Paris‹ nicht ohne Trauer lesen können; sie rufen ihm ins Bewußtsein, was ihm abhanden gekommen ist. Noch vor dem ersten Weltkrieg waren Anton und Katharina Kippenberg zu längerem Aufenthalt in Paris eingetroffen, wo ihnen Rilke als Führer diente. Wir fühlen den beiden Reisenden die arglos freudige Bewunderung nach, mit der sie die Schönheit, die Würde, den Lebenshauch der unvergleichlichen noch tief in Überlieferungen sich haltenden Stadt aufzunehmen wußten. Es war von Tag zu Tag ein lernendes Genießen, das ihnen um so teurer wurde, als sie vieles nicht jedem Zugängliche mit den Augen des Dichters sehen durften, der an den Dingen mehr wahrnahm als andere Menschen.

Bei dem ersten großen Luftangriff auf Leipzig, in der Nacht vom dritten auf den vierten Dezember 1943, fiel der Insel-Verlag in Schutt und Asche. Zu dem Wenigen, was von den Gebäuden stehen blieb, gehörte ein Teil der Haustüre mit dem Spruch ›In deo spes mea‹, der Katharinas Wappenspruch war, und darüber das in Sandstein gemeißelte Schiff, das Wahrzeichen des Hauses. Was von den Einrichtungen den Sturm der Zerstörung überdauert hatte, wurde nach Gohlis in das Privathaus gebracht, das zwar stark beschädigt, aber

noch bewohnbar war, und langsam begann sich das ins Herz getroffene Institut zu erholen, bis im Februar 1945 auch diese Zuflucht der völligen Vernichtung anheimfiel.
Man kann nicht sagen, daß Anton und Katharina Kippenberg als Unvorbereitete von den beiden Katastrophen überrascht wurden; sie wußten von dem Weg in den Abgrund, auf den Deutschland von seinen Gewalthabern gedrängt worden war; sie wußten auch, daß es auf diesem Wege kein Halten gab. Wenige Wochen vor dem ersten Unglückstag, als Leipzig noch unversehrt war, hatte Kippenberg in einem Brief die Worte des Unsichtbaren Chors aus ›Des Epimenides Erwachen‹ angeführt:

Hast du ein gegründet Haus,
Fleh die Götter alle,
Daß es, bis man dich trägt hinaus,
Nicht zu Schutt zerfalle.

Und nun standen die Ehegatten wirklich vor den rauchenden Resten des Hauses, in dem sie seit Jahrzehnten gewohnt, gesonnen, geplant, nach sauren Wochen so oft ein frohes Fest gefeiert, viele große Künstler als Gäste begrüßt und dem Dichter des Malte Laurids Brigge manches Mal einen unstörbaren Arbeitsfrieden bereitet hatten. Totenblaß und schweigend sah die seit langem kränkelnde Frau in das Nichts der glosenden Trümmer; ihr Geist aber lebte schon damals nicht mehr in einer Welt, die irdischen Sprengmitteln erreichbar ist, und als sie wieder zu sprechen vermochte, kam keine Klage über ihre Lippen; es waren Worte vertraulicher Tröstung, die sie an ihren Lebensgefährten richtete.
Zwei Jahre und wenige Monate waren ihr nach dieser zweiten Schreckensnacht noch zu leben vergönnt, Jahre der Sorgen, Jahre großer äußerer Ehrungen, Jahre schmerzvoller Krankheit und langsam schwindender Hoffnung, zugleich aber Jahre hohen Mutes, immer neuer geistiger Erhebung aus tiefer Müdigkeit, Jahre unwandelbarer Treue zum be-

gonnenen Werk. Auf ihrem letzten Lager bereitete sie die neue Ausgabe der Deutschen Gedichte vor; sie vollendete ihr Buch über die Duineser Elegien und die Sonette an Orpheus. Der Leser, der da ihren Text neben die besprochenen Gedichte legt, wird voll Dankbarkeit erkennen, daß hier ein klarer Wille, allen Leiden zum Trotz, der sicherlich oft starken Versuchung, es sich leicht zu machen, unerbittlich Widerstand geleistet hat. Jedes Gedicht, ja beinah jeder Vers ist bis in sein dichtestes Gezweig hinein durchleuchtet, jede rätselhafte Wendung mit geduldigem Scharfsinn der Verständlichkeit näher gerückt. Einst rettete der Portugiese die Handschrift seines Epos aus dem Schiffbruch, und sein Leben dazu. Katharina trug ihre beschriebenen Blätter durch die immer hohler anrollenden Wellen des Todes, auch nachdem sie schon wußte, daß ihr Leben nicht mitgerettet werden würde. Täglich quälendere Formen nahm das Leiden an; aber sie hatte den Wert der Schmerzen erkannt und verwob ihn in ihre Arbeit hinein. Aus den Briefen und kleinen Zetteln, die sie damals noch an ihre Freunde schrieb oder diktierte, sprach eine eigene Herzenswärme, eine überlegene Weisheit; es war, als lebte schon der Keim zu einem neuen künftigen Sein in ihrer Seele. Und der Dichter, durch den ihr die Schönheit der irdischen Dinge, ja die gegenseitigen Bezüge der Wesen immer wahrnehmbarer, immer lieber geworden waren, er hat ihr durch seine neuen großen Gedanken über Tod und Leben wohl auch geholfen, das Grauen vor dem zeitlichen Verlöschen zu überwinden. An seiner wissenden Geisterhand wird sie die Schwelle zum Unsichtbaren getrost überschritten haben.

Der im Dasein Zurückbleibende mag sich zuweilen trauernd fragen, was er an einem Abgeschiedenen etwa versäumt haben könnte. Das ist ein tief menschliches Gefühl, das ihn aber nur stärker dem Leben verpflichtet. Wenn die Verstorbenen, die als sehr seelenhafte oder sehr geistige Wesen die Erde verlassen haben, noch eine Verbindung mit ihr behal=

ten, so werden sie gewiß etwas anderes sehen und hören als wir. Die Irrnisse, die Zweifel, die Ängste, die Streite, die Klagen der noch irdisch Befangenen reichen nicht mehr an sie heran; die namenlose Stille Gottes ist um sie. Und wie manche Stoffe nur für bestimmte Strahlen durchlässig sind, so werden nur die wesenhaften, inständigen, die um Wahrheit bemühten und die selbstlos liebenden Gedanken sie erreichen. Es kommen Stunden, wo wir uns durch sie erleuchtet und bestärkt fühlen, und andere, wo sie uns erscheinen als ›die dankbaren Toten‹, von denen die Mythen der abendländischen Völker erzählen. (1948)

Rainer Maria Rilke: Sechs Sonette aus dem Italienischen

CINO DA PISTOIA

Jo fui 'n su l'alto 'n sul beato monte ...

DEN seligen Berg, den hohn, erstieg ich, ach,
anbetend heiligen Fels mit meinen Küssen,
und lag dort auf dem Stein, an die sie schwach
zuletzt hat ihre Stirne lehnen müssen,

und wo sie, Quell der Tugenden, versank
im Tage, der den bittern Schritt zum Tod
ihr, die mein müdes Herz beherrscht, gebot,
und die schon voll der Zierden war seit lang.

Dort rief ich so dem Gott der Liebe: triff
mich hier zu Tod, du Süßer, mich befreiend
an dieser Stelle: denn hier ruht mein Herz.

Doch da mein Herr das Flehen nicht begriff,
so brach ich auf nach Wildnissen schreiend
und zog durch das Gebirg mit Laut von Schmerz.



Tutto ciò ch'altri aggrada, a me disgrada...

FÜR alles, was den andern wohlgefällt,
muß ich mit Mißfalln und Verachtung danken.
Ein Abscheu ist mir diese ganze Welt.
Was mir gefiele? — Zwei, die sich zerzanken.

Und Schwerterhiebe, unerhört hinein
in Fratzen, — Schiffe, die zu Grunde scheitern;
Nero der Zweite würde mich erheitern,
und jede Schöne sollte scheußlich sein.

Frohsinn und Lust hat wenig mir zu sagen,
zu meinem Wohlsein brauch ich eitel Nöte
und Narren nachgehn wär mein täglich Brot.

Hofhalten wollt ich mitten unter Klagen
und alle töten, die ich immer töte
in meinem wilden Denken an den Tod.

FRANCESCO MARIA MOLZA

Poscia che qui la mia Ninfa si giacque...

DASS hier sich meine Nymphe niederließ,
kommt dir, verehrte Grotte, schön zustatten;
so kühl, so zart, so klar —, nie wäre dies
in einer andern: Wasser, Gras und Schatten.

An dem Altar, den sie erbaut, im Tau
der blinden Frische trag ich nun zusamm
Äpfel und Milch, geringe Gabe, schau:
und meiner Herde Frucht: ein weißes Lamm.

Kann sein, ein andrer Hirt bringt dir weit mehr
— ein Toskanese, ein Lombarde — her,
doch keiner so sich neigend und sich freuend. —

So sprach der Hirt, anmutig von Gestalt,
mit jeder Hand ins Dunkel Blumen streuend,
und — Porzia, Porzia — klang es durch den Wald.

TORQUATO TASSO

Tu parti, rondinella, e poi ritorni...

Du reisest, Schwalbe, und dann kehrst du wieder
zum sommerlichen Nest mit jedem Jahre;
doch suchst du andre Winter, laue, klare,
und lässest dich am Nil in Memphis nieder.

Ich aber muß bei jeder Glut und Kälte
in meiner Brust dem Amor Nest gewähren,
als ob ihm Knidos nicht, noch Paphos gälte
mit seiner Mutter Tempeln und Altären.

Hier brütet er und weiß sich einzubetten
nach Vogelart, und aus der Schalen Spalten
enttaumeln bald die netten Amoretten.

Wieviele ihrer sind, ist nicht zu sagen,
und alle muß ein einzig Herz enthalten.
Unseliges Nest von lauter Liebesplagen.

G. B. FELICE ZAPPI

O Luccioletta, che di qua dall' orno

Glühwürmchen, fliegend an der Esche eben
und eben stehend auf dem Flügelschlage,
du, das mit sich, wo du dich hinbegeben,
trägst einen Funken vom verloschnen Tage,

komm: Phillis will dich nahe haben, tu,
daß sich ihr rasch dein schönes Strahlen böte;

so bist du sicher, daß kein Kind dich töte,
hascht es dein Licht sich ans Gesicht hinzu.

Glühwürmchen, ach, zu ihr komm; sie allein
vermöchte dich noch schöner zu erhellen
selbst an den andern, deinen dunkeln Stellen.

Nun läßt du dich in weite Kreise ein.
Du bangst am Ende, dich ihr zu gesellen,
weil du vergingst wie an der Sonne Schein.

GIULIANO CASSIANI

Il ratto di Proserpina
Diè un alto strido, gittò i fiori, e volta...

Der Raub der Proserpina

Hoch schrie sie auf, warf fort die Blumen, hin
zur Hand gewandt, die jäh sich in sie krallte,
und, in der Angst wie sie sich ihr enthalte,
zog sich in sich die Sizilianerin.

Der schwarze Gott, den warmen Mund verhängt
mit rauhem Haar, drängt gierig schon zum Kusse,
sein dichter Bart hat ihr mit stygschem Ruße
der Brust und Wange Elfenbein bedrängt.

Sie, schon im Arme ihres Räubers, stemmt
mit einer Hand sich fort von seinem Kinne
und hält die andre vor ihr scheues Schaun.

Der Wagen fährt. Der Himmel wird es inne
und überdonnert dumpf was er nicht hemmt
und Räderrasseln und Geschrei der Fraun.

Reinhold Schneider: Aus der Jugendzeit

I. HOHENBADEN

Über meiner Heimat steht am Hang eines felsgekrönten Berges die Burg Hohenbaden, Stammsitz der Markgrafen von Baden, deren Geschlecht sich von den Zähringer Herzögen abgezweigt hat. Der kühne Umriß der geborstenen Fensterwand, des flachen Turmes dahinter, von dem die badische Fahne über die Buchen- und Eichenwipfel grüßte, erschien in allen Fenstern, hinter denen ich Kindheit und Jugend verbrachte; sie stand über allen Wegen im Garten und an den Waldsäumen und den überschwenglichen Sommerwiesen. Meine Phantasie beschäftigte sich kaum mit dem Leben, das sich da oben entfaltet hatte, bis endlich Krieg und Wetter die Mauern brachen und der Wald sie übersiegte. Die Markgrafen, die um die Mitte des elften Jahrhunderts auf dem Berge über dem Tale der heißen Quellen zu bauen begannen, waren Kreuzfahrer gewesen, zähe, meist vorsichtige Verwalter, die ihre Herrschaft beharrlich ausdehnten, ohne das Ziel zu hoch zu stecken. Ein Heiliger war auf der Burg geboren, Bernhard der Selige, der die Herrschaft niederlegte, um, in spätester Stunde, als die Türken Konstantinopel erobert hatten, die Kreuzfahrt vorzubereiten. Er starb als Jüngling (1458), ohne im weltlichen Sinne etwas erreicht zu haben; mit ihm schwindet der Ruhm der Ritterschaft in das Unsichtbare hinüber. Im achtzehnten Jahrhundert erhob Ludwig Wilhelm als Feldherr den Namen noch einmal; der Glanz früher Siege über die Türken verwelkte ihm unter den Händen während der Kriege am Rhein. Unter seinem mächtigen von Waffen und Fahnen starrenden Epitaph in der Stiftskirche, zwischen den Särgen und Grüften seiner Vorfahren, ging ich als Knabe zum ersten Mal an den Altar; das war im April des Jahres 1914, unmittelbar vor dem Einsturz.

Für mich war die Burg einfach Zeuge des Gewesenen, Ge=

schichte als solche berührte mich nicht. Ich stieg wohl einmal an einem Sonntagmorgen erschauernd in die kellerartigen Ruinen römischer Bäder hinab, die sich, nahe dem Ursprung der Quellen, unter dem Kloster zum Heiligen Grabe hinbreiten. Das Kloster ist Stiftung einer badischen Markgräfin; die Ordensfrauen in ihren altertümlichen Hauben, deren Leben von der Verehrung des Heiligen Grabes geprägt ist, erscheinen mir heute in ihrer unantastbaren Würde wie die fürstlichen Frauen selbst, die über ihnen in dem Neuen Schlosse wohnten; sie vergessen die Gründerin nicht, so wenig wie draußen die edlen Frauen des weit älteren Klosters Lichtental, die noch immer beten für die Toten des Hauses Zähringen, für Friedrich von Baden und Konradin von Hohenstaufen, deren Blut zusammenströmte auf dem Mercato Nuovo zu Neapel. Königtum, fürstliche Art, stürzten die beiden Jünglinge in Schmach; aber in ihr errangen sie ihre Kronen aufs neue, so wie Bernhard der Selige eine Krone erwarb, als er im Dienst des Herrn als Unbekannter in Moncalieri bei Turin starb, — und wie Ludwig Wilhelm seinen Ruhm opferte für die Verteidigung der Heimat.

Vielleicht ist das der Sinn meines Lebens gewesen: die Krone wieder zu finden und zu preisen, die in der Erniedrigung gewonnen wird. Es ist einfach die christliche Krone. Heute ist es mir von Bedeutung, daß die Stiftskirche, wo ich getauft bin, auf Mauerwerk der römischen Kaiserzeit ruht; daß dort die Cäsaren sich an den aus dem Schwarzwald brechenden Quellen erfrischten; und daß einmal der kluge zögernde Habsburger Friedrich III. auf dem Marktplatz vor der Kirche tagte. Hier wurde ich in die Kirche aufgenommen; und wer in die Kirche eingeht, der betritt im ernstesten Sinne den Ort der Geschichte. Denn die Kirche ist, wie Novalis sagte, ›das Wohnhaus der Geschichte‹.

Die Oos, das Flüßchen im Tal, war die Grenze zwischen den Franken und Alemannen; ich bin auf dem alemannischen

Ufer geboren. Christentum und Heidentum trafen hier aufeinander; zwischen dem Battert, dem Berge der Markgrafen, und dem erloschenen Vulkan, auf dem die Römer das Bild Merkurs errichtet hatten, warfen Engel und Teufel Felsenkanzeln gegeneinander auf; hier stritten sie um die Seelen der Menschen. Draußen, vor den sonnendurchglühten Rebhängen, steigt das Straßburger Münster aus dem flimmernden Dunst; die Sonne zerbricht an dem ehernen Zug der Vogesen, und alle die Burgen unseres Heimatufers, Hohenbaden und Eberstein, die Yburg, die Windeck, Lauf, Brigittenschloß sprechen das Wort nach vom Streit an der Grenze: sie sprechen es wie irre Greise Worte der Jugend wiederholen, die einmal erfüllt waren von Klang und Schicksal und nun sinnlos geworden sind.

Das ist das Bleibende, ist was ich empfangen habe ohne es zu verstehen, so wie die südliche, von unterirdischem Feuer geformte Linie der Landschaft sich mir einsenkte; ich liebte sie, ohne daß ich sie verstand. Aber ich glaube nicht, daß die Umgebung einen Menschen erklärt oder bestimmt; er kann sich im besten Falle an ihr verstehen lernen; was er von ihr annimmt, was er von ihr abwirft, was er bejaht oder verneint, kann ihn sich selbst verdeutlichen, der im übrigen unlösbares Rätsel bleibt. Er selbst muß die Zusammenhänge verantwortlich wählen, in die er sich stellen will; er muß sich zu dieser Wahl gerufen fühlen und sie als Auftrag vollziehen. Dieses ›Muß‹ ist der Kern der Person.

Ich bin in einem Kurort, der sich noch lieber ›Weltbad‹ nennt, geboren und aufgewachsen; damit beginnt der Widerspruch. Ein Kurort ist Herberge, nicht Heimat; ein Kurort kennt nicht mehr Volk im eigentlichen Sinne als festgewurzelten Zusammenhang der Lebenden und der Toten, der Zeiten überhaupt. Aber der Riß geht tiefer: mein Elternhaus war ein Gasthaus; ›Maison‹ nannte es sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, später Hotel; wie ein Kurort

kein Volk kennt, so ein Hotel keine Familie; wo alle Türen
offen, wo keine Wände sind, sondern nur das Durcheinander
der Ankommenden, Abreisenden, Auspackenden, Einpacken=
den und der sie bedienenden Pagen und Kellner vorübertreibt
und kreist, kann keine Familie sein. Wir hatten das Glück,
daß im Winter die Häuser geschlossen wurden und die Wände
sich zusammenfügten, aber in einem jeden Frühling wurden
sie wieder aufgerissen, zerfiel was sich hatte formen wollen.
Es war ein haltloser Wechsel zwischen Ordnung und Auf=
lösung, Sammlung und Geschäft, eine immerwährende Ver=
äußerung des Unveräußerlichen. Aber es war das Haus, in
dem Wilhelm I. und später noch Kaiserin Augusta zu woh=
nen pflegten; das war die ›große Zeit‹ des Hauses. ›Erinne=
rung aus großer Zeit‹ hatte mein Großvater auf einen Glas=
kasten schreiben lassen, in dem ein unbeholfenes Pärchen
Schwarzwälder Puppen stand; sie waren ein Geschenk des
Alten Kaisers an meine Mutter. Ich erinnere mich, als Kind
noch den ›Alten Großherzog‹ Friedrich I. gesehen zu haben
an der von einem Vordach geschützten Treppe des Neuen
Schlosses, einen etwas korpulenten weißbärtigen Herrn im
schwarzen Anzug; der Garten war geöffnet, auch wenn die
Herrschaften das Schloß bewohnten. Diese Erinnerung ver=
bindet sich mit Bildern und Erzählungen; noch immer ist für
mich Friedrich I. der Inbegriff anspruchslos würdigen Herr=
schertums, das im Grunde einfach Vatertum ist: Autorität
und Macht, geeint in der Liebe. Vatertum bedeutet: Wirken
in der Familie und aus ihrer Kraft, im überschaubaren Zu=
sammenhang der Lebenden und der Toten, in unmittelbarer
Verantwortung vor Vätern und Enkeln. In dieser grund=
legenden Gegebenheit stimmt die Monarchie mit ehrwürdi=
gen republikanischen Formen, sei es der freien Städte, der Eid=
genossenschaft oder der freien Bauernschaften, überein; Herr=
schen kann nur, wer in der Familie steht; wer imstande ist, ein
Haus geschlossen zu halten, es zu versehen und zu vererben.

So leuchteten noch echte Bilder in diese wenigen Kindheits=jahre vor dem ersten Krieg: die Kirche, die Krone, die Ver=gangenheit. Aber es wäre niemand in meiner Umgebung imstande gewesen, sie zu erschließen. Sie waren konserviert in einer tödlichen Selbstverständlichkeit. Alle Menschen be=kannten sich zum Christentum; ich zweifle ihren Glauben nicht an; aber kaum einer wäre fähig gewesen, das Wesen dieses Glaubens in wenigen Sätzen auszudrücken. So auch bekannten sie sich zur bestehenden Staatsform. Das Wesen der Krone, die einzig zu verstehen ist als Zeichen der himm=lischen Herrschaft, des Vaters und des Sohnes, war ihnen entschwunden. Nicht anders wird es sich verhalten haben mit dem Wesen des Rechtes, der Sittlichkeit, der Kunst, der Wissenschaft, die unter allen Werten am höchsten stand, wenngleich auch sie, was den Ernst der Bewertung betrifft, von der Einschätzung des kaufmännischen Berufs weit über=holt wurde.

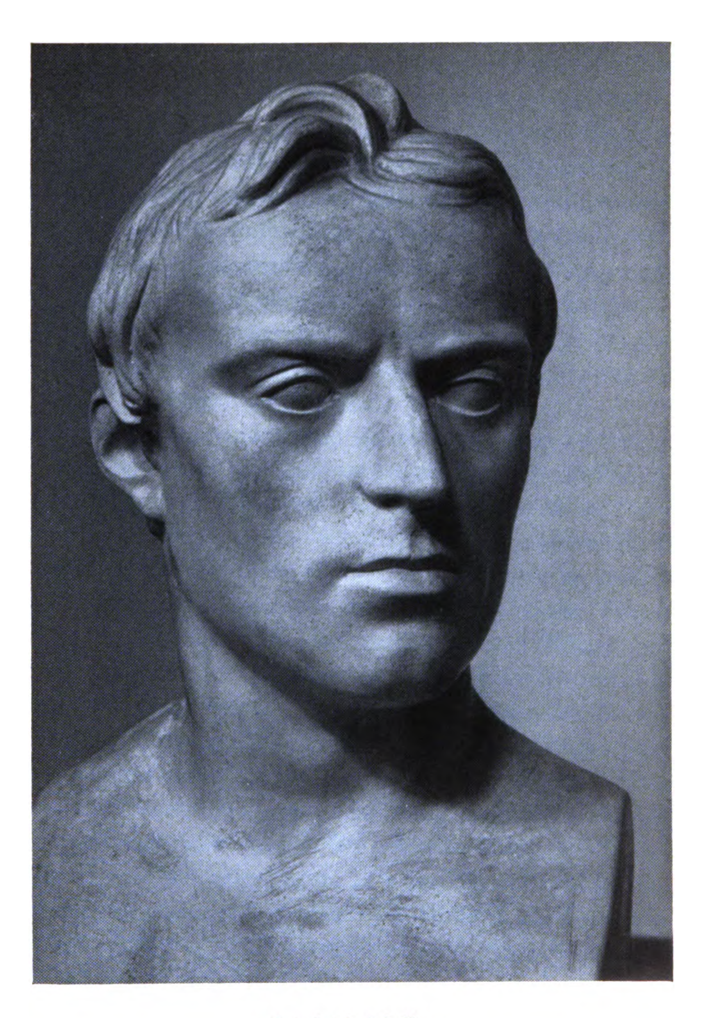
Die Schule suchte mit ergreifender Arglosigkeit das Unver=einbare zu vereinen: Religion und Naturwissenschaft, Auf=klärung und Monarchie; sie übermittelte den Schülern die Teile, den Katechismus und die Lehre Darwins, monarchische und demokratische Ideale unter der ihr vielleicht nicht einmal bewußt gewordenen Voraussetzung, daß es den Kindern gelingen werde, aus diesen Widersprüchen ein Ganzes zu machen — aber ohne zu fragen, wann und wie das geschehen sollte. Im Lande Baden, dem vorbildlich verwalteten Lande des ›Alten Großherzogs‹, erfreute sich die Schule einer fast sakralen Autorität. Alle Eltern waren überzeugt, daß sie den Kindern keine größere Wohltat erweisen konnten, als das Schulgeld zu bezahlen. Die der Familie übertragene Verant=wortung wurde in dem Maße, in dem die Familie zerfiel, der Schule zugeschoben. Und doch war im Bild der Krone noch die echte Ordnung eingeschlossen; sie war der Zeit so fremd wie es die hohen vier- oder sechsspännigen, von den Jagd=

hörnern der Lakaien umklungenen Wagen waren, mit denen die Herren zu den Iffezheimer Rennen fuhren: in der Großen Woche, da von unserem Hause die Fahnen aller Nationen wehten. Es ist ein Bild, das mich noch immer ergreift, weil es, unter der Glut des Augusthimmels, wie eine Luftspiegelung die Einheit der Welt darstellte, der Völker, Sprachen und Machtformen, Bekenntnisse und Ideen. Und wer verstand die Embleme, die geschichtliche Todfeindschaft zwischen der Trikolore und dem gekrönten Adler? dem Adler, der ja der Vogel des Apokalyptikers und der Apokalypse ist?

Unverständliche Zeichen flammten auf: das Erdbeben von Messina, die Ermordung des Königs von Portugal (wir sammelten die Briefmarken, auf denen das runde gutmütige Gesicht Carlos' I. mit ›República‹ rot überdruckt war), der Fall des chinesischen Kaisertums, der Untergang der ›Titanic‹, mit dem die Zeit ihr unüberbietbares Symbol gefunden hatte. Die Ankommenden, Abreisenden in hochbepackten Kutschen und Autos, die Reiter am Wiesensaum, der Blumenkorso, der sich unter fliegenden Sträußen durch die Allee bewegte, die Formen, Überzeugungen, Ideen waren nicht wirklicher als die Raketen, die über dem Kurhause zerstäubten und die Lämpchen, die unter den alten Bäumen flimmerten, während, als Glanznummer zum Schlusse das von den Greifen gehaltene Landeswappen aufzuckte und die Kurkapelle ›Heil dir im Siegerkranz‹ spielte.

II. DIE LEEREN ZIMMER

Von der Wirklichkeit eines Krieges wußte ich nichts. Ich erlebte die Augusttage in vorbehaltloser Begeisterung. Die Vorstellungen waren vom 70er Krieg bestimmt: nicht von dem, der sich abgespielt hatte, sondern von dem, der in Schulbüchern und patriotischen Geschichtswerken geschildert war. Ein jeder Krieg mußte ebenso ›glücklich‹ verlaufen. Aber einer der Hausdiener, ein schöner Mann mit blondem Bart,



Friedrich Schiller
Büste von Ludwig Klauer. 1805

lag tagelang schluchzend in seiner Kammer, nachdem er den Gestellungsbefehl erhalten hatte.
Die Häuser leerten sich. Die gewohnten Zusammenhänge zerrissen augenblicklich. Als eine junge Russin, in der Empörung über den Siegesjubel im Kurgarten, den Tisch ihres Balkons auf das Dach der Terrasse schleuderte, forderte die Menge die Herausgabe der Russen. Die Weigerung meines Vaters wurde mit Steinwürfen beantwortet, die die Fenster der Terrasse zertrümmerten. Nachts reisten die letzten russischen Gäste — die Familie eines hohen zaristischen Beamten — weinend ab, dem Abgrund ihres Schicksals entgegen. Italiener — noch unsere Freunde — wurden verprügelt, weil sie für Franzosen gehalten wurden.
Ich erinnere mich, daß ich, auf einem Spaziergang im Walde, — noch könnte ich die Stelle bezeichnen — blitzhaft die Ahnung hatte, der Krieg gehe verloren. Sie ist gewiß bald übertäubt worden. Nicht während der fast allabendlichen Siegesfeiern in der Stadt erlebte ich Geschichte; ich machte diese Erfahrung langsam, in den folgenden Jahren. Früher liebten es die Gäste an den verschiedensten Plätzen des Parks zu sitzen, wenigstens zu frühstücken; nun dachte niemand mehr daran. Die Wege vergrasten; die Büsche wucherten über die Bänke. Das hatte etwas Endgültiges. Niemals mehr standen Pferde im Stall, wo auf kleinen Tafeln über den Raufen noch mit Kreide die Namen der letzten Gäste angeschrieben waren. Die Villen im Park blieben verschlossen; in der einen lagen, in einem Schrank des Kellergeschosses, noch die Tennisbälle und Schläger, das Malgerät, Hüte und Mäntel der russischen Familie. Worauf warteten sie? Und wieviel Jahre war es erst her, seit in dem großen Herde dieses Hauses, auf dem noch für die Kaiserin Elisabeth gekocht worden war, das letzte Feuer brannte? Ich ging durch die Gänge, die vielen ausgestorbenen Räume, über die verlassenen Balkone und Terrassen, in deren abblassenden Vor=

hängen sich ein letzter Schimmer der Fröhlichkeit verfangen hatte. In den Bodenkammern waren die Betten aufgeschichtet, die Tischdecken, die Leuchter. Ich hatte die Einrichtung der Salons bewundert; nun bemerkte ich, wie sie veralteten gleich den zurückgelassenen Hüten und Mänteln. Das alles sank, verstaubte, blieb zurück wie Gegenstände, die aus einem rasenden Wagen geschleudert wurden.
Etwa zwanzig Jahre später habe ich einmal, einer Arbeit wegen, im Berliner Schloß mir den ›Grünen Hut‹ aufschließen lassen, den Turm an der Spreeseite, der vom ältesten Bau her noch zwischen den Mauern steckte. Auf dem Boden eines Gewölbes lagen mit Photographien gefüllte Alben. Ich hob eines auf: es enthielt Bilder von der letzten Reise Wilhelms II. und seinem Zusammentreffen mit dem Thronfolger Franz Ferdinand kurz vor dessen Ermordung. Geschichte? Das sind nicht diese Reisen, Begegnungen, Taten; es ist das unbegreifliche, unversiegliche Fließen, in das wir gestellt sind wie Brückenpfeiler. Wir haben nicht die Zeit; wir haben den Ort; ihn sollen wir verwalten; von ihm aus antworten. Aber es ist im letzten nicht der Mensch, der den Wandel herbeiführt; der Wandel geschieht vielmehr durch Menschen und Völker hindurch. Gott ruft, und der Mensch soll antworten. Aber er versteht im besten Falle das an ihn ergangene Wort, nicht Gottes Plan. Er sollte einsehen, daß an einen anderen ein anderes Wort ergehen kann und es achten.
Der Anfang meines Lebens brach in diesen Jahren von meiner Gegenwart ab. Es war unmöglich, diesen Teil je wieder anzufügen. Zugleich verfielen die Anschauungen und Gewißheiten, mit denen ich ausgerüstet war. Die Fenster zitterten heftiger von den Schlachten auf den Vogesen, den schweren Ferngeschützen. Seit dem Scheitern der Frühjahrsoffensive des Jahres 18 war keinerlei Hoffnung auf den Sieg. Die Revolution ereignete sich unaufhaltsam in den Menschen, ehe sie im Äußeren vollzogen wurde. Ohne Schmerz gab ich auf,

was ich für groß gehalten hatte. Eine leidenschaftliche Liebe zur Dichtung war in mir aufgewacht; die Werke der großen Dichter waren mir heilig; ich sah den Unterschied nicht zwischen ihnen und dem geoffenbarten Wort, nicht die Unmöglichkeit, sich, statt der Einen Wahrheit, dem Widerstreit der Genies zu unterwerfen. Je höher mir die Kunst stand, um so fremder und zugleich gefürchteter war mir die Welt. Ich war überzeugt, daß ich an ihr völlig versagen würde und müßte. Glück war allein im Versinken, Sich-treiben-lassen, im Untergang. So sehr mich die geschichtliche Katastrophe erregte, erschütterte, so nahe war sie mir doch. Ich fühlte keinen wirklich tragenden Grund mehr, weder des Staates noch der Familie noch des Sittengesetzes, auch nicht des Glaubens. Der Glaube war mir unvermerkt zwischen den Händen zergangen. Ich vermißte ihn nicht. Ich hatte ihn ja niemals besessen.

Ernst Bertram: Neun Gedichte

AUS DEM BUCH VINETA

KRITIAS

Eingesagt ins nächtliche Ohr
Wird was kommt. Du erprobtest
Das vergebliche Sträuben,
Und die Zeit war ein Schein: du sahst.

Es erwählen die Geister
Den sich Wehrenden, der da
Alles schaut und nichts wendet.
Wasser umströmen im Traum
Schon den Turm.

Will die weiße Atlantis
Wieder, die schuldige, hinab,
Hält kein nächtliches Stöhnen
Die gehorsamen Wasser auf —



FRAU ILSEBILL

Frau Ilsebill starrt im Palast
Auf ihrem Pfauenthron:
Alles räuchert und knickst,
Völker brechen ins Knie.

Aus Fischerkate wer kam,
Wird tödlichster Tyrann,
Sonne noch eignen Laufs
Beleidigt lüsterne Macht.

Seele, suchst du noch Heil,
Rufe den rettenden Fisch:
Frau Kaiserin Ilsebill
Will morgen schon sein wie Gott.

MÖNCH AM MEER

An Caspar David Friedrich

Der Mönch steht wieder am Meer
Beinernen Ungesichts.
Es rieseln um ihn her
Die weißen Dünen des Nichts.

Die See vor ihm geht schwarz,
Mit Schaum, bös und weiß.
Der schwarze Mönch er schaut
All was lang er weiß.

Himmel hoch und fahl,
Grelle Düne des Nichts —
Barmherzig hehlt der Mönch
Augen des Gerichts.

MUSCHELHORNSTIMMEN

Musik der Muschelhörner tönt. Sei wach!
Das ist der Laut, dran stirbt, wer sich nicht wahrt.
Die Muschel weiß vom Künftigen. Sie rufts.
In Stimme deiner Mutter hüll dein Ohr,
In Lachen der Geliebten, in Gesang —
Nur daß du ja nicht horchst, was nächste Nacht
Die Muschelhörner tuten: das was naht.
Dort liegt, wer nachts sein Ohr nicht wahrte. Starr.

TAUCHERWAGNIS

Inschriften warten lang an dem Mauergrau
In Untermeerwelt des, der sie deuten soll.
Urdunkle Sprache deckt die Wände
Mit Spruch und Rune, noch unentziffert.

Ein hochvergangen wissend Geschlecht beschrieb
Vinetas Quadern mit dem Vergang der Welt.
Wagst du wohl, Taucher, in der blauen
Düstrung den Gottesbeschluß zu lesen?

Bist du der Seele sicher, wenn dich der Geist
Die schwere Runung jäh zu durchblitzen lehrt?
Bist du gewiß der Augen, daß sie
Unterer Kunde nicht jach erblinden?

Wer bist du, der den Blöcken versunkner Stadt
Und ihrer Schrift atlantnem Geheimnis kühn
Die Kündung abdrohst, dir in Augen
Ein dieser Tiefe so fremdes Leuchten?

Bist wahrhaft du's, dem nahend die Norne sang
Den Auftrag, dran die Seele sich nie verhört,



In das Umdunkelte, zu lesen,
Was noch zur Stunde der Gott verweigert?

Bist du des Auftrags Diener, so lies. Und frag,
Wenn dir die Deutung sich der verlornen Schrift
Furchtbar einbohrt, dich, ob du droben
Auflallen sollst, was du da gelesen —

ARCHE GESANG

ARCHE der Wasser, Gesang: du einzig hütest
Das Vergangene. Keiner
Weiß um was war, als du.
Alles gehört dem Vergessen
Und dir.

Arche der Wasser, Gesang: tu was so dein ist
In die herrliche Hut,
Nimm das Vergängliche, unser fliehend Wissen
Auf in dein singendes Licht hin über Meere:
Eh denn wir waren, bist du.

DER VINETER

ZUWEILEN darf Vineta uns entlassen,
Als ob wir zu Lebendigen gehörten,
Wir dürfen dankbar eine Hand erfassen,
Als wenn wir kaum die lichten Spiele störten.

Doch Saum von Wasser bleibt am Feierkleide,
Ein Trauerdrohn im Lächeln unsrer Augen.
Gern sprächen wir das liebe Wort »Wir beide« —
Aber wir spüren kühl die Warnung saugen.

Urheimat dürfen nie wir offenbaren,
Auf daß nicht frohe Wange vor uns bleiche,
Und tragen je wir Rosen in den Haaren,
Seerosen sind es, tödliche vom Teiche.

DIE LETZTEN

SCHÖN sind die Straßen der versunkenen Städte.
Wir gingen sie. Und keiner mehr nach uns.
Die Letzten: wir.

Hoch sind die Wege in die künftigen Welten.
Wag du sie, Sohn. Es baut sie, wer sie geht.
Der Kühnste: du.

MORGEN

VOM groß Vergangenen leben
Wir alle, das uns speist:
Von gestern ein letztes Beben
Werden wir morgen Geist.

Wir sind vom Alten der Tage
Ein Fältchen an seinem Gewand,
Schon morgen sind wir Sage —
Oder Ring an seiner Hand.

Gertrud von le Fort: Das Dokument

IN dem Familienarchiv meiner mütterlichen Verwandtschaft befand sich ein merkwürdiges altes Dokument, von dem niemand wußte, wie es eigentlich dorthin gekommen war und in welchem Zusammenhang es mit der Familie stand. Denn aus deren sehr sorgfältig geführten Annalen ergab sich nirgends, daß eines ihrer Mitglieder im siebzehnten Jahrhun-

dert in Italien Astronomie und Naturwissenschaft studiert hatte und auf jene Zeit, jenes Land und jenes Studium deu=tete die Entstehung des Dokumentes zurück. Man nannte es in der Familie mit reichlich angestrengter Phantasie ›Das Galilei'sche Dokument‹, obwohl auch nach der Richtung die=ses Namens hin keinerlei Anhaltspunkte bestanden. Gewiß war nur, der Inhalt kreiste um ein typisches Gelehrtenschick=sal jener Tage. Da der Schreiber, offenbar aus Furcht vor der Inquisition, die damals die Träger der neuen Naturwissen=schaft heftig verfolgte, jede Namensnennung sorgfältig ver=mieden hatte, berechtigte die Familie wirklich nichts dazu, es in den Zusammenhang ihrer eigenen Geschichte einzureihen, außer vielleicht die Tatsache, daß meine Cousine Marianne auf einer Italienreise unter den zahlreichen Wappen einstiger Studenten, die bekanntlich die Räume der alten Universität Padua schmücken, auch das eigene entdeckt hatte, wodurch freilich das Geheimnis des ›Galilei'schen Dokuments‹ noch keineswegs aufgehellt war. Im übrigen wurde es, wie es mit solchen alten Schriftstücken zu gehen pflegt, zwar hoch in Ehren gehalten, aber fast nie gelesen. Und so lernte denn auch ich seinen Inhalt erst während jener bedeutungsvollen Nacht des zweiten Weltkriegs kennen, als ich mich auf Bit=ten meiner Cousine Marianne hin bereitgefunden hatte, die wichtigsten Urkunden ihres Familienarchivs aus dem alten Stadthaus, wo man sie verwahrte, abzuholen, um sie vor den dort drohenden Gefahren des Krieges in Sicherheit zu brin=gen. Marianne selbst, die den Krieg bei mir auf dem Lande verlebte, war ihrer kleinen Kinder wegen schwer abkömm=lich, ihr Gatte befand sich, wie die meisten Männer der Familie, im Felde, und wir trugen natürlich beide Bedenken, diesen äußerst kostbaren Transport fremden Händen anzu=vertrauen. So entschloß ich mich denn, ihn zu übernehmen, obgleich wohlmeinende Freunde mir davon abrieten, denn wir standen im Zeichen der sich mehrenden Fliegerangriffe

auf die deutschen Städte. Allein es gehört nun einmal zur menschlichen Natur, daß man sich das Unerhörte zwar theo= retisch, aber doch nicht wirklich vorstellen kann, auch war ich, wie Marianne aus einer sehr alten Familie stammend, von der Wichtigkeit meiner Mission tief durchdrungen — kurz und gut, ich begab mich ziemlich sorglos auf die Reise.
Der frühe Herbstabend war schon eingefallen, als ich in der Stadt ankam. Der Bahnhof in seiner Verdunkelung mutete fremdartig und ein wenig beunruhigend an. Taxis gab es selbstverständlich nicht mehr, ich machte mich also mit mei= nem Köfferchen zu Fuß auf den Weg. Nun, ich sah zum ersten Mal eine verdunkelte Stadt: die wohlbekannten Straßen mit ihren spätmittelalterlichen Fachwerkbauten, ihren barocken Adelshöfen und uralten Kirchen, nur hier und da von den bläulichen Lichtern der sehr langsam fahrenden Straßenbah= nen geisterhaft gestreift, kamen mir wie Vermummte vor: nachtschwarze Fenster überall, die Menschen ängstlich anein= ander vorüber tappend, als eilten sie ebenfalls vermummt, zu einer spukhaften Karnevalveranstaltung. Aber auch meine eigene Person nahm an diesem spukhaften Karneval teil, ja es war als ob sich die allgemeine Vermummung sogar auf mein Inneres erstrecken wolle — ich kannte mich auf einmal nicht mehr in mir selbst aus. Es erschien mir ganz sinnlos, daß ich gekommen war, jene alten Dokumente zu holen, die ich doch noch eben als die kostbarsten Vermächtnisse der Jahrhun= derte angesehen hatte, es kam mir unabwendbar vor, daß sie zu Grunde gingen, ja es kam mir geradezu sinnvoll vor, so als sei diese Verdunkelung hier bestimmt, meine ganze Zeit und alle ihre Traditionen zu verschlingen. Es fehlte nicht viel, so wäre ich unverrichteter Sache auf den Bahnhof zurückgekehrt, aber nun hatte ich bereits mein Ziel erreicht: ich betrat das alte Stadthaus meiner Verwandten, in dessen Innerem mich ein erleuchtetes Gemach empfing und ein junger entfernter Verwandter der Familie, den Marianne gebeten hatte, mir bei

der Sichtung des Archivs behilflich zu sein. Ich kannte ihn bereits von früheren Besuchen, er hatte den Doktor der Naturwissenschaften mit Auszeichnung gemacht und bisher im Laboratorium einer Rüstungsindustrie der Stadt Dienst getan, stand aber jetzt unmittelbar vor dem Abtransport an die Front, der, wie er mir sagte, schon morgen in aller Frühe stattfinden sollte — wir müßten uns daher sofort an die Sichtung des Materials machen. Ich war damit mehr als einverstanden und überlegte erleichtert, ob es mir vielleicht möglich sein werde, den Aufenthalt hier abzukürzen und noch mit einem Nachtzug aufs Land zurückzukehren.
Der junge Doktor, dem ich diese Hoffnung aussprach, zuckte mit einer fatalistischen Gebärde die Achseln. Um es gleich vorweg zu sagen: er war mir nicht sympathisch. Ich fühlte diesem jungen selbstbewußten Menschen gegenüber eine eigentümliche, mir sonst fremde Befangenheit, so als habe sich da plötzlich das natürliche Verhältnis der Generationen zueinander umgekehrt und ich, die so viel Ältere, sei in Wirklichkeit die Unerfahrene, nicht ganz Urteilsfähige, mit einem Wort, ich kam mir in seiner Gegenwart merkwürdig rückständig und überholt, gleichzeitig aber auch — seltsamer Widerspruch — ein wenig unreif vor, so als stünden zwischen uns Erfahrungen, von denen ich mir nicht das Geringste träumen ließ. Ja, um die Wahrheit zu sagen, es stiegen längst vergessene Gefühle aus der Backfischzeit in mir empor, jener Zeit also, da man so gern für voll angesehen werden möchte, während alle Welt einen doch beharrlich als halbes Kind anspricht: geradeso behandelte mich nämlich dieser junge Mensch — natürlich ganz naiv mit einer beschämenden Selbstverständlichkeit. Allein es war jetzt nicht der Augenblick, dem nachzuhängen. Ich fühlte mich nun wieder ganz von der Wichtigkeit meiner Aufgabe durchdrungen, und wir machten uns also an die Arbeit.
Der junge Doktor hatte sie schon vorbereitet, und die Sache

ging verhältnismäßig schnell vonstatten. Nur die Fülle des Vorhandenen bereitete Schwierigkeiten – mein Himmel, in einer vielhundertjährigen Familiengeschichte kommt eben allerhand zusammen! Und mein Handköfferchen, auf das ich beim Transport angewiesen war, gebot gewisse Beschränkungen. Wir wählten also das Wichtigste aus, und ich war bereits im Begriff, den Koffer zu schließen, als mir zum Glück noch das Galilei'sche Dokument einfiel. Es war mir von Marianne, die eine romantische Schwärmerei dafür besaß, ganz besonders ans Herz gelegt worden. Der junge Doktor hatte es übersehen oder, da ihm schien, daß es die Familie nicht betreffe, als weniger wichtig zurückgestellt, zog es nun aber wieder hervor, während ich ihn kurz unterrichtete, um was es sich handelte. Bei dem Namen Galilei horchte er auf, warf einen interessierten Blick in die vergilbten Blätter und erklärte dann, er müsse sie unbedingt noch lesen. Ich erinnerte ihn daran, daß ich mit dem Nachtzug zurückfahren wolle.

»Haben Sie Angst, es könnten hier Bomben fallen?« fragte er, ohne den Blick von dem Manuskript zu erheben.

»Wenn ich Angst hätte, wäre ich wohl nicht hierher gekommen«, entgegnete ich steif. Er lachte unbefangen, ich fühlte, daß er mir kein Wort glaubte. Aber sonderbarerweise glaubte ich mir selbst auch nicht. »Mein Zug geht in einer halben Stunde,« wiederholte ich etwas hilflos, »und das Manuskript ist ziemlich umfangreich.«

»Kennen Sie es?« fragte er, immer noch ohne aufzusehen in den Seiten blätternd. Und als ich dies verneinte, meinte er, sichtlich erfreut: »Nun, dann wird es aber höchste Zeit.« Damit schlug er den Anfang des Dokumentes auf und begann mir seinen Inhalt einfach vorzulesen – hier ist er:

Ich, meines Namens – es folgten drei Kreuze – der Schüler des verehrungswürdigen und hochberühmten Meisters, seines Namens – wiederum folgten drei Kreuze – der ich sowohl die Ehre wie den Schmerz erfahren habe, das namenlose

Geschick eben jenes Verehrungswürdigen in allen seinen Einzelheiten zu kennen, nämlich nicht so, wie es die Welt zu kennen glaubt, sondern so wie es in Wahrheit gewesen ist: ich möchte hier für diese Wahrheit Zeugnis ablegen, vor mir selbst und vor den kommenden Geschlechtern. Ich möchte es ablegen, nicht allein für den Meister, sondern auch für seine Feinde, oder vielmehr für den einen, der nicht sein Feind war und nicht sein Feind sein wollte, der aber sein Feind wurde und werden mußte — ich meine also jenen Mächtigen, der den Meister zu Fall brachte, indem er selbst fiel. Allein ich will den Ereignissen nicht vorgreifen, sondern alles von Anfang an getreulich berichten.

Ich beginne mit jenem denkwürdigen Tage, da der Verehrungswürdige die Reise nach Rom angetreten hatte, um sich dort vor dem geistlichen Gericht zu verantworten. Wir, seine zurückbleibenden Schüler, waren damals noch ganz gelassen, ja, wie es der Jugend zu gehen pflegt, geradezu übermütig gelassen im Vertrauen auf die Überlegenheit und Unantastbarkeit unseres Meisters, aber auch im Vertrauen auf jenen Mächtigen in Rom, den wir gewohnt waren, als den Schutzpatron unserer jungen Wissenschaft anzusprechen. Ich erinnere mich noch, wie wir uns über die Herren des geistlichen Gerichtes die ausgelassensten Scherze gestatteten, weil sie es gewagt hatten, den Meister vor ihr Forum zu zitieren, und wenn uns für diesen eine Sorge befiel, so galt sie nur den Beschwerden der Reise für den bereits Ergrauten, oder dem hinlänglich bekannten Räuberunwesen auf den Wegen des Kirchenstaates, das seit dem Hinscheiden des strengen Papstes Sixtus wieder überhand genommen hatte. Erst nachdem wir die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Meisters in Rom erhalten hatten, befiel mich die erste Sorge um ihn, doch stand sie nicht mit jener Nachricht in Verbindung, sondern hatte einen ganz anderen Grund.

Am Abend dieses Tages nämlich kam Diana, jenes von mir

angebetete Mädchen, das sich unseres Meisters Nichte und Schülerin nennen durfte, zum ersten Mal nach langer Zeit zu mir in den hochgelegenen, nach dem Firmament zu weit geöffneten Raum, den wir — die Schüler des Meisters — scherzend ›das Tor des Himmels‹ nannten, weil darinnen die Instrumente und Gläser aufbewahrt wurden, mit denen der Meister uns das Sternenzelt zu durchforschen lehrte. Ich war über das Erscheinen der Angebeteten so bestürzt, daß meine Hände förmlich flogen und flatterten, als ich ihr, wie sie verlangte, das Teleskop reichte. Aber auch an den ihren glaubte ich ein leichtes Beben wahrzunehmen, doch wagte ich nicht, dies meiner Nähe zuzuschreiben, denn ich war noch nie auf den Gedanken gekommen, sie könne meine Gefühle auch nur bemerken, geschweige denn erwidern. Ach, sie war ja für meine knabenhafte Bewunderung kein weibliches Wesen wie andere Mädchen — sie war für mich fast eine Göttin! Wie wunderbar erschien sie schon durch das ihrem Geschlecht sonst fremde Studium! Meine Mitschüler nannten sie scherzweise Urania, und in der Tat, so lautete für mich der einzige ihr würdige Name, denn wandelte sie nicht wie jene himmlische Muse unter den Sternen? Immer noch sehe ich sie, das kluge stolze Gesicht ernst andächtig zu dem Meister aufgehoben und nur zuweilen, wenn er — ich weiß nicht ob zufällig oder bewußt — längere Zeit geradewegs in ihr Antlitz hineinsprach, aufstrahlend, als habe es etwas vom Leuchten seiner Sternenwelt angenommen. Nur in allerletzter Zeit, als die Romreise sich zu nähern begann, war sie mir oft nachdenklich und sorgenvoll erschienen, und wenn sie uns ehedem durch die klugen hellen Fragen, die sie dem Meister stellte, entzückt hatte — sie liebte es seltsamerweise, ihn Meister und nicht Oheim zu nennen — so pflegte sie jetzt bei seinem Vortrag völlig zu verstummen, und ich hatte auch bemerkt, daß sie sich oftmals in das nahe Klarissinnenkloster zurückzog, um in dessen Kapelle viele Stunden im Gebet zu verharren.

Wir erwarteten in der Nacht, von der ich spreche, den Aufgang des Planeten Jupiter und seiner vier Monde, jener berühmten Mediceischen Sterne, die nach den letzten großen Entdeckungen um ihn kreisten und derentwegen mich mein deutscher Meister nach Italien gesandt hatte, damit wir uns über ihre Bedeutung für die Stellung der Erde im Weltenraum klar würden. Ich hatte jene Sterne bisher — denn ich war noch nicht lange in Italien — zwar schon mehrmals erblickt, aber immer nur verschleiert, denn während der ganzen letzten Zeit, da der Meister noch gegen den Zwang seiner Romreise kämpfte, hatte sich der Himmel andauernd verhüllt. Nun nachdem die Entscheidung gefallen war, erschien er plötzlich überirdisch klar, so daß wir die herrlichste Sicht des Planeten erwarten durften. Er kam denn auch wie im Triumph herauf, strahlend wie es einem königlichen Gestirn des Himmels zukommt, begleitet von seinen Trabanten, eben jenen Mediceischen Sternen, die ich nun zum ersten Mal in voller Deutlichkeit wahrnahm. Es war als wolle der Himmel selbst ein Zeugnis für den Meister ablegen: ich war noch nie von dessen Wahrheit so hingerissen gewesen wie in dieser Nacht — oder steigerte die Nähe des angebeteten Mädchens die Empfänglichkeit meines Geistes und meiner Sinne zu rauschhafter Begeisterung? Auch sie, die Angebetete, war, das fühlte ich, von derselben Begeisterung überwältigt; obwohl sie regungslos an dem Teleskop verharrte, glaubte ich, ihr Herz wie das meine laut schlagen zu hören. Ich wußte sie, ohne sie anzublicken, in der gleichen ungeheuren Ergriffenheit wie mich selbst: wir fühlten, dachten und erfuhren in diesem Augenblick ein und dasselbe. Zwar wußten wir beide längst, was diese Sterne bedeuteten, aber wir wußten es jetzt mit einer nie zuvor gekannten Erschütterung unseres ganzen Seins und Wesens. Es war der Augenblick, da sich für uns beide das alte Weltbild endgültig auflöste, in lautlosem Sturz zerfiel — was sage ich zerfiel? Es hatte ja in Wirklichkeit nie=

mals bestanden. Die Erde, dieser Schauplatz eines göttlichen Erlösungsdramas, sie befand sich nicht im Mittelpunkt der Welt, sie war ein kleiner einfacher Planet, der mit seinem einen Mond demütig um die Sonne kreiste, wie der Jupiter mit seinen Mediceischen Sternen. Eine jahrtausendealte Täuschung flog auf wie ein vom Feuer ergriffener leichter Vorhang, und wir stürzten mit beiden Augen, nein mit allem, was wir bisher gedacht und geglaubt hatten, in die nackte Unendlichkeit des Weltenraums. Plötzlich schrie Diana auf — war es ein Schrei des Entzückens oder des Entsetzens? Dieser Schrei ließ sich in keine Bestimmung pressen, er war ganz einfach der Laut des Unaussprechlichen, das wir erfuhren. Gleich darauf ergriff sie meine beiden Hände — es war das erste Mal, daß wir einander berührten.

»So ist es also wahr, mein Freund,« rief sie außer sich, »so ist es also wahr! Unser Glaube hat keine Stätte mehr im All, es gibt nur noch die ewigen Gesetze und uns selbst!« Im nächsten Augenblick lag sie in meinen Armen, die Brust an meine Brust gedrängt, vor der Unendlichkeit des Raumes zu mir geflüchtet und an mich geklammert. Und nun war es mir plötzlich, als habe sich die Unendlichkeit des Raumes in die Unendlichkeit meiner anbetenden Liebe verwandelt, hätte ihren erschreckenden Namen mit einem beseligenden vertauscht, und ich müßte mich jubelnd und schluchzend zu meinem Untergang in dem geliebten Wesen bekennen.

Aber schon hatte sich Diana wieder aufgerichtet. Sie strich sich mit beiden Händen über das verwirrte Haar und sah mich mit einem Blick an, in dem etwas von der Unerbittlichkeit der ehernen Himmelsgesetze lag. »Oh, mein Freund, mein lieber Freund,« sagte sie feierlich, »jetzt ist es entschieden: der Meister wird verurteilt werden, er ist verloren.« Dabei faßte sie mich an den Schultern wie einen, der aus Traumbefangenheit erwachen soll. Langsam drangen ihre Worte in mich ein, aber sie waren mir ganz unverständlich.

Denn hatten wir nicht eben gemeinsam die Wahrheit des neuen Welt- und Himmelsbildes mit höchster Klarheit erkannt — wie konnte denn der Meister verurteilt werden, wenn dieses Bild doch Wahrheit bedeutete? Ich glaubte im Gegenteil zu wissen, daß er nie mehr unterliegen könne, sondern daß seine Richter bereits unterlegen waren. Ich sagte ihr das auch.
Sie streichelte mir zärtlich Haare und Stirn, so wie man ein Kind streichelt, aber ihre Augen verloren nichts von ihrer Unerbittlichkeit. »Eben weil es Wahrheit ist, wird er verurteilt werden,« sagte sie sehr leise. »Er muß verurteilt werden — haben wir denn nicht eben selbst erfahren, daß in der Unermeßlichkeit da droben kein Platz mehr für den Gott unseres Glaubens ist? Oder kannst du dir vorstellen, daß für die Geschöpfe unseres winzigen Sterns Gottes Sohn vom Himmel stieg? Aber die Kirche kann dies nicht zugeben, sie darf es nicht zugeben, denn« — noch leiser, fast flüsternd — »es ist ja zu furchtbar!« Sie schüttelte sich vor Entsetzen. »Wir haben keinen Gott mehr, der sich um uns kümmert, wir haben nur noch uns selbst!« Und dann, fast beschwörend: »Nur noch uns selbst, nur noch uns selbst! Hinfort muß der Mensch dem Menschen alles sein! Aber was ist denn der Mensch und was wird er künftig werden?«
Aber nun packte auch mich das Entsetzen, es begann mir vor den Worten der Geliebten zu grauen. Ich war aus einem strenggläubigen Elternhaus und allezeit fromm gewesen (nun ich es nicht mehr bin, darf ich es ja ohne Rühmen sagen), es wäre mir niemals in den Sinn gekommen, das neue Weltbild, das am Horizont meiner Wissenschaft aufgestiegen war, könne dem Glauben schaden — auch mein deutscher Meister war ja allezeit ein frommer Christ geblieben.
»Diana,« rief ich außer mir, »wie vermagst du nur so furchtbare Worte zu sprechen! Du reichst ja der Kirche selbst die Gründe zur Verurteilung des Meisters dar, Gründe, die ihr

doch der Meister selbst niemals reichte. Dein Oheim hat der Kirche stets gezeigt, daß man die neue Wissenschaft bekennen und gleichwohl ein Christ sein kann.«
»Der Meister täuscht sich,« beharrte sie, »allein die Kirche wird sich nicht täuschen lassen — sie muß den Meister verurteilen — es gibt keine Rettung für ihn, außer er widerruft.«
Ich entsetzte mich abermals. »Das wird der Meister niemals tun,« rief ich, »dieser Verrat würde ihm ja die ewige Seligkeit kosten!«
Sie lächelte geheimnisvoll. Ihre Augen, von der Größe der Erkenntnis weit geöffnet, waren nachtblau wie die Flut der Himmelsfernen. »Es gibt keine ewige Seligkeit mehr, mein kleiner Freund,« hauchte sie, »aber es gibt auch kein höllisches Feuer mehr — es gibt nur noch das Feuer, mit dem sie Giordano Bruno verbrannt haben.«
Mein Entsetzen kannte jetzt keine Grenzen mehr, denn hatten nicht die Frauen manchmal Wahrgesichte? Sagte man nicht, daß sie der Zukunft kundig seien? O Gott, hätte ich sie nicht so namenlos geliebt und angebetet, ich wäre jetzt vor ihr geflohen, so sehr fürchtete ich mich vor ihrem Unglauben. Aber ich konnte ihr natürlich nicht entfliehen, selbst das äußerste Grauen vermochte nicht die Bezauberung ihrer Nähe auszulöschen, jedes Aufwallen des Entsetzens sank sogleich in Entzücken unter, so als ob Wasserströme im Feuer vergingen.
Sie sah mich inzwischen aufmerksam und merkwürdig verständig an. »Liebst du mich wirklich, mein kleiner Freund?« fragte sie.
Daß sie die Antwort nicht wußte! »Du mußt fragen, ob ich dich lieben darf?« sagte ich bebend.
Sie erwiderte: »Ja du darfst es, ich habe deine Liebe sehr nötig — liebe mich, bitte, liebe mich!« Sie warf sich wieder in meine Arme. Und nun wußte ich nichts mehr von dem Ent=



setzen, das sie mir noch eben eingeflößt hatte, und ich verschloß mir selbst den Mund, der widersprechen wollte, indem ich sie wieder und wieder küßte. So verharrten wir lange Zeit schweigend: der enge Bodenraum, ›das Tor des Himmels‹, nun war es mir wirklich zum Tor des Himmels geworden.

Aus einem kommenden Buch

Erhart Kästner: Anachoreten gebirgauf verteilt

BESUCH BEI DEN EREMITEN DES ATHOS

Von Anfang an hatte ich den Süden der Athos-Halbinsel auf der Karte mit Sehnsucht betrachtet. Dort hausten die Eremiten. Es hieß, sie lebten in Felsenhöhlen versteckt, vollkommen vereinsamt, ausgesetzt, preisgegeben. Kaum sollte man dorthin auf dem Landweg gelangen; die Felsen, das war sogar auf der Karte zu sehen, stiegen direkt aus dem Meere viele hundert Meter empor. Zum Beweis dessen trug die Landschaft, in der diese Unbedingtesten lebten, den Namen Karulia, das heißt: Rollen, Züge; auf Flaschenzügen mußte ihnen das, was sie zum Allernotwendigsten brauchten, vom Meer aus zugeführt werden.

Ich war freilich nicht so töricht zu glauben, durch eine Besichtigung, durch eine Reise ließe sich etwas von dem Geheimnis eines solchen Alleinseins mit Gott wie im Raub und zur Probe erfahren; auf dem Heiligen Berg wie anderswo auf der Welt erfährt man nichts, nichts, das man nicht mit dem einzigen Preise, den es überhaupt gibt, mit Leben, und in der einzigen Währung, die dafür angenommen wird, in der Währung Zeit, Lebenszeit zahlte. Immerhin waren meine Gedanken so sehr und so lange um die Wüste, um das Anachoreten- und Einsiedlerwesen gekreist, daß ich glaubte, es wagen zu dürfen.

Vielleicht auch wäre es angemessener gewesen, allein zu den Alleinigen, zu den Eremiten zu gehn; doch das war nun nicht



zu ändern. Keinesfalls war es möglich, den Landweg über die Felsen zu nehmen, nicht nur weil er sicherlich schwierig, für Maultiere jedenfalls nicht begehbar, lange und anstrengend war; Luvaris hatte uns schon auf dem vierstündigen Weg nach der Lawra Sorgen gemacht. So blieb nur die Hoffnung, der liebenswürdige Gouverneur werde uns das Boot von dem kleinen Hafenplatz Daphni um die Halbinsel herum bis zur Lawra entsenden, wobei freilich Voraussetzung war, daß das Wetter gut blieb. Es war Ende Oktober, Wolken, Regen und Sturm waren in diesem Jahre ungewöhnlich zeitig gekommen, bei Süd- oder Weststurm aber war nicht ans Kommen des kleinen Bootes zu denken.
Einige Klöster besitzen seit mehreren Jahren als ein fußbreites Zugeständnis an dieses Jahrhundert ein Telefon, das sie zwar keineswegs mit der Welt, aber doch mit Karyä, dem Verwaltungsplatz des Heiligen Berges, verbindet. In der Lawra war diese Maschine im Flur des Gästehauses untergebracht und das hatte uns einige Nerven gekostet, einerseits weil sein hilfeheischendes Läuten von den Mönchen nicht sehr ernstgenommen zu werden schien, andererseits weil, wenn sich endlich einer bequemte und über die dreißig Kilometer hinweg mit dem Hauptorte sprach, der Aufwand an Stimme so ungeheuerlich war, als erfolge die Verständigung nicht auf dem üblichen elektrischen Wege, sondern durch eine Art Röhre. Immerhin, es war auf solche Weise gelungen, unseres einflußreichen Freundes, des Gouverneurs, habhaft zu werden, und er versprach uns das Boot. Andern Tags, bei scharfem Ostwind und weißen Schaumkämmen, warteten wir im Hafen der Lawra, der ein paar hundert Meter unter dem Kloster als einziger Klosterhafen ein geschlossenes kleines Hafenbecken besaß, ein paar Stunden. Ein Schotte, ehemals Geschwader-Kommodore der Air Force, der die Gegend aus dem Krieg, der Gefangenschaft und der Flucht aus Gefangenschaft kannte, schloß sich uns an. Auch zwei junge

Erdkreisbereiser, Studenten ohne nennenswertes Gepäck, ein Deutscher, der sich zu wenigstens teilweiser Ersparung der Rasur eine Schifferkrause hatte ums Kinn wachsen lassen, was ihm bei seinen blühenden Jahren ein halb weltsattes, halb aber erwartungsvolles romantisches Aussehen lieh, und ein sympathischer junger Franzose nahmen, wie es die Angewohnheit solcher Wanderer ohne Geld und ohne Wanderfleiß ist, die günstige Fahrgelegenheit wahr. Wir badeten, um uns die Wartezeit zu verkürzen, Luvaris saß auf dem Koffer und las. Endlich meldete einer das Boot, das um die Südostspitze bog, stumpfen Bugs, knatternden Wimpels, mit den Wellen kämpfend und gewaltig geschaukelt, bis es in den beruhigten Hafen einfuhr.
Wir waren kaum um die südöstliche Spitze des Heiligen Berges gebogen, als wir fast auf den Meter aus dem stürmischen Wellenbereich in eine stille Zone gelangten. Da der Wind seit Tagen beständig aus Nordnordosten herstand, gerieten wir in den Schutz der ersten Gebirge, der immer tiefer und beruhigender wurde, je weiter wir gegen die Südseite drangen, bis schließlich, im Windschatten des Athosbergs selber, wunderbarer Weise das Meer fast seenhaft wurde. Tiefblau das aufgeschlagene Auge des Wassers, während weiter draußen nach wie vor Wellenkamm an weißem Wellenkamm lag. Die beiden Bootsführer sahen zwar wie die Seeräuber aus, erwiesen sich aber als sonnige Burschen, sowohl der niemals rasierte weißblonde, der die Hinterlassenschaft irgend eines Völkerdurchzugs sein mochte, an seinen bloßen, von der Natur wieder ganz angenommenen Füßen hatte sich eine Art grauer Elefantenhaut ausgebildet, als auch der bucklige Alte. Beiden vertrauten wir später bei der Weiterfahrt mehrere Gepäckstücke an und alles besorgten sie pünktlich, zierten sich auch noch, ein Trinkgeld zu nehmen, was uns schon moralistisch vorkam.
Das Boot fuhr ziemlich dicht unter der Felsenküste entlang.



Schon begannen die roten Wände, denen wir die Meeresstille verdankten, fühlbare Wärme zu strahlen: große Ruhe und Wärme. Und nun erblickten wir auch schon die erste Ein=siedlerbehausung: gewaltig hoch oben im Felsen, nestartig angemauert, ohne daß ein Zuweg ersichtlich war, und rings=um nichts von Bewuchs. Hier und dort ließen sich nun meh=rere solcher Eremiteien erkennen, kleine Monumente des Dranges, vom Ende der Welt an ihr alleräußerstes Ende zu fliehen, um entweder dem Nichts oder Gott gegenüberzu=wohnen. Immerhin schienen sie gut gemauert und einiger=maßen standfest zu sein; ich hatte die Geschichte von einem Eremiten gelesen, der seine Hütte aus Schilf immer dann, wenn sich ein Gefühl des Zuhauses einstellte, verbrannte: wie ich glaube, nicht, um sich eine schärfere Geißel zu schaf=fen, sondern um sich im Heimatlosen, im Unbehausten, dem angemessenen Zustand der Endzeit und der Erwartung, zu halten. So also, immerhin, war es hier nicht.
Kavsokalywia, das heißt verbrannte Hütten, ist die erste, östliche Siedlung des Bereiches, den man den Eremos nennt, das heißt also: die Wüste. Die Wüste der Offenbarung ist aber immer das Wüsten*gebirge*: Sinai, Horeb, Berg der Ver=suchung und Berg der Verklärung, und Himmelfahrt, und Antonius, der große Begründer, ging ins *Gebirg*, das sich zwischen dem Nil und dem Roten Meere bis auf fünfzehn=hundert Meter erhebt. Aber wir waren sehr überrascht, als wir diese erste Anachoreten-Siedlung ins Blickfeld bekamen. Gekalkte Würfel waren über den vielhundert Meter hohen, braunroten Felshang weitläufig verteilt, im Ganzen aber doch auf eine gewisse Weise geschart, so daß dieses Stück Wüste nicht trostlos, nicht hilflos, sondern eher behütet aussah. Wir sagten im Scherz, daß Kavsokalywia eher ein Schweizerdorf sei als die erwartete Versammlung von Einsiedeleien; irgend etwas daran war schmuck, so wenig geeignet diese Vokabel auch scheint. Manchmal stand eine Zypresse bei einem schnee=

weißen Würfel; anstatt trostloser Öde, die wir erwartet hatten, strahlte der Felsenhang Frische und Festlichkeit aus. Aber Frische, Frische — wo immer Frische im Spiel ist, sei es bei einer Landschaft oder bei einer Person, einem Bild oder im Stil, muß man aufmerken. Frische ist immer das beste; Frische ist immer vom Schöpfungsmorgen entlehnt; jeder Morgen ist Frische. Frische ist köstlich und das Köstliche ist in jedem Fall frisch. Etwas kann prächtig, reichlich und meisterhaft sein, mehr ist in jedem Fall Frische.

Das Boot zog weiter; der kleine Motor, dem wir zu Anfang nicht allzuviel hatten zutrauen wollen, tuckerte brav. Wir waren jetzt ganz in den Schutz des Athos gelangt, dessen Gipfel wir nicht erblickten, denn es schob sich ein Vorberg, der Karmel, davor. Der Abend war immer goldener, das Meer immer stiller geworden, die niedergehende Sonne stand gegen die rostroten Wände. Kaum ein Ansatz von Macchia war auf den Felsen zu sehen, nicht einmal Polstergebüsch; keine Spur von fließendem Wasser. Die Felsen stürzten so rapide ins Meer, daß man auf sofortige Tiefe des Grunds rechnen konnte; das Boot hielt also dicht unter Land. Einmal, als wir von der Südwestküste ums Kap auf die reine Südküste bogen, fuhren wir durch ein Felsentor, dessen äußerer losgebrochener Pfeiler sich wenige Meter vom Festland entfernt aus dem Meer hob.

Noch war es hell und voll Sonnenwärme, als wir der Einsiedeleien von Karulia und, höher droben, von Katunakia ansichtig wurden. Immer verlassener, immer ausgesetzter schien die Landschaft zu werden. Noch rapider strebten hier die Felsenwände hinauf, noch verwegener waren die Hütten auf spärliche Vorsprünge gestellt. Bei vielen war sogar mit dem Fernglas nicht zu erkennen, von welcher Seite und auf welchem Steig man dazukommen konnte; hier und da waren Leitern und eingeschlagene Haken und daran befestigte Stricke zu sehn. Doch auch diese paradoxe, sich fliehende Hütten=

versammlung hatte Sonntag und Frische: sonntäglich, man muß damit rechnen, daß dieses Wort noch am ehesten trifft. *Das* also, *das* war die Landschaft, in welcher der Schluß des Faust gedacht werden muß. In so einer Südwand, in solchen Felsen am Meer ist Pater seraphicus, ist Pater ecstaticus und der Doctor Marianus zu denken und hier der mystische Chor. Nicht ausgeschlossen, daß der alte Seher in Weimar, der so viele Gesandte empfing und offenbar gut zuhören konnte, auf eine uns nicht bekannte Weise von den Anachoreten am Athos erfuhr, ebensogut wie von der Burg über Mistra. Aber ob man es ihm nun erzählt oder nicht erzählt hat: das Urbild ist jedenfalls dort. Die größten der großen Bilder stammen ja nicht aus der Phantasie und nicht aus dem Denken. Sie werden gelebt, nicht erdacht.

Wir sahen die Anlegestelle. Unser Boot war eigentlich schon über ihre Höhe hinaus, Luvaris zeigte Neigung, weiterzufahren und erst bei Hagiu Pawlu, dem ersten Kloster der Westseite, anlegen zu lassen; in der Tat war es spät geworden und die Dämmerung, die ja in Griechenland um ein beträchtliches kürzer ist als in unseren Breiten, fiel bereits ein. Da aber faßte ich die Lage beim Schopf, schwang mich von meiner Bootseite über den bebenden Aufbau des Motors hinüber auf seine Bootseite und bedrängte ihn, anlegen zu lassen und über Nacht bei den Eremiten zu bleiben; der Gouverneur hatte uns den Namen eines Hauses irgendwo droben genannt. Er, nachgebend, gab Weisung, in der vollkommen beruhigten, flächigen See zog das Boot eine Schleife, deren geritzte Kreisspur noch lange Zeit blieb, und stieß leise an.

Höchst wunderbare, schwer zu erklärende Stunde. Auf einmal stand die Gestalt eines Mönches vor uns, gelassen, hager, im langen, violett verschossenen Gewand, der Bart noch nicht grau, die Augen voll Klarheit und Ruhe. Er trug eine Windlampe und einen Umhängesack, und als habe er lange auf unsere Ankunft gewartet, nahm er sich alles Weiteren an,

forderte einen Teil unseres Gepäckes zu tragen und setzte, während das Boot um die Felsen verschwand, unseren Zug in Bewegung. Kaum daß ich mich darauf besinnen kann, es hätte ihm jemand von uns den Namen des uns empfohlenen Hauses genannt.

Anstatt der erwarteten Kargheit und Freudlosigkeit umgab uns gesicherte Ruhe. Wir hatten die Empfindung, angekommen zu sein: man kennt dieses seltene Gefühl, um dessentwillen man reist und so viele Male umsonst, so viele Male vergeblich ankommt, immer wieder auf Reisen geht und um dessentwillen man wohl eigentlich lebt. Noch war es hell. Der Weg führte steil in engen Kehren empor; er schien, höchst merkwürdig zu sagen, etwas von einem Parkweg zu haben. Es war alles ganz anders. Die Felsen strahlten die tagsüber aufgesogene Wärme zurück, safrangelber Krokus blühte in Büscheln. Je höher wir kamen, desto stärkerer Glanz kam vom Meer, das plan wie eine Folie wurde. Die Sonne ging unter, ein Goldfluß ergoß sich aus tiefen Abendwolken daher, nach oben schossen, ins Silberweiße und Blaue, ungeheuere fächerförmige Streifen. Der Ostwind, von dem nichts zu spüren war, mußte wohl Flut ums Kap schieben; von weit draußen drangen Flutringe an, große goldene Kreise. Der zweite Chalkidike-Finger, Longos mit Namen, war gut zu sehn und eröffnete blaue Täler und Buchten.

Wenn der Deutsche aus Norden zum ersten Mal an südlichen Ufern ankommt, so erfährt er das: wie Sorge abfällt. Ich war zu oft angekommen im Süden, um diese Verwandlung immer wieder und noch jedesmal darstellen zu können; jetzt aber war alles wieder wie beim ersten Mal da.

Hier und da waren vom Weg aus Hütten und kleine Häuser zu sehen, gemauert, gekalkt, mit Blech oder steinernen Platten beschlagen. Wir trafen zwei Mönche, mit denen wir uns auf keine Weise verständigen konnten; es waren Russen, aus dem alten Rußland, und sie hatten seltsamer Weise in all den

Jahren noch immer kein Griechisch gelernt. Unser Mönch sprach das Griechische der gebildeten Leute; er war Athener, Sohn wohlhabender Eltern, sein Vaterhaus war nur wenige Straßen weit von Luvaris Wohnung entfernt. Vor zwanzig Jahren war er hierher in die Wüste gekommen.
Es ging hoch und lange hinauf. Der Mönch sprach leise auf Luvaris ein: jetzt ist die Hälfte, jetzt ist nicht mehr weit, wir nähern uns, jetzt sind wir bald da. Es war längst dunkel geworden, der helle Antares schien uns gegenüber zu stehn. Da lief der Weg flacher, eine schmale Terrasse war zu einem Ölgarten gemacht, ein hölzernes Gatter, ein Platz, der mit Weinlaub bedacht war, gewaltige Trauben, schwere Gehänge, hingen herab, ein längliches Haus, auf welches wir von der Seite zugingen, eine Holzgalerie, Licht aus Türen, fünf, sechs jüngere Mönche, im Rahmen der Alte. Es war alles so wunderbar wie im Traum. Wir wurden wie die verlorenen Söhne empfangen, wie die Heimkehrer.
Wir traten ein. Ein großer Raum besaß keinerlei Möbel, nur an seinen vier Wänden eine umlaufende, breite, stoffüberzogene Bank: der persische Divan. Wie immer wurde zum Willkomm ein sorgfältig aufgebautes Tablett mit einem Glas Wasser für jeden, einem Löffel voll Süßem, Quittengelee, und einem Schnaps, einem Raki, gebracht; nach einer Weile dann noch ein Tablett mit türkischem Kaffee. Wir unterhielten uns mit dem Herren des Hauses, dem liebenswürdigen Alten; zuweilen kam auch einer von den jüngeren Mönchen dazu. Es ergab sich, daß wir uns in einem Malerhause befanden, einem privaten Klösterchen, wenn dieser Ausdruck zulässig ist, das sich hier hoch über den Einsiedeleien befand. Es waren also kirchliche Künstler und sie übten hier ihren Beruf. Altarblätter wurden in alle möglichen Orte auf dem Festland versandt.
Einmal öffnete sich die Tür und hinter einem langhaarigen, sanft aussehenden Diakonen schob sich Paschalis, ein acht-

oder neunjähriger Junge, herein. Er mußte natürlich die Frem= den, das Ereignis des Abends, zu Gesichte bekommen. Wahr= haftig, er mußte vor jedem von uns einen byzantinischen Niederfall, eine regelrechte Proskynesis machen; wir hatten es schon in dem strengen Kloster Karakallu gesehen, wo die uralten Mönche mit ihren steifen Händen und Knien sich vor dem Beichtvater vornüber bis auf den Fußboden beugten und dann seine Hand küßten. So nun auch, ohne Beichte und mit gelenkigen Gliedern, Paschalis; weiterhin blieb es dem Guten durchaus nicht erspart, ein Lied vorzusingen. Obwohl es ihm offenbar gräßlich war, unterzog er sich der Passion und sang alle drei Verse, deren jeder in ein dunkles und langgezogenes ›to phoos‹ ausging, wofür er seinen Ton viel zu tief angesetzt hatte.

Es ist, unter hiesigen Umständen, schwer verständlich zu machen, wie dieser Auftritt eines Kindes, und noch dazu eines mit besonderer Anmut und Frische begabten, auf uns wirken mußte und wirkte. Seit vielen Tagen nur Klosterluft schmeckend und nun gar ins Rigorosum des Heiligen Bergs, in die Felsenwüste, gelangt, war die Saite, die in jedem, wenn er ein Kind sieht, zu schwingen beginnt, bei uns außer Spannung gekommen; und dazu hatte Paschalis das Moment der Überraschung für sich. Wie aber auch immer: die end= zeitliche Stimmung, die über dem Heiligen Berg liegt und Zeugung, Geburt und dies warme, erdenbefangene Leben verschmäht, flog sozusagen im Nu in die Luft. Paschalis, durch bloßen Hereintritt, löste sie wie durch einen Zauber= spruch auf und heitere Befreiung trat ein.

Doch nun wurden wir auch schon zum Abendessen gerufen. Den langen Gang hinab, der das Haus im Inneren durchzog, kam man zu einem schmalen, offenstehenden Zimmer, einer Zelle, die ihrer Länge nach mit einem reichlich gedeckten Tische besetzt war: gefüllte Teller, ein bereits verteiltes Mak= karoni- und Tomatengericht, Fische, Trauben, Kastanien, Brot,

dunkelglühender Wein, alles beim Schein von Petroleumlicht, so daß nun alle, heilige, unheilige, Mönche und Gäste, Platz nahmen und die Hände erhoben —: wer wurde je so in der Wüste empfangen? wer von uns hätte das noch vor wenigen Stunden gedacht? Es blieb unklar, wer angeordnet, wer das Maß festgesetzt, wer so schnell zubereitet und aufgestellt hatte; sicher war nur, daß uns wieder einmal eine Welle der Menschenfreundschaft, der Freude und der festbereiten Güte aufnahm, die zwar in Griechenland nichts Seltenes ist, auf dem Athos aber dennoch etwas Besonderes hat, weil ihr ritueller Urgrund hier deutlicher wird: Hungernde werden eben genährt und Dürstende eben getränkt und Müde genächtigt, auch wenn nicht gerade von Not die Rede sein kann: wer will so genau hinsehen. Als wir uns später erhoben, waren bereits die Lager zum Schlafen, mit frischen Leinen und frischen Handtüchern, gerichtet; Luvaris hatte eine eigene Zelle für sich, wir anderen schliefen im Divan. Wie sich zeigte, wäre auch für den Einen und Anderen von uns noch ein besonderes Zimmer vorhanden gewesen; da man aber niemanden weiter bevorzugen wollte, bestimmte man so.

Es stellte sich freilich am anderen Morgen heraus, daß wir bei unseren Gastfreunden Verhältnisse sahen, die für die Eremitage ganz außerordentlich waren. Mit seinen Gartenterrassen, Wein, Mandeln und Feigen, mit seiner Wasserleitung, die Wasser von einer fernen Quelle herzog, stand diese Malerwerkstatt ganz außerhalb des Gesetzes und also auch des Geheimnisses, das über dem Felsenhang lag; sie war eine Enklave. Das Geheimnis? das Geheimnis des Felsenhangs? ach, es wäre für uns in jedem Falle unbetretbar gewesen, das war uns von vornherein klar; da wir doch in der fatalen Lage von Zuschauern, von Unbetroffenen und Unverbindlichen waren, von Zaungästen, die in keinem Fall mitreden können. Hatten wir irgend etwas bezahlt? Was

hier zu erfahren sein konnte, war nur um den Preis des Nie=mehr=Zurück zu erfahren.
Aber selbst mit dem Blick von außen gesehen: so viel war wohl zu erkennen, daß der Felsen in seiner Armut einen Glanz, einen Sonntag und etwas Ausgenommenes besaß. Denn man kann sich in mancherlei täuschen; was aber die Strahlung von Freude und Zuversicht ist, der Schimmer des Glücks, die Gelassenheit, welche die Gewißheit des rechten gefundenen Weges verleiht: das läßt sich nicht tarnen. Das ist nicht zu verbergen; es wünscht nicht verborgen zu bleiben und wünscht nicht, beachtet zu werden: es ist eben da.
Wir stiegen auf den verschlungenen Steigen des Bezirkes herum, auf Bergpfaden, die von einer Hütte zur anderen führten. Safran und blauer Krokus waren häufig, auch klei=nen Ölbäumen gelang es zuweilen, sich festzuhalten und zu bestehn. Hohe Agaven und Wolfsmilchbäume standen am Wege, der in den weißen Kalksteinschotter gebahnt war: hochsüdliche Landschaft. Und immer sandte das Meer seinen Glanz wie aus einem ungeheueren Spiegel herauf, der die Strahlen der hohen Sonne in gewaltigen Goldregenstürzen auftreffen ließ und sie schleudernd zurückgab.
Hier und da sprachen wir bei einem Einsiedler vor. Die meisten trafen wir, jetzt, am Vormittag, bei ihrer kleinen Handarbeit an; sie kerbten Holzstempel, mit denen man das Osterbrot schmückt, schnitzten in harten Buchs Kreuze und Heiligenbilder in Nachahmung der einst so schönen byzan=tinischen Kleinschnitzerei, flochten Rosenkränze und malten. Manche von ihnen mußte man eher fromme Heimarbeiter als Mystiker oder Ekstatiker oder Seraphiker nennen; wie in der Welt draußen waren wohl auch hier viele Stufen und Grade, Einfache und Mannigfache, zu finden. Ich sah eine Drehbank; törichterweise wunderte ich mich darüber, ein so fortgeschrittenes Werkzeug auf dem asketischen Berghang zu sehen, wo ich doch aus der Gefangenschaft in der Wüste

die Erfahrung hätte mitbringen müssen, daß in der Ausgesetztheit gerade der Handwerker derjenige bleibt, der er ist.
Auch bei Pater Joannis, unserem Weggeleiter vom Vortag, kehrten wir ein. Seine Behausung war ziemlich weit drunten und schwierig, auf kaum kenntlichem Pfad zu erreichen; wir hätten sie niemals gefunden, wenn er uns nicht abgeholt hätte. Doch war es nicht zu vergleichen mit dem Zuweg anderer Klausen, die nur im Klettern über der Tiefe an Seilen erreicht werden konnten.
Der Anteil an diesem Planeten, den die Einsamkeit des Pater Joannis in Anspruch nahm, war nur bescheiden zu nennen. Eine geringe Ebenheit in der Steile des Bergs, zwanzig Schritt lang und ein paar Fuß tief im Hang, das war alles. Zuerst zeigte er uns seinen Sitzplatz im Felsen, der mit ein paar Hölzern zurechtgemacht war; die Gabe der Handfertigkeit, das konnte man ohne weiteres sehen, besaß Pater Joannis jedenfalls nicht. Man übersah von dort aus Meer, Landeplatz, Hauptweg und einen Gutteil des Hangs; von hier aus hatte er wohl auch unsere Ankunft bemerkt und war uns mit Lampe und Tragsack zu Hilfe gekommen.
Es stellte sich in der Folge heraus, daß dieser hölzerne Sitzplatz das einzig Bequeme an Pater Joannis Häuslichkeit war. Seine Klause setzte sich aus zwei Abteilen zusammen: einer einigermaßen geräumigen Höhle, die spitzgewölbt etwa sechs Schritt schräg in den Berg hineinlief und die er sommers wegen ihrer Kühle bewohnte, und einem etwas baufälligen Hüttchen. Wir gingen zuerst in die Höhle. Sie wies nur wenige Merkmale des Bedarfs und der Wohnlichkeit auf; es ist schnell und leicht vollständig aufgezählt, was man sah: zwei blaugestrichene Kanister, in denen Benzin oder Lampenöl war, ein Kocher, eine Lage Kartoffeln, ein Kohlkopf, dem zahlreiche Blätter schon fehlten, ein Zopf Zwiebeln, eine kaputte Porzellantasse und weniges andere Schwemmgut der Welt. In den Hintergrund war eine Zisterne für Regenwasser

gemauert, wozu vom Dach der Hütte eine bleierne Zuleitung lief; die Anlage war gut und geschickt und erregte gleich den Verdacht, daß sie nicht von ihm, sondern schon von seinem Vorgänger stammte. So war es, und er stellte ihn denn auch allsogleich vor: am Eingang der Hütte war sein Totenschädel zu sehn. Pater Joannis rühmte ihn als einen ausgezeichneten, gelehrten, mystischen gütigen Mann, den er gut gekannt habe; an der Art, wie er auf den Schädel wies und über seinen einstigen Inhaber sprach, war nichts Dunkles, kein Memento mori, kein vorgefühlter Todesschatten zu merken; von neuem hatte ich das bestimmte Gefühl, daß der Tod hier nicht ins Leben ragt; nicht greift die kalte Hand im voraus ins blühende Leben hinein, vielmehr, die Welle des Lebens schlägt hinein in den Tod: freilich eines besseren Lebens, das sein Licht auch hier schon von oben empfängt: auch hier — oder nie.

Nach dem, was man in der Höhle an Gegenständlichem sah, durfte man den Hauptteil der Habe im Innern der Hütte vermuten. Doch zeigte sich, daß das Praktische hier erst recht in der Minderheit war. Nicht eine Hand hatte offensichtlich der Pater gerührt, um es sich ein bißchen wohnlich zu machen. Der Raum, der mich seiner Ausdehnung nach gleich an mein Zeltinneres in Ägypten gemahnte, denn es war ungefähr dieselbe Quadratmeterzahl, wies eine Lagerstatt auf, die sich vom Erdboden nur durch eine kleine Erhobenheit unterschied, und durch eine darüberliegende Ziegenhaardecke. Der Boden aber war vollkommen von Büchern bedeckt, die aufeinander und nebeneinander und kreuz und quer lagen, Kirchenväter vor allem. Sonst war nur ein deutscher Brenner zu sehen, die Windlampe von gestern, der Ziegenhaarsack und ein Topf voll Wasser, dann zwei Grapefruit-Dosen und eine Kolynos-Paste.

Ich darf sagen, ich kam mir bis zu einem gewissen Grade zuständig vor. So ungefähr, auch so südlich, hatte ich ja in Ge=

fangenschaft mehr als zwei Jahre gelebt und, wie ich erst später einsah, mit Gewinn und in gewisser Weise besser gelebt als jetzt, wo ich gut lebe. Auch Gremmels, der sehr an seiner Gefangenschaft hängt, es war freilich die englische wie auch bei mir, und sie als die fruchtbarste Zeit seines Lebens bezeichnet, meinte sogleich: »So sah es bei mir in Gefangenschaft aus«, was sich in seinem Fall mehr auf das Durcheinander bezog, mit dem ich es weniger habe. Nun wohl, wer in Gefangenschaft war, weiß: wenn man einer bestimmten Anzahl von Menschen denselben Start gibt, nach zehn Wochen sieht es bei dem einen wie auf einer wohleingerichteten Almhütte aus und beim andern wie bei Pater Joannis. Worauf, was freilich weder auf Pater Joannis noch auf meinen Freund Gremmels zutrifft, die Chaotiker alsbald die revolutionäre Haltung gegen die Ausbeuter, die Besitzenden und die Reichen einnehmen. Auch möge man keinem, der in der Untätigkeit der Gefangenschaft war, weismachen wollen, die Mehrzahl der Menschen könne etwas mit ihrer Muße anfangen. Adam ist auf das Feld geschickt worden und dabei bleibt es; möge man nicht vergessen, daß dieser Acker, immerhin, auch als das Vorfeld des Paradieses angesehn werden darf. Nur dieser Acker.

Ich muß fürchten, den äußeren Umständen von Pater Joannis zuviel Worte gewidmet zu haben; es war leicht zu ersehen, daß dies gerade sein Nebensächliches war. Vielleicht wäre es besser gewesen, immer aufs neue zu sagen, daß ihn wie fast alle anderen, die wir sahen und sprachen, eine Aura der Freude, der Ankunft, der Gelassenheit und der tiefen Ruhe umgab. Die Abgeschiedenheit schien ihm geglückt und sie schien wahrhaft beglückend zu sein; wenn der Patient selber sagt, daß es ihm gut geht, ist die Mission des Arztes beendet, auch wenn er finden sollte, daß es dem Patienten eigentlich gar nicht gut gehen kann.

Wenn etwas aus den Reden des Pater Joannis und anderer



Einsiedlermönche geglaubt werden muß, so das: daß sie in ihrer mühsam erkämpften, jetzt sorgsam gewahrten Abgeschiedenheit von der Welt glücklicher waren als jemals zuvor. »sto kosmo, in der Welt«: das haben sie alle im Ton der überwundenen Stufe gesagt; die Seelenruhe priesen sie alle. Sie hatten recht gehandelt, den felsigen Südhang des Heiligen Berges zu ihrer Wohnstatt zu wählen: immer im steilen Herabblick auf das ehern leuchtende, unerschütterlich glitzernde Meer, das in seinen ungeheueren Spiegel soviel Licht aufnahm wie kein anderer Stoff, wie keine andere Fläche der Welt. Dahin, Gott zum Preise, war ihre Seele gelangt.

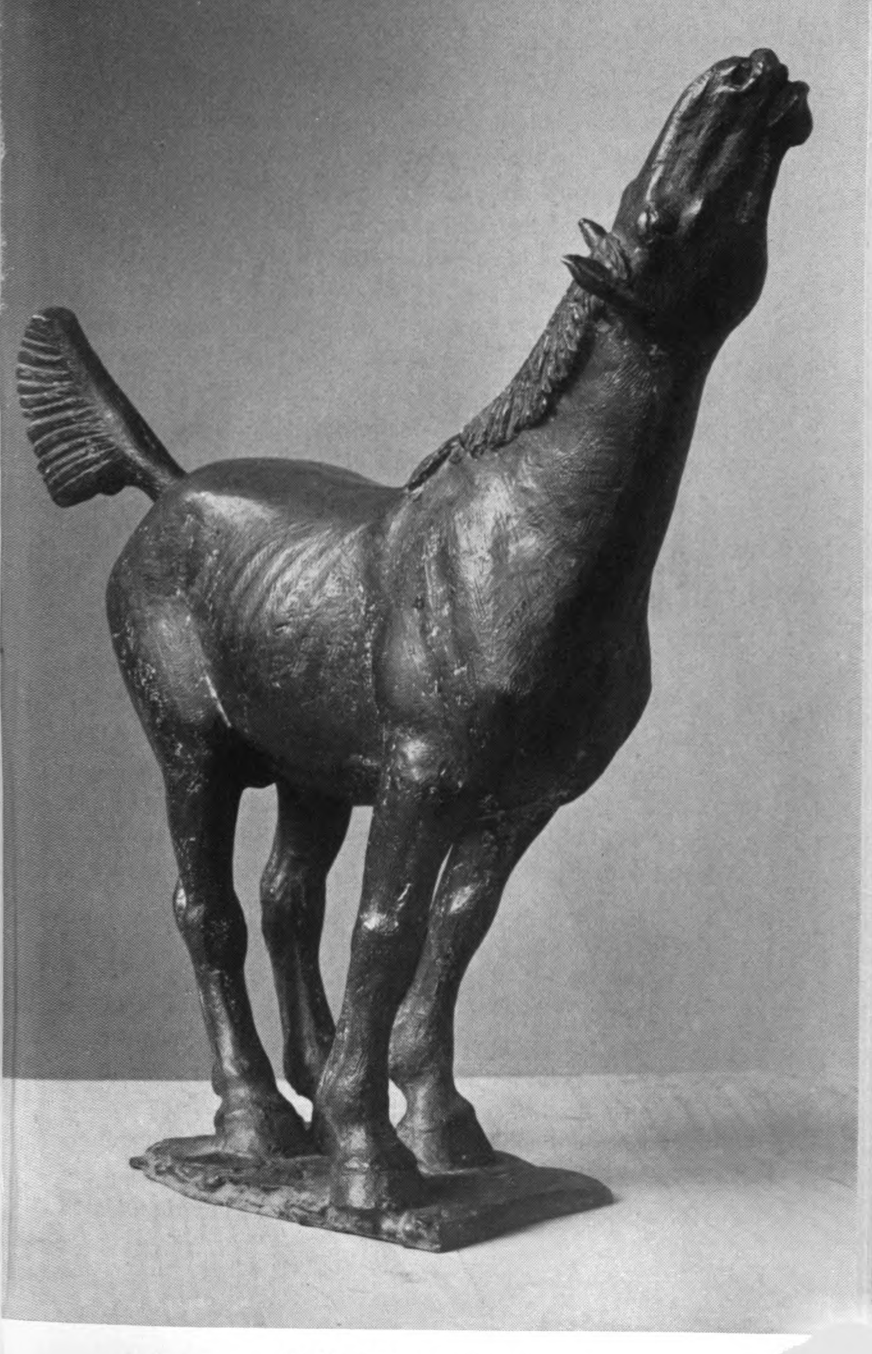
Vielleicht wäre es auch besser gewesen, noch einmal vom Auge des Pater Joannis zu sprechen, in dessen Feld zu geraten wohltat, wenngleich es nicht frei war von einem kühlen Herabblick auf die weltbefangenen Fremden. Nicht daß er den Eindruck einer besonderen Heiligkeit erweckt hätte, oder auch nur die Vorstellung, daß er eine exemplarische Figur dieses Felsenhangs war. Und dennoch: es im Leben zu so einem Auge zu bringen, müßte jeden Preis wert sein.

Aus einem Buch über den Heiligen Berg Griechenlands

Gerhard Marcks: Tierplastik

In seinem Aufsatz ›Myrons Kuh‹ sagt Goethe: »Die technische Weisheit dieser Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, den Gegensatz des Ähnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und alles, was mit Worten kaum ausgesprochen werden kann, verehre der bildende Künstler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivetät der Konzeption und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Altertum entzückt hat.«

Wie aber kommt die menschliche Gestaltungslust dazu, sich das Tier als Gegenstand zu erwählen? Doch wohl aus dem Grund der Gründe, aus Liebe. Merkwürdigerweise sind ja



Gerhard Marcks: Hengst

Bronze. 1945

die ersten uns bekannten Kunsterzeugnisse Tierdarstellungen. Dem Auge kam entgegen, daß in der Urlandschaft das Tier die einzige festumrissene Ausdrucksform war, im Gegensatz zum Menschen ein eindeutiges Fernbild. Und es gab eine Zeit, da der Mensch seine Existenz nur dem Tier verdankte. Ein Städter kann sich das heute kaum mehr vorstellen.

Wie kam ich zur Tierdarstellung? Es traf sich, daß ich meine Kindheit, mit vielen anderen Kindern übrigens, im Berliner Zoo verlebte. Tiere waren sozusagen meine ersten Freunde und Modelle. Später, als ich zur Schule kam, mein Horizont sich aus mancherlei Gründen verdüsterte und die Asphaltdecke unaufhaltsam über die Wilmersdorfer Wiesen kroch, rettete ich mich wieder in den Zoo, wähnend, daß nur bei den Tieren Frieden zu gewinnen sei, bei den Tieren, die nichts von mir wollten und von denen ich nichts wollte als sie bewundern.

Als ich dann endlich aus der Schule kam und mein Schicksal in die Hand nehmen konnte, stürzte ich mich fast mit Wut wieder auf meine Modelle. Nun aber war ich wach geworden; je mehr ich die Tiere liebte, kam ich in Gefahr, die Menschen zu hassen, die in Scharen vor den Käfigen standen und mir eine schlechte Figur neben dem Adel des eingesperrten Löwen zu machen schienen.

Ich mußte mich entscheiden, ob ich diesen Weltfluchtgefühlen Raum geben oder die Isolation der Käfigstäbe durchbrechen sollte — inzwischen hatte der Mensch begonnen mich zu interessieren. Und eines Tages drehte ich dem Zoo, dessen Frieden mir sein wahres Gesicht gezeigt hatte, den Rücken.

Die Tiere ließen mich darum nicht los; ich sah sie jetzt so, wie sie zu uns passen, oft durch Sklaverei grausam deformiert (und, um mit Ibsen zu reden, aus Rache ihre Physiognomien auf die Menschen übertragend), immer aber unverhüllt in eindeutiger Ausdruckskraft. Die Beschäftigung mit den Tieren hat mich künstlerisch manches gelehrt, für *ein* Geschenk aber bin ich ihnen besonders dankbar: ich lernte Geduld.

Sally Salminen: Lebendiges Strandgut

Es war in dem bretonischen Fischerdorf Kervily eines Morgens zu Anfang Februar, vier Jahre nach Kriegsende. Die Schwestern Caroline und Marie-Jeanne wollten die Ebbe benutzen, um Muscheln in ihre Eimer zu sammeln, ehe sie an die Arbeit des Tages gingen. Nicht, daß Marie-Jeanne einen eigentlichen Beruf gehabt hätte wie Caroline, der es gelungen war, in der Konservenfabrik anzukommen, wo sie große Geschicklichkeit bewiesen hatte. Marie-Jeanne, die ältere, litt an einem Hüftschaden, und zwar so schwer, daß sie als Krüppel gelten konnte – zumal sie auch mit einem Buckel behaftet war. Ihre Arbeit bestand also darin, zu Hause zu sitzen und Zwirnhandschuhe für den Verkauf zu häkeln.

Das neunzehnjährige Mädchen hüpfte mit hinkendem Gang trotzdem neben der um ein Jahr jüngeren Schwester einher, denn sie liebte es, wie alle anderen, bei Ebbe auf den Strand hinauszukommen. Niemals war diese Meerbodenlandschaft so großartig in ihrer Weite, so spannend in dem, was sie darbot, und so freigebig wie zur Zeit der ›großen Ebbe‹ in den Neu- und Vollmondstunden, wenn es auf die Frühjahrs-Tagundnachtgleiche zuging.

Die Mädchen suchten das Klippengebiet südwestlich des Dorfes auf, und ihre Holzschuhe klapperten laut auf den Steinen. Sie holten den alten rostigen Eßlöffel aus dem ebenfalls rostig braunen Blecheimer mit Drahthenkel, um bereit zu sein, falls sie an sandigen Stellen Muschellöcher entdeckten. Marie-Jeanne blieb stehen und hielt Ausschau über den Strand. Sie ließ ihr Gewicht schwer auf dem kürzeren Bein ruhen, so daß die Hüfte weiter und mißgestalteter heraustrat als sonst, aber sie atmete doch tief und glücklich auf. Über das breite Gesicht, das von Sonne und salzigen Meereswinden gegerbt war, glitt ein sinnendes Lächeln.

Das hinkende, bucklige Mädchen hatte in seinem Gesicht, so

grob und schwer es auch war, eigentümliche Rassenmerk=male und eine Geschlossenheit und Kraft, die es schön mach=ten. Es zeigte Spuren, die über die Vielheit der Völker zu=rückwiesen, welche nach= oder nebeneinander die bretonische Halbinsel bewohnt und hier Sprache und Leben geformt hat=ten — zurück über Franken und Gallier, Römer und Kelten, bis in jene dunkle Vorzeit, von der die mächtigen Menhire, die Steinmäler, rings im Lande ihre undeutbare Sprache spra=chen. Ebenso rätselhaft und undeutbar war die Sprache in der Tiefe von Marie-Jeannes schwarzen Augen.
Bald war tiefste Ebbe, und die Grundklippen lagen auf einen Kilometer weit bloß. Aber das zurückweichende Meer hatte überall an den tieferen Stellen blinkende Tümpel und rie=selnde Rinnsale hinterlassen. Caroline lief voraus und ge=langte an eine tangbewachsene Stelle. Marie-Jeanne sah sie auf den schlüpfrigen Algen ausgleiten, sie sah das schlanke Bein ihrer Schwester mit dem großen Holzschuh ausschlagen und in eine Vertiefung plumpsen, so daß die Wasserperlen um sie sprühten. Das Lächeln schwellte wiederum Marie-Jeannes braune Wangen unter den dunkelbewimperten Augen, und als sie sah, daß der Jüngeren nichts Ernstliches geschehen war, blieb sie weiter stehen und blickte Caroline achtlos nach. Diese war bereits damit beschäftigt, die Steine zu ›lausen‹, und schon fiel die erste Muschel auf den Boden ihres Blech=eimers.
Komm, rief sie ihrer älteren Schwester aufmunternd zu. Steh nicht rum, sondern komm! Hier gibts Muscheln, große, volle, nur schwer loszukriegen. Hoffentlich hast du dein Messer nicht vergessen. Komm, beeil dich!
Die andere antwortete nicht. Ihre Blicke schweiften über das weite Strandpanorama hin und blieben zuletzt an ein paar größeren Klippen ganz weit draußen haften. Tief lagerten die Schatten um diese aufragenden schwarzen Steinpyrami=den und sarkophagartigen schweren Blöcke, die mit einem

Trauerflor von fransigem Tang behängt waren. Die Sonne stand noch tief über dem Nachbardorfe Tremeur im Südosten; sie erreichte noch nicht einmal die niedrigen Masten der Fischerboote am Anlegeplatz ihres Heimatdorfes. An der entgegengesetzten Seite aber, hinter dem Leuchtturm im Westen des Dorfes, konnte Marie-Jeanne ihre Strahlen auf dem Schieferdach der Kapelle von La Joie glitzern sehen, und ebenso traf ihr Schein ein paar Giebel in Saint-Fiacre, dem Dorf ganz weit im Norden.
Bald verkroch sich die Sonne hinter den Wolken, die noch unbeständigeres Wetter verhießen, als man bisher schon gehabt hatte, und das ferne, noch unruhige Meer wurde bleigrau. Aber ganz weit hinten am Horizont blitzte ein silberblanker Streifen: irgendwo dort draußen schien die Sonne!
Aber jetzt, jetzt wurde der lange, gerade Silberstreifen kürzer, wurde von Ost nach West fortgewischt, als wäre ein großer, allmächtiger Finger darüberhin gefahren. Ebenso rasch war das Lächeln um Marie-Jeannes Mund ausgelöscht, und das Gesicht wurde wieder tiefernst. Doch hier über der Landspitze ereignete sich immer etwas. Die Wolken glitten leichter und rascher über diesen tiefgelegenen offenen Teil der äußersten Bretagne hin als über die übrige Halbinsel. In Marie-Jeannes flacher, meerumschlossener Heimat wechselten Sonne und Regen ununterbrochen. Schon segelten die Wolken davon, und obschon die Horizontlinie jetzt verschwommener war, schien die Sonne hier in der Nähe nun desto heller und blitzte von den meerbeleckten Steinen wider. Sogar die Tangbänder wurden von ihr durchleuchtet und glühten im hellsten Gold und Braungold. Und Marie-Jeannes pechschwarzes Haar — auch ihm verlieh die Sonne stärkeren Glanz. Die mitra-artige Haube, die zu ihrer Tracht gehörige Kopfbedeckung, leuchtete weißer als je, aufragend gleich einem schmalen runden Turm. Die blankgefirnißten Holzschuhe blitzten mit allem übrigen um die Wette.

Beeil dich, rief Caroline, schließlich sind wir hergekommen, um etwas zu finden! — Sie ging gebückt und durchsuchte das Geschlinge des Tangs. Behende schob sie die Schneide des Messers unter die Tierchen, die sich an den Steinen fest=gesaugt hatten und daran saßen wie seltsame graugelbe und braune Blumen. Auch Carolines Mund wurde streng und ihr weiches Mädchengesicht ernst, während sie hier einen Zu=schuß zum Frühstückstisch der Familie sammelte. Aber ab und zu schmatzte sie begehrlich; mit der Messerspitze löste sie das Muscheltierchen aus seiner Schale und stopfte es in den Mund — sie waren an Ort und Stelle am allerbesten, am lebendigsten und frischesten. Caroline trug nicht wie ihre ältere Schwester den schwarzen Sammet ihrer heimatlichen Tracht und auch nicht den Turm der gestärkten Spitzenhaube. Sie war neumodischer und bunter gekleidet, und das halb=lange Haar fiel frei über die Schulter herab.
Marie-Jeanne pflegte ihre jüngere Schwester morgens mit=unter betrübt und neidisch zu betrachten, wenn diese den Kamm ein paarmal durch das Haar gehen ließ, um dann die Locken zu schütteln und sie im Winde hängen oder fliegen zu lassen. Das sah so leicht und frei aus. Aber sie selber wagte es nicht, die alte Mode aufzugeben; vielleicht wollte sie es auch nicht. Diese alte Mode, die jedes Jahr eine Ände=rung verlangte und immer unbequemer wurde, so daß sie für alle die hart in Anspruch genommenen Frauen eine große Belastung bildete. Es war auch, wenn man alles mitmachen wollte, kostspielig, sich als ›bigoud‹ zu kleiden, weil Hals=tücher und Schürzen sich ändern und die Haube höher, ihre Bänder breiter und länger werden mußten.
Ja, das war teuer und mühsam. Aber es half einem auch, das ahnte sie, das kleine hinkende Mädchen. Ihr wenigstens half es. Es hätte nicht so viel ausgemacht, wenn sie nur ein wenig gehinkt hätte. Hier in der Gegend gab es viele Mädchen mit Hüftschäden; ihr Gang wurde ein tänzelndes Trippeln, und

die Männer hatten eine gewisse Schwäche dafür. Aber ihr Bein war stärker verkürzt als bei irgendeiner anderen, und überdies war sie noch unförmig durch den schrecklichen Auswuchs am Rücken. Da war es, als könne er helfen, der hohe Kopfputz, der zu der Tracht des Distrikts von Point l'Abbé gehörte. Sie fühlte sich damit adrett und richtig. Und größer. Deshalb setzte sie auch jeden Tag die gutgehaltene Haube auf das dafür frisierte Haar, und sie tat es mit besonderer Sorgfalt, wenn sie, wie heute, von zuhause fort mußte. Sie knüpfte die breiten, mit Spitzen durchbrochenen Bänder so schön wie möglich zur Schleife, genau hinter dem einen Ohr, wo sie sitzen sollten, und ließ die freien Enden über den Rücken hinunter hängen. Die Haube war so festgemacht, daß sie den größten Teil von Haar und Gesicht unbedeckt ließ, aber sie verlieh dennoch ein Gefühl von Straffheit – Straffheit unterm Kinn, wo die Bänder einschnürten, Straffheit, wo die Kämme und das feste Unterkäppchen preßten und drückten, Straffheit überall rundum, wo die vielen spitzen Nadeln eingesteckt waren.

Gerade dies Gefühl des Festen, Harten war eine Hilfe. Hier auf diesem Vorposten am Atlantik, wo das Leben so erschreckend und unsicher war. Und vor allem für jemanden, der niemals mit beiden Füßen gleichmäßig auf den Boden zu treten vermochte. Da war etwas Straffendes und Festsitzendes eine Hilfe. Und etwas, das sie größer machte. Wenn sie auf der Straße nebeneinanderher gingen, Caroline und sie, so war sie – den Turm auf ihrem Kopf mitgerechnet – ebenso groß wie ihre Schwester...

Komm, Marie-Jeanne, hast du noch nichts gefunden?

Es war Carolines Stimme, die in rollend hartem Bretonisch, mit dem besonders urgesteinshaften Einschlag der Ortsmundart, hin tönte über die eigentümliche Landschaft, die der vom Meer freigegebene Grund hier bildete.

Ihre Schwester hatte noch nichts gefunden. Sie hatte einige

Male den Löffel in den Sand gesteckt, nur um entdecken zu müssen, daß es eine allzu feine Sandart war, oder auch, daß es reiner blauer Ton war, oder daß der Felsgrund allzu dicht unter der Oberfläche lag. Das war kein Wurzelboden für die großen eßbaren Muscheln, nach denen sie suchte. Sie hatte sich von einer toten Muschelhälfte täuschen lassen und sich ihretwegen hingehockt, um sie sofort, halb belustigt, halb ärgerlich, wieder wegzuwerfen. Sie hatte ein wenig in den Algen herumgefühlt und dabei nasse und kalte Hände bekommen, aber gedankenverloren, wie sie war, ließ sie das dicke Tangbüschel fallen und den Stein wieder zudecken, und sie vergaß nachzuschauen, ob es dort etwas Eßbares loszukratzen gab. Jetzt blickte sie wieder über das weite Ebbeland hin, über das grüngraue Wasser weit draußen und auf den silberhellen, oft unterbrochenen Streifen am Horizont. Ja; denn jetzt war hier bei ihr wieder Schatten und dort draußen Sonnenschein. Die Sonne selbst war nicht zu sehen, aber dort hinter dem Horizont mußte sie scheinen. Hinter dem, was gleich einer trennenden Grenze zwischen ihrer und einer fernen, unwirklichen Welt lag. Dort leuchtete sie und leuchtete mit einer solchen Kraft, daß der Grenzbezirk selbst zu reinem, hellem Silber wurde.

Dort draußen wogte der Ozean. Dort lag das Land, dem die Sonne entgegenwanderte. Amerika lag irgendwo dahinten. Dort segelten Schiffe, dort fischten die Leute, mitunter so fern von hier, wie Neufundland. All das hatte sie gehört und gelernt. Aber der Tag und der Augenschein sagten ihr, daß es das Land der Abendsonne war, das Land der Sehnsucht, vielleicht der Himmel. In diesem Grenzland des Horizontes zwischen Erde und Meereshimmel meinte sie manchmal die Himmelskönigin wandeln zu sehen, die reine, milde Maria. Die Mutter des Erlösers, die reine, die betrübte, die dem dunkeln Land der Erde eine weiße Hand entgegenstreckte, fragend, voll traurigen Vorwurfs. War es nicht genug, war

es nicht genug? Sollen meine müde ausgestreckten Arme nie=mals ruhen dürfen, muß ich immer stützen, bitten, weinen für die und mit denen, die für euch gelitten haben?
Der ekstatische Glanz in den schwarzen Augen erlosch. Der Silberstreif am Horizont glitt wieder fort, als habe eine der fernhin wandernden Dünungen das Feuer von oben aus=gelöscht. Doch nein, das Sonnenlicht fand den Weg durch die Wolken, ihre Strahlen stahlen sich durch das Gewölk und trafen die düster-grüne Fläche des Meeres, die plötzlich nähergerückt schien. Die Ebbe war vorüber, und das Wasser begann zu steigen.
Jetzt sammelten sich die verstreuten Lichtreflexe zu einem größeren Fleck, einem neuen Streifen, der landeinwärts zog. Zu einem Sonnenweg, einem Lichtweg. Zu einer Brücke zwi=schen dem unbekannten Dahinten und Draußen und dem frisch aufgestiegenen Meeresboden hier in Kervily.
Marie-Jeannes Blicke wanderten den Lichtweg auf die Hei=mat zu, hinein in die dunkelbraunen Tangklippen. Alles in ihrer Nähe schien jetzt dunkler, drohender, nachdem sie in das Silberlicht dort draußen hineingesehen hatte.
Caroline ermahnte sie nochmals zu kommen, aber ihre Worte gingen an Marie-Jeanne vorbei; sie stand so still, daß der weiße Turm auf ihrem Kopf ebenso unbeweglich kerzen=gerade aufragte, wie die vielen weißen Schornsteine auf den Giebeln der Häuser im Dorf hinter ihr. Ihre Augen wurden zu zwei schwarzen Schlitzen, während sie ihre unbedeckte Stirn runzelte in dem angestrengten Versuch, in die Weite zu sehen.
Bewegte sich dort nicht etwas am Rande des Wassers? Oder war es nur einer der gewöhnlichen Steine, der so lag, daß der Wellenschlag an ihm rütteln konnte? Aber das Meer war ja noch gar nicht so hoch gestiegen —
Nein, das war kein Stein. Jetzt sah sie es deutlicher, es war weder ein Stein noch eine Klippe, sondern etwas Neues, Un=

bestimmtes, ein Balken oder etwas Ähnliches, das an Land getrieben war.
Jetzt kam plötzlich Leben und Bewegung in das Mädchen, so daß der eben noch so unbewegliche Turm auf und nieder wippte und in der Eile die seltsamsten schiefen Stellungen einnahm. Ihr Hinken wurde hier zu einem natürlichen Sprin= gen, und sie verstand es unwillkürlich, ihren Körperschaden auszunutzen und leicht und flink über die Unebenheiten hin= wegzusetzen.
Ebenso schnell jedoch, wie sie sich in Bewegung gesetzt hatte, erstarrte sie wieder in einer eigenartigen, unbegreiflichen Stellung. Der ganze kleine Körper schwankte schwer vorn= über, so wie er im Lauf gerade angehalten worden war. Aber der kurze runde Fuß im schwarzen Wollstrumpf hob sich in seinem großen Holzschuhboot auf die Zehen, und die Hüfte streckte sich. Ihr war etwas durch den Kopf geschossen: war es am Ende ein Meerkalb? oder eine Riesenschildkröte, die gestrandet war und nicht mehr hinaus konnte? So etwas passierte oft, sogar Walfische blieben auf diese Weise an Land liegen. Sie waren unheimlich, diese fremden Meertiere, die von den Fischern geborgen wurden. Die Leute kamen von weit her, um sie anzusehen, und mitunter wurden sie nach Paris geschickt — aber es hieß, sie kämen nie lebendig an.
Es konnte auch eine gefährliche Mine sein — aber nein, das war es kaum, die hatte keine solche Form. Es war schmal, beinahe wie ein Mensch.
Es war wohl ein Toter.
Marie-Jeanne nahm ihren Gang entschlossen wieder auf, ohne ihre Schwester zu rufen, nach der sie sich doch umsah. Caro= line hockte da wie vorher, den Kopf dicht an den Klippen. Es sieht so aus, als fände sie ordentlich etwas, dachte die Ältere. Ich will sie nicht stören, es kann ja eine Einbildung sein, daß etwas Besonderes draußen liegt. Sie wollte selbst unter= suchen, was los war. Wenn es ein Ertrunkener war, so würde

sich die Polizei der Sache annehmen müssen. Wer aber so einen armen Angetriebenen auffand, war verpflichtet, die Leiche festzuhalten, sie zu bergen; denn sonst...

Sie ging pflichtschuldigst weiter, schwer atmend; denn sie hatte eine weite Strecke zurückgelegt. Es war kein Zweifel mehr, sie wußte jetzt bestimmt, daß es ein Mensch war. Der Kopf, schwarz und gelblichweiß, lag am nächsten auf sie zu. Die Schultern hoben sich so weit über den Klippenhang, daß sie sich gegen das Licht abzeichneten. Auch den einen gebogenen Arm sah sie, er war bloß, und sie konnte den Ellenbogen deutlich erkennen.

Ein naheliegender Gedanke kam ihr. Vielleicht ist es jemand aus dem Dorf, der am äußersten Rande des Ebbwassers draußen Perlmuttermuscheln fischen wollte und der sich dabei verletzt hat und liegen geblieben ist, dachte sie. Es war eine gefährliche und mühsame Sache, dieses Fischen; denn da mußten große Felsblöcke umgewälzt werden, und man wußte nicht, ob man den Stein nicht auf den Leib bekam oder fehl trat und in einen tiefen Schlund stürzte.

Sie kam immer näher und verlangsamte ihre Schritte aus Furcht vor dem, was sie schließlich entdecken würde. Zugleich aber beruhigte sie sich bei dem Gedanken, daß ihre Leute von daheim zu gut Bescheid wußten, um sich allein auf solche gefährlicheren Arten der Ebbefischerei hinauszuwagen, und daß es außerdem zu früh im Jahre war. Die Ebbe war vor dem nächsten Mondwechsel nicht groß genug. So mußte es also das sein, was sie zuerst geglaubt hatte: ein Toter.

Nein, das war es auch nicht.

In dem Körper dort war Leben. Die Arme bewegten sich, der Kopf hob sich, die Schultern schoben sich höher und kamen in eine neue Lage. Einen Augenblick war es still, und dann begannen sich Kopf und Schultern wieder zu rühren; es war, als versuche der Liegende mühsam sich höher hinauf zu schleppen.

Das Vorwärtskommen wurde jetzt schwieriger, fast unmöglich, und das Mädchen mußte sich zwischen dichtliegenden, schlüpfrigen Steinblöcken hindurchwinden, über Schrunden und breite Spalten und hinunter in Senken voller Wasser. Eine Zeit lang war es ihr unmöglich, den fremden Körper im Auge zu behalten. Rot und atemlos, fiebrig zitternd von der Erhitzung, welche die Atmosphäre draußen im Ebbeland immer hervorrief, und die sich jetzt noch mehr verstärkte, erreichte sie endlich den letzten höheren Klippenbezirk.

Das Herz stand ihr still, als sie sich wieder umsehen konnte und den Menschen nicht mehr entdeckte. Hatte das Meer ihn schon — ? Zwar konnte es noch nicht so weit gestiegen sein, aber das konnte es: zuweilen geschah es, daß eine Woge unerwartet stieg und mitnahm, was ihr in den Weg kam. Das Meer war gierig und tückisch.

O, da war er doch noch, den sie suchte — gottlob. An derselben Stelle wie vorher. Nur lag er jetzt platt am Boden. Den schmalen Rücken und den dunkeln Hinterkopf mit dem vollen Haar hätte man für feuchte schwarzblaue Steine halten können. Und wo die mageren Glieder entblößt waren, schimmerte es hell — als seien hier ein paar Schlingen des bleichgelben Tanges hingeworfen worden.

Die Flutwellen schlugen immer höher und stärker und ließen jedesmal große schaumgekrönte Wassermassen aufbrodelnd in den Spalten zurück. Zuweilen hörte man das Kreischen der Möwen. Das Meer selber war nicht so aufgerührt und hatte eine tote bleigraue Färbung im Schatten der breiten Wolke, von der Kühle ausging. Aber knapp einen Kilometer draußen stieg es in schneeweißen Brandungen gegen das lange Band der Riffe empor, deren Felsspitzen gleich scharfen Zähnen aus dem fauchenden und donnernden Wasser herausragten.

In diesem äußersten Ebbegebiet, nahe der niemals verstummenden Brandung, machten sich die Naturkräfte so stark geltend, daß sogar das Unerhörte und Furchtbare an ihnen dem

einsamen Mädchen aus Kervily den Schrecken nahm. Unfaß=bare Mächte schienen über ihr und um sie her zu schweben. Feierlich, mit langen hinkenden Schritten, auf eine seltsam weiche, gleichsam gleitende Weise, ging sie das letzte Stück: dann blieb sie stehen und beugte sich nieder, um den Liegen=den umzudrehen und sein Gesicht sehen zu können. Aber es war, als ob etwas oder jemand sie hindere, den Fremden zu berühren. Sie blieb stehen, mit ausgestreckten Armen und geöffneten Händen, in einer schützenden, empfangenden Stel=lung. Ihr Atem ging in leichten Stößen über das triefende Haar und den braunen Hals hin. Ein paar eckige Schulter=blätter zeichneten sich unter dem lilablauen Kleidungsstück ab, das ihm an Rücken und Achseln klebte. Die Hosen von verblichenem Blau hatten sich um die langen Beine gewun=den und festgesaugt. Die nackten Füße waren zerschunden und blutig.

Während Marie-Jeanne über den Gestrandeten gebeugt stand, gingen ihre Blicke über das Meer hinaus, über die Riffe und den Horizont dahinter. Noch einmal leuchtete es dort drau=ßen an der Grenze zwischen Himmel und Meer auf, ein Leuchten, noch weißer als der nahe Glanz der Brandungen. Sie blickte geblendet und ergriffen hinein.

Sie wurde in die nahe Gegenwart zurückgerufen, und sie schreckte zusammen, doch änderte sie ihre Haltung nicht: auf den Ellenbogen halb aufgestützt lag der, den sie gefunden hatte, da und sah sie an. Auch sie beobachtete aufmerksam jede Einzelheit in dem gelbbleichen Gesicht. Ein Kranz von wirrem dunkelbraunem Haar über einer breiten, ein wenig niedrigen Stirn, über die Rinnsale von schweren Blutstropfen sickerten und rannen. Blutleere, aufgesprungene Lippen und eine große, kräftig gebogene, aber schmale an den Seiten eingedrückte Nase. Marie-Jeanne wußte sofort, ohne daß sie hätte nachzudenken brauchen, daß dieser Adlerschnabel in dem mageren Gesicht mit den großen Zügen keine bretoni=

sche Nase war. Die gehörten einem richtigen Franzosen, wenn nicht einem noch Fremderen. Eine schöne Milde lag in den nußbraunen Augen, die zu ihr erhoben waren, ihren Blick jedoch vermochte sie nicht ganz festzuhalten. Sie glitt gleichsam in einen Traum, als sie versuchte, tiefer zu dringen und mit dem Menschen hinter diesem Blick Fühlung zu bekommen...

Von den zackigen, scharfen Klippen, an denen er sich in seinem Kampf um sein Leben blutig geschlagen hatte und denen das Meer ihn schließlich überlassen hatte, sah er auf in ein Paar länglich schmale, schwarze, unergründliche Augen. Ein kurzes breites Gesicht, ein breiter roter Mund, ein Stupsnase. Das Geschlossene und Ungewöhnliche in diesem schweren Gesicht mit den starken Backenknochen hielt seinen Blick gefangen und löste ihn aus seinem halb bewußtlosen Zustand, so daß er die Lider höher heben konnte und seinen Blick auf Stirn und Haaransatz des fremden Wesens geheftet fühlte. Da war etwas, was ihren Kopf krönte, etwas, das sich weiß und hoch gegen das allzu scharf blitzende Licht in dieser Tageswelt an Land abhob. Die Schleier der Bewußtlosigkeit wollten sich wieder zwischen sein Gesicht und die Gegenstände vor ihm legen.
Da entdeckte er die Hände, die ihm bewillkommnend und eindringlich entgegengestreckt wurden. Er verspürte Willen und Kraft, und obwohl der Schmerz Feuerflammen vor seinen Blicken aufschießen ließ, hob er sich ein wenig höher. Aber der Knochen in dem einen Ellenbogen war verletzt, und bei der Berührung mit dem Gestein wurde ihm schwarz vor Augen. Doch noch ins Dunkel begleiteten ihn die ausgestreckten Arme — und die Hände, wie sie gleich zwei Blumen mit offenen, schmalen Kronblättern aufschimmerten. Sein verletzter Arm glitt herab, aber die Hand fand Halt, und während die Nacht wieder wich und die heißen schmerzenden Flammen ausbrannten, vermochte er die Brust aufgerichtet zu

halten, und er begann, was er vor sich hatte, von neuem zu sehen. Es war klar, aber unwirklich wie ein Traum:
Die Hände mit ihren kurzen, blumenblattgleichen Fingern. Die schwarze Weichheit der Tracht. Die langen offenen Ärmel, die sehr weit von einem schmalen Handgelenk herabfielen. Der Hals von kräftigem Rotbraun. Das Gesicht mit seiner Sonnenbräune, mit Wangen, rund und braun und unter den Augen schwellend. Diese eigentümlichen, mandelförmigen Augen. Die Stirn — die Haarlocken — der merkwürdige weiße Kopfputz, durch den die Sonnenstrahlen drangen und blink= ten, so daß das Ganze zu einer hohen, schimmernden Krone wurde.
Wer bist du?
Die Frage preßte sich über seine Lippen, während seine sanf= ten braunen Augen an dem Kopf und der Haube des Mäd= chens hingen.
Marie-Jeanne, begann sie, aber sie brach schroff ab in der Bestürzung, die sie überkam, als plötzlich seine Hände sicht= bar wurden. Sie waren ungewöhnlich — lang, lang, wie Hände auf einem Bild, einem Kirchenbild. Und gelbbleich — nein, rot.
Marie, sprach er nach. Sie nickte, jedoch geistesabwesend, denn sie starrte unausgesetzt auf seine Hände; die Hand= flächen selber hatten tiefe Wunden; sie waren es, aus denen das Blut über die Finger rann. Dann wurden ihre Blicke auf sein Gesicht gelenkt, und mit einer neuen, noch stärkeren Bestürzung bemerkte sie, wie das Blut vom Haaransatz herab= rann — wärmer und röter als bisher. Und zuletzt — Mein Gott, flüsterte sie, welch Wunder! Der Fels unter seinen Füßen färbte sich rot, beide Füße waren verletzt.
Wie heißt du? flüsterte sie.
Ich —
Die Augen bei ihren Knieen unten verdunkelten sich, wurden wieder hell, aber sie waren ausdruckslos. Einzig Schmerz

zeigten sie, den Schmerz eines verständnislosen, leidenden Tieres. Plötzlich zuckten sie zusammen, und Todesangst flackerte in den braunen Augenpaaren beider auf. Eine Woge rollte so hoch herauf, daß er von neuem durchnäßt wurde, und ihr Gesicht schimmerte naß von den Spritzern. Langsam glitt die breite Flutwelle zurück, ließ große Schaumflocken hinter sich, die vom Winde zerfetzt wurden, sowie einen dampfenden, zerwirbelten grünen Gischt in dem Loch zwischen den Steinen. Die blutigen Füße waren reingewaschen, aber die Augen unter der zerschlagenen Stirn wurden wieder dunkel, Wangen und Lippen graugrün, als das Salz in den Wunden brannte. Er sank nieder mit schlaffen, entkräfteten Armen. Marie-Jeannes Blicke hoben sich vom Gesicht des Fremden, voller Schauder und Zorn. Die nächste Woge würde noch höher schlagen, das wußte sie. Und mit jedem Male würde das Wasser ein Stück weiter steigen.

Ihre ausgestreckten Arme schossen rasch nach vorn, und ihre Hände schoben sich unter die Arme des Verunglückten. Sie stemmte ihre Holzschuhe fest gegen den Fels, arbeitete und zog, tastete sich rückwärts, während sie ihn mit sich schleifte. Er fühlte, daß man sich seiner annahm, und sammelte noch einmal seine Kräfte, um mitzuhelfen. Aber im gleichen Augenblick spürte er das halb wohltuende kalte Bad der nächsten Welle, die ihnen brausend nachkam und über Füße und Beine strömte, worauf der brennende Schmerz ihn von neuem bewußtlos machte.

Das Mädchen spannte ihre Kräfte an und griff zu, so fest sie vermochte. Endlich erinnerte sie sich ihrer Schwester, tief erschrocken, daß sie nicht eher daran gedacht hatte, nach Caroline zu rufen.

Die langen, breiten, starken Reihen der Wogen drangen höher und höher, die Wassermasse stieg und stieg. Es murrte tief, dumpf, drohend. Sie wollte rufen, aber die Aufregung und die Gefahr ließen ihr keine Zeit dazu. Sie schleifte den



schlanken, leichten und doch so schweren Körper über die Unebenheiten des Bodens hin. Über Felsgrund und lose Blöcke, aus denen das Meer die weicheren Bestandteile ausgehöhlt und weggefressen hatte, während das Härtere in nadelspitzen Zacken und messerscharfen Kanten zurückgeblieben war.
Er wußte sich umsorgt und hatte ein linderndes Gefühl von etwas Sanftem und Mildschwarzem, an dem sein Kopf ruhen durfte — während der Körper wie auf einem Reibeisen zerrieben wurde und Füße und Hände sich wieder und wieder in zähen, glitschigen Schlingen verwickelten, um erneut losgerissen und weitergeschleift zu werden. Und weiter zerrieben zu werden auf dem unbarmherzigen Felsgestein, gegen das er eine ganze Ewigkeit gekämpft zu haben meinte, während das Meer mitgeholfen hatte, ihn zu zerschlagen und zu zerschinden. Eine Ewigkeit — sein ganzes Leben lang. An etwas anderes erinnerte er sich nicht. Was geschehen war, das war in ein Dunkel gehüllt, das zur Nacht auf dem Meere und zur Nacht in seinem Hirn wurde. Zu einem drückenden nachtdunkeln Fleck in dem sonst so klaren Kopf.
Marie-Jeanne schleppte und zog und weinte in trockenem Schluchzen darüber, daß sie ihren brennenden Hals nicht dazu bringen konnte, ihre Schwester zu rufen, die Hilfe herbeizurufen, die so notwendig war. All ihre Kraft war erforderlich für ihn allein, den Menschen, den Mann, den sie gefunden hatte. Für ihn und gegen das Meer, den Feind. Jetzt war sie oben bei den gewaltigen Sarkophagklippen, deren oberster Teil auch sichtbar blieb, wenn Flut war; zwischen diesen und dem Strand aber lag eine Senke, und sie konnte jeden Augenblick von der Flut umschlossen werden. Es war auch sonderbar, daß es gerade jetzt so menschenleer war, immer pflegten sonst so viele im Ebbland herumzustreifen. Die meisten waren allerdings wohl draußen vor der Südbucht, wo reinerer Sandboden war. Hier schienen sie alle

drei allein zu sein, und sie konnte nicht einmal eines der flachen Tangboote in ihrer Nähe entdecken. Das Meer würde sie nehmen und den, den sie gefunden hatte, und vielleicht auch Caroline, ebenso wie es ihren Vater genommen hatte und mehrere ihrer Brüder und so gut wie alle Männer in der Verwandtschaft. Sie hatte weder Zeit noch Kräfte, den Kopf zu heben und hinauszublicken, aber sie meinte es an den Riffen schlimmer als vorher donnern zu hören. Nach der Art zu urteilen, wie die Brandung lärmte, konnte man kommendes Unheil ahnen. Schweiß und Tränen mischten sich auf dem braunen Gesicht des Mädchens.

Heilige Maria! betete sie in Gedanken. O heilige Therese! Und Josef, du zärtlichster Ziehvater Jesu, steht uns bei!

Sie erreichte die Senke, und das Wasser in den Tümpeln drang ihr durch die Strümpfe und kühlte ihre heißen Füße, da sie, rückwärts gehend, nicht darauf achten konnte, wohin sie sie setzte. Mit einem Mal merkte sie, daß ihrem einen Fuß der schützende Holzschuh fehlte, und zugleich sah sie den schwarzen Schuh mit seinem langen Zehenschnabel ein gutes Stück entfernt wie ein Boot davonsegeln. Es wurde ihr sofort klar, welchen Verlust dies bedeutete; denn sie wußte, was ein Paar Holzschuhe kostete, aber sie vergaß es ebensoschnell in ihrer Angst um den Geretteten, dessen Errettung ihr immer noch zweifelhaft erscheinen mußte.

Gute heilige Anna, murmelte sie, gute heilige Anna, hab Erbarmen! Sogleich fühlte sie sich beruhigt und wagte aufzuatmen. Sie blieb stehen, und während sie, die Arme unter seinen zerrissenen Ärmeln, den dunkeln bleichen Kopf immer noch stützte, holte sie Atem und sah sich um. Sie wußte jetzt, daß sie das Schlimmste überstanden hatte. Der äußere Strand, auf dem sie ihren ungewöhnlichen Fund getan hatte, war völlig überschwemmt, aber sie war in den Bereich der höheren inneren Klippen gelangt und hatte Zeit gewonnen.

Er hob sein Gesicht von dem sanften Schwarz, von der Weich=



heit der samtenen Tracht und öffnete die Augen. Da war es wieder: das breite braune Gesicht — und darüber der weiße Turm.
Maria, sagte er, hießest du nicht Maria?
Sie sah lächelnd zu Boden. Erst nach einer Weile kam ihr zum Bewußtsein, daß sie vor Freude lächelte und aus Dankbarkeit, daß er noch lebte.
Marie-Jeanne Garrec, sagte sie. Das ist mein Name. Ich bin die Tochter von Marie Le Donche und François Garrec. Aber mein armer Vater ist tot, meine Brüder sind tot. Woher kommst du? Du bist kein Bretone.
Das erste kam sachlich und einfach, das letzte schüchtern und zögernd. Sie ließ sich auf die Felskante nieder, um noch mehr ausruhen zu können, während sie ihn immer weiter stützend unter den Armen hielt. Sie bemerkte jetzt, daß seine Blicke an ihr vorbeigingen.
Über die Schultern des Mädchens hin sah er mit immer klarer werdendem Blick, daß dort drüben wirklich die Erde war. Ein richtiger Strand, eine Umzäunung aus Steinbrocken und Grün rechts und links, und Häuser gerade vor ihm. Viele weiße Giebel, von breiten weißschimmernden Schornsteinen überragt.
Hinter ihr, die ihn errettet hatte, stand noch ein anderer Mensch. Er sah ein Paar kurze, fast runde Holzschuhe, nackte braune Waden, eine rotgeblümte Schürze und einen hellroten Schal, der fest und straff über einer zarten Brust gekreuzt war. Ein rundes, blühendes Gesicht, schwarze Augen. Und Haare, die im Winde flatterten. Seine Blicke kehrten zu der ersten zurück. Das war sie, mit dem Turm, mit der Krone, mit den blumenblattgleichen Händen und dem weichen, warmschwarzen Mieder.
Aber, Marie-Jeanne, was bringst du da? Ist ein Unglück geschehen? Caroline war erschrocken und erstaunt, erriet aber schon von selber einiges von dem, was geschehen war. Sie

sprang von dem Felsabsatz herunter, blieb aber, wie die Schwester vorher, still stehen und wagte nicht, den Fremden anzurühren.

Das Meer hat ihn hergetragen, sagte das ältere Mädchen. Und ich habe mich seiner angenommen, denn ich war draußen und habe ihn zuerst gesehen. Aber jetzt mußt du mir helfen, ihn an Land zu bringen.

Marie-Jeanne packte ihn wieder unter den Armen, und Caroline hob ihn an den Knieen hoch. Der aufgeschossene, schmächtige, knabenhafte Körper hing willenlos und schlaff zwischen ihnen.

Sie legten ihn liebevoll und behutsam an der steinernen Umwallung oberhalb des Uferrandes nieder. Die Ältere setzte sich auf den Erdboden und hob den bleichen Kopf auf ihre Kniee. Mit der Bestimmtheit der Besitzerin befahl sie:

Lauf rasch nach Hause und sage Onkel Guillaume, daß ich hier bin mit einem, den ich draußen gefunden habe. Sag ihm, er soll bestimmen, wohin ich ihn bringen soll. Beeil dich! Und sag Mama, was wir gemacht haben, und daß ich noch hierbleibe.

Das Klappern von Carolines Holzschuhen erstarb rasch auf dem aufgeweichten Wiesenpfad und klang nur einen Augenblick von dem nächsten gepflasterten Weg herüber, der ins Dorf hineinführte. Der Gerettete lag mit halbgeschlossenen Augen da, aber seine schmale, männlich aufragende Nase und sein kindlich weicher Mund verzogen sich vor Schmerz. Es war, als läge einer der großen Steinblöcke von dort draußen auf seinen Beinen, eine so lähmende Schwere fühlte er. Aber das Weichschwarze ihrer Kleidung wiederum schuf Nacken und Schultern Linderung. Die Brandung kochte, und die starken Schläge der Flutwellen drangen immer noch in seine müden Ohren und taten das ihre dazu, daß sich die tiefen Linien in seinem Gesicht nicht glätteten. Doch jetzt ertönte der Lärm mehr aus der Ferne, und er wagte es, sich

gehen zu lassen und sich der Obhut dieses Mädchens zu vertrauen. Sie, die ihre Hände leise über sein Gesicht fächeln ließ, wie um es zu kühlen oder die Fliegen abzuwehren.

Marie-Jeannes Züge wurden unbeweglich, und der Blick streng nach der Art und Weise der Frauen von Kervily: sie lauschte. Dann entspannten sich die Züge. Leute kamen. Es polterte laut von vielen Paaren von Holzschuhen, und sie sah, daß die Furchen im Gesicht des Geretteten sich tiefer zeichneten. Sie sind unvorsichtig, dachte sie. Sie hätten die Schuhe ausziehen und behutsam auf Filzpantoffeln herankommen sollen. Sie hatte bisher niemals darauf geachtet, daß die Holzschuhe, wie alle im Dorfe sie trugen, so grob und geräuschvoll waren. Auch in ihrem Reden waren diese ihre Verwandten und Nachbarn geräuschvoll. Warum machen sie einen solchen Lärm, fragte sie sich. Es war fast, als vernehme man Hundebellen oder eine sonderbare Wildensprache...

Er hörte die schweren Schuhe, und er hörte Stimmen über sich und um sich. Es war eigentümlich, das Reden dieser Menschen, die er mit seinen Augen zu sehen keine Kraft hatte. Es erinnerte an das dumpfe Grollen des Wassers drinnen in den Schründen. Es war schwer, Worte in dieser dunklen Sprache zu unterscheiden — und gleichwohl verstand er sie. Es schien ihm selbst wie ein Wunder, daß er wußte, wovon sie sprachen. Er wurde aufgehoben, wurde getragen, auf etwas gelegt, fortgebracht.

Aus dem Schwedischen übertragen von Ellen de Boor

Max Mell: Drei geistliche Erzählungen

DER TRAUM DES BISCHOFS

Ein frommer Bischof wandte besondere Liebe daran, der Kindheit des Heilands nachzusinnen, und nichts erschien ihm so anmutig als die Vorstellung, wie der Knabe Jesus im Hause seiner Mutter und seines Ziehvaters aufgewachsen war und

an Weisheit und Gestalt zugenommen hatte; und er bemühte sich in seinem Innern ein Bild davon zu erwecken, das ihn ganz erfüllte. Nun war ihm einmal im Traume, er befinde sich im Hause des Zimmermanns. Es war Mittag, die Gottesmutter hatte den Tisch gedeckt und rief dem Jesusknaben und sagte: »Geh und bitte den Vater zum Essen.« Der Knabe erwiderte: »Und soll ich den andern Mann auch rufen?« Da erschrak der Bischof über die Maßen und erwachte. Er lag mit gewaltig pochendem Herzen, und da er seine Gedanken sammelte, fragte er sich, ob das Gesicht seine Abberufung aus dem Irdischen bedeute. Wenn das so war, dann dünkte ihn diese Ankündigung überaus lieblich und es konnte keine schönere geben. Hernach aber, als er die Messe las, erschrak er nunmehr darüber, daß er, noch beklommen vom Traum, die Frage auf sich bezogen hatte. Es war ihm die Gnade zuteil geworden, daß das Bild durch so viele Mittel hindurch, die es von seinem Dasein trennten, zu ihm trat. Sein Teil konnte nur sein, das Entzücken daran stillschweigend zu bewahren und im Gebet zu erneuern. Und mit ehrfürchtigem Schauer durfte er die Ahnung hegen, von wem der Knabe wußte.

DER TRAUM DER NONNE

Eine heiligmäßige Klosterschwester war schwer erkrankt und in ihrem Fieber sammelten sich die Vorstellungen aller Nöte der Menschheit, zuletzt aber legte sich die eine große Schuld, die von dem ersten Menschenpaar im Garten des Paradieses erzählt ist, auf ihr Herz, so daß es diese Last nicht mehr zu tragen und zu versagen drohte. Mit einem Male jedoch fühlte sie sich unendlich linden Sinnes; sie erkannte, daß sie sich im Garten Eden befand und begriff, daß sie selber Eva war. Das Glück des unschuldigen süßen Lebens des ersten Weibes erfüllte sie, und den Mann im Garten zu wissen, war ihr eingegeben. Sie sah den Baum, der in der Mitte des Gartens

stand, und das Gebot des Herrn war ihr bewußt, daß sie von der Frucht dieses Baumes nicht essen dürfe. Sie näherte sich dem Baum und sah die Frucht und die Schlange, die im Geäst hing und zu sprechen begann. Sie hob die Hand nach der Frucht und brach sie. Die Schlange sprach weiter, doch es ging nicht in sie ein. Sie wendete sich mit der Frucht in der Hand und es war in ihr nichts als die einzige Regung, sie dem Herrn zu bringen. Sie ging einem Leuchten entgegen, das sie immer gewisser als ein Ebenbild empfand und das sie zugleich immer wonnevoller in sich aufnahm. Ihr Schreiten und ihr Anlangen an dem Ziele verlor sich in den tiefen Genesungsschlaf, in dem sie die Krankheit überwand. Sie lebte noch lange. Ihren Traum hütete sie als Geheimnis. Erst in hohem Alter, da sie meinte, bald am Ziele zu sein, erzählte sie ihn wie eine Fabel aus lang vergangener Kindheit, und tat es unter Lächeln.

DIE SCHÖNEN HÄNDE

Ein Offizier im Heere Napoleons, d'Arpentigny, begegnete im spanischen Feldzuge einer Zigeunerin, die er über die Handlesekunst befragte, wie sie von ihr und den Ihren geübt wurde. Was sie ihm mitteilte, brachte ihn vor allem dazu, die verschiedene Beschaffenheit der menschlichen Hände zu beachten und die Wahrnehmungen, die er dann durch längere Zeit machte, in eine bestimmte Ordnung zu bringen. Als er dies späterhin in einigen Schriften niederlegte, fand er damit viel Beifall nicht nur in Paris und in seinem Lande. Mancher Hinweis seiner spanischen Lehrerin mochte sich ihm im Laufe seiner Betrachtungen bestätigt haben, so etwa die Anschauung, daß die höchste und feinste Form der Hand sich am häufigsten in Asien in den Gegenden des kaukasischen Stammes finde, er nannte sie die psychische. Seiner Ansicht Nachdruck zu geben, erzählte er seinen Freunden gern eine Begebenheit aus der Zeit der Kreuzzüge, die in Joinvilles

Chronik steht. In den Tagen, da König Ludwig die Stadt Damaskus belagerte, traf ein Geistlicher der Franken zwischen der Stadt und dem Lager ein Weib an, das in einer Hand ein Becken mit glühenden Kohlen, in der andern ein Gefäß mit klarem Wasser trug. »Was willst du tun mit diesem Wasser in deinem Gefäße, und was mit der Glut dieser Kohlen?« fragte der Mönch. »Ich trage sie«, erwiderte das Weib, »um mit der Glut zu verbrennen das Paradies, und mit dem Wasser zu verlöschen die Flammen der Hölle, damit die Menschen künftighin Gott lieben und ihm dienen mögen einzig und allein um der Liebe willen.« Als der Geistliche dem König diese Antwort wiedergab, erfreute sie ihn über alles, und er pries die erhabene Frömmigkeit, die sie ihr eingegeben hatte. »Ich erzähle diese Begebenheit,« sagte d'Arpentigny, »weil ich darin meine Anschauung beglaubigt sehe. Diese Frau muß die schönsten Hände gehabt haben.«

Federico García Lorca: Plauderei über Theater

LIEBE FREUNDE! Vor langem schon legte ich das strenge Gelübde ab, jede Art Ehrungen, Bankette oder Feiern, die man für meine bescheidene Person veranstalten würde, abzulehnen. Erstens, weil ich weiß, daß mit jeder einzelnen ein Stein auf unser literarisches Grab gelegt wird, und zweitens, weil ich gesehen habe, daß es nichts Trostloseres gibt als die kalte Ansprache zu unserer Ehre und keinen kläglicheren Augenblick als den des organisierten — wenn auch wohlmeinenden — Beifalls.

Zudem glaube ich — und das ist geheim —, daß Bankette und Ehrenurkunden dem Menschen, der sie annimmt, Pech und Unglück bringen; Pech und Unglück, die aus der bequemen Haltung der Freunde entstehen, die da denken: ›Nun haben wir unsere Schuldigkeit für ihn getan.‹ Ein Bankett ist eine

Vereinigung von Berufsleuten, die mit uns essen, und an dem die Menschen teilnehmen — wie viele es auch sein mögen —, die uns im Leben am wenigsten leiden können.
Ich würde für Dichter und Dramatiker statt Ehrungen Angriffe und Herausforderungen organisieren, wo man uns schneidig und hitzig fragen sollte: »Warum bist du nicht fähig, die Schwermut des Meeres in einer Person auszudrücken? — Warum wagst du nicht, von der Verzweiflung der einander feindlichen Krieger zu erzählen?« Höchste Anforderung und Kampf stärken die Seele des Künstlers, die durch billige Schmeicheleien verweichlicht und zerstört wird. Die Theater sind voller trügerischer, mit Treibhausrosen bekränzter Sirenen, und das Publikum ist befriedigt und klatscht Beifall, derweil es Sägemehlherzen sieht und nur von den Lippen huschende Dialoge hört. Will aber der dramatische Dichter sich vorm Vergessen schützen, dann darf er die Rosenfelder nicht vergessen, die von der Morgenfrische benetzt werden, nicht jenen Tauber, der von einem geheimnisvollen Jäger verwundet ward und im Schilfdicht seinen Todeskampf kämpft, ohne daß sein Seufzen gehört wird.
Auf der Flucht vor Sirenen, Glückwünschen und falschen Worten habe ich keine Ehrungen angenommen, als ›Yerma‹ uraufgeführt wurde; aber ich habe die größte Freude meines kurzen Autorendaseins empfunden, als ich erfuhr, daß die Madrider Theaterfamilie die große Margarita Xirgu — diese Schauspielerin mit makelloser künstlerischer Laufbahn, Leuchte des spanischen Theaters, bewunderungswürdige schöpferische Darstellerin — um eine Sondervorstellung gebeten hat, um sie und ihre Truppe zu sehen, die ihr so glänzend zur Seite steht.
Für solche Teilnahme und Achtung, die das für eine bemerkenswerte theatralische Anstrengung bedeutet, danke ich heute, da wir zusammen sind, allen auf das innigste und aufrichtigste. Ich spreche heute abend nicht als Autor, nicht als

Dichter, nicht als einfacher Beobachter des reichen Panoramas des menschlichen Lebens, sondern als glühender Verehrer des Theaters der sozialen Aktion. Das Theater ist eines der ausdruckvollsten und nützlichsten Mittel, um ein Land aufzubauen, und das Barometer, das seine Größe und seinen Abstieg anzeigt. Ein empfindliches und in allen seinen Gattungen gut ausgerichtetes Theater kann in wenigen Jahren die Empfindsamkeit des Volkes verändern; ein verlumptes Theater, darin die Hufe die Flügel ersetzen, kann eine ganze Nation verplumpen und einschläfern.
Das Theater ist eine Schule des Weinens und des Lachens und eine freie Tribüne, auf der die Menschen alte oder irrige Morallehren deutlich zeigen und durch lebendige Beispiele ewige Regeln des menschlichen Herzens und Gefühls ausdrücken können.
Ein Volk, das seinem Theater nicht hilft und es nicht fördert, ist, wenn nicht tot, so doch todkrank; so auch das Theater, das nicht den sozialen Pulsschlag der Geschichte aufnimmt, das Drama ihrer Menschen, die unverfälschte Eigenart ihrer Landschaft und ihres Geistes, ihr Lachen und ihr Weinen; solch ein Theater hat nicht das Recht, sich Theater zu nennen, sondern muß Spielsaal heißen oder Ort, wo man das Abscheuliche tut, was mit Zeitvertreib bezeichnet wird. Ich spiele auf niemanden an und will niemanden verletzen. Ich spreche nicht von gegenwärtiger Wirklichkeit, sondern von etwas Problematischem, das aufgeworfen aber nicht gelöst wird.
Jeden Tag, liebe Freunde, höre ich von der Krise des Theaters reden, und immer denke ich, daß dieses Übel nicht vor unseren Augen sondern im Verborgensten seines Wesens liegt; es ist kein Übel, das nur vorübergehend an der Oberfläche auftritt, das heißt mit anderen Worten, der Leistung, sondern es ist zutiefst eingewurzelt, es ist, mit einem Wort, ein organisatorisches Übel. Während Schauspieler und Autoren in der Hand lediglich kommerzieller Unternehmen sind, die frei und

ohne literarische oder in irgendeiner Hinsicht staatliche Kontrolle schalten — Unternehmungen bar jedes Urteils, jeder irgendwie gearteten Garantie —, gehen Schauspieler, Autoren und das ganze Theater von Tag zu Tag mehr und mehr und rettungslos zu Grunde.

Das köstliche, leichte Theater der Revue, des Vaudeville und des Schwanks, dieser Gattungen, deren leidenschaftlicher Zuschauer ich bin, könnte sich noch erhalten und sogar retten; aber das Stück in Versen: das geschichtliche Stück und die sogenannte hispanische Zarzuela [Singspiel] werden täglich mehr Rückschläge erleiden, weil sie zu den Gattungen gehören, die besonders hohe Anforderungen stellen; sie könnten wirklichen Neuerungen sich erschließen, aber es gibt keine Autorität, keinen Opfermut, um sie bei einem Publikum durchzusetzen, das man mit Überlegenheit zügeln, dem man bei vielen Gelegenheiten widersprechen und dem man entgegentreten muß. Das Theater muß sich beim Publikum durchsetzen, nicht das Publikum beim Theater. Um das zu erreichen, haben Autoren und Schauspieler eine große Autorität sich anzueignen, koste es, was es wolle; denn das Theaterpublikum ist wie die Schulkinder: der strenge, ernste Lehrer, der etwas von ihnen verlangt und gerecht ist, wird verehrt, und die Stühle der zaghaften, hudelnden Lehrer, die nicht lehren und lernen lassen, werden mit grausamen Nadeln gespickt.

Man kann das Publikum belehren — es sei festgestellt, daß ich nicht Volk sage, sondern Publikum; man kann es belehren: ich habe vor Jahren erlebt, wie man Debussy und Ravel Fußtritte gegeben hat, und ich war später Zeuge der lärmenden Ovationen, die ein breites Publikum den früher abgelehnten Werken bereitet hat. Diese Autoren wurden von einem hohen, maßgeblichen Gesichtspunkt aus durchgesetzt, der dem des Publikums überlegen war; so wie Wedekind in Deutschland, Pirandello in Italien und viele andere.

Das muß zum Besten des Theaters und für die Ehre und die

Rangordnung der Schauspieler getan werden. Man muß eine würdige Haltung annehmen in der Gewißheit, daß sie mit Zinsen belohnt wird. Das Gegenteil heißt, vor Angst hinter den Kulissen zittern, Phantasie, Imagination und Reiz des Theaters töten, das immer, immer Kunst ist, immer erhabene Kunst sein wird, wiewohl es eine Zeit gegeben hat, in der man Kunst alles nannte, was geschmacklos war, um die Atmosphäre herunterzudrücken, die Poesie zu zerstören und aus der Bühne einen Ort zu machen, der den Winden von allen Seiten ausgesetzt war. Kunst über alles. Edelste Kunst; und ihr, liebe Schauspieler, vor allem Künstler, Künstler vom Scheitel bis zur Sohle, da ihr ja aus Liebe und Berufung auf die Bretter gestiegen seid, die eine erdichtete, schmerzvolle Welt bedeuten. Künstler aus Eingenommenheit und Voreingenommenheit. Vom bescheidensten bis zum hervorragendsten Theater soll man das Wort ›Kunst‹ an die Zuschauerräume und Schauspielergarderoben schreiben; geschieht das nicht, wird man das Wort ›Handel‹ anschreiben müssen oder ein anderes, das ich nicht auszusprechen wage. Und Rangordnung, Disziplin, Opfergeist, Liebe.

Ich will euch keine Lehren erteilen: ich befinde mich selbst in der Lage, Lehren anzunehmen. Begeisterung und Gewißheit haben mir meine Worte diktiert. Ich bin nicht verträumt. Ich habe oft und kühl durchdacht, was ich denke, und als guter Andalusier besitze ich das Geheimnis der Kühle, weil mein Blut alt ist. Ich weiß, daß nicht der die Wahrheit zu eigen hat, der ›heute, heute, heute‹ sagt und dabei sein Brot direkt am Backofen ißt, sondern der, der mit heiterer Ruhe in der Ferne das erste Leuchten des Tagesanbruchs auf den Feldern sieht. Ich weiß, daß nicht der recht hat, der ›sofort, sofort, sofort‹ sagt, wobei er seine Augen auf die kleinen Schlünde der Schalter heftet, sondern der, der ›morgen, morgen, morgen‹ sagt und das neue Leben kommen fühlt, das über der Welt schwebt.

Deutsch von Enrique Beck

Molière: Vorspiel zum Amphitryon

DEUTSCH VON ARTHUR LUTHER

Merkur auf einer Wolke. Die Nacht kommt in einem von zwei schwarzen Pferden gezogenen Wagen

MERKUR

Halt, halt! Entflieht mir nicht sogleich,
Frau Nacht! Ich bitt Euch sehr, ein wenig zu verweilen.
Mich sendet Jupiter zu Euch,
Er hat Euch Wichtiges mitzuteilen.

NACHT

Ihr seids, Merkur? Und gar — das hätt ich nicht gedacht —
Faul hingeräkelt?

MERKUR Ei, Frau Nacht,

Ich wurde müd, denn immer wieder
Jupiters Bote sein, das strengt gewaltig an,
Deswegen ließ ich mich auf dieser Wolke nieder
Und wartete auf Euer Nahn.

NACHT

Ich glaube, Herr Merkur, Ihr seid nicht recht gescheit
Oder Ihr spaßt. Ein Gott kennt keine Müdigkeit.

MERKUR

Sind Götter denn von Stein?

NACHT Das nicht, doch leicht gefährden

Wir unser Renommee durch Reden und Gebärden,
Die nicht zu dem Begriff der Götterallmacht passen.
Man hat wohl seine kleinen Schwächen,
Doch soll man nicht darüber sprechen.
Das bleibt den Menschen überlassen.

MERKUR

Ihr habt gut reden, holde Nacht!
Ihr sitzt behaglich da in Eurer Prachtkarosse,
Gewärtig jedes Winks sind Eure beiden Rosse, —

Kein Wunder, daß die Fahrt Euch nur Vergnügen macht.
Ich aber bin viel schlimmer dran,
Und nun und nimmermehr verzeih ichs den Poeten,
Daß ungefragt und ungebeten
Sie mir so Böses angetan.
Uns, dem olympischen Geschlecht
Wagt diese Bande vorzuschreiben:
Das sollst du tun, das läßt du bleiben!
Warum, wieso, mit welchem Recht
Laß ich gleich einem Bauernknecht
Zu Fuß von Ort zu Ort mich treiben?
Zu seinem Boten hat mich Jupiter ersehn.
Ich dien ihm herzlich gern und will mein Amt nicht schmähn.
Doch muß ich täglich kreuz und quer
Den ganzen Weltenraum durchjagen,
So hab ich, dünkt mich, auch weit mehr
Als andre Recht auf einen Wagen.

NACHT

Es hilft nichts, Freund, bescheidet Euch!
Die Dichter tun halt was sie wollen,
Und was Euch Anlaß gibt zu grollen
Ist ja noch nicht einmal ihr schlimmster Narrenstreich.
Und ziemts Euch wirklich sich so furchtbar aufzuregen?
Wer, frag ich, hat Euch denn die Flügelschuh geschenkt?

MERKUR

Ich kann mich schneller drin bewegen,
Doch werd ich doppelt angestrengt.

NACHT

Genug davon. Was habt Ihr mir gebracht?
Sagt, welchen Wunsch kann ich Herrn Jupiter erfüllen?

MERKUR

Ihr möchtet, gnädigste Frau Nacht,
Die Erde ganz in Euren Mantel hüllen.
Von neuer Lieb ist er entfacht



Und just dabei, die Glut zu stillen.
Ihr wißt Bescheid von seinen Winkelzügen,
Wie oft er schon verbotne Frucht gepflückt,
Wie er vom Himmelsthron herabgestiegen,
Wenn ihn ein irdisch Weib entzückt,
Und wie's ihm immer wieder glückt,
Die Sprödeste selbst zu besiegen.
Jetzt hats ihm Frau Alkmene angetan,
Und während auf Böotiens weitem Plan
Ihr Mann Amphitryon mit Einsatz seines Lebens
Zum Siege führt die Heere Thebens
Nahm der Olympier die Gestalt des Gatten an
Und schwelgt am Ziele seines Strebens
Nun in den seligsten Genüssen.
Den Zeitpunkt hat er sich aufs glücklichste gewählt:
Erst wenige Tage, müßt Ihr wissen,
Ist dieses junge Paar vermählt.
Der ersten Liebe ganze Glut
Kommt so dem fremden Gast zugut.
Doch rat ich unsern Kavalieren
Das Beispiel Jupiters nicht blindlings nachzuahmen:
Versuchten sie bei ihren Damen
Sich in des Gatten Maske einzuführen,
Sie würden schwerlich reüssieren.

NACHT

Bewundernd beug ich mich vor Zeus — jedoch warum
Muß er sich immer neu verkleiden?

MERKUR

Durchkosten will er alle Möglichkeiten.
Für einen Gott ist das gewiß nicht dumm.
Was nützts, daß ihm die Menschen Weihrauch streun?
Auf eisiger Höhe seit Äonen
In starrer Einsamkeit zu thronen —
Kann ihn das auf die Dauer freun?

Nichts Törichteres gibts, das scheint mir ganz gewiß,
Als eigner Größe Sklave sein,
Und mischt sich gar die Liebe mit hinein,
Ist Größe wohl das größte Hindernis.
Jupiter weiß Bescheid in allen Liebesdingen,
Den Glorienschein läßt er zu Haus,
Und um in alles, was ihn anlockt, einzudringen,
Schlüpft er aus seinem eignen Ich heraus,
Um als Nicht-Jupiter den Sieg dann zu erringen.

NACHT

Daß es ihn manchmal reizt, aus seinen lichten Höhn
Hinabzusteigen auf die Erde
Und mit den Menschen Freude und Beschwerde
Zu teilen, kann ich schon verstehn.
Wär er bei diesem Spiel nur stets als Mensch zu sehn,
Gäb er sich nur als Mensch in Rede und Gebärde!
Doch er verbirgt sich oft auch hinter tierischen Fratzen,
Erscheint als Drache, Stier und Schwan —
Das, mein ich, ist nicht wohlgetan!
Kein Wunder, daß die Leute drüber schwatzen.

MERKUR

Ob nun der Pöbel redet oder schweigt, —
Es liegt ein eigner Reiz in diesem Maskenspiel,
Der all der Krittler Denkkraft übersteigt.
Bei Jupiter hat alles Zweck und Ziel.
Der Tiere zärtliches Gefühl
Ist keineswegs so plump, wie's manchem von uns deucht.

NACHT

Zurück zu Euren Wünschen nun.
Fand er den Weg schon zu Alkmenen?
Was kann ich da noch für ihn tun?

MERKUR

Laßt Eure hurtigen Rosse ruhn.
Die Nacht soll sich so lange dehnen,



Wie nie bisher auf Erden eine Nacht.
Erst wenn er ganz gestillt hat sein verliebtes Sehnen
Und ausgekostet jede Wonne,
Ists Zeit, daß neu der Tag erwacht
Und mit dem ersten Strahl der Sonne
Der Gatte heimkehrt aus der Schlacht.

NACHT

Das also wird von mir begehrt!
Fürwahr, ein saubres Unternehmen!
Der Auftraggeber soll sich schämen!
Er glaubt wohl gar, daß er mich damit ehrt?

MERKUR

Für eine Göttin, hohe Frau,
Scheint Ihr mir sehr zurückgeblieben,
Und was Ihr sagt, ist furchtbar übertrieben.
Nur das gemeine Volk nimmt alles so genau.
Was Leute höhern Standes unternahmen,
War immer recht und immer gut
Und Taten gibt man ihren Namen
Nach dem nicht, was sie sind, nach dem nur, wer sie tut.

NACHT

Verehrter Freund, in dem Bereich
Kenn ich mich leider gar nicht aus.
Ihr seid da mehr als ich zu Haus,
Und also richt' ich mich nach Euch.

MERKUR

Holla, verehrteste Frau Nacht!
Nicht gar so hitzig, möcht ich bitten!
Als Hüterin der guten Sitten
Kamt Ihr bisher nicht in Betracht.
Sind unsre Ziele nicht die gleichen?
Habt Ihr in aller Herren Reichen
Nicht oft genug die Kupplerin gemacht?
Wir beide können uns getrost die Hände reichen.



Urs Graf: Drachenkampf des Heiligen Georg

Federzeichnung. 1519

NACHT

Gut, schließen wir jetzt Frieden, Herr Merkur,
Denn wenn wir uns noch weiter zanken,
So bringen wir die Menschen nur
Auf ungebührliche Gedanken.

MERKUR

Und nun auf Wiedersehn! Ich muß jetzt schleunigst handeln.
Heut nacht bin ich nicht mehr Merkur.
Auf Jupiters Befehl hab ich mich zu verwandeln,
Vom Knecht Amphitryons leih ich mir die Figur.

NACHT

Ich bleib indessen hier mit meinem schwarzen Wagen.
Erst wenn es Jupiter verlangt, solls morgen tagen.

MERKUR

Auf Wiedersehn, Frau Nacht!

NACHT

Auf Wiedersehn, Merkur!

Mattias Braun: Schwarzes Wasser

DIESE Geschichte spielt in Ronda, einer kleinen Stadt Andalusiens. Sie ist mit zwei, drei Worten erzählt. Man vergaß sie bisher, weil — Gott ja, es gibt dies und das zu erledigen am Tage, und man ist abends todmüde, und so vergaß man sie.

Sie führt uns hauptsächlich auf die versponnenen Wege eines Knaben, der, die Hände auf dem Rücken, mit nachdenklich gesenktem Kopf in dieser Stadt umherging. Er war etwa sechs Jahre alt, und seine schwarzen Haare wucherten ihm zottig in die Stirn. Seine Augenbrauen waren über seiner leicht gebogenen Nase zusammengewachsen, und seine Augen schauten offen und doch zugleich hintergründig in die Welt.

So ging er also umher, sah, wie sie arbeiteten und abends in der Kneipe die Hähne kämpfen ließen, und trug sich mit der

Absicht, einst Bürgermeister dieser Stadt zu werden. Doch das ist es nicht, worauf es ankommt.
Der Knabe Pedrillo liebte es, auf Türmen, Brücken und Hausdächern zu stehen, er liebte es, in Blumenkelche und Augen von Katzen zu schauen. Hundeaugen widerten ihn an.
Der Knabe Pedrillo sprach lieber mit Dingen als mit Menschen. Sie waren entschieden sympathischer, und nie belog er sie. Er kannte viele Dinge. Er war ihr Kaiser.
Tatsache. Er war Kaiser der Dinge.
Er war kein tyrannischer Kaiser, sondern ein guter.
Er gab ihnen sogar zu essen, aber das nahmen sie nicht an. Eine Zeit lang machte ihm das Sorge, und seinem Grübeln entsprang eine Art von Lied, das er ihnen beschwörend wie ein Zauberer zuflüsterte. Das Lied hieß so:

Tauch dein Brot in den Milchtopf.
Steck es in das Loch am Kopf.
Würgs im Hals durch den Schlauch.
Kriegt Besuch dein Bauch.

So hieß das Lied.
Später beruhigte er sich über den Umstand, daß sie nicht aßen; sie magerten ja nicht ab und starben nie, es machte ihnen nichts. Sie waren eben ganz anders als Menschen; und er zwang sich, das Essen zu verachten.
Nicht immer gefiel es ihm, Kaiser zu sein. Mitunter war er zum Beispiel gern Kahnfahrer oder Zigarrenhändler. Da entdeckte der Knabe Pedrillo, daß es mit ihm eine eigenartige Bewandtnis habe, eine ganz besondere Bewandtnis wohl.
Kaiser Pedrillo stieg die Treppe herunter, die Schleppe war schwer von Purpur, er sah den Gasmenschen mit einem zerschmetternden Blick an und hob die linke Hand an die goldene Krone, jawohl, die linke Hand. Als er auf die Straße trat, erbebte er; er mußte sich zwingen, sich nichts anmerken zu lassen: er verwandelte sich in einen Chauffeur.
Er verwandelte sich in einen Chauffeur.

Chauffeur Pedrillo saß in seinem Auto, das so groß war wie ein Haus, es hatte mehrere Stockwerke. Er spitzte die Lippen, legte die Hände um das Steuerrad, lehnte sich weit, weit in die weichen Polster zurück und fuhr los.
Pedrillo fuhr daher. Er sah eine wunderschöne Dame. Sie trug Stöckelschuhe und einen schwarzen Spitzenschal um den bloßen Hals. Pedrillo lächelte.
Er fuhr über sie hinweg, fuhr sie tot.
An der nächsten Ecke hielt er, stieg aus, eilte zurück, streckte die Hand aus.
Die Beine wuchsen wieder an die Dame, sie erhob sich, zupfte ihren Spitzenschal zurecht und dankte von Herzen.
O, gern geschehen, keine Ursache!
Pedrillo liebte es, Damen zu überfahren. Er liebte es, von ihm überfahrene Damen zum Leben zu erwecken. Sie waren einen Augenblick lang tot, für einen Augenblick waren sie in dem dunklen Zimmer mit den schrecklichen Gesichtern — und durch Pedrillo waren sie da.
Pedrillo mochte die Dunkelheit sehr; er wußte nicht, ob er sie liebte oder haßte oder fürchtete.
Pedrillo kroch auf dem Speicher herum, öffnete eine Dachluke und starrte in den schwarzen Himmel. Hier war eine Welt, die man unten übersah.
Pedrillo streckte den Arm aus, reckte ihn hoch hinaus und holte einen Stern herunter, einen leibhaftigen Stern, er wickelte ihn in sein Taschentuch. Er hielt fest seine Hand darum. Der Stern brannte in seiner Hand, er brannte.
Pedrillo!
Pedrillo wollte übrigens Zauberer werden.
Pedrillo!
Er schreckte herum! Ja!?
Hatte man so etwas gesehen? Da war niemand, da war ein Hahn. Irgend jemand aus dem Haus hielt sich auf dem Speicher einen Hahn. Der Hahn hockte rot in seinem Verschlag



und hatte auf ein Stück Glasscheibe getreten, das über einem Balken lag und jedesmal leicht gegen einen Draht zitterte. Anders war es wirklich nichts, jetzt tat er es wieder.
So war sein Name, ein ganz leichtes Klirren. Pedrillo haßte wie jeder Mensch seinen Namen. Er schlich sich hinzu, reckte sich hoch auf und zog die Glasscheibe von dem Balken. Sie zersplitterte am Boden, und der Hahn flog krächzend in eine dunkle Ecke.
Pedrillo erschrak leicht und schloß die Augen. Dann bückte er sich und tastete mit der Hand. Da lag ein aufgeschlagenes Buch.
Ein Buch!
Auf dem Balken mußte ein Buch gelegen haben, ein Buch war heruntergefallen.
Das Buch war groß. Er schleppte es unter die Dachluke, legte es auf seine Kniee und starrte darauf. Er strich mit der freien Hand über die aufgeschlagenen Seiten, die zwei aufgeschlagenen Seiten. Bogen und Ecken, schwarze gerade Striche, krumme Striche, alles so blaß.
Buchstaben. Er riß die Augen weit auf, und seine Lippen formten tonlos Worte, die er las:
Und alle warten, der Gasmensch wartet, die wunderschönen Damen warten, sie sehen die große Treppe hinauf. Der Kaiser kommt, alle fallen zur Erde.
Der Kaiser spricht: Hier, Gold. Alle bekommen goldene Gesichter, goldene Hände, goldene Kleider, wahrhaftig, bekommen sie.
Der Kaiser spricht: Für heute lasse ich Euch leben, aber ich will etwas dafür haben. Ich will dafür haben –
Pedrillo kann überhaupt nicht lesen. Und deshalb kann er auch nicht lesen, was der Kaiser haben will. Pedrillo weiß es nicht, er weiß es nicht. Er drückt die Augen fest zu.
Ich will dafür haben –
Pedrillo weiß es nicht.



Sie reißen die hohen Flügeltüren auseinander, der Kaiser stürzt durch die Säle, wo die Ehrfurcht in großen schweigenden Lachen steht. Sie reichen ihm mit wächsern weißen Händen, die wie Siegel an ihren Armen hängen, ein Dokument und den riesigen Federhalter. Draußen wartet das Volk vor dem Palast, unter dem Balkon drängen sich die wundervollen Damen, wartet der Gasmensch. Drinnen leuchten die Hüte in den Spiegeln, schimmern die blanken Schnallen im Marmorboden – alles Erwartung, ein Meer von Erwartung.
Und der Kaiser? Kaiser Pedrillo? Er weiß nicht, was er darauf schreibt, denn bei dieser Dunkelheit kann man es nicht lesen. Das kann kein Mensch verlangen. Es ist dunkel, zu dunkel.
Ich komme morgen wieder, Buch, wenn es hell ist, Buch, denn ich bin Kaiser, ich komme, darauf kannst du dich verlassen.

Am frühen Morgen lief Pedrillo die Treppe hinunter. Auf den Straßen klapperten die Milchkannen, die Frauen in ihren schwarzen Kleidern eilten geschäftig umher, und die gelben Körbe, die in ihren Armen hingen, leuchteten.
Gegenüber dem Tabakladen, wo sie ihn immer hinschickten, wenn ihnen das Rauchwerk ausging, gegenüber dem Tabakladen also lehnte sich Pedrillo an die Mauer. Die Brillengläser des Tabakhändlers blinkten aus dem Innern des Ladens.
Pedrillo hob den Kopf und schaute auf die blauen Buchstaben über der Tür, wie Rauch stiegen sie aus einer Riesenzigarre hervor. Hundertmal hatte er sich entzückt in ihrem Anblick verloren.
Und Pedrillo las: tabaco.
Und vor Freude sprengt Pedrillo auf einem herrlichen roten Hengst die Straße hinunter, daß alle zur Seite schwirren und daß sich die Einkäuferinnen in die Haustüren drücken.
Am Ende der Straße macht Pedrillo kehrt und reitet wieder vor den Tabakladen. Er liest es noch einmal: tabaco.



Und er liest es glatt herunter.
Das rote Pferd bäumt sich wiehernd auf, schlägt mit seinem schwarzen Schweif das Straßenpflaster, und sie galoppieren davon, daß die Funken stieben.
Mit fliegenden Füßen läuft Pedrillo die Treppe hinauf und schließt vorsichtig die Tür des Speichers hinter sich. Das Buch liegt als ein dunkler Fleck in der Dämmerung. Er hebt es auf und geht auf die Tür zu, die zum Dachgarten hinausführt. Draußen ist es heller. Er öffnet die Tür und bleibt erstarrt stehen.
An dem Geländer saß ein Mädchen ungefähr gleichen Alters mit Pedrillo und hielt das Gesicht in den Händen vergraben. Zwischen den Füßen des Mädchens lag in einem Schuhkarton eine Puppe und darauf ein kleiner Kranz aus trocknem Gras.
Das Mädchen weinte heftig und unaufhörlich. Dann hob es kurz sein Gesicht und sagte: Willst du mitspielen ›Das Kind ist tot‹?
Pedrillo stand betreten an der Tür. Das Mädchen zog ihn heraus und sagte: Wünsche mir Beileid.
Mein Mann ist ein Liederjan, sagt es, er läßt uns verhungern. Ihm liegt nichts an seiner Familie. Wenn das Kind stirbt, kommt er nie zur Beerdigung. Er zeigt sich überhaupt selten, er gibt mir nicht das kleinste Stück Geld. Er ist zu nichts mehr zu gebrauchen, als daß er unsern Hahn bewacht. Und jetzt fängt er auch noch an, seine Jacke falsch zuzuknöpfen.
Natürlich führen wir ein Hundeleben. Nicht einmal einen Spiegel haben wir, nur eine alte blank geputzte Dose.
Das Mädchen verzog sein Gesicht. Es wird noch einmal ein schlimmes Ende mit ihm nehmen, rief es.
Es bückte sich und nestelte schimpfend an einem Baby herum, das gar nicht vorhanden war. Es bemühte sich angestrengt, einen Knopf aus Luft in ein Knopfloch aus Luft zu bringen.
Das Mädchen jammerte: Wenn schon einer seine Jacke falsch

zuknöpft, dann ist es weit mit ihm. Eine Frau hat es schwer, wenn ihr Mann sie im Stich läßt. Und dann diese ewige Sorge, daß die Kinder von Piraten gestohlen werden.
Pedrillo erschrak. Er sah an sich herab und dachte: Wenn sie nur meinen Piratendegen nicht sieht.
Das Gesicht der armen Mutter war vergrämt, ihr Haar zerrauft. Wünsche mir Beileid, sagte sie und streckte ihre Hand aus.
Wenn sie nur den Degen nicht sieht, denkt Pedrillo.
Er war ein tüchtiger Mann, sagte sie, er konnte elf Buchstaben schreiben. Fünf Jahre lang führten wir eine glückliche Ehe, dann begann er, liederlich zu werden.
Immer noch hielt sie ihre Hand ausgestreckt. In ihrem Schmerz sah sie sehr stolz und über alles erhaben aus, so als sei sie etwas, das man nicht zu Fall bringen kann.
Da sagte Pedrillo: Ich bin der Piratenkapitän.
Das Mädchen erschrak. Das Mädchen war starr vor Schrekken. Pedrillo vermag kaum seinen inneren Aufruhr zu bändigen.
Aber noch läßt er das Mädchen nicht von seinen Piraten auf das Schiff bringen.
Er sagt ruhig: Ich bin der Piratenkapitän.
Was!, sagte das Mädchen, hast du einen Degen?
Pedrillo hielt seinen Degen hoch in die Luft, und sie betrachteten ihn beide. Er funkelte und spie kleine Sonnenblitze aus.
Pedrillo springt auf und sticht mit dem Degen in den Himmel.
Das Mädchen starrte ihn fasziniert an.
Du stichst mit ihm in die Luft, sagte es anerkennend.
Ich steche in den Himmel, sagt Pedrillo und springt wieder.
Nein, ich glaube, daß du in die Luft stichst, meinte das Mädchen.
Eine Blutwelle schlägt in Pedrillos Kopf. Das Mädchen hockte beinahe fieberhaft gespannt bei seiner Puppe.



Ich glaube nicht, daß er bis in den Himmel reicht, sagte das Mädchen.
Er reißt jedesmal ein Stück vom Himmel auf, sagt Pedrillo, und er vollbringt noch ganz andere Dinge. Ich habe mit ihm den Meerriesen erschlagen.
Nein! ruft das Mädchen.
Ich habe den Meerriesen erschlagen, sagt Pedrillo stolz.
Wie sieht der Meerriese aus, fragt das Mädchen.
Er ist so groß wie drei Häuser, sagt Pedrillo, und er hat drei Augen, eins glüht rot mitten auf seiner Stirn.
Frißt er Menschen, fragt das Mädchen.
Nur Menschen, antwortet Pedrillo überlegen. Aber ich habe ihn getötet.
Das Mädchen wird kreidebleich. Bleich wie ein Leintuch wird es.
Warum wirst du bleich wie ein Leintuch? fragt Pedrillo. Ich habe den Meerriesen getötet.
Pedrillo blickt verlegen um sich: Wenn du es nicht glaubst, hier steht es schwarz auf weiß in dem Buch.
Er nickt mit dem Kopf: Sie haben es aufgeschrieben.
In feierlich erregter Stimmung setzen sie sich nebeneinander auf den Boden. Und Pedrillo liest:
Der Kampf Pedrillos mit dem Meerriesen. Pedrillo war zehn Tage durch die Wüste geritten und kam ans Meer. Da stieg er von seinem Pferd und ließ seinen Degen in der Sonne blitzen, und der Meerriese klomm wütend aus seinem grünen Palast herauf, und sie fochten miteinander, bis der Meerriese hinterrücks ins Meer stürzte und tot hinabsank. Er sank langsam durch seinen ganzen Palast hindurch und blieb auf dem Grund des Meeres liegen. Pedrillo lief in den Thronsaal, holte die Zauberperle und trug sie mit sich fort.
Glaubst du es jetzt, fragte Pedrillo.
Das Mädchen streicht mit seiner Hand über das Buch und sagt: Ja, ich glaube es.

Und nach einer Pause: Hast du die Zauberperle?
Ich kann damit zaubern, antwortet Pedrillo.
Das Mädchen faßt ihn beim Arm und sagt: Kannst du mein Kind wieder lebendig machen?
Pedrillo überlegt einen Augenblick lang. Du mußt anderswohin sehen, sagt er, dann kann ich es.
Er geht zu der Puppe, und das Mädchen schaut auf die Tür. Er streicht leicht mit der Hand über die Puppe und sagt: Sie ist wieder lebendig.
Tatsächlich, ruft das Mädchen, als es die Puppe sieht. Sie lebt wieder.
Ist das Kind jetzt wieder ganz lebendig, fragt Pedrillo.
Vollkommen lebendig, sagt das Mädchen.
Pedrillo lächelt zufrieden.
Habt ihr lange gefochten, der Meerriese und du, fragt das Mädchen.
Pedrillo nickt. Der Meerriese hat grünes Blut, sagt er, ich will dir ein Fläschchen voll zeigen.
Rasch läuft er über den Speicher und die Treppen hinab. Als er wiederkam, war das Mädchen weg.

Pedrillo fühlte sich elend und leer. Mit hängenden Armen ging er durch die Straßen und fand sich unversehens vorm Bahnhof. Er hockte im Schatten einer weißen Häuserwand und drehte ausgetrocknete Grashalme zu kleinen Kränzen. Die Sonne stand wie ein schwelendes Moor aus greller Hitze auf dem Platz und stak wie mit zitternden Speeren in den Jalousien. Im Bahnhof rumpelten die Züge; die weißquellenden Dampfblumen flockten am Himmel auf, und man wußte, die Züge ächzten heran oder sie stöhnten davon. Die Menschen tropften aus den Wagen, man sah sie durch allerhand Bahnhofsgestänge hindurch, sie huschten aus den Türen und flohen gleichsam über den Platz in die weißen Häuser und Straßen. Und man sah bald nichts mehr von ihnen als das

Beben einer Tür, das Schwanken eines Vorhangs oder auch wohl einen bei der Begrüßung draußen abgestellten und vergessenen Koffer.
Pedrillo lief zu dem Bahnhofsgitter, auf einem der Bahnsteige schritt langsam eine Dame in Stöckelschuhen und mit einem schwarzen Spitzenschal um den bloßen Hals. Da ging sie also auf und ab und wartete auf ihren Zug.
Pedrillo krampfte seine Hände um das Gitter. Er sah große schwarze Berge vor sich aufsteigen und grüne Abhänge wie Netze ausgespannt. Schwindelerregend tiefe Täler sprangen vor ihm auseinander, in denen man sang und die Guitarre schlug, aus schillernden Seen spannten Frösche mit ihrem Geschrei klingende Bögen zu wild umwucherten Schlössern, prunkende Städte und bunt leuchtende Dörfer durchflog der Zug.
Pedrillo wollte sich für jedes Ding einen passenden Namen ausdenken. Dies würde er ›Wehendes Lied‹ nennen und das ›Singenden Vogel‹. Und ein Ding wollte er suchen, das er ›Schwarzes Wasser‹ nennen könnte. Und er wollte nachts auf Blättern schlafen und am Mittag in kühlen Höhlen sitzen. Und er wollte an den Schatz denken, der in ihrer Tiefe lag. Und er wollte Steine und Zweige mitnehmen und nackt in die Bäche steigen.
Das alles wollte er.
Er dreht sich um und läuft davon. Er steigt die Treppen hinauf zum Speicher. Er stürzt auf den Dachgarten. Niemand ist da. Das Mädchen ist nicht da.
Er mußte also die Neuigkeit für sich behalten, wieviele Riesen es noch gebe und daß er sie alle töten wolle.
Er nahm sich nun vor, niemandem etwas davon zu sagen.
Und dann erzählte er es doch. Er erzählte es der Tür. Und seine Schwäche beschämte ihn. Wie sollte er, wenn er ein Waschweib war, die kommenden Abenteuer bestehen. Wie sollte er den Riesen entgegentreten können.



Verzweifelt sah er um sich. Er versuchte, einen Dachziegel zu lösen, aber es gelang ihm nicht. Da sah er das Buch und klemmte es unter seinen Arm. Erregt lief er die Treppen hinab in den Keller.
Gleich neben der Kellertreppe gab es ein feuchtes Loch mit häßlichen Kröten darin. Pedrillo überwand sich und kniete nieder, er griff in das kühle und weiche Dunkel und holte eine bräunliche Kröte hervor. Er setzte sie vor die Treppe ins Licht. Sie lag da wie ein Brötchen auf einem Frühstücksteller, wie eine Pflaume auf dem Weg lag sie da. Ihr Atem wogte in ihr wie der Schlag in einem herausgelösten Herzen.
Pedrillo schloß die Augen. Er hob das Buch hoch über seinem Kopf und schleuderte es mit aller Kraft auf die Kröte. Ihm wurde übel, und er stürzte davon.
Aber ich kann, dachte er, meine Schwäche überwinden.
In einer Art von verzweifelter Beruhigung sagte er: Ich bin stark. Ich kann, was ich will. Ich kann sogar grausam sein. Und ich kann damit leben, Auge in Auge.
In dieser Nacht schlief er tief.

Pedrillo stieg zum Dachgarten hinauf. Das Mädchen stand am Gitter und wandte seinen Kopf zu ihm hin. Es wies mit dem Finger auf einen verschlossenen Korb, der neben ihm am Boden stand.
Pedrillos Herz klopfte. Ob es nicht ein Land gibt, das Merian heißt, dachte er. Ich muß jemand fragen, wo es liegt.
Das Mädchen sagt: Ich habe unsern Hahn mitgebracht. Mein Mann ist gestorben, und ich muß jetzt selbst auf den Hahn achten.
Pedrillo dachte: Das Land Merian ist sicher sehr weit. Ich werde mit dem Schiff fahren.
Er ist von einer großen Brücke heruntergefallen, sagt das Mädchen. Er hat sich so einfach auf diese große Brücke gewagt und ist heruntergefallen.



Pedrillo dachte: Wir werden an Inseln vorbeikommen, die Hände an den Mund legen und Halilo schreien. Und die Neger werden am Ufer sitzen.
Ich habe es immer gesagt, daß es mit ihm ein schlimmes Ende nehmen wird, sagt das Mädchen trocken. Niemand wagt sich auf die Brücke, *er* muß es tun.
Oder ich fahre mit dem Zug, dachte Pedrillo. Ich fahre mit jener Dame. Und ich werde niemandem etwas davon sagen.
Das Mädchen sagt: Jetzt bin ich Witwe.
Ich werde allenfalls sagen, daß ich mit einer gewissen Dame eine Reise unternehme, dachte Pedrillo.
Das Mädchen sieht ihn an und sagt: Jetzt bin ich mit niemandem verheiratet.
Ich werde meinen Hut zur Erde schleudern, dachte Pedrillo, und diese Dame einladen. Diese Dame mit den außerordentlichen Schuhen wollte Pedrillo zu einer Nordpolexpedition einladen. —
Mein Mann ist tot, und ich habe jetzt keinen Mann mehr, sagt das Mädchen.
Pedrillo dachte: Wir werden dahinbrausen, und die Baumäste werden an unser Fenster schlagen, und die Äpfel werden weit in die Wiesen fliegen und sich ausrollen im Gras. Und die silberne Brücke wird einen dunklen Klang in das Tal werfen. Wir müssen überhaupt höllisch darauf achten, daß unser Zug nicht vor Begeisterung aus den Schienen steigt.
Vielleicht werde ich auch fliegen, dachte Pedrillo.
Da sagt das Mädchen: Weißt du einen sehr schönen Namen?
Pedrillo nickte mit dem Kopf.
Sag, was, findest du, ist der schönste Name auf der Welt? fragt das Mädchen.
Pedrillo antwortete: Merian.
Du findest also, meinte das Mädchen, Merian ist der schönste Name auf der Welt? — Das Mädchen sah sehr ernst aus. Nun gut, sagte es, sieh: ich heiße Merian.

Ich werde verreisen, sagt Pedrillo, ich werde mit einer gewissen Dame eine Reise machen.
Das Mädchen fährt zusammen. Pedrillo dachte: Ich habe sie erschreckt. Ich will ihr eine Freude bereiten, und er fragte: Wie heißt du?
Merian, sagte das Mädchen.
Pedrillo sah stumm über die Dächer.
Merian.
Mein Mann ist von der Brücke gefallen, sagte das Mädchen, er ist tot.
Wenn du nun jetzt verreist, sagte das Mädchen ruhig, sollen wir dann nicht ein Abschiedsfest feiern. Sie feiern immer Feste, wenn einer verreist. Sie singen, trinken und lassen Hähne kämpfen. Wenn einer weggeht, tun sie das, und wenn einer kommt und wenn sie heiraten. Sie feiern immer ihre Feste, sie singen, tanzen und lassen die Hähne kämpfen bei jeder Gelegenheit. –
Das Mädchen zog seinen Korb heran, öffnete die Tür zum Speicher und schaute in den Verschlag des Hahns. Grollend und rot saß er in seiner Ecke. Das Mädchen öffnete um einen Spalt die Tür des Verschlags, stieß seinen Korb hinein und schlug die Tür wieder zu. Krächzend flog ein weißer Hahn auf.
Merian zog Pedrillo an der Hand herein. Sie hielten sich fest umschlungen und starrten atemlos in den Verschlag, in den der helle Lichtstreifen, der durch die Tür hinter ihnen hereinfiel, ihre Schatten schob.
Der weiße Hahn warf seinen Kopf zurück und trat in seine Flügel. Die beiden Tiere liefen im Kreis herum und ächzten. Dann fuhren sie wie zwei Blitze gegeneinander. Brust an Brust loderten sie hoch mit flackernden Flügeln in ihrem Kampf. Ihre Leiber glichen Flammen, die einander zu verzehren suchten. Sie wogten auf und nieder und stießen ihre häßlichen Schreie aus, und ihre Flügel knisterten wie Seide, die jemand zerriß, und ihr Tierdunst stieg auf. Sie verbissen

sich ineinander, und ihre Kämme sahen aus wie hart strotzendes Blut. Sie schlugen auf den Boden und prallten gegen den Draht. Sie ließen nur voneinander, um sich mit noch größerer Wut ineinander zu verrennen. Kleine, blutbefleckte Federn segelten behutsam durch den aufgewirbelten Staub.
Die Flamme ihres Kampfes zuckte schwerfällig im Licht, und ihre Flügel hingen häßlich gesträubt zur Seite. Pedrillo zog Merian auf den Dachgarten. Sie hockten sich am Boden nieder und schwiegen. Merian zitterte. Pedrillo hielt ihre Hand, sie war kalt und feucht.
Da schloß Pedrillo mit der freien Hand die gläserne Haube des Flugzeugs. Und langsam stiegen sie auf in den Abend. Das Geräusch der kämpfenden Tiere kam von fern. Und dann war es verschwunden.
Sie schwebten über der Stadt, die Stadt war jetzt wie ein Garten. Sie flogen höher und höher. Dann war die Stadt wie ein Blumentopf und dann wie ein Punkt.
Sie flogen durch blaue Täler mit weißen Wegen. Stundenlang flogen sie an silbernen Sternen vorbei. Eine Schar von Vögeln fiel wie ein Wurf aus unsichtbarer Hand an ihnen vorbei in die Tiefe. Erst als es Nacht war, setzte Pedrillo die Maschine vorsichtig auf den Dachgarten. Merian war neben ihm eingeschlafen. Er dachte: Ihr Haar ist wie schwarzes Wasser.

Josef Mühlberger: Drei Gedichte

NACHTFALTER

Kommst aus der kühlen Nacht du zu mir,
den Schlaf schon umfängt,
Bote des Tods, meine Lippen zu suchen?

Da du sie leise berührst, spür ich den Duft
einer noch wachen Blüte, daraus du eben getrunken.

FRÜHLINGSNACHT BEI AUFGANG DES MONDES

Der Kuckuck läutet den Abend
ins Blau der Frühlingsnacht.
Die graue Herde — die Mäuler schabend
über die Trift, die kaum erwacht, —

zieht wie Wolken im Lichtgeriesel;
ein Schein streift sie irgendwoher.
Eisig glitzert der Weide Zwiesel.
Die Hügel werden schwer.

Weißer Reif schwebt wie Gesang
zwischen schwarzen Dörnern.

In den Himmel überm Hang
ragt eine Kuh; sie trägt silberblank
den Mond zwischen goldenen Hörnern.

DER TRAUM VON DEN HERBSTBLÄTTERN

Mir träumt', ich sammelt' viele bunte
Herbstblätter. Rote, die wie Wein,
und goldne, die wie reife Freude,
und braune, wie verwelkte Leiden,
und graue, gelbe, wie gebleichte Seiden,
und legt sie leis in einen Korb hinein.

Dann war ein Wind. Ich spürt ihn nicht,
ich merkt nur, daß es zu mir fiel
wie helleres, wie ein sehr strenges Licht,
und kühl, als wollte es bald schnein;
ein Wind — und doch war um mich tote Ruh.
Er wehte schwarze Blätter in den Korb hinein
und deckte alle bunten zu.

Misia Sert: Renoir

Kurz nach unserem Einzug in die Rue de Rivoli malte Renoir ein großes Portrait von mir in einem rosafarbenen Abend=kleid. Der Arme war damals durch seinen Gelenkrheuma=tismus schon fast völlig gelähmt. Bereits halb neun Uhr morgens half der Portier dem von Renoir unzertrennlichen Dienstmädchen Gabriele den Rollstuhl in den Aufzug und in mein Boudoir schieben, wo ihn seine Staffelei und sein Mal=gerät erwarteten. Gabriele befestigte den Pinsel mit Hilfe eines Gummibandes an der vom Rheumatismus ganz knoti=gen Hand und begann, ihre Meinung über die Arbeit des Meisters zur äußern. Renoir schenkte ihr nicht die geringste Beachtung und fing schon an zu malen, während er auf mich wartete.

Im allgemeinen war ich gegen zehn Uhr fertig und setzte mich, in meinem rosa Kleid und mit einer Tolle in die Stirn, artig in einem großen Fauteuil zurecht. Das Licht war aus=gezeichnet in diesem kleinen, mit grüner Seide ausgeschlage=nen Raum. Er wurde von zwei Fenstern erhellt, die auf die Tuilerien gingen.

Die Augen halb geschlossen, eines immer ein wenig mehr als das andere, mischte der schöne alte Mann mit dem weißen Bart liebevoll die Farben, und nur Liebe konnte diese perl=mutterartigen rosa Farbtöne unter seinem Pinsel entstehen lassen. Er hielt sich kerzengerade in seinem grauen Pullover. Auf seinem Kopf saß die uns allen vertraute Sportmütze, die er niemals ablegte.

Während Gabrieles Ratschläge und Kritiken unablässig halb=laut dahinplätscherten, erzählte mir Renoir von der Com=mune. Es war sein liebstes Thema. Er konnte seine Erinnerung an diese Zeit, an der sein Herz hing, stundenlang wachrufen. Dann hörte er plötzlich auf zu malen und flehte mich an, mein Decolleté ein bißchen weiter zu öffnen. »Tiefer, tiefer,



Misia Sert

Ölgemälde von Auguste Renoir

ich bitte Sie«, drängte er, »mein Gott, warum lassen Sie Ihre Brust nicht sehen?... Es ist ein Verbrechen!«
Da ich mich weigerte, war er mehrmals den Tränen nahe. Niemand konnte wie er den Schmelz der Haut würdigen, niemand wie er auf der Leinwand ihr den Schimmer einer edlen Perle geben. Nach seinem Tode habe ich mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich ihm seinen Wunsch nie erfüllt habe. Meine Prüderie erscheint mir nachträglich recht albern, da es sich um das Schaffen eines Künstlers handelte, der darunter litt, daß man seinem genialen Auge etwas entzog, dessen Schönheit er ahnte.
Während unserer Sitzungen duldete Renoir keinerlei Unterbrechung. Wenn ich an einem dieser Vormittage nicht umhin konnte, einen Besuch zu empfangen, ließ er wütend seinen Stuhl in eine entfernte Ecke des Raumes rollen und blieb dort schmollend sitzen, ohne den Mund aufzutun, bis der Eindringling wieder verschwunden war.
Die Entwicklung der jungen Malerei interessierte ihn von Jahr zu Jahr mehr. Bonnard und Vuillard waren seine Freunde. Aber schon der Name Picassos ließ ihn hochfahren. Er wollte nichts von ihm wissen und geriet in ehrlichen Zorn gegen jeden, der ihn ernst nahm.
Renoirs Arbeitsaufwand für ein Porträt war beträchtlich. Für jedes der sieben oder acht Bilder von mir brauchte er mindestens einen Monat lang drei Sitzungen in der Woche. Und eine Sitzung dauerte einen ganzen Tag, denn er blieb zum Mittagessen, und wenn ich am späten Nachmittag heimkam, war er noch da, um die Sonne bis gegen Abend auszunützen.
Kaum hatte er ein Porträt beendet, so beschäftigten ihn schon Kleid und Pose für das nächste. Auf liebenswürdigste Weise versuchte er, mich aufs Land zu locken!
›Kommen Sie,‹ schrieb er mir am 3. Juli 1906, ›ich verspreche Ihnen, daß ich versuchen werde, Sie auf dem vierten Bild noch schöner zu malen. Mir geht es sehr gut, und es würde mir



noch besser gehen, wenn Sie mich diesen Sommer in Essoyes besuchen könnten. Inzwischen werde ich mit einem entzückenden Modell arbeiten, das mir Valoton schickte. Also schreiben Sie jetzt: Essoyes — Aube. Ich werde mein Möglichstes tun, um Ihnen amüsante Dinge zu zeigen, und wir werden essen, so gut wir nur können.‹
Ich konnte ihn nicht in Essoyes besuchen, aber dafür richtete ich es ein, daß ich ihn im folgenden Jahr in Nizza wiedersah, wo er wieder ein bedeutsames Porträt in Angriff nahm. Bonnard, der ihn aufrichtig bewunderte, schrieb mir damals:
›Ich weiß durch meine Freunde, daß Sie in der Gegend von Nizza sind, so wie Sie es vor hatten, und daß Sie sich mit dem großen Renoir, der Ihr glücklicher Maler geworden ist, getroffen haben. Man erzählt sich von den Wundern, die daraus entstanden. Ich glaube es gern. Ich denke auch, daß seine Plauderei Sie fesselt. Er ist ja ein Mensch, der weiß, was er liebt.
Von mir kann ich noch nicht dasselbe sagen. Aber ich habe schon Fortschritte gemacht. Dieses Jahr ist mein Leben viel persönlicher geworden. Ich bleibe zu Hause und koche das Mittagessen in meinen eigenen Töpfen, und von Zeit zu Zeit suche ich mir bei Freunden einen Winkel, um den Abend zu verbringen. Die Arbeit geht voran, und das ist die Hauptsache: jeden Tag glaube ich die Malerei zu entdecken. Das ist eine Illusion, die soviel wert ist wie manche andere und mir im Grunde ganz schön die Zeit vertreibt.‹
Ein Schrecken für Renoir war Degas, mit dem er wilde Dispute hatte. Der heftigste war wegen Julie Manet entbrannt, deren Vormund Degas war. Auf den Rat Renoirs und Mallarmés hatte sie eine Ausstellung von Werken der Berthe Morizot veranstalten wollen. Degas, der abscheulich sein konnte, sagte Renoir die schrecklichsten Dinge. Mallarmé, der Beleidigungen schlecht vertrug, sandte dem leicht jähzornig werdenden Vormund ein schönes Schreiben, das folgender=

maßen endete: ›Und im übrigen, lieber Freund, schei= (wenn man die Seite umblätterte, konnte man weiter lesen:) nen Sie meinen besten Dank zu verdienen.‹ Er war von diesem Einfall entzückt.

Wenn ich Renoir eine Freude machen wollte, lud ich ihn zu Diaghilews Aufführungen ein. Er hatte eine Leidenschaft für das Russische Ballett und bewunderte Serge Lifar. Wenn er mitkam, nahm ich die Loge neben der Treppe, damit seine Beförderung nicht zu schwierig wurde. Er setzte sich, mit seiner kleinen Mütze auf dem Kopf, kerzengerade zurecht, verlor keinen Augenblick von der Darbietung und freute sich wie ein Kind. Die Karsawina mit dem Federbusch konnte ihn zu unermüdlichem Beifall hinreißen. Alles an der orientalisierenden Ausstattung von Bakst und Benois entzückte ihn. Scheherazade zum Beispiel hatte ihn begeistert. Und Diaghilew war immer äußerst empfänglich für seine Zustimmung.

Ein besonders merkwürdiger Charakterzug Renoirs zeigte sich, wenn er den Preis seiner eigenen Bilder berechnete.

Nachdem das Porträt im rosa Abendkleid vollendet war, schickte ich ihm einen Blankoscheck mit der Bitte, einen beliebigen Betrag einzusetzen, und erinnerte ihn daran, daß Edwards ein reicher Mann sei. Ich wurde ernstlich böse, als ich erfuhr, er habe nur zehntausend Francs genommen.

»Das ist ein sehr hoher Preis, Misia«, sagte er mir ernst. »Es gibt kein Bild eines lebenden Malers, das mehr wert wäre.«

Als er eines Tages hörte, sein großes Porträt der Familie Charpentier sei an das Metropolitain Museum für 50000 Francs verkauft worden, geriet er außer sich vor Zorn.

»Und wieviel hat man Ihnen dafür bezahlt?« fragte ich ihn.

»Mir?« brüllte der arme Renoir, »Dreihundert Francs und das Mittagessen!«

Deutsch von Hedwig Andertann

Giovanni Boccaccio: Diana und die Nymphe

DEUTSCH VON RUDOLF HAGELSTANGE

Die Sonne war im Westen schon gesunken,
und mit ihr schied des Tages letzte Helle.
Schon sprühten auf die ersten Sternenfunken;
durch Himmelssphären floß des Mondlichts Welle.
Die Nachtigall, vom eigenen Liede trunken,
verstummte, und es sang an ihrer Stelle
die tags verborgne Welt: das Nachtgefieder.
Da kehrte Africo nach Hause wieder.

Dort angelangt, sah sich mit großer Freude
Der Sohn von Vaters Ungeduld empfangen;
dem war die Furcht, daß Raubtiers Wut zuleide
ihm was getan, nicht aus dem Sinn gegangen.
Die gute Mutter legte ihre Hände beide
ihm weinend um den Hals: Ihr Lilienwangen!
sprach sie — was litt ich heut um euch in Schmerzen!
Wo warst du, Söhnchen? Sag es meinem Herzen!

Und ähnlich gingen auch des Vaters Klagen:
Wo er gewesen, zudem — ohne Speise!
Africo faßte sich, um auf die Fragen
Bescheid zu geben in geschickter Weise,
so wie die Liebe die läßt Antwort sagen,
die wahrhaft lieben und die ihre Kreise
mit scharfen Sinnen schützen. Er bekannte,
den Vater täuschend, der auf Antwort brannte:

Ach, Vater — vor geraumer Zeit entdeckte
ich eine Hindin hier in unsern Gründen;
die war so schön, daß sie mich süß erschreckte:
ich glaubte, Zierlicheres nie zu finden.

Nur Gottes Hand, der selber sie erweckte,
kann so viel Anmut an ein Wesen binden:
Im Schreiten wie ein Kranich leicht, von Felle
wie frisch gefallner Schnee, so rein und helle.

Bezaubert folgt ich lange ihrer Fährte
von Forst zu Forst, im Glauben, sie zu stellen.
Umsonst! Denn ihrem leichten Huf verwehrte
sich keine Höhe, daß ich von der schnellen
voll Trauer schließlich ließ. Im Herzen nährte
ich fest den Plan, ihr wieder nachzustellen.
Es sollte mir bei besserm Stern schon glücken.
Des Heimwegs denkend, kehrte ich den Rücken.

Heut morgen stand ich auf — es kurz zu sagen —;
ich sah den schönen Tag, und meiner Hinde
gedachte ich und dachte: Sollst du's wagen,
sie heut zu suchen? Ich brach auf geschwinde
und, auf den Pfad verbissen, den ich eingeschlagen,
und kaum gewahrend, wo ich mich befinde,
sah ich mich tief schon in des Forstes Mitte
und hoch die heiße Sonne am Zenite.

Da seh und höre ich die Blätter rauschen
des jungen Eichenlaubes, und ich gehe
ein wenig näher, hinter einem Fels zu lauschen,
damit ich heimlich, was es gäb, erspähe:
Ich seh drei Hindinnen am grünen Flausche
des Grases sich erlaben. Ich ersehe
mir eine aus zum Fang, und leise, leise,
Gras in der Hand, tret ich zu ihrem Kreise.

Doch sie — mich sehen und von dannen fliehen,
den Berg hinan, war eins. Es gab kein Halten.



Mich packte Zorn, daß sie mir mein Bemühen,
mich stehen lassend, so mit Spott vergalten.
Trotz ihrem Vorsprung ließ ich sie nicht ziehen,
und erst der Nacht gelangs, mich aufzuhalten.
Ich folgte ihnen ohne andere Waffen
als die Natur mir gab, die mich geschaffen.

Nun, lieber Vater, weißt du, was mich heute
so lange aufhielt. Und du wirst verstehen. —
Was diese Mär in Wirklichkeit bedeute,
schien Vater Girafone wohl zu sehen,
der, was er spürte, sich zu zeigen scheute.
Als Weiser und erfahren, umzugehen
mit solchen Dingen, konnt er in den guten
Hirschkühen schöne Nymphen nur vermuten.

Doch um nicht seine Ahnung zu entdecken,
daß jener löge und er ihn durchschaue,
und um den Wunsch nicht stärker noch zu wecken,
sie zu verfolgen, und in dem Vertrauen,
von dieser Leidenschaft ihn abzuschrecken,
tat er, als ob er auf sein Wort fest baue,
und sagte, ohne weiter einzugehen
auf das ihm so geschilderte Geschehen:

Mein lieber Sohn, du meine Augenweide!
Ich bitte dich bei Gott, doch abzustehen
von diesen Hindinnen. Du mußt sie meiden.
Laß sie in Frieden ihres Weges gehen!
Denn die wir hier in unsern Bergen weiden
und an den frischen Quellen trinken sehen, —
bei meiner Seele kann ich dir beschwören,
daß sie Diana schützt, der sie gehören.

Die Göttin ist gewohnt, sie meist mit Bogen
und mörderischen Pfeilen zu begleiten.
Sie würde, wär das Glück dir nicht gewogen
und träf sie dich, dir rasch den Tod bereiten
mit einem Pfeil! Er ist schon oft geflogen
auf alle, die wie du die ihr Geweihten
verfolgten, — ohne gegen uns und gegen
Alteingesessene Feindschaft sonst zu hegen.

Ach, lieber Sohn . . , da kommen mir die Tränen,
wenn ich mich meines Vaters Tod entsinne,
wie einst — und wo — Dianas Bogensehne
sein Leben ließ erlöschen und verrinnen.
Ach, gäbe Jupiter mir Worte ein, mit denen
ich wahrhaft die Verwirrung seiner Sinne
dir schilderte! Denn hier spricht Girafone
als Sohn vom Vater doch. Der hieß Mugnone.

Ich müßte lange sprechen, wollte ich in jedem
sein schlimmes Schicksal dir genau beschreiben.
Doch, um nur von dem Wichtigsten zu reden:
er streifte, wie es so die Jäger treiben,
durch unsre Berge, Raubwild zu befehden.
An einem Hange sollt er stehen bleiben,
der über einem Flusse ist gelegen;
Mugnone hieß der später — seinetwegen.

Dort traf er, ganz allein, an einer Quelle
auf eine Nymphe, die sich dort verweilte.
Sie sah ihn, und das Blut wich auf der Stelle
aus ihrem Antlitz. Sie sprang auf und pfeilte
mit Klagerufen, mädchenhaft und schnelle,
voll Angst den Berg hinab, daß sie enteilte.



Der Vater, sie bestürmend laut mit Bitten,
war voll Begehr und folgte ihren Schritten.

Ach, armer Vater! Ohne es zu wissen,
liefst du dem eignen Tode nach! Die Fallen,
in die das Schicksal dich hineingerissen,
du sahst nicht sie, nicht ihre harten Krallen.
Diana hätte die verwandeln müssen,
die du verfolgt — den Göttern zu Gefallen!
Ein Stein, ein grüner Baum, ein Flügelwesen
wäre die edle Nymphe dann gewesen.

Sie war noch nicht am Flusse angekommen,
als das geraffte Kleid, der Hand entglitten,
sie straucheln ließ. Von schnellem Lauf benommen,
erschöpft und atemlos, hat sie gelitten,
daß sie Mugnone in den Arm genommen.
Der Unglückselige, mit raschen Schritten
bei ihr, bedeckte freudig hingerissen
das jungfräuliche Angesicht mit Küssen.

So stark und voll Gewalt war sein Begehren, —
er zwang die Nymphe unter seinen Willen;
sie konnte seiner Leidenschaft nicht wehren.
O armes Mädchen! Armer Mann! Was quillen
unwägbar Schmerz und Strafe und Entbehren
aus diesem Wunsch, die kurze Lust zu stillen!
Diana, hoch auf einem Felsvorsprunge,
sah, wie die Zwei sich hielten, engumschlungen.

Sie schrie: Unselige! Dies ist die Stunde,
euch beide in die Unterwelt zu schicken!
Hinweg von hier! Auf dieses Sommers Grunde
soll euer Auge nie mehr Schnee erblicken.

Es trage dieser Fluß des Frevels Kunde
in alle Ewigkeit auf seinem Rücken! —
Sie spannte ihren Bogen, zornentbrennend,
in beiden Liebenden *ein* Ziel erkennend.

Mit diesen Worten traf ihr Schuß die beiden,
sie aneinander heftend voller Schmerzen.
Ach, lieber Sohn! Die Götter wolltens leiden,
ich sagte Märchen oder würde scherzen!
Noch will der Schmerz mir in die Seele schneiden:
Ein Eisen einte ihre beiden Herzen.
So endete der beiden kurzes Lieben,
das jeden dort in *einen* Tod getrieben.

Vom Blut des Vaters, des beklagenswerten,
verfärbte sich der Fluß; und rot rann beides,
das Wasser und das Blut. Denn die verwehrten
ihm nicht das Zeugnis seines tiefen Leides.
Sein Leichnam blieb verschollen. Wir entbehrten
bis heute selbst ein Stückchen seines Kleides.
Wo seine Glieder dann zur Ruhe kamen,
weiß niemand. Nur der Fluß trägt seinen Namen.

Es geht die Sage um: Diana hätte
das ganze Blut der Nymphe aufgefangen
und mit dem Körper an der gleichen Stätte
in einen Quell verwandelt, der am Hange
heruntersspränge zu des Flusses Bette,
daß jedermann vor diesem Zeichen bange
und alle ihre harte Strenge sähen,
die sich um einen Hauch an ihr vergehen.

So könnte ich von Tausenden dir sagen
in diesen Bergen, die als Vögel oder Quellen



oder als Bäume nun ihr Schicksal tragen,
seit sie gewagt, sich wider sie zu stellen.
Zwei Brüder auch, aus unserem Blut, erlagen
den Pfeilen, die von ihrem Bogen schnellen.
Gib acht, mein lieber Sohn, gib acht und hüte
vor ihren Händen dich — bei aller Götter Güte!

Alfred de Vigny:
Das unbekannt gebliebene Gespräch

Wir waren in Fontainebleau. Der Papst war soeben einge=troffen. Der Kaiser hatte ihn ungeduldig zur Krönungsfeier erwartet und ihn im Wagen begrüßt, den sie beide gleich=zeitig von verschiedenen Seiten bestiegen, was man für eine Nachlässigkeit der Etikette halten mochte, was tatsächlich aber wohl überlegt war: keiner sollte den Vortritt haben — eine echt italienische List! Man kehrte zum Schloß zurück, wo alles in Bewegung war. Ich hatte mehrere Offiziere im Vorzimmer stehen lassen und war nun allein im Gemach des Kaisers.

Ich betrachtete einen langen Tisch, dessen Platte statt aus Marmor aus römischem Mosaik bestand, und auf dem ein ganzer Berg von Bittschriften lag. Ich hatte schon oft gesehen, wie Bonaparte sie einer eigenartigen Prüfung unterzog. Er nahm sie weder der Reihe nach noch auf gut Glück zur Hand; vielmehr, wenn ihn der Haufen ärgerte, fegte er mit der Hand von rechts nach links und von links nach rechts über den Tisch, mähte sie gleichsam ab bis auf fünf oder sechs, die er öffnete. Die verachtungsvolle Art dieses Spiels hatte mich seltsam ergriffen: alle diese Blätter der Trauer und Verzweif=lung, abgewiesen und auf den Boden geworfen, wie von einem zornigen Wind entführt, diese nutzlosen Bitten von Witwen und Waisen, deren Aussicht auf Erfüllung nur da=

von abhing, wie es dem Konsulshut gerade gefiel, die fliegenden Blätter wegzufegen, diese Papiere, Jammers voll und feucht von den Tränen der Familien, durch Zufall unter seine Stiefel geraten, die darüber hinwegschritten wie über die Toten seiner Schlachtfelder — sie ließen mir das gegenwärtige Schicksal Frankreichs wie ein unheilvolles Glücksspiel erscheinen, und wie groß auch die gleichgültige und rücksichtslose Hand war, die die Lose zog, so dachte ich doch, daß es nicht recht sei, auf solche Art der Laune seiner Handbewegung so viele namenlose Geschicke auszuliefern, die vielleicht eines Tages ebenso groß hätten werden können wie das seine, wenn man jenen Unbekannten nur ein wenig geholfen hätte.
Ich fühlte, wie mein Herz schlug und sich gegen Napoleon empörte, aber feige wie das Herz eines Sklaven, das es war. Ich betrachtete die verlassenen Briefe: unerhört stiegen Schmerzensschreie von den entweihten Blättern auf, und indem ich sie nahm, um sie zu lesen, sie dann wieder wegwarf, machte ich mich zum Richter zwischen diesen Unglücklichen und dem Herrn, den sie sich selbst gegeben hatten und der heute fester denn je über ihren Köpfen seinen Platz einnahm.
Ich hielt eine dieser mißachteten Bittschriften in der Hand, als mir Trommelwirbel, der die Wache ins Gewehr rief, die plötzliche Ankunft des Kaisers ankündigte. Nun, Sie wissen, daß man ihn, wie man das Aufblitzen einer Kanone noch vor dem Knall hört, immer schon sah, wenn man durch den Lärm auf sein Kommen vorbereitet wurde — so rasch waren seine Bewegungen, so gehetzt schien er zu leben und Tat auf Tat folgen zu lassen. Wenn er in einen Schloßhof einritt, hatte seine Leibwache Mühe ihm zu folgen, und ehe die Posten noch Zeit gefunden hatten zur Waffe zu greifen, war er schon vom Pferd gestiegen und stürmte die Treppe hinauf. Er hatte Wagen und Papst verlassen, um vorher allein anzukommen. Ich hörte den Tritt seiner Stiefel gleichzeitig mit dem Trommelwirbel. Ich hatte kaum Zeit, in den Alkoven zu springen,

in dem ein großes unbenutztes Paradebett stand, durch ein vornehmes Geländer geschützt und glücklicherweise mehr als zur Hälfte durch bienenbestickte Vorhänge verdeckt.
Der Kaiser war sehr erregt; er schritt im Zimmer auf und ab wie einer, der ungeduldig wartet; im Nu hatte er es der ganzen Länge nach dreimal durchmessen, dann trat er ans Fenster und begann mit dem Fingernägeln einen Marsch zu trommeln. Ein Wagen rollte in den Hof, er hörte auf zu trommeln, stampfte zwei-, dreimal mit dem Fuß auf, voll Ungeduld, weil da irgend etwas vor seinen Augen zu langsam vor sich ging; dann eilte er plötzlich zur Tür und öffnete sie dem Papst.
Pius VII. trat allein ein. Bonaparte schloß hinter ihm hastig die Tür, mit der Behendigkeit eines Kerkermeisters. Ich muß gestehen, ich bekam einen großen Schrecken, wie ich mich da zu dritt mit solchen Männern sah, doch verhielt ich mich lautlos und ohne Bewegung, beobachtete und lauschte aber mit aller Kraft meiner Sinne.
Der Papst war hoch gewachsen, er hatte ein längliches gelbes Gesicht, leidend, doch erfüllt von verehrungswürdigem Adel und grenzenloser Güte. Seine schwarzen Augen waren groß und schön, sein Mund war halb geöffnet in einem wohlwollenden Lächeln, dem sein vorspringendes Kinn den Ausdruck sehr geistvollen und sehr lebhaften Scharfsinnes gab, einem Lächeln, das nichts von politischer Trockenheit, aber alles von christlicher Güte hatte. Ein weißes Käppchen bedeckte das lange schwarze, doch von breiten Silberstreifen durchzogene Haar. Über die gebeugten Schultern hing ihm ein langer Mantel aus rotem Sammet, und sein Kleid schleppte über die Füße. Er trat langsam ein, mit dem ruhigen, vorsichtigen Schritt einer bejahrten Frau. Er setzte sich, mit niedergeschlagenen Augen, auf einen der großen vergoldeten, mit Adlern verzierten römischen Sessel und wartete, was ihm der andere Italiener sagen würde.

Ah, was war das für ein Auftritt! Ich sehe ihn noch vor mir. Nicht das Genie des Mannes offenbarte sich mir da, sondern sein Charakter, und wenn sich sein umfassender Geist dabei nicht enthüllte, so sprach doch vornehmlich sein Herz.
Bonaparte war damals noch nicht der, den Sie später gesehen haben; er hatte noch keineswegs den Bankiersbauch, das aufgeschwemmte ungesunde Gesicht, die gichtigen Beine, diese ganze krankhafte Beleibtheit, die unglücklicherweise die Kunst festgehalten hat, um daraus mit einem Modewort einen ›Typ‹ zu schaffen und ihn der Menge als ich weiß nicht was für eine volkstümliche groteske Figur hinzustellen, die ihn zum Kinderspielzeug macht und ihn eines Tages märchenhaft und unmöglich werden läßt wie den unförmigen Hanswurst.
Damals war er durchaus nicht so, sondern energisch und geschmeidig, gewandt, lebhaft und schlank, heftig in seinen Bewegungen, in manchen Augenblicken graziös, bemüht in seinen Manieren; die Brust flach und zwischen die Schultern gezogen, und noch ebenso, wie ich ihn in Malta gesehen hatte, mit schwermütigem, spitzem Gesicht.
Er hörte nicht auf, im Zimmer hin und her zu gehen, als der Papst eingetreten war, er begann um den Sessel herumzuschleichen, wie ein erfahrener Jäger, und indem er plötzlich vor ihm in der steifen, unbeweglichen Haltung eines Korporals stehen blieb, nahm er ein schon im Wagen begonnenes Gespräch wieder auf, das durch die Ankunft unterbrochen worden war und auf dessen Fortsetzung er brannte.
»Ich wiederhole Ihnen, Heiliger Vater, ich für mein Teil bin kein Freigeist, ich liebe Klugschwätzer und Ideologen nicht. Seien Sie versichert, ich werde allen meinen alten Republikanern zum Trotz zur Messe gehen.«
Er warf diese letzten Worte dem Papste schroff hin, gleichsam Weihrauch unter die Nase, blieb stehen, um die Wirkung abzuwarten, in der Annahme, daß die ein wenig frevelhaften



Begebenheiten, die dieser Unterhaltung vorangegangen waren, diesem plötzlichen und klaren Bekenntnis einen außerordentlichen Wert geben müßten.
Der Papst schlug die Augen nieder und legte beide Hände auf die Adlerköpfe, die die Armlehnen seines Sessels bildeten. Durch diese Haltung einer römischen Statue schien er ganz klar sagen zu wollen: Ich ergebe mich darein, all diese weltlichen Dinge anzuhören, die er mir mitzuteilen wünscht.
Bonaparte machte die Runde im Zimmer um den Sessel, der in der Mitte stand, und ich merkte an dem Seitenblick, den er auf den alten Pontifex warf, daß er weder mit sich noch mit seinem Gegenüber zufrieden war, und daß er sich den Vorwurf machte, bei der Wiederaufnahme des Gesprächs zu leichtfertig begonnen zu haben. Er bemühte sich also, etwas zusammenhängender zu sprechen. Dabei bewegte er sich weiter im Kreise und warf heimlich durchdringende Blicke auf die Wandspiegel, in denen das würdevolle Antlitz des Heiligen Vaters erschien, und sah ihn selbst, wenn er dicht an ihm vorbeikam, von der Seite an, aber nie von vorn, als fürchtete er, man könne ihm die Beunruhigung über die Wirkung seiner Worte anmerken.
»Da ist noch eins,« sagte er, »was mir auf der Seele lastet, Heiliger Vater, daß Sie nämlich der Krönung auf die gleiche Art zustimmen wie das vorige Mal dem Konkordat, als würden Sie dazu gezwungen. Sie tragen vor mir die Miene eines Märtyrers zur Schau, spielen den Resignierenden, als sagten Sie dem Himmel: Seht, was ich leide! Aber so liegen die Dinge doch in Wahrheit nicht: Sie sind doch, weiß Gott, kein Gefangener, Sie sind frei wie die Luft.«
Pius VII. lächelte traurig und blickte ihm ins Gesicht. Er spürte, wie wunderlich die Anmaßung dieses Despoten war, dem es wie allen solchen Geistern nicht genügte, sich Gehorsam zu verschaffen, wenn der Gehorchende nicht auch noch so tat, als habe er heiß ersehnt, was ihm befohlen wurde.

»Ja«, fuhr Bonaparte mit Nachdruck fort, »Sie sind vollkommen frei, Sie können nach Rom zurückkehren, der Weg steht Ihnen offen, niemand hält Sie zurück.«
Der Papst seufzte, hob seine Rechte und blickte zum Himmel auf, ohne zu antworten; dann ließ er seine gefurchte Stirn sehr langsam wieder sinken und betrachtete das goldene Kreuz an seinem Halse.
Bonaparte fuhr fort zu sprechen, wobei er langsamer seine Kreise zog. Seine Stimme wurde sanft und sein Lächeln voll Anmut.
»Heiliger Vater, wenn mich die Würde Ihres Standes nicht hinderte, würde ich wahrhaftig sagen, daß Sie ein wenig undankbar sind. Sie scheinen sich nicht recht der guten Dienste zu erinnern, die Ihnen Frankreich geleistet hat. Das Konklave von Venedig, das Sie zum Papst wählte, macht mir ein wenig den Eindruck, als sei es durch meinen italienischen Feldzug beeinflußt gewesen und auch durch ein Wort, das ich über Sie fallen gelassen habe. Österreich hat Sie damals nicht gut behandelt, und das bedauerte ich sehr. Eure Heiligkeit mußte, glaube ich, auf dem Seeweg nach Rom zurückkehren, da Sie nicht durch österreichisches Gebiet reisen durften.«
Er unterbrach sich, um die Antwort des schweigsamen Gastes abzuwarten, den er sich geladen hatte; aber Pius VII. verharrte nach einem kaum merklichen Nicken des Kopfes gleichsam versunken in eine Abgespanntheit, die ihn am Zuhören hinderte.
Nun stieß Bonaparte mit dem Fuß einen Stuhl neben den Sessel des Papstes.
Ich erschrak, denn als er sich den Sitz heranholte, hatte er mit seinem Schulterstück den Vorhang des Alkovens gestreift, in dem ich versteckt war.
»Es war wirklich«, fuhr er fort, »der Katholik in mir, der das bedauerte. Ich habe für meine Person niemals Zeit gehabt, mich viel mit Theologie abzugeben; aber ich glaube noch an



die Macht der Kirche; sie hat eine wunderbare Lebenskraft, Heiliger Vater. Voltaire hat Ihnen zwar einiges am Zeuge geflickt, aber ich mag ihn nicht, und ich werde einen alten entlaufenen Pfaffen auf ihn loslassen. Warten Sie nur, Sie werden zufrieden sein! Nun, könnten wir nicht, wenn Sie nur wollten, künftig allerlei zustande bringen?«

Er hatte jetzt ein unschuldiges und sehr einschmeichelnd jugendliches Gesicht.

»Ich weiß nicht, wie ichs auch immer ansehe, ich begreife wahrhaftig nicht, warum es Ihnen widerstrebt, für immer in Paris zu residieren. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie es wünschen, würde ich Ihnen die Tuilerien überlassen. Sie fänden dort bereits Ihr Zimmer vom Monte-Cavallo vor — es erwartet Sie. Ich selbst halte mich dort kaum auf. Sehen Sie denn nicht, Padre, daß Paris die wahre Hauptstadt der Welt ist? Ich würde alles tun, was Sie wollten. Ich bin wirklich nicht so schlimm. Wenn mir die Kriegführung und die ermüdende Politik überlassen bleiben, könnten Sie alles Kirchliche nach Belieben einrichten. Ich würde Ihr Soldat sein, ganz und gar! das wäre doch wahrhaftig schön; wir würden unsere Konzile haben wie Konstantin und Karl der Große. Ich würde sie eröffnen und schließen; ich würde Ihnen dann die wahren Schlüssel der Welt in die Hand legen, und wie unser Herr gesagt hat: ›Ich bin mit dem Schwert gekommen‹, so würde ich das Schwert halten und hüten, nur würde ich es nach jedem Erfolg der Waffen zu Ihnen bringen, damit Sie es segnen!«

Er verneigte sich leicht bei diesen letzten Worten.

Der Papst, der bis dahin regungslos verharrte wie eine ägyptische Statue, hob langsam das halb gesenkte Haupt, lächelte schwermütig, blickte auf und sagte, mit einem friedlichen Seufzer, als vertraue er den Gedanken seinem unsichtbaren Schutzengel an:

»Commediante!«



Spötter unterm Kreuz

Aus dem Passionsaltar des Meisters Loedewich zu Kalkar

Bonaparte sprang vom Stuhl auf und tat einen Satz wie ein verwundeter Leopard. Es war ein echter Wutausbruch – einer seiner gelben Koller! Er schritt zunächst stumm durchs Zimmer, biß sich die Lippen blutig. Er umkreiste seine Beute nicht mehr mit scharfem Blick und vorsichtigem Schritt; aufrecht und fest ging er hin und her, aufstampfend und sporenklirrend. Das Zimmer bebte, die Vorhänge rauschten auf wie Bäume beim Nahen des Unwetters. Mir war, es müsse etwas Schreckliches, Großartiges geschehen. Die Haare taten mir weh, und unwillkürlich faßte ich an meinen Kopf. Ich sah den Papst an; er rührte sich nicht; nur preßte er mit beiden Händen die Adlerköpfe der Sessellehnen.
Plötzlich platzte die Bombe.
»Komödiant! Ich! Ah, ich werde Ihnen Komödien spielen, daß Sie alle heulen werden wie die Weiber und Kinder! Komödiant! Nichts wissen Sie, wenn Sie glauben, Sie könnten mir gegenüber kaltblütig unverschämt werden! Mein Theater ist die Welt, und die Rolle, die ich da spiele, ist die des Herrn und Meisters. Die Komödianten aber seid ihr, Papst, Könige, Völker! Und der Faden, an dem ich euch tanzen lasse, ist die Furcht. Komödiant! Ah, da muß man schon aus anderem Holz geschnitzt sein als Sie, wenn man es wagen will, mir Beifall zu klatschen oder mich auszupfeifen, Signor Chiaramonti! Sie wissen doch recht gut, daß Sie nichts weiter als ein armer Pfarrer wären, wenn ich es wollte! Sie und Ihre Tiara! Frankreich würde Ihnen ins Gesicht lachen, machte ich nicht eine ernste Miene, wenn ich Sie grüße.
Es ist erst vier Jahre her – da wagte kein Mensch das Wort Christus laut auszusprechen. Wer hätte da wohl vom Papst gesprochen, bitte! Komödiant! Wahrhaftig, meine Herren, Sie fassen rasch Fuß bei uns! Sie haben schlechte Laune, weil ich nicht so dumm gewesen bin wie Ludwig XIV., die Mißbilligung der gallikanischen Freiheiten zu unterschreiben. Aber so lasse ich mir nicht pfeifen! Ich bin es, der Sie in der

Hand hat; ich bin es, der euch aus dem Süden in den Norden bringt wie Marionetten. Ich bin es, der so tut, als hielte er Sie für irgend jemand, weil Sie eine alte Idee verkörpern, die ich wieder erwecken will; und Sie haben nicht den Witz, das zu sehen und so zu tun, als merkten Sie es nicht! Aber nein, man muß Ihnen alles sagen, man muß Sie mit der Nase darauf stoßen, damit Sie es begreifen. Und ihr glaubt wirklich, daß man euch nötig hat, reckt schon wieder den Kopf in die Höhe und drapiert euch mit euren Weiberröcken! Aber glauben Sie nur: das macht auf mich nicht den geringsten Eindruck, und wenn Sie so weiter machen, dann werde ich mit Ihrem Rock nicht anders verfahren als Karl XII. mit dem des Großwesiers: ich werde ihn mit einem Sporentritt zerreißen!«

Er schwieg. Ich wagte nicht zu atmen. Da ich seine donnernde Stimme nicht mehr hörte, streckte ich den Kopf vor, um zu sehen, ob der arme Alte wohl vor Schrecken gestorben wäre. Dieselbe Ruhe der Haltung, dieselbe Ruhe auf seinem Antlitz. Zum zweiten Mal hob er die Augen gen Himmel, und nachdem er einen tiefen Seufzer getan hatte, lächelte er bitter und sagte:

»Tragediante!«

Bonaparte befand sich in diesem Augenblick am anderen Ende des Raumes, an den Marmorkamin gelehnt, der so hoch war wie er selbst. Wie der Blitz fuhr er auf, lief auf den Alten zu, ich dachte, er wolle ihn umbringen. Aber er hielt jäh an, nahm eine Sèvre-Vase vom Tisch, auf der die Engelsburg und das Kapitol abgebildet waren, schleuderte sie gegen die Feuerböcke und den Marmor und zerstampfte sie unter seinen Füßen. Danach setzte er sich ganz plötzlich hin und verharrte in tiefem Schweigen und schrecklicher Starrheit.

Ich war erleichtert, ich fühlte, daß er wieder zur Besinnung gekommen war und daß der Verstand die Herrschaft über das kochende Blut wiedergewonnen hatte. Er wurde traurig,

seine Stimme war dumpf und schwermütig, und gleich bei seinen ersten Sätzen begriff ich, daß er jetzt echt war und daß dieser Proteus, gebändigt durch zwei Worte, nun sein wahres Gesicht zeigte.

»Unseliges Leben«, sagte er zunächst. Wie im Traum befangen zupfte er am Rande seines Hutes, schwieg noch eine Minute lang und fuhr dann, erwachend, im Selbstgespräch fort: »So ist es: Tragöde oder Komödiant! Alles ist Rolle, alles ist Maskerade für mich, seit langem und für immer. Wie mühsam ist das, wie klein! Pose, immer nur Pose! Von vorn für die einen, im Profil für die anderen, wie sie sichs erwarten. Erscheinen, wie sie einen zu sehen wünschen, und dabei gerade ihre törichten Träume erraten! Die Leute alle zwischen Hoffnung und Furcht halten, sie blenden durch Begebenheiten und Berichte, durch den Zauber der Unnahbarkeit und den Zauber des Namens. Ihrer aller Herr sein, und nicht wissen, was damit anzufangen. Das ist alles, wahrhaftig! Und nach alledem sich so langweilen, wie ich es jetzt tue — das ist zu viel! Denn wirklich«, fuhr er fort, indem er die Beine übereinanderschlug und es sich im Sessel bequem machte, »ich langweile mich wirklich furchtbar. Sobald ich mich hinsetze, platze ich vor langer Weile. Ich kann keine drei Tage in Fontainebleau jagen, ohne vor langer Weile umzukommen. Ich muß in Bewegung sein und Bewegung schaffen. Aber wie? — ich ließe mich hängen, wenn ich es wüßte. Ich spreche ganz offenherzig mit Ihnen. Ich habe Pläne, die für das Leben von vierzig Kaisern reichten, morgens einen, abends einen, meine Phantasie ist unerschöpflich, aber ich hätte nicht Zeit, auch nur zwei davon auszuführen, ohne an Leib und Seele verbraucht zu sein; denn unser armes Lebenslicht brennt nicht lange. Und offen gesagt: wenn alle Pläne verwirklicht würden, möchte ich doch nicht schwören, daß die Welt dann viel glücklicher wäre; aber sie wäre schöner, und es würde auf ihr eine majestätische Einheitlichkeit herrschen.

Ich bin kein Philosoph, nein, und ich kenne keinen außer Macchiavell, der gesunden Menschenverstand gehabt hätte. Ich verstehe nichts von gewissen Theorien. Das Leben ist zu kurz, um sich dabei aufzuhalten. Habe ich etwas gedacht, führe ich es gleich aus. Man wird nach meinem Tode genug Erklärungen für meine Taten finden, wird mich größer machen, wenn ich Erfolg hatte, und kleiner, wenn ich stürze. Man hält die Paradoxe dafür schon bereit, Frankreich hat Überfluß daran; zu meinen Lebzeiten lasse ich sie nicht aufkommen, aber nachher — wird man ja sehen! Gleichviel, meine Sache ist der Erfolg, und darauf verstehe ich mich. Ich schaffe mir meine Ilias durch Taten, und das Tag für Tag!«

Hiermit erhob er sich mit heiterer Behendigkeit, auf eine muntere und lebhafte Art: er war in diesem Augenblick ganz natürlich und echt, er dachte nicht daran, sich ins rechte Licht zu setzen, wie er es später in seinen Gesprächen auf St. Helena tat; er dachte nicht daran, sich zu idealisieren, er suchte nicht aus seiner Persönlichkeit etwas zu machen, was den schönsten philosophischen Vorstellungen entsprochen hätte; er war er selbst, einfach er selbst.

Er wandte sich dem Heiligen Vater zu, der sich nicht gerührt hatte, und trat vor ihn hin. Und indem er sich in Feuer redete und halb ironisch lachte, gab er etwa folgendes zum besten, Triviales und Großartiges durcheinander, wie es bei ihm üblich war, mit einer unerhörten Zungenfertigkeit, mit der lebhaften Sprache dieses leicht und schlagfertig arbeitenden Geistes, der alles auf Anhieb und ohne Studium erfaßte.

»Die Geburt ist alles,« sagte er, »wer arm und nackt zur Welt kommt, gehört immer zu den Verzweifelten. Je nach dem Charakter des Menschen führt es zu Taten oder zum Selbst=mord. Wenn einer, wie ich, den Mut hat, alles anzupacken, wahrhaftig, dann wird er zum Teufel. Aber was wollen Sie: man muß leben! Man muß seinen Platz finden und sich ein Loch schaffen. Ich habe mir meines geschafft wie eine Kano=

nenkugel — um so schlimmer für die, die mir im Weg standen. Die einen sind mit wenig zufrieden, die anderen haben nie genug. Was soll man machen? Jeder ißt nach seinem Appetit, und ich, ich hatte großen Hunger. Sehen Sie, Heiliger Vater, in Toulon hatte ich nicht Geld genug, mir ein paar Schulterstücke zu kaufen — aber dafür hatte ich eine Mutter und ich weiß nicht wie viele Brüder auf dem Halse. Sie sind jetzt alle untergebracht, einigermaßen anständig, hoffe ich. Josephine hatte mich sozusagen aus Mitleid geheiratet, und wir werden sie krönen, Raguideau zum Trotz, ihrem Anwalt, der sagte, ich hätte nur Mantel und Degen. Er hatte wahrhaftig nicht unrecht. Aber was ist das denn: Kaisermantel, Krone — gehören sie mir? Kostüm, Schauspielerkostüm! Ich werde es für eine Stunde anziehen, und dann habe ich genug davon. Dann ziehe ich wieder meine kleine Offiziersjacke an und setze mich aufs Pferd — das ganze Leben zu Pferde! Ich möchte keinen Tag still sitzen, ohne Gefahr zu laufen, daß man mich vom Stuhle schmeißt! Ist das etwa beneidenswert, wie?

Ich sage Ihnen, Heiliger Vater, es gibt zwei Klassen von Menschen in der Welt: solche, die haben, und solche, die gewinnen.

Die einen liegen still, die anderen rühren sich. Weil ich das früh und im richtigen Augenblick begriffen habe, werde ich es weit bringen — das ist alles! Es hat nur zwei gegeben, die mit vierzig anfingen und zum Ziel kamen: Cromwell und Jean-Jacques. Hätten Sie dem einen einen Gutshof, dem anderen zwölfhundert Franken und seine Magd gegeben, sie hätten weder gepredigt, noch kommandiert, noch geschrieben. Man kann mit Bausteinen oder Farben, mit Formen oder Worten arbeiten. Meine Arbeit sind Schlachten. Das ist mein Reich. Mit fünfunddreißig Jahren habe ich schon achtzehn zustande gebracht, die man Siege nennt. Man muß mir meine Arbeit gefälligst bezahlen. Und wenn man sie mit einem

Thron bezahlt, ist das nicht zu teuer. Übrigens werde ich immer weiterarbeiten. Sie werden noch allerlei anderes zu sehen bekommen. Sie werden es erleben, daß die Dynastien sich von meinem Hause herleiten, obwohl ich ein Emporkömmling bin und ein Gewählter. Gewählt wie Sie, Heiliger Vater, aus der Menge heraus. In dieser Beziehung können wir uns die Hand reichen.«
Und dabei näherte er sich und streckte seine weiße, rasche Hand der fleischlosen, schüchternen des guten Papstes entgegen, der, vielleicht gerührt von der gutmütigen Art dieser letzten Bewegung des Kaisers, vielleicht bewegt durch die heimliche Erinnerung an sein eigenes Schicksal und den trüben Gedanken an die Zukunft der Christenheit, ihm zaghaft die Fingerspitzen seiner noch zitternden Hand reichte, wie eine Großmutter, die sich mit einem Kind aussöhnt, das sie zu ihrem Bedauern allzusehr ausgezankt hat. Doch schüttelte er traurig das Haupt, und ich sah, wie aus seinen schönen Augen eine Träne rollte und rasch über seine bleichen mageren Wangen lief. Sie erschien mir wie der letzte Abschiedsgruß des sterbenden Christentums, das die Erde dem Eigennutz und dem Zufall überließ.
Bonaparte warf einen verstohlenen Blick auf diese einem armen Herzen entlockte Träne, und ich überraschte sogar eine kurze Bewegung in seinem Mundwinkel, die einem Lächeln des Triumphes glich.
In diesem Augenblick erschien mir dieser Allgewaltige weniger erhaben und weniger auserlesen als sein gottgeweihter Gegner, und ich errötete darüber, hinter meinen Vorhängen, in Gedanken an meine ganze frühere Begeisterung. Ich empfand eine ganz neuartige Traurigkeit bei der Entdeckung, wie die höchste politische Größe klein werden konnte in ihren kalten Ränken der Eitelkeit, mit ihrer elenden Fallenstellerei und ihren gewissenlosen Verleumdungen. Ich sah, daß der Mann von seinem Gefangenen nichts gewollt hatte als für

sich selbst die stille Befriedigung darüber, daß er bei dieser Zusammenkunft nicht unterlegen war, und daß er, da ihn nun doch einmal der Zorn übermannte, den Gefangenen weich gemacht hatte durch Ermüdung, Furcht und mit all den Schwachheiten, die im Auge eines Greises eine unerklärliche Rührung zu wecken vermögen.
Er wollte das letzte Wort haben und ging, ohne noch etwas hinzuzufügen, hinaus, ebenso heftig, wie er hereingekommen war. Ich sah nicht, ob er den Papst grüßte. Ich glaube es nicht.

Deutsch von L. E. Achim

Günther von Stünzner: Drei Gedichte

MOHNBLÜTE IM HERBST

Traumblaue Blume, o Mohn,
Zitternd im scheinlosen Kleid,
Siehe, Oktober ist schon
Und zum Vergehen die Zeit...

Wehe, von Regen und Wind
Ist deine Blüte schon wund,
Heimliche Trauer gerinnt
Schwarz in dem purpurnen Grund.

Mohn, o zerbrechlicher Kelch,
Schoß, der du nimmer dich wehrst,
Duldender, weißt du denn welch
Himmlischen Balsam du nährst?

Einst, wenn die Sichel dich traf,
Sturm dir die Blüte zerblies,
Dann ist dein Same, der Schlaf,
Noch einem Leidenden süß...



EIN BÜSCHEL GRAS

Einen Büschel Gras
An den Mund zu pressen,
Welch ein Trost ist das,
Balsam unermessen!

Selig, wers noch fühlt:
Das Gesicht verstohlen
Tief ins Grün gewühlt
Einmal Atem holen —

Ach und einmal nur
Halten so die ganze
Gute Kreatur
Fest in einer Pflanze!

Seit ich hart im Joch
Leide unter Streichen,
Ist dies einmal doch
Gnade ohnegleichen:

Einen reinen Trank
Bis zur Neige schlürfen,
Einen Herzschlag lang
Wieder leben dürfen!

ENTRÜCKUNG

Noch eine Lerche stieg auf aus dem Weihrauch der Wiesen,
Schwebte so leicht mit schon silbern durchscheinender Seele,
Schwand in den Himmel. Und siehe, das heimliche Zeichen
Wars zur Verwandlung...
Wie's plötzlich die Bäume umnachtet
Purpurschwarz und der Wind überrauscht schon Vergangnes,

Naht auch mein Abend, fällt stumm auf mich nieder die Asche
Eines verborgenen Geists, der glüht hinter Wolken
Heilig, undeutbar. Nun herrscht er gewaltig durch Schweigen.

O das im Dunkeln hier reift, das gesegnete Korn, wird
Brot einst sein auf den mondhellen Tischen der Toten.
Himmel, wo bin ich? Ich sehe den Stern, wie er zeitlos
Grünt aus der Nacht... Hier bin ich schon jenseits der
Schmerzen...

Paul Valéry: Briefe

DEUTSCH VON WOLFGANG A. PETERS

Paul Valéry war am 30. Oktober 1871 geboren. Den ersten der folgenden Briefe schrieb also ein Neunzehnjähriger

An Stéphane Mallarmé

Montpellier, [18.] April 1891

Teurer Meister,
Zum zweiten Mal möchte ich Ihren Rat erbitten, möchte hören, ob einige ästhetische Träumereien, denen ich mich während des Winters weitab in der Provinz hingegeben, nicht verwegen und trügerisch waren.
Ein Gedicht, das ich in der ›Conque‹ unter dem Titel ›Narcisse parle‹ veröffentlichte, hat sie ein wenig schon angedeutet; doch wie immer hat die Erfahrung der Theorie gespottet, und nun weiß ich nicht weiter.
Die Poesie erscheint mir als eine zarte und schöne Deutung der Welt, gestaltet in einer seltsamen, unaufhörlich klingenden Musik. Während die *Kunst der Metaphysik* das Universum als Gebäude begreift, das errichtet ist aus reinen, absoluten Ideen, die Malerei als etwas, das aus Farben besteht, sieht es die Kunst der Poesie als in Silben gekleidet, in Sätze geordnet.



Das Wort, in seinem reinen und magischen Glanz betrachtet, erhebt sich zu der Elementargewalt eines Tons, einer Farbe, eines Gewölbeschlußsteins. Der Vers offenbart sich als ein Akkord, der die beiden Tongeschlechter einzuführen erlaubt und bei dem das geheimnisvolle und heilige Epitheton, dieser Spiegel verborgener Eingebungen, einer gedämpften Beglei= tung ähnelt.

Da ich Edgar Poe ganz besonders verehre, sehe ich in der Analogie das Königreich des Dichters. Er gibt dem geheim= nisvollen Echo der Dinge Gestalt, ihrer geheimen Harmonie, die jedem künstlerischen Geist, das heißt, wenn ich so sagen darf, allen entschiedenen Idealisten, so wirklich, so gewiß ist wie eine mathematische Gleichung...

So drängt sich denn die erhabene Vorstellung auf, man habe es mit einer großen Symphonie zu tun, die die Welt, die uns umgibt, mit jener verbindet, die in uns umgeht, einer Sym= phonie, die nach strengen architektonischen Gesetzen gebaut ist, die vereinfachte Urbilder auf einem Grund von Gold und Azur festhält und die den Dichter befreit von der schwerfäl= ligen Hilfe banaler Philosophien, falscher Zärtlichkeiten und lebloser Beschreibungen...

›Der Nachmittag eines Fauns‹ ist Frankreichs einziges Kunst= werk, das dieses ästhetische Ideal verwirklicht, und die un= erhörte Vollkommenheit, die es fordert, zeigt, daß wild stam= melnde falsche Dichter künftig verschwunden sein werden; ihre Mittelmäßigkeit wird sie gewissermaßen von selbst aus= löschen.

Dies nun wäre mein Bekenntnis. Sie werden es naiv und kindlich finden, leider! aber ablegen mußte ichs, um mich vor mir selber zu rechtfertigen.

So denke ich, so hab ichs hingeschrieben — doch wo ist die Wahrheit?... Der alte Glaube, heut hat er sich aufgeteilt unter Wissenschaftler und Künstler.

Man glaubt an seine Kunst wie an einen ewig Gekreuzigten,

man lobpreist, man verleugnet ihn, und in bleichen, bitteren Stunden sucht man nach einem guten Wort, nach einer Geste, die Licht in die Zukunft wirft, und dies eben, teurer Meister, habe ich von Ihnen zu erbitten gewagt.
Dort oben herrscht der mystische Friede der Ebenen, die unendliche Ruhe; Wolken breiten sich aus über den dreieckigen Himmel zwischen den Gebirgen, und fliehend gleiten sie über vergessene Seen.
Ein paar weiße, traurige Gestalten weiden ihre großen und reinen Erinnerungen und biegen die hohen zartfarbenen Blumen mit ihren einfachen bebenden Kelchen ihrem Antlitz entgegen...

An den Maler Maurice Denis

[1922]

Mein lieber Denis,
Ich habe einige Tage in meinem Zimmer verbracht, und es war nicht verlorene Zeit. Ich hatte Ihr Buch[1], und so wandelte sich die Verdrossenheit eines Mannes, der eingeschlossen ist, von seinem Feuer beleuchtet, zu einem stillen Gespräch, zu angespanntem Warten... Ich vergaß ganz, daß ich kein Maler bin, und folgte Ihnen, stellte Sie, ließ Sie wiederholen, mit einer gewissen Leidenschaft.
Ich habe nämlich eine Schwäche für die Dialektik; vertraulich aber gestehe ich Ihnen, daß ich fast immer abgeschreckt werde von den Theorien und Diskussionen der Künstler. Immer fühle ich, daß sie verdorben sind, weil man insgeheim an eine direkte, ja individuelle Anwendung denkt. Mir scheint, ein Künstler kann eine Theorie seiner Kunst niemals zu Ende denken; denn stets ergreift ihn, mitten im Analysieren, ein panisches Gefühl, eine Furcht vor sich selber, und gemahnt ihn fast physisch ans Tun. Die Furcht, sich nackt wiederzufinden, ohne sein ursprüngliches Vermögen — der Gedanke des

1. Die ›Neuen Theorien‹, verlegt bei Louis Rouart.

bewußt gewordenen Unvermögens – diese Furcht tötet vorzeitig seine Überlegungen.
Hat er also nicht die Kraft und den Scharfsinn, sich herrlich zu bescheiden mit Aphorismen von unerhörter Dichte und Brechungskraft, dann nennt er seine Theorie einen ihm höchst eigenen Monolog, wo alles, was er machen, was er aufzwingen, was er verheimlichen will, was ihm leicht und was ihm schwer fällt, seine Finten sogar und sein launisches Glück, ein allgemeingültiges Aussehen gewinnt.
– Das wäre das genaue Gegenteil einer Theorie! Eine echte Lehre stößt zunächst unsere innerste Empfindung um, die naiv ist und ganz herrührt von unserer ersten Begegnung mit dem Denken. Zur Praxis kommt man erst zurück, wenn man sich so unnachsichtig weit entfernt hat, daß man nicht mehr zurück zu können scheint, und dabei muß man blind und unempfindlich sein gegen die Furcht vor Konsequenzen, die man zieht, damit man nur auf deren Schärfe bedacht ist.
Die Praxis, die endlich *urteilen* soll, darf nicht bestimmend gewesen sein...
– Sie werden sagen: wie wenig hat das mit Malerei zu tun! Doch Konstantinopel wird wieder Byzanz, und dort will ich mir ein Heim suchen.
Nicht übersehen läßt sich in Ihrem Buch eine Ahnung und ein Zeichen kommender Zeiten, wo die Theorie fast allen Arbeiten wahrhaft vorangehen wird; wie sich ja schon die Herrschaft der Wissenschaften über die Industrie ankündigt. In unserer eigenen Industrie würde so, was bisher unsichere und überflüssige Kritik war, zu einer höheren Form der Kunst selbst, einer Kunst, den Künsten voranzugehen, Werke vorzuschreiben und deren Wirkungen tief vorherzusehen. – Wenn dieser außerordentliche Tag anbricht, wird man unsere Mühen in Ihren Schriften lesen; und alle diese Klüngel unverträglicher Herren, ihre Zwiste und Grausamkeiten, werden dann ganz lebendig wieder zum Vorschein kommen, so

wie aus dem Guicchardini und dem Machiavelli die Machenschaften in Florenz ersichtlich werden.
Diese Debatten sind unvermeidlich; denn gibt es eine vielschichtigere Kunst als die Ihre? – Kaum kann ich an meinen Fingern alle die Eigenschaften aufzählen, die sie mischen oder ins Gleichgewicht bringen möchte. Und das sind selbständige Eigenschaften, inkommensurabel untereinander, jede, für sich entwickelt, kann eine Kunst und ein besonderes Ziel ausmachen.
So kann die Verteilung der Farben ein System sein und ein Problem für sich. Es bildet eine geschlossene Gruppe von Beziehungen, die ihre eigene Logik hat und ihre eigenen Wirkungen. Das gleiche gilt für die Gruppe der Bewegungen, die dem Betrachter durch die Linien mitgeteilt werden. Sie ist ein Ganzes, das aus sich heraus bestehen kann.
Aber da wäre noch mehr: die Ähnlichkeit der Dinge, die Ähnlichkeit des Raumes, die Ähnlichkeit der Beleuchtung – das Hell-Dunkel. Jede dieser ›Darstellungsweisen‹ oder Perspektiven ist eine getrennte Disziplin.
Auch das ist nicht alles. Das sind immer erst die Elemente eines Theatrum; oder die unterschiedlichen Funktionen eines Wesens, deren man sich gleichzeitig bedienen muß, damit die koordinierte Tat entstehe – das Bild...

An Paul Souday

Montpellier, 1. Mai 1923

Mein lieber Paul Souday,
Erst jetzt bekomme ich Kenntnis von Ihrem Feuilleton vom 26. April. Seit einigen Wochen war ich in einer ziemlich entlegenen Ecke der fernen Provence, wo der ›Temps‹ selber Zeit braucht, um hinzugelangen; doch endlich habe ich die so bedeutende und mir so teure Studie lesen können, die Sie meinen Dialogen [Eupalinos] gewidmet haben. Für einen Autor gibt es keinen schöneren Lohn als die Aufmerksamkeit eines

Lesers von Rang. Das allein rechtfertigt den sonderbaren Vorgang des Schreibens!
Die Bemerkungen, die Sie über die Ideen machen, die ich dem Sokrates und seinen Freunden in den Mund gelegt, haben mich an die Umstände erinnert, unter denen ich, vor ein paar Monaten, diese Dialoge schrieb. Es war bestellte Arbeit, bei der ich einen echten Gedanken im günstigsten Licht nicht darlegen konnte oder nicht verstanden habe darzulegen. Ich hätte zu zeigen versucht, daß reines Denken und die Suche nach Wahrheit an sich immer nur nach der Entdeckung oder Bildung einer *Form* trachten können.
Nicht daß ich jedem Philosophen einen Künstler entgegenstelle; doch ich stelle dem Künstler jenen Denker entgegen, der nicht hinfindet zu dieser *endlichen* Form oder der nicht ahnt, daß *sie allein* Gegenstand einer rationalen und bewußten Suche sein kann...
Doch lassen Sie mich, spaßeshalber, erzählen, welch merkwürdigem Zwang ›Eupalinos‹ unterworfen war.
Man hatte mich gebeten, einen Text für das Album ›Architectures‹ zu schreiben, das eine Sammlung von Schnitten und Grundrissen ist. Dieser Text sollte herrlich in folio gedruckt werden und sich genau der Ausstattung und der Paginierung des Werkes anpassen, und so bat man mich, ihm die exakt festgelegte Länge von 115800 Lettern zu geben... 115800 Lettern! Es waren allerdings prachtvolle Buchstaben.
Ich sagte zu. Mein Dialog war zunächst zu lang. Ich kürzte ihn; und dann wieder ein bißchen zu kurz – ich verlängerte ihn. Schließlich fand ich diese Vorschriften sehr interessant. Doch es kann sein, daß der Text ein wenig darunter gelitten hat.
Schließlich haben sich ja auch die Bildhauer nie darüber beklagt, wenn sie in den stumpfwinkligen Giebeldreiecken ihre olympischen Figuren unterbringen mußten!...
Ich danke Ihnen nochmals und hoffe, daß ich recht bald das

Vergnügen haben werde, Ihnen da oder dort zu begegnen. Bis dahin grüßt Sie bestens

Paul Valéry

An Georges Duhamel

[1929]

Mein lieber Kollege,

Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihren Vortrag geschickt haben, den ich leider nicht hatte hören können, als Sie ihn hielten, im vergangenen Winter, im Haus der Bücherfreunde.

Ich habe ihn mit sehr großem Interesse gelesen; denn wenn jemand fähig war, diese Beziehung zwischen Krieg und Literatur zu untersuchen, ein weder oberflächliches, noch von persönlichen Hintergedanken beeinträchtigtes, noch grob begrenztes Urteil zu fällen, dann, so schien mir, konnten nur Sie es sein. Ich habe mich nicht getäuscht, und die Summe Ihrer Betrachtungen, die mit einem Zweifel endet, von dem man fühlt, daß Sie ihn sich abgerungen haben in dem Bemühen, streng zu sein, sie gibt mir jenen Eindruck, den ich am meisten von allen liebe: den des Willens zur Wahrheit.

Doch die ich am aufmerksamsten studiert habe unter all den Seiten, ist jene, wo ich meinen eigenen Fall zu lesen meinte. Genau so stockt der Leser eines Buches über Pathologie, von Furcht ergriffen, vor dem Kapitel, das ihn angeht.

Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen am Fuß der Seite 36, aber die Art Dichter oder Amateur, der Ihnen hier schreibt, hielt im Lesen inne, als er auf folgenden Satz stieß: ›Ich war betroffen von der unerschütterten, zeitfremden Weise, die mir aus den Gedichten entgegentönte.‹

Als ich mich gefaßt hatte, fragte ich mich, welche Betrachtungen Sie wohl über mich gemacht hätten.

Ihnen als Arzt, der gewiß vor allem ein Arzt der *Seelen* sein will, unterbreite ich den folgenden merkwürdigen Fall.

Seit 1892 gab ich mich Gedanken und Problemen hin, die sich



von der Dichtung und überhaupt jeder brauchbaren Literatur immer mehr entfernten. Je weiter ich vordrang, desto sicherer war ich, ohne darüber nachzudenken, daß ich nie mehr zum Schreiben zurückkehren würde. Ich tat nichts anderes als Notizen oder Ideen anzuhäufen, die aber so verschieden waren und so frei von jeder Absicht, sie zu *verwenden*, daß der bloße Gedanke, sie wieder aufzugreifen und irgendein Werk daraus zu machen, mir absurd erschien. Ich fand eine beinahe *animalische* Befriedigung dabei, meinen Geist zu üben: denn auch der Geist ist eine Art Tier mit Instinkten — das vielleicht der logischen Ungeheuerlichkeit fähig ist: etwas Neues zu erzeugen aus reiner Gewohnheit!...

Da kam der Krieg. Ich verlor meine innere Freiheit. Die reine Theorie erschien mir schimpflich oder wurde mir unmöglich. Und ich sah, daß alle meine Betrachtungen über die Ereignisse eitel oder töricht waren. Die Angst, überflüssige Vermutungen, das Gefühl der Ohnmacht zehrten mich fruchtlos auf. Da kam mir die Idee, ich sollte mich in meinen Mußestunden zu einer Arbeit ohne Grenzen zwingen, unter strengen formalen Bedingungen. Ich stellte mir die Aufgabe, Verse zu machen, solche, an denen Ketten lasten. So begann ich denn ein langes Gedicht zu schreiben.

Das ist es, worauf ich hinauswollte. Ihr Wort vorhin von der Olympischen Heiterkeit hat mich auf folgendes gebracht:

Dieses Gedicht (das ich ›Junge Parze‹ nannte) zeigt alle Merkmale der Gedichte, die man genau so gut 1868 wie 1890 hätte schreiben können. Alles sieht so aus, als hätte der Krieg von 1914—1918, während dessen es entstand, gar nicht stattgefunden.

Und dennoch weiß ich, der ich es machte, daß ich es *sub signo Martis* machte. Ich kann es mir nicht erklären, kann nicht begreifen, daß es nur unter der Einwirkung des Krieges geschah. Ich habe es in der Angst gemacht, und halb gegen sie. Ich hatte mir schließlich eingeredet, daß ich eine Pflicht erfüllte,



Henry van de Velde

Holzschnitt von Ernst Ludwig Kirchner

daß ich einen Kult ausübte für etwas, das verloren gehe. Ich glich jenen Mönchen des frühen Mittelalters, welche die zivilisierte Welt rund um ihr Kloster einstürzen hörten, die nur noch an das Ende der Welt glaubten; und die dennoch mühselig, in strengen, düsteren Hexametern, unendlich lange Gedichte für niemanden schrieben. Ich bekenne, daß mir das Französische als sterbende Sprache erschien und daß ich mich bemühte, es *sub specie aeternitatis* zu betrachten...

Keinerlei Heiterkeit war in mir. Ich glaube also, daß die Heiterkeit des dichterischen Werks durchaus nicht die Heiterkeit dessen bezeugt, der es verfaßt hat. Im Gegenteil, es kann vorkommen, daß sie das Ergebnis eines angstvollen Trotzes gegen tiefe Verwirrung ist und daß sie auf die Vorahnung von Katastrophen antwortet, ohne sie im geringsten widerzuspiegeln.

Was diese Frage angeht, bedürfte, so scheint mir, die Literaturkritik einer Reform. So wie man sie gewöhnlich betreibt, nämlich vom Werk her auf den Autor zu schließen, ist sie trügerisch. Etc. Etc.

Wie langatmig ich war!... Ich wollte Ihnen nur meine Hochachtung sagen und meinen Dank aussprechen – und mache Ihnen eine Art Geständnis! Bitte verzeihen Sie mir und schreiben Sie es sich selbst zu, der Sie mich in diese Erinnerungen geworfen haben.

Sehr herzlich Ihr

Paul Valéry

An Jean de la Tour

Nizza, 28. Juli 1933

Lieber Herr de la Tour,

Ich danke Ihnen nochmals, und diesmal für Ihren sehr interessanten Brief und für das Resümee der Verteidigung Ihrer Dissertation, das mich wirklich ›vergnügt‹ hat und das mich wunderbar vergnügt hätte, wäre ich heiterer gestimmt und leichteren Geistes – was nicht der Fall ist zur Zeit.

Ich möchte Ihnen lange schreiben; gern hätte ich Ihnen erklärt, was so einfach ist, daß es noch immer einige Leute beunruhigt; aber aus gewissen Gründen bin ich ziemlich niedergeschlagen – wie meiner selbst überdrüssig – und des Übrigen auch.

Ich sage Ihnen nur dies hier; wer berichten will, was ich erzeugt habe in einem ICH, das man näher zu bestimmen gedenkt, der darf zumindest nicht übersehen, daß ich in Prosa nur auf Verlangen oder im Auftrag geschrieben habe, – bei vorgeschriebenem Thema und manchmal unter sehr seltsamen Bedingungen.

Außerdem war es nie meine Absicht, das zu werden, was ich geworden bin durch das Zutun anderer.

Daraus folgt, daß der ›Zusammenhanglose‹ sich durch den ›Zufälligen‹ erklären läßt. Andererseits halte ich den philosophischen Fragebogen nicht für notwendig. Die meisten ihrer (der Philosophen) Probleme scheinen mir keinen Sinn zu haben – und die meisten meiner eigenen stehen nicht auf ihren Listen drauf.

Der Philosoph will nicht zugeben, daß er ein Kunstwerk schafft und nur ein Kunstwerk schaffen kann; und er weigert sich, dieses Werk auf *sich selbst, so wie es ist,* zu stellen. Ich glaube, nach mehr zu trachten ist absurd. Ich bevorzuge die ehrlich eingestandene Kunst.

Geht man auf diese Bedingungen ein – dann allerdings: Gute Nacht, Lehre! Was mich betrifft, ich füge mich um so leichter darein, als ich meine Ansichten niemals habe verbreiten wollen; im Gegenteil, bisher habe ich nur Sachen veröffentlicht, die in meinem Geist fast schon tot waren.

Kurz, ich hatte immer eine Art Instinkt für die Eitelkeit gewisser Fragen und habe nie glauben können, daß irgendwelche Geisteskombinationen nicht herrühren könnten von dem Kopf, in dem sie sich bilden – und der schließlich nur einer ist unter ihnen.

Alles das ist antiphilosophisch im höchsten Grade. Ich habe die Partei der Poesie und der Geometrie ergriffen, die, eine wie die andere (doch jede ihrer Natur gemäß), *im eigentlichen Sinne* sich der *Sprache* bedient – und das ohne die geringste Illusion (die sie gar nicht nötig haben).
Doch ich kann mich heute über so vieles nicht verbreiten. Mir steht nicht der Sinn danach, und der Körper ist todmüde.
Übrigens ist Ihre Dissertation in Paris.
Die Sendung meiner Bücher, die ich Ihnen aussuchen wollte, muß ich bis September verschieben.
Vom 3. August an und bis Ende dieses Monats werde ich in Giens (Var) sein bei der Gräfin de Béhague.
– Was den Titel Ihrer Arbeit betrifft: ich habe ihn nur *a parte mea* kritisiert, und nicht im Hinblick auf die Öffentlichkeit.
Mir schien, es hieße eine originelle Leistung schmälern, würde man sie mit einem Wort von jenen Wörtern bezeichnen, die die Dutzendmenschen zurechtdrechseln und zärtlich lieben.
Ich weiß jedoch nicht, was ich Ihnen vorschlagen soll.
›Die Ideen von Paul Valéry?‹
›Die Ideologie von Paul Valéry?‹ (Das hätte den großen Vorteil, daß es überhaupt nichts besagt.)
›Intellektuelles System P.V.'s‹...
Lassen Sie also den Intellektualismus beiseite! Gott wird die Seinen erkennen.
Was das Vorwort in Briefform angeht – dies nun ist das Schwerste, es verursacht Schwierigkeiten aller Art. Lassen Sie mich nachdenken. Und was die Bibliographie betrifft und alles, was damit zusammenhängt, bitte ich Sie, sich an meinen Freund Julien P. Monod, 16, Boulevard Raspail in Paris, zu wenden, mit Grüßen von mir; er hat alles und weiß alles auf diesem Gebiet.
Ich bin mit Sympathie

Ihr

Paul Valéry



An Blaise Briod

Er hatte Katharina Kippenbergs Rilke-Buch übersetzt.

40, rue de Villejust
September 1942

Sehr verehrter Herr Briod,

Ich danke Ihnen herzlich für die Sendung des ›Rainer Maria Rilke‹ von Frau Katharina Kippenberg. Dieses Buch hat mich interessiert, oder vielmehr interessiert mich außerordentlich, und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie es übersetzt haben: mir scheint, Sie hätten es ausdrücklich für mich übersetzt. Warum? Weil es in meinem Geist ein Problem Rilke gibt. Zwischen Rilke und mir bildete sich augenblicks eine komplementäre Sympathie (im starken Sinne des Worts). Wir waren zwei Dichter, doch so verschieden wie möglich und einander fast so unbegreiflich wie möglich — gerade deshalb aber, wunderbarer Weise, empfanden wir, der eine wie der andere, das Bedürfnis, uns kennen zu lernen und so uns selber besser kennen zu lernen durch gegenseitiges Erstauntsein in Freundschaft. Unglücklicherweise konnte ich seine Sprache nicht; und als ich sie lernte, war es zu spät. Ich habe neulich in einer Zeitung unsere letzte Begegnung erzählt, es war bei Thonon. Er hatte gerade meinen ›Narcisse‹ übersetzt. Ich habe ihn niemals so wohlgelaunt, so fröhlich gesehen...

Wenn Sie dazu Gelegenheit haben, sagen Sie doch Madame Kippenberg, wie sehr ihre Arbeit mich fesselt; sie enthält just soviel Einzelheiten und Erklärungen, wie ich brauchte, um Leben und Denken unseres teuren und großen Rilke zu verstehen.

Seien Sie meiner Sympathie versichert.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

P. Valéry



BÜCHER
AUS DEM INSEL-VERLAG

Vorschlag,
das Vorlesen der Alten bei Tische
wieder einzuführen:
was bei der Suppe, was bei dem Braten,
was bei dem Obst zu lesen sei —
wir haben die vortrefflichsten Sachen
für jede Schüssel.

LICHTENBERG

Neuerscheinungen und Neuauflagen seit Frühjahr 1953

* Erscheint im Herbst 1954

BERTRAM, ERNST: MICHAELSBERG. Neue, um das Buch ›Hrabanus‹ vermehrte Ausgabe. 204 Seiten. In Leinen DM 8,50.

— MOSELVILLA. 64 Seiten. Kartoniert DM 5,—.
Die neue Prosadichtung, die aus Anlaß von Ernst Bertrams 70. Geburtstag (27. Juli 1954) erschien, gibt sich als Brief=wechsel zwischen den Römern Flavus und Veranius über Größe und Schicksal des Abendlandes. Über der Weisheit und Einsicht dieses Buches liegt die verhaltene Trauer des Spätgeborenen.

BUCHWALD, REINHARD: SCHILLER.
Erster Band: Der junge Schiller. Mit 4 Bildtafeln und dem Fak=simile einer Handschrift. 452 Seiten. In Leinen DM 16,—.
Zweiter Band: Der Weg zur Vollendung. Mit 4 Bildtafeln und dem Faksimile einer Handschrift. 500 Seiten. In Leinen DM 16,—.
Mit dem zweiten Band von Reinhard Buchwalds Schiller-Buch liegt nun die umfassende, auf neuester Forschung beruhende Lebensbeschreibung und Geschichte des Schillerschen Geistes wieder vollständig vor. Auch dieser Band ist gründlich über=arbeitet worden, auf weite Strecken wurde er ganz neu ge=schrieben. Und wir erleben nicht nur das heroische Ringen Schillers um Meisterschaft und Vollendung, sondern verfolgen auch in der Deutung der Werke Entwicklung und Entfaltung des Schillerschen Geistes bis zu den letzten Dramen und Frag=menten.

CAROSSA, HANS: FÜHRUNG UND GELEIT. Ein Lebensgedenkbuch. 76. Tausend. 180 Seiten. In Leinen DM 8,50.
Im Bildersaal von Hans Carossas Lebensbuch findet man die literarischen Porträts von Richard Dehmel, Stefan George, Alfred Kubin, und Rainer Maria Rilke kommt uns wohl in keinem Bild so nahe wie in der Schilderung Carossas.

* DEUTSCHE GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. In neuer Auflage und neuer Ausstattung. 191. Tausend. 144 Sei=ten. Gebunden DM 2,80, in Leinen DM 4,20.
Eine Sammlung, die sich bescheiden ›Deutsche Gedichte‹ nennt,

doch mit dem Mut zu einer höchst individuellen, von Kenntnis und Liebe gleicherweise geführten Auswahl einen weiten Bogen schlägt, vom Wessobrunner Gebet bis zu George und Rilke.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Aus dem arabischen Urtext übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Sechs Bände mit rund 5000 Seiten auf Persia-Dünndruckpapier in grünem Leinen oder in naturfarbenem Schweinsleder mit Goldprägung. Zweite Auflage der neuen Ausgabe. In Leinen DM 114,—, in Leder DM 192,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.
In der Reihe der vielen und viel zu vielen Neuerscheinungen auf dem deutschen Buchmarkt erscheint mir die vom Insel-Verlag in Wiesbaden herausgegebene, in der äußeren Gestaltung der sechs umfangreichen Dünndruckbände den besten Traditionen dieses Verlages ebenbürtige Neuausgabe die schönste und wohlgelungenste... Karl Rauch im Telegraf

HAGELSTANGE, RUDOLF: ZWISCHEN STERN UND STAUB. Gedichte. 72 Seiten. Gebunden DM 6,80.
Nach der ›Ballade vom verschütteten Leben‹ legt Rudolf Hagelstange einen neuen Gedichtband vor, die erste Sammlung seit dem ›Strom der Zeit‹ aus dem Jahre 1948. Sie zeigt die ganze Fülle dieser dichterischen Kraft, ihren Formenreichtum, die Lust am Reimspiel wie den tiefen Ernst der Aussage.

KÄSTNER, ERHART: ÖLBERGE, WEINBERGE. Ein Griechenlandbuch. Mit Zeichnungen von Helmut Kaulbach. Zweite Auflage in neuer Ausstattung. 245 Seiten. In Leinen DM 9,80.
Wenn der letzte Mosaikstein auf der letzten Seite gesetzt ist, sind Jahrtausende sichtbar, ohne die Gegenwart zu verdunkeln, dann leuchtet dem Leser die vielbeschriebene Wiege des Abendlandes, als sei sie eben erst enthüllt worden.
Christian Ferber im Hamburger Anzeiger

* KANT, IMMANUEL: KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 684 Seiten. In Leinen DM 14,—.

* — VERMISCHTE SCHRIFTEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen DM 14,—.
Die als Einzelausgaben lieferbaren Bände bieten den Textbestand des ersten und dritten Bandes der von Felix Groß herausgegebenen sechsbändigen Insel-Ausgabe von Kants Werken.



KOCH, RUDOLF: DAS MÜNSTER ZU STRASSBURG. In Holz geschnitten von Fritz Kredel und Lisa Hampe. Einblattdruck 83:135 cm. In einer Pappröhre DM 16,—.
Rudolf Koch hat in einigen Architekturblättern sein starkes Empfinden für die Größe von Werken der Baukunst offenbart. Das bedeutendste Blatt legen wir hier wieder vor — schönste Huldigung für das geniale Werk Meister Erwins von Steinbach.

LE FORT, GERTRUD VON: AM TOR DES HIMMELS. Novelle. 86 Seiten. In Leinen DM 4,80.
Mit der Meisterschaft ihrer reifen Novellenkunst fügt die Dichterin ein altes Dokument über den Prozeß des großen Galilei in den Rahmen der Geschehnisse unserer Gegenwart. Die geistige Verbindung gibt die seit Jahrhunderten bedrängende Frage nach Gott und dem Gottesglauben im kopernikanischen Weltbild der modernen Naturwissenschaft.

* LORCA, FEDERICO GARCIA: DRAMATISCHE DICHTUNGEN. Aus dem Spanischen übertragen von Enrique Beck. 448 Seiten. In Leinen DM 24,—.
Der mit dem Essay García Lorcas ›Plauderei über Theater‹ eingeleitete Band enthält die Dramen: Mariana Pineda — In seinem Garten liebt Don Perlimplín Belisa — Die wundersame Schustersfrau — Sobald fünf Jahre vergehen — Bluthochzeit — Yerma — Doña Rosita — Bernarda Albas Haus.

* MOLIERE: WERKE. Ins Deutsche übertragen von Arthur Luther, Rudolf Alexander Schröder und Ludwig Wolde. Dünndruckausgabe. 1096 Seiten. In Leinen DM 22,—, in Leder etwa DM 34,—.
Der Band enthält neben allen Hauptwerken auch weniger bekannte Komödien, insgesamt einundzwanzig Werke Molières in der neuen Fassung, in der sie seit einigen Jahren auf den deutschen Bühnen vielfach gespielt werden.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: DAS MONDSCHAF / THE MOON SHEEP. Eine Auswahl aus den Galgenliedern. Deutsch und in englischer Übertragung von W. Eitzen. 96 Seiten. Gebunden DM 4,80.
Man sollte meinen, daß es kaum möglich wäre, den ganz eigenartigen Humor der ›Galgenlieder‹ in einer fremden Sprache zum Ausdruck zu bringen. Um so größer ist die Überraschung, wenn man nun neben den deutschen Versen die englische Fassung liest: dem angelsächsischen Humor kommt der Palmströmdichter offenbar besonders entgegen.

* Emil Preetorius. — Im Umkreis der Kunst. Eine Festschrift für Emil Preetorius. 316 Seiten mit 5 Tafeln und 4 Abbildungen im Text. Gebunden DM 15,—.
Mit Beiträgen von Gottfried Benn — Hans Carossa — Ludwig Curtius — Wilhelm Furtwängler — Romano Guardini — Wilhelm Hausenstein — Martin Heidegger — Werner Heisenberg — Herbert von Karajan — Thomas Mann — Heinz Tietjen — Bruno Walter u. a.

* Die Geschichte vom Prinzen Genji, wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan. Deutsch von Herberth E. Herlitschka. Neue, überarbeitete Ausgabe auf Dünndruckpapier. Zwei Bände mit 1212 Seiten. In Leinen DM 36,—.
Nachdem der Insel-Verlag in den letzten Jahren bedeutende Werke der Weltliteratur zu erneuern begonnen hat, die chinesischen Romane ›Kin Ping Meh‹ und ›Traum der roten Kammer‹, danach die ›Märchen aus 1001 Nacht‹, erscheint nun auch der große Liebesroman aus Japans klassischer Vergangenheit in neuer Ausgabe.

* Rainer Maria Rilke und Katharina Kippenberg: Briefwechsel. Herausgegeben von Bettina von Bomhard. Etwa 740 Seiten. Mit 8 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen DM 24,—.
Der Briefwechsel zwischen Katharina Kippenberg und Rainer Maria Rilke ergänzt die Zeugnisse zum Leben und Schaffen des Dichters und gibt wesentliche Züge zum Bild der bedeutenden Frau und Mitarbeiterin Anton Kippenbergs, die durch ihre Bücher über Rilke und die Sammlung ihrer ›Kleinen Schriften‹ bekannt geworden ist. Sie war es auch, die jahrzehntelang den Insel-Almanach als Herausgeberin gestaltete.

* Salminen, Sally: Prinz Efflam. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Ellen de Boor. 530 Seiten. In Leinen DM 14,50.
Das neueste Werk der Dichterin, deren Roman ›Katrina‹ in der deutschen Ausgabe im 116. Tausend vorliegt, erzählt, wie das Meer in Frankreich nach dem letzten Kriege einen rätselhaften Menschen an Land spült, und nun erfüllt sich unter den Fischern der Bretagne ein dunkles Menschenschicksal unserer Tage im seltsamen Widerspiel zwischen Heiland und Teufel.

Scheffler, Karl: Max Liebermann. Nachwort von Carl Georg Heise. 118 Seiten. Mit 65 Bildtafeln. In Leinen DM 16,—.
Die aus Schefflers Nachlaß herausgegebene letzte Fassung der Biographie ist die beste, die wir haben. Liebermanns Malerei im Dienste eines übernationalen Publikums ist im ganzen gesehen die letzte überragende Leistung des 19. Jahrhunderts.
Will Grohmann in der Neuen Zeitung, Berlin

* Sert, Misia: Misia. Pariser Erinnerungen. Mit 25 Abbildungen. 320 Seiten. In Leinen DM 11,50.
Beim Erscheinen der französischen Ausgabe schrieb ›Die Weltwoche‹: ... Das Tollste aber ist, daß es sich nicht um einen nachgelassenen Roman von Rabelais handelt, sondern um die Erinnerungen einer Zeitgenossin. Der Schauplatz, auch wenn nebenbei die Autostraßen, Jacht-, Flug- und Schiffslinien der halben Welt abgefahren werden, ist zur Hauptsache und zur Beruhigung des Lesers ein historisch überprüfbares Paris, welches die Belege liefern kann, daß das Wunderbarste in Misias Leben nicht ein Traum, sondern Wirklichkeit war... Es beginnt sich nun der vielleicht reichste Bürgerbrief zu schreiben, den der künstlerische Geist einer Epoche einer einzelnen Frau ausgestellt hat.

* Stifter, Adalbert: Bunte Steine. Erzählungen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 858 Seiten. In Leinen DM 14,—.
Allen Freunden des Insel-Stifter wird die Nachricht willkommen sein, daß der lang vermißte dritte Band der Werke nun lieferbar ist (auch als Einzelausgabe) und daß sich der siebente und letzte Band (Briefe und Gespräche) in Vorbereitung befindet, so daß die Ausgabe der Werke Stifters in sieben Bänden in absehbarer Zeit vollständig sein wird.

Timmermans, Felix: Bauernpsalm. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. 30. Tausend. 210 Seiten. In koloriertem Leinenband DM 9,50.
Die Luzerner Neuesten Nachrichten schrieben beim ersten Erscheinen des Werkes: Vergnügt werden die Leser dieses herrliche, sinnenfrohe Buch in sich aufnehmen, welches das Bauernleben nicht in schönfärberischem Rosa verklärt, sondern auch mit all seinen tiefen Schatten wiedergibt.

Tourville, Anne de: Der grosse Jabadao. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Oswalt von Nostitz. Zweite Auflage 1954. 282 Seiten. In Leinen DM 9,80.

Vielleicht gehört der Roman zu den wenigen Dichtungen dieses Jahrhunderts, die ihre Zeit überdauern: die historische und die literar-historische. Frankfurter Allgemeine Zeitung

Ihre Gestalten sind echt bis in die letzten Herzensfalten, Leidenschaften und Gewohnheiten, so daß ihre Züge zugleich das bäuerliche Antlitz überhaupt enthüllen. Die Gegenwart

VALÉRY, PAUL: EUPALINOS ODER DER ARCHITEKT. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 172 Seiten. In Halbleinen DM 6,80.
Die Begegnung mit dem Werk Paul Valérys gehört zu den letzten großen Erlebnissen Rilkes. Eine seelische Verwandtschaft verband Rilke gerade mit dem Werk des französischen Freundes, das er in den letzten Monaten seines Lebens übertrug.

* — BRIEFE. Übertragen von Wolfgang A. Peters. Etwa 320 Seiten. In Halbleinen etwa DM 15,50.
Mit Spannung folgt der Leser dem geistigen Entwicklungsprozeß Paul Valérys, der sich in der Folge dieser Briefe aus fünfundzwanzig Jahren abspielt. Der Band enthält Briefe an: d'Annunzio, Bergson, Claudel, Debussy, Maurice Denis, Duhamel, Huysmans, Pierre Louys, Mallarmé, Rilke, Marcel Schwob und andere.

WIELAND. Vier Vorträge anläßlich der Biberacher Wieland-Tage 1953. 108 Seiten. Gebunden DM 4,50.
Friedrich Beißner: Poesie des Stils. Eine Hinführung zu Wielands Dichtung — Emil Staiger: Wielands Musarion — Friedrich Sengle: Wieland und Goethe — Hans Werner Seiffert: Wielandbild und Wielandforschung. — Mit einem Nachwort von Hansjörg Schelle.

WILLEMSEN, CARL A.: KAISER FRIEDRICHS II. TRIUMPHTOR ZU CAPUA. Ein Denkmal hohenstaufischer Kunst in Süditalien. Mit 108 Abbildungen und 110 Seiten Text. In Halbleinen DM 30,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.
Über das einmalige Werk hinaus erkennen wir den großartigen Bauwillen, ja so etwas wie die Weisheit des Bauens jenes letzten staufischen Kaisers vor dem Erlöschen seines Geschlechts. Der Insel-Verlag hat das Werk geradezu festlich ausgestaltet.
Josef Mühlberger in der Neuen Württembergischen Zeitung

Wohlfeile Insel-Ausgaben

Mit dieser Reihe wurde im Frühjahr 1953 die Tradition des Insel-Verlags wieder aufgenommen, wertvolle Werke zeitgenössischer Dichter und Romane der Weltliteratur in schönen preiswerten Ausgaben vorzulegen.

CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT UND VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 268 Seiten. In Leinen DM 5,80.

CLAES, ERNEST: FLACHSKOPF. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Mit Vorwort und Zeichnungen von Felix Timmermans. 232 Seiten. In Leinen DM 5,80.

* COSTER, CHARLES DE: DIE HOCHZEITSREISE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Albert Wesselski. 252 Seiten. In Leinen DM 5,80.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE MAGDEBURGISCHE HOCHZEIT. Roman. 244 Seiten. In Leinen DM 5,80.

HUCH, RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. Roman. 352 Seiten. In Leinen DM 6,80.

* SCHNEIDER, REINHOLD: MACHT UND GNADE. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte. 312 Seiten. In Leinen DM 6,80.

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SILJA, DIE MAGD. Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. 320 Seiten. In Leinen DM 6,80.

TIMMERMANS, FELIX: PALLIETER. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anna Valeton-Hoos. 244 Seiten. In Leinen DM 5,80.

* WAGGERL, KARL HEINRICH: DAS JAHR DES HERRN. Roman. 292 Seiten. In Leinen DM 5,80.

Früher erschienen:

INSEL-ALMANACH 1952: 192 Seiten. 8 Tafeln. Kartoniert DM 2,50.

INSEL-ALMANACH 1953: 208 Seiten. 9 Tafeln. Kartoniert DM 2,50.

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: LEBENSRÜCKBLICK. Grundriß einiger Lebenserinnerungen. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Pfeiffer. (In Gemeinschaft mit Max Niehans Verlag, Zürich). 386 Seiten mit 17 Abbildungen. Leinen DM 18,70.

Berenson, Bernard: Entwurf zu einem Selbstbildnis. Aus dem Englischen übertragen von Hanna Kiel. 208 Seiten mit 6 Bildtafeln. Leinen DM 14,60.

Bertram, Ernst: Aus den Aufzeichnungen des Herzogs von Malebolge. Gedruckt in 500 Exemplaren, von denen 300 in den Handel kamen. 60 Seiten. Kartoniert DM 7,50.

— Konradstein. 119 Seiten. Leinen DM 7,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

— Patenkinderbuch. Gedichte. 120 Seiten. Gebunden DM 5,—.

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Gedichte. 5. Tausend. Gebunden DM 2,50.

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. 29. Tausend. 408 Seiten Dünndruckpapier. Leinen DM 9,—.

Bürger, Gottfried August: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande. Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. 109 Seiten mit 37 Bildern von Fritz Kredel. Gebunden DM 4,80.

Burckhardt, Jacob: Briefe. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Max Burckhardt. Von der auf neun Bände berechneten Ausgabe sind erschienen (In Gemeinschaft mit Benno Schwabe Verlag, Basel):
Band I: 1818 bis Mai 1843. 376 Seiten mit 16 Bildtafeln. Leinen DM 17,—.
Band II: Juni 1843 bis März 1846. 328 Seiten mit 10 Bildtafeln. Leinen DM 18,—.

Carossa, Hans: Der Arzt Gion. Erzählung. 106. Tausend. 282 Seiten. Leinen DM 10,80.

— Aufzeichnungen aus Italien. 16. Tausend. 205 Seiten. Gebunden DM 6,—.

— Gesammelte Gedichte. 51. Tausend. 186 Seiten. Leinen DM 7,—.

— Geheimnisse des reifen Lebens. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. 102. Tausend. 239 Seiten. Leinen DM 9,80.

— Das Jahr der schönen Täuschungen. 152. Tausend. 320 Seiten. Leinen DM 11,50.

— Rumänisches Tagebuch. 96. Tausend. 167 Seiten. Leinen DM 9,—.

— Ungleiche Welten. 18. Tausend. 342 Seiten. Leinen DM 12,80.



GRUSS DER INSEL AN HANS CAROSSA. Als Festgabe zum 70. Geburtstag des Dichters am 15. Dezember 1948 erschienen. Mit Titelvignette von Walter Tiemann. Gebunden in Roma-Bütten mit Golddruck DM 4,80.

CLAES, ERNEST: JUGEND. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. 18. Tausend. 291 Seiten. Halbleinen DM 4,80.

COMMON, JACK: GLÜCK IST TRUMPF. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Peter Dülberg. 300 Seiten. Leinen DM 12,80.

COOLEN, ANTON: AUS DER KLEINEN WELT. Erzählung. 195 Seiten. Leinen DM 4,80.

— BRABANTER VOLK. Roman. 25. Tausend. 250 Seiten. Leinen DM 5,60.

COOPER, DUFF: TALLEYRAND. 53. Tausend. 481 Seiten mit 6 Bildtafeln. Leinen DM 15,—.

DACQUÉ, EDGAR: DIE URGESTALT. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. 10. Tausend. 244 Seiten. Leinen DM 11,50.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Mit 26 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Übersetzt von Franz Kuhn. 36. Tausend. 369 Seiten. Leinen DM 9,80.

FISCHER, EDWIN: MUSIKALISCHE BETRACHTUNGEN. 18. Tausend. 68 Seiten. Gebunden DM 4,—.

GOETHES WERKE IN SECHS BÄNDEN (DER VOLKS-GOETHE). Herausgegeben im Auftrag der Goethe-Gesellschaft. Begründet von Erich Schmidt. Neue Ausgabe, in Verbindung mit Bruno A. Wachsmuth, Hans Wahl, Hans-J. Weitz und Walther Ziesemer besorgt von Anton Kippenberg. Jeder Band 700—750 Seiten.

Band 1: Goethes Leben. — Gedichte. Faust.
Band 2: Dramen.
Band 3: Die Leiden des jungen Werther. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Das Märchen.
Band 4: Die Wahlverwandtschaften. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Novelle. Vers-Epen.
Band 5: Dichtung und Wahrheit.
Band 6: Vermischte Schriften.

130. Tausend. Insgesamt 4380 Seiten. Jeder Band in Leinen DM 9,80, in Halbleder DM 14,50.

GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 10. Tausend. 618 Seiten mit einer Landkarte. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. Leinen DM 14,—, Leder DM 27,50.

GOETHE: FAUST. Gesamtausgabe. 225. Tausend. 648 Seiten. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. Leinen DM 14,—, Leder DM 27,50.

— GESPRÄCHE OHNE DIE GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. In Auswahl herausgegeben von Flodoard Freiherr von Biedermann. 10. Tausend. 792 Seiten. Alkor DM 14,—.

CHRONIK VON GOETHES LEBEN. Mit Verzeichnis der Erstausgaben, Personen- und Ortsregister. Neu bearbeitet und herausgegeben von Franz Götting. 196 Seiten. Leinen DM 3,50.

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALLADE VOM VERSCHÜTTETEN LEBEN. 4. Tausend. 72 Seiten. Gebunden DM 6,80.
Ausgezeichnet mit dem Literaturpreis 1952 der deutschen Kritiker.

— STROM DER ZEIT. Gedichte. 76 Seiten. Kartoniert DM 2,50.

DAS GEDICHT VON HIOB UND SEINEN DREI FREUNDEN. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Gustav Hölscher. 128 Seiten. Gebunden DM 2,—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE. Tagebuch-Aufzeichnungen. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. 8. Tausend. 112 Seiten. Leinen DM 6,50.

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 61. Tausend. 312 Seiten. Leinen DM 10,—.

HUCH, RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 29. Tausend. 264 Seiten. Leinen DM 5,60.

DIE JUGEND GROSSER DEUTSCHER. Von ihnen selbst erzählt. Herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit-Jentner. Neue Ausgabe mit 8 Bildtafeln. 35. Tausend. 496 Seiten. Leinen DM 14,80.

KÄSTNER, ERHART: ZELTBUCH VON TUMILAD. Dritte Auflage in neuer Ausstattung. 285 Seiten. In Leinen DM 9,80.

KASSNER, RUDOLF: DIE NACHT DES UNGEBORGENEN LEBENS. Aus den Schriften. (Auswahl aus den Essays und Gleichnissen.) 248 Seiten. Gebunden DM 9,50.

— PHYSIOGNOMIK. 224 Seiten und 47 Abbildungen auf Tafeln. Leinen DM 16,50.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Roman. Aus dem Chinesischen übersetzt von Franz Kuhn. 34. Tausend. 920 Seiten Dünndruckpapier. In Leinen DM 25,—.

KIPPENBERG, ANTON: GESCHICHTEN AUS EINER ALTEN HANSESTADT. 88. Tausend. 216 Seiten. Leinen DM 7,—.



KIPPENBERG, ANTON: REDEN UND SCHRIFTEN. 320 Seiten mit 18 Bildtafeln. Leinen DM 12,50.

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKE. Ein Beitrag (Biographie). 20. Tausend. 384 Seiten. Gebunden DM 5,60.

— RAINER MARIA RILKES DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 8. Tausend. 200 Seiten. Gebunden DM 6,50.

— KLEINE SCHRIFTEN. 142 Seiten. Gebunden DM 4,50.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE TOCHTER FARINATAS. Vier Erzählungen. 18. Tausend. 212 Seiten. In Leinen DM 8,—.

— UNSER WEG DURCH DIE NACHT. Worte an meine Schweizer Freunde. 13. Tausend. 20 Seiten. Geheftet DM —,60.

MAURIAC, FRANCOIS: DIE EINÖDE DER LIEBE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von S. Cramer. 8. Tausend. 174 Seiten. Leinen DM 7,80.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. 13. Tausend. 280 Seiten und 12 Bildtafeln. Leinen DM 6,80.

MECKEL, EBERHARD: GESAMMELTE GEDICHTE. 192 Seiten. Halbleinen DM 2,50.

MELL, MAX: GEDICHTE. 88 Seiten. Liebhaberdruck in Halbpergament DM 10,—.

MENDELSSOHN, ARNOLD: GOTT, WELT UND KUNST. Aufzeichnungen. Mit einem Bildnis. 388 Seiten. Halbleinen DM 3,—.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. In sieben Büchern. Große Ausgabe. 344 Seiten. Leinen DM 18,—.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: ALLE GALGENLIEDER. 185. Tausend. 333 Seiten. Leinen DM 9,80.

— EIN LEBEN IN BRIEFEN. Herausgegeben von Margareta Morgenstern. 536 Seiten mit 8 Bildtafeln. Leinen DM 20,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

MOY, JOHANNES: DAS KUGELSPIEL. Erzählungen. 188 Seiten. Kartoniert DM 1,60.

MÜHLBERGER, JOSEF: GEDICHTE. 240 Seiten. Gebunden DM 2,50.

MUNK, GEORG: AM LEBENDIGEN WASSER. Roman. 660 Seiten. Leinen DM 19,50.

NOSTITZ, HELENE VON: AUS DEM ALTEN EUROPA. Erinnerungen an Menschen und Städte. 200 Seiten. Mit 8 Bildtafeln. 9. Tausend. Leinen DM 11,50.

PORCHÉ, WLADIMIR: LIEBE IM VALLESPIR. Aus dem Französischen übertragen von Hedwig Andertann. 248 Seiten. Leinen DM 11,50.

PRANG, HELMUT: JOHANN HEINRICH MERCK. Ein Leben für andere. 332 Seiten. Mit einem farbigen Porträt. Leinen DM 6,80.

RENKER, ARMIN: DAS BUCH VOM PAPIER. Eine Darstellung vom Werden und Wesen des Papiers. Mit 46 Abbildungen auf Lichtdrucktafeln, zwei Landkarten, Proben von Papyrus, Pergament, verschiedenen Papiersorten und Wasserzeichen. Gedruckt auf Zerkall-Bütten. 12. Tausend. 230 Seiten Text. Halbleinen DM 22,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

RILKE, RAINER MARIA: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Roman. 55. Tausend. 305 Seiten. Leinen DM 10,—.

— DAS BUCH DER BILDER. Gedichte. 51. Tausend. 176 Seiten. In Leinen DM 8,50.

— DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 11. Tausend. 112 Seiten. Gebunden DM 6,50.

— GEDICHTE 1906—1926. Sammlung der verstreuten und nachgelassenen Gedichte aus den mittleren und späten Jahren. 696 Seiten. Leinen DM 27,—.

— GEDICHTE IN FRANZÖSISCHER SPRACHE. Gesamtausgabe. 156 Seiten. Leinen DM 8,—.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 71. Tausend. 186 Seiten. Leinen DM 8,—.

— DAS MARIEN-LEBEN. 146. Tausend. 28 Seiten. Kartoniert DM 2,—. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier, gebunden DM 5,—.

— AUGUSTE RODIN. 75. Tausend. 124 Seiten. Mit 97 Bildern auf Tafeln. Leinen DM 14,—.

— DAS STUNDEN-BUCH. 203. Tausend. 108 Seiten. Halbleinen DM 5,—.

— BRIEFE. Zwei Bände. Zusammen 1180 Seiten. Leinen DM 30,—.

— BRIEFE ÜBER CÉZANNE. Herausgegeben von Clara Rilke. Mit 8 Bildtafeln. Großoktav. 56 Seiten. In Halbpergament DM 12,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

— DIE BRIEFE AN FRAU GUDI NÖLKE. Aus Rilkes Schweizer Jahren. Herausgegeben von Paul Obermüller. 208 Seiten mit 4 Bildtafeln. Leinen DM 12,—.

— BRIEFE AN SEINEN VERLEGER 1906—1926. Neue erweiterte Ausgabe. 13. Tausend. 560 Seiten. Zwei Bände. Leinen DM 14,—.

RAINER MARIA RILKE UND MARIE VON THURN UND TAXIS: BRIEFWECHSEL. Mit 8 Bildtafeln. Zwei Bände. 1071 Seiten. Leinen



DM 34,—. (In Gemeinschaft mit Verlag Niehans und Rokitansky, Zürich.)

AUS RAINER MARIA RILKES NACHLASS
Erschienen sind:

— AUS DEM NACHLASS DES GRAFEN C. W. Ein Gedichtkreis. 42 Seiten. Gebunden DM 4,50.

— BRIEFWECHSEL IN GEDICHTEN MIT ERIKA MITTERER. 64 Seiten. Gebunden DM 5,—.

— AUS TASCHEN-BÜCHERN UND MERK-BLÄTTERN. Gedichte. 88 Seiten. Gebunden DM 6,—.

— DIE BRIEFE AN GRÄFIN SIZZO. 92 Seiten. Gebunden DM 6,—.

SALMINEN, SALLY: KATRINA. Roman. Übertragen von Edzard Schaper. 116. Tausend. 424 Seiten. Leinen DM 14,—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: ELLI. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 288 Seiten. Leinen DM 9,—.

SCHILLER, FRIEDRICH: WERKE IN DREI BÄNDEN. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. 23. Tausend. 2364 Seiten. Leinen DM 45,—.

SCHNEIDER, REINHOLD: INNOZENZ UND FRANZISKUS. 284 Seiten. Leinen DM 12,—.

— LAS CASAS VOR KARL V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. Roman. 45. Tausend. 204 Seiten. Leinen DM 9,80.

— PORTUGAL. Ein Reisetagebuch. 152 Seiten. Gebunden DM 6,50.

— DER TRAUM DES EROBERERS. ZAR ALEXANDER. Dramatische Dichtungen. Großoktav. 184 Seiten. Gebunden DM 12,50.

— DIE NEUEN TÜRME. Sonette. 10. Tausend. 56 Seiten. Kartoniert DM 1,50.

— DER GROSSE VERZICHT. Szenen aus dem dreizehnten Jahrhundert. 280 Seiten. Leinen DM 11,50.

SPRANGER, EDUARD: GOETHES WELTANSCHAUUNG. 13. Tausend. 256 Seiten. Halbleinen DM 5,80.

STENDHAL: ROT UND SCHWARZ. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig. 32. Tausend. 712 Seiten Dünndruckpapier. Leinen DM 8,50.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Lebensgeschichte. 17. Tausend. 250 Seiten und 33 Bilder. Leinen DM 7,50.

TIMMERMANS, FELIX: ADAGIO. Gedichte. Flämisch und deutsch. 72 Seiten. Gebunden DM 4,—.

— ADRIAAN BROUWER. Roman. 11. Tausend. 188 Seiten. Leinen DM 9,80.

TIMMERMANS, FELIX: FRANZISKUS. Mit Zeichnungen des Dichters. 30. Tausend. 288 Seiten. Leinen DM 12,—.

— DIE UNSICHTBARE HAND. Märchen und Geschichten. Mit Zeichnungen des Dichters. 232 Seiten. Leinen DM 9,80.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. 85. Tausend. 232 Seiten. Leinen DM 8,50.

TIMMERMANS, LIA: MEIN VATER. Ein Buch der Erinnerung an Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Karl Jacobs. Mit 16 Abbildungen. 208 Seiten. Leinen DM 12,—.

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Ein Roman aus der Tsing-Zeit. Übersetzt von Franz Kuhn. 24. Tausend. 769 Seiten Dünndruckpapier. Leinen DM 20,—.

UHDE-BERNAYS, HERMANN: IM LICHTE DER FREIHEIT. Erinnerungen aus den Jahren 1880—1914. 5. Tausend. 536 Seiten. Halbleinen DM 15,—.

VALÉRY, PAUL: GEDICHTE. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 72 Seiten. Gebunden DM 8,—.

— HERR TESTE. Übertragen von Max Rychner. 7. Tausend. 124 Seiten. Gebunden DM 2,—.

VENESIS, ILIAS: ÄOLISCHE ERDE. Roman. Aus dem Neugriechischen übertragen von Roland Hampe. 5. Tausend. 308 Seiten. Leinen DM 9,80.

WAGGERL, KARL HEINRICH: BROT. Roman. 97. Tausend. 371 Seiten. Leinen DM 12,—.

— MÜTTER. Roman. 41. Tausend. 298 Seiten. Leinen DM 11,50.

— WAGRAINER TAGEBUCH. 104. Tausend. 140 Seiten. Gebunden DM 4,50.

DEUTSCHE WEIHNACHTSLIEDER. Zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha. In zweifarbigem Druck mit Vignetten von Willi Harwerth. 170. Tausend. 64 Seiten. In farbigem Pappband DM 3,—.

WEISZ, JOSEF: DER GESTIRNTE HIMMEL. Die Sternbilder der Alten in 42 Holzschnitten. Mit einem Geleitwort von Thassilo von Scheffer. Handpressendruck des Künstlers in 300 Exemplaren auf eigens gefertigtem Hahnemühle-Büttenpapier. Als Blockbuch in Halbpergament gebunden. In Schatulle DM 80,—.

Insel-Bücherei

In farbigem Pappband je DM 2,—.
Neue Bände und neue Ausgaben seit Frühjahr 1953

432 ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen.
Eine neu durchgesehene Sammlung deutscher Dichtung von den ältesten Zeiten bis zum Beginn des Minnesangs im Urtext und dichterischer Übertragung.

37 BJÖRNSON, BJÖRNSTJERNE: SYNNÖVE SOLBAKKEN. Erzählung.
Das Mädchen Synnöve steht im Mittelpunkt einer Liebesgeschichte, in der der norwegische Dramatiker zugleich Landschaft und Menschen seiner Heimat schildert. Die Novelle gehört zu den Meisterwerken ihrer Gattung.

455 BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von Karl Viëtor.
Die Briefe der ›heilig geliebten‹ Diotima an Hölderlin werden hier in der nach der neueren Forschung endgültigen Gestalt und Reihenfolge vollständig dargeboten. In Nachwort und Anmerkungen erläutert Karl Viëtor Schicksal und Inhalt der Briefe.

544 BRIEFE DER FRAU RAT GOETHE. Ausgewählt und herausgegeben von Rudolf Bach.
›Frau Ajas‹ Briefe sind kleine Kunstwerke von entzückender Frische und Bildkraft. Es war ihr gegeben, ihre ganze reiche Persönlichkeit im geschriebenen Wort auszudrücken, dem seine Nähe zur mündlichen, dialektgefärbten Rede einen besonderen Reiz verleiht.

573 BUBER, MARTIN: EINSICHTEN. Aus den Schriften gesammelt.
Aus seinen Schriften hat Martin Buber wesentliche und ihm heute wichtig erscheinende Stücke zu dieser Sammlung vereinigt. Sie enthält nicht Ergebnisse, einzelne Gedanken, Aphorismen, sondern Gedankengänge, in denen die Einsichten des Philosophen entwickelt werden.

126 BURCKHARDT, JACOB: GRÖSSE, GLÜCK UND UNGLÜCK IN DER WELTGESCHICHTE.
Die beiden großen Schlußkapitel aus den ›Weltgeschichtlichen Betrachtungen‹ zeigen die Kunst des Basler Kultur=

historikers, den unübersehbaren Stoff der Geschichte nach beherrschenden Gesichtspunkten zu ordnen und anschaulich zu machen. Eine geniale Deutung der Menschen und Mächte, die Geschichte machen.

202 Busoni, Ferruccio: Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst. Mit einem Nachwort von H. H. Stuckenschmidt.
Als eine großartige Utopie hat diese Rainer Maria Rilke gewidmete Vision einer neuen Tonkunst bis in die jüngste Gegenwart vielfältig auf das musikalische Leben gewirkt. Die neue Ausgabe enthält eine Ergänzung aus dem Nachlaß Busonis.

500 Carossa, Hans: Gedichte. Vom Dichter ausgewählt.
Die neue erweiterte Ausgabe dieses schönen Auswahlbandes enthält auch Gedichte aus der jüngsten Vergangenheit und umfaßt somit den ganzen Lebenskreis des Dichters.

268 Eichendorff, Joseph von: Gedichte.
Über den uns in zahlreichen Vertonungen wohlvertrauten Versen Eichendorffs liegt noch immer der Zauber echter Lyrik und der Frieden eines Gemütes, dem im Zeitlichen das Ewige begegnet.

482 Goethes Spruchweisheit. Sprüche in Prosa.
Der Band gibt eine umfassende Auswahl aus den ›Maximen und Reflexionen‹, der großen Schatzkammer der Altersweisheit Goethes.

474 Gunnarsson, Gunnar: Das Haus der Blinden. Erzählung. Übertragen von Edzard Schaper.
Die Erzählung des isländischen Dichters öffnet einen tiefen Blick in das Seelenleben erblindeter Menschen.

609 Hagelstange, Rudolf: Venezianisches Credo. Sonette.
Im Sommer 1944 schrieb in Italien ein junger Soldat diese Sonette — Bekenntnis und Anklage zugleich — die damals unter Soldaten von Hand zu Hand gingen und die dann den Ruf des Dichters Rudolf Hagelstange begründeten. Sie wurden 1954 in die Insel-Bücherei aufgenommen.

177 Hebel, Johann Peter: Die schönsten Erzählungen aus dem Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes.
Die Kurzerzählungen des alemannischen Dichters (1760 bis 1826) gehören zur unvergänglichen deutschen Volksdichtung.



Von der hohen und zugleich schlichten Kunst Hebels sagte Goethe, daß er das Universum anmutig verbauere.

575 HINDEMITH, PAUL: JOHANN SEBASTIAN BACH. Ein verpflichtendes Erbe. Mit dem Faksimile eines Briefes.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.
Einer der führenden Musiker unserer Zeit legt in dieser Bach-Rede ein Bekenntnis ab, das gleicherweise für den verehrten Ahnherrn wie für den bekennenden Erben aufschlußreich und ein bewegendes Zeugnis unserer Zeit ist.

506 HÖLDERLIN, FRIEDRICH: BRIEFE. Mit einem Nachwort von Adolf von Grolman.
Die Auswahl gibt ein Bild des Menschen Hölderlin, von den Briefen der Jugend bis zu den erschütternden Zeugnissen seiner Krankheit.

50 HÖLDERLIN, FRIEDRICH: GEDICHTE. Auswahl.
Die neue Auflage bietet den Text in der durch die neuesten Forschungen notwendig gewordenen Revision.

339 HOFMANNSTHAL, HUGO VON: REDEN UND AUFSÄTZE.
Neben der berühmten Einleitung zu den Deutschen Erzählern enthält der Band Reden und Aufsätze über Beethoven, Jean Paul, Peter Altenberg, Französische Redensarten, den Prinzen Eugen, Goethes Divan und Shakespeares Könige und große Herren.

605 HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER.
Zum ersten Mal erscheint das Große Welttheater in der Insel-Bücherei. Seit seinem Erscheinen (1922) hat das Werk als Festspiel bedeutsam aufs moderne Theater gewirkt und zahllose Menschen ergriffen.

521 HUCH, RICARDA: DER FALSCHE GROSSVATER. Erzählung.
Die den Deutschen nach 1933 aufgezwungene Suche nach den ›richtigen‹ Vorfahren hat die Dichterin zu dieser heiteren Geschichte aus friderizianischer Zeit inspiriert.

579 JEAN PAUL: HORN UND FLÖTE. Spruchweisheit aus seinen Schriften. Herausgegeben von Ernst Bertram.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.
Die Auswahl bietet Goldkörner aus dem Schatz des Dichters. Das meisterliche Nachwort Ernst Bertrams würdigt Reichtum und Wirken der geistigen Welt Jean Pauls.

578 JIMÉNEZ, JUAN RAMON: PLATERO UND ICH. Andalusische Elegie. Aus dem Spanischen übertragen von Doris Deinhard. Mit Zeichnungen von Lobo.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet. Wenn andere von ihrem Hund oder ihrer Katze schwärmen, so erleben wir hier die Tage und Jahre eines Dichters mit seinem Esel. Und es wird keinen geben, der diesen silbergrauen Platero nicht lieb gewinnt.

593 KASSNER, RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. Essay.
Es ist die Frage nach echter menschlicher Größe und ›Heldenverehrung‹ in der Geschichte, auf die Kassner mit seiner besonderen Kunst des Deutens eine eigene Antwort gibt. Für diesen neuen Band der Insel-Bücherei hat Kassner ein eigenes Nachwort geschrieben.

576 KEPLER, JOHANNES: DER MENSCH UND DIE STERNE. Aus seinen Werken und Briefen. Auswahl und Nachwort von Martha List.
Der Entdecker der Gesetze der Planetenbewegungen, eine der großen Gestalten der deutschen Geistesgeschichte, tritt uns in diesem Brevier mit wesentlichen Äußerungen als Forscher und Mensch entgegen.

481 KLEIST, HEINRICH VON: ÜBER DAS MARIONETTENTHEATER. Aufsätze und Anekdoten.
Kleists Studie gehört zu jenen tiefsinnigen Äußerungen der Geistesgeschichte, in denen man eine vorweggenommene Antwort auf Fragen unseres gegenwärtigen Daseins ahnt. Der Band enthält ferner Aufsätze und Anekdoten aus den ›Abendblättern‹.

591 KOMMERELL, MAX: HIERONYMA. Novelle.
Der früh verstorbene Dichter hat uns hier ein anmutiges Gebilde vollendeter Prosa hinterlassen: in der Form und im gesellschaftlichen Rahmen einer altspanischen Schäfer-Novelle spielt sich der heiter-ernste Liebeskampf ab, den eine kluge Frau zum Siege führt.

580 LE FORT, GERTRUD VON: GEDICHTE. Neue, erweiterte Ausgabe.
Die herrlichen Gedichte, teils hymnische freie Rhythmen, teils liedhafte Reimstrophen, sind bei ihrer Aufnahme in die Insel-Bücherei um besonders schöne Stücke vermehrt worden.

167 MELL, MAX: DAS APOSTELSPIEL.
(Auch kartoniert als Rollenbuch: DM 1,20)
Der Dichter hat den echten Ton des volkstümlichen Spiels getroffen. Die von Frömmigkeit und Humor erfüllte Dichtung mit der rührenden Gestalt der Magdalen und den scheinheiligen Raubmördern ist darum eines der beliebtesten Laienspiele der deutschen Literatur geworden.

239 AUS MINNESANGS FRÜHLING. Ausgewählt und erklärt von Carl von Kraus.
Der berühmte Altmeister der Germanistik hat hier die schönsten Stücke aus der großen Sammlung des mittelhochdeutschen Minnesangs zusammengestellt und die schwierigsten Textstellen erläutert.

230 MÖRIKE, EDUARD: MOZART AUF DER REISE NACH PRAG. Novelle.
Eines der unvergänglichen Meisterwerke deutscher Prosa, in der die Schwermut mit Anmut und die Tiefen der Seele und des Leidens mit fast südlicher Grazie geschildert werden.

76 MOLIERE: TARTUFFE. Deutsch von Arthur Luther.
»Tartuffe ist das Kühnste und Erstaunlichste, was jemals in der französischen Komödiendichtung geschaffen wurde. Niemals wurde das Komische lebendiger und tiefer dargestellt, niemals ein Ränkespiel interessanter und sicherer gezeichnet«, schrieb ein französischer Kritiker des 18. Jahrhunderts.

581 MÜHLBERGER, JOSEF: DIE KNABEN UND DER FLUSS. Erzählung.
»Das Buch wird viele Freunde haben. Es läßt sich denken, daß es dieselben Menschen sein werden, die Carossa, Stifter oder Hermann Hesse lieben.« Weltwoche, Zürich

361 NIETZSCHE, FRIEDRICH: GEDICHTE.
Der Band umfaßt die Gedichte von 1864 bis 1888, die gedankenreiche Spruchdichtung, die Lieder des Prinzen Vogelfrei, und die Dionysos-Dithyramben mit den Bruchstücken.

* 368 PERIKLES: DIE REDE FÜR DIE GEFALLENEN. Deutsch von Rudolf G. Binding.
Zu den klassischen Stücken der Weltliteratur gehört jene Rede des Perikles, wie sie Thukydides in seinem ›Peloponnesischen Krieg‹ aufgezeichnet hat. Dieses großartige Denkmal wird immer wieder die Herzen bewegen, solange Kriege ihre

Opfer fordern. Wir Deutschen besitzen die Rede in der schönen Übertragung Bindings, die jetzt in typographisch neuer Gestalt wieder vorliegt.

574 Raabe, Wilhelm: Vom alten Proteus. Eine Hochsommergeschichte.
Die phantastische Geschichte vom Onkel Püterich mit den romantischen Arabesken um die spukende Rosa hinter der Tapete könnte man geradezu als einen Vorläufer des Surrealismus bezeichnen.

222 Rilke, Rainer Maria: Die vierundzwanzig Sonette der Louize Labé.
Diese vierundzwanzig Sonette sind das einzige, was vom Werk der großen französischen Dichterin des 16. Jahrhunderts erhalten ist, der ›Sappho der Renaissance‹, wie man sie in ihrer Heimat nennt. Der Band bietet den Originaltext neben der Übertragung Rilkes.

1 Rilke, Rainer Maria: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke.
Der Cornet eröffnete 1912 die Insel-Bücherei und hat heute das 900. Tausend erreicht. Typographisch neu gestaltet liegt die Dichtung jetzt wieder in farbigem Pappband vor.

592 Rimbaud, Arthur: Gedichte. Übersetzt von K. L. Ammer. Mit einem Geleitwort von Stefan Zweig.
Von dem genialen französischen Dichter, der im Alter zwischen 17 und 23 Jahren diese zynischen und großartigen Verse aus sich herausschleuderte, sagt Stefan Zweig: ›Seine Energie konnte nur in Blitzen sich entladen.‹

572 Schnack, Friedrich: Clarissa mit dem Weidenkörbchen. Naturdichtung.
Unter den Dichtungen von Feldblumen, Kräutern und Schmetterlingen, mit denen sich Friedrich Schnack die Herzen unzähliger Leser erobert hat, ist ›Clarissa‹ eine der liebenswertesten Schöpfungen.

467 Scholz, Wilhelm von: Die Beichte. Novelle.
Die Novelle erzählt von einem erregenden Kriminalfall, den der Dichter in Frankreich vor der großen Revolution spielen läßt. Wir erneuerten den Band zum achtzigsten Geburtstag des Dichters.

499 TSCHUANG-TSE: DICHTUNG UND WEISHEIT. Aus dem Chinesischen übertragen von Hans O. H. Stange.
Dieser Band vermittelt ein geschlossenes Bild der Lebens- und Weltanschauung jenes Meisters Tschuang, dem schon das spätere China unerreichte dichterische Gestaltungskraft und unvergleichliche Tiefe des Gedankens nachrühmte.

* 3 VAN DE VELDE, HENRY: AMO.
Neben Rilkes ›Cornet‹ erschien in der ersten Serie der Insel-Bücherei im Sommer 1912 der Band ›Amo‹, in dem der Reformator unserer künstlerischen Formgesinnung mit dem schönen Schwung eines Liebenden sein Bekenntnis aussprach. Nun können wir den Band, nach mehr als vierzig Jahren, nicht nur erneuern, sondern empfangen ihn abermals aus den Händen des Verfassers, der, über die Neunzig hinaus, unserem Vorhaben die tätigste Teilnahme schenkte, so daß wir einen ergänzenden zweiten Teil aus dem Jahre 1949 anfügen konnten.

* 610 VIGNY, ALFRED DE: DER ROHRSTOCK. Die Geschichte vom Leben und Sterben des Hauptmanns Renaud. Erzählung. Aus dem Französischen übertragen von L. E. Achim.
Mit dieser Novelle de Vignys (1797—1863) nehmen wir eine der schönsten französischen Prosadichtungen in die Insel-Bücherei auf. Für den Leser unserer Tage, der in zwei Weltkriegen die Konflikte zwischen ›Mensch‹ und ›Soldat‹ erfahren hat, ist die Erzählung von einer überraschenden Aktualität, und ein Kapitel wie das der Begegnung zwischen Napoleon und dem Papst mutet wie eine prophetische Vorwegnahme dessen an, was wir im Zeichen autoritärer Regierungen in unseren Tagen erlebt haben.

105 WALTHER VON DER VOGELWEIDE: GEDICHTE.
Ausgewählt und eingeleitet von Carl von Kraus.
Eine Auswahl der Dichtungen des größten mittelalterlichen Lyrikers in mittelhochdeutschem Wortlaut mit einer ausführlichen Einleitung über Leben und Kunst Walthers von Carl von Kraus, der auch jedem Gedicht Erläuterungen beigegeben hat.

174 ZWEIG, STEFAN: AUSGEWÄHLTE GEDICHTE.
Zu den ›Augen des ewigen Bruders‹ und den ›Sternstunden der Menschheit‹ tritt nun auch wieder die noch immer vielbegehrte Auswahl aus dem lyrischen Schaffen des Dichters.

Bildbände und illustrierte Bände

* 14 DIE GESCHICHTE VON AUCASSIN UND NICOLETTE. Mit Noten und Holzschnitten von Fritz Kredel.
Ein Kleinod altfranzösischer Dichtung. Im Wechsel zwischen gesungenem Vers und erzählender Prosa liegt der besondere Reiz der Novelle, für die Fritz Kredel die Noten nach dem Original geschnitten und neue Holzschnitte geschaffen hat.

565 DER ELISABETHSCHREIN IN MARBURG. 40 Bildtafeln. Geleitwort von Erika Dinkler.
Das berühmte Wallfahrtsziel des Mittelalters ist auch uns heute noch besonders teuer als ein kostbares Zeugnis des romanischen Spätstils in seinem letzten und höchsten Glanz.

570 GOYA, FRANCISCO: PINSELZEICHNUNGEN. 32 Bildtafeln. Geleitwort von Robert Thomas Stoll.
Im hinreißend leichten Spiel dieser Zeichnungen werden alle Bereiche des menschlichen Lebens erfaßt, von zärtlicher Darstellung weiblicher Anmut über heiteren Spott und beißende Satire bis zum leidenschaftlichen Kampf gegen Dummheit und Roheit.

* 309 HEY/SPECKTER: FÜNFZIG FABELN FÜR KINDER.
Die in der deutschen Familie seit Generationen zum vertrauten Besitz gewordenen Hey'schen Fabeln mit den Bildern von Otto Speckter sind eine kaum noch auffindbare Seltenheit geworden. In diesem sorgfältig gedruckten Insel-Buch wurden die Bilder nach den besten Abzügen der Lithographien, teils aus der ersten Ausgabe, teils nach den Probedrucken im Besitz der Hamburger Kunsthalle hergestellt.

276 HOFFMANN, E.T.A.: DIE ABENTEUER DER SILVESTERNACHT. Mit Zeichnungen von Fritz Fischer.
Der skurrile Humor und die Fabulierlust des ›Gespensterhoffmanns‹ kommen auch in den kongenialen Zeichnungen Fritz Fischers zum Ausdruck.

604 MAILLOL, ARISTIDE: HIRTENLEBEN. 36 Holzschnitte. Mit einem Geleitwort von Erhart Kästner.
Im vorliegenden Band sind die reizvollsten Holzschnitte vereinigt, die der große französische Bildhauer für bukolische Dichtungen der römischen Antike geschaffen hat.



595 MARCKS, GERHARD: TIERPLASTIK. 28 Bildtafeln. Mit einem Geleitwort des Künstlers und einem Nachwort von Günter Busch.
Gerhard Marcks steht unter den deutschen Bildhauern der Gegenwart in der ersten Reihe. Die formvollendeten Bronze=plastiken, die sich in die Eigenart jedes Tieres einfühlen, zeigen ihn von einer besonders liebenswerten Seite.

577 MATISSE, HENRI: FRAUEN. 32 Radierungen. Geleitwort von Hans Hildebrandt.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.
In genialer Ökonomie geht der große französische Meister den Umrißlinien des weiblichen Körpers nach; seine Kunst im Huldigungsdienst der Frau findet in diesen Kaltnadel=blättern ihren reinsten Ausdruck.

315 RUNGE, PHILIPP OTTO: VON DEM FISCHER UN SYNER FRU. Mit Bildern von Marcus Behmer.
Der tiefsinnige Humor in der Geschichte vom Fischer und seiner Frau Ilsebill, die in ihren Wünschen kein Maß kennt, spricht auch aus den Bildern Marcus Behmers, die wohl zu seinen gelungensten Schöpfungen zählen.

594 TOULOUSE-LAUTREC: LITHOGRAPHIEN. 38 Bildtafeln. Mit einem Geleitwort von Gotthard Jedlicka.
Eine Auswahl der schönsten Schwarz-Weiß-Blätter des Künstlers, die nach frühen Probe- und Zustandsdrucken des Cabinet des Estampes der Bibliothèque Nationale in Paris in möglichster Treue und technischer Vollkommenheit wieder=gegeben sind.

545 TILMAN RIEMENSCHNEIDER IM TAUBERTAL. 48 Bildtafeln. Mit einem Geleitwort von Kurt Gerstenberg.
In den großen Altären hat sich Riemenschneiders Meister=schaft am schönsten offenbart. An der Tauber entlang, in Rothenburg, Dettwang und Creglingen stehen seine berühm=ten Schnitzaltäre. Unsere Bilder zeigen Altäre, Hauptfiguren in Einzelaufnahmen und die Flachschnitzereien auf den Altar=flügeln.

Über die lieferbaren Bände der Insel-Bücherei unterrichtet ein neues Gesamtverzeichnis.

Die Drucke der Trajanus-Presse

Auslieferung durch den Insel-Verlag

CAROSSA, HANS: REISE ZU DEN ELF SCHARFRICHTERN. Als Festgabe des Insel-Verlags zum 75. Geburtstag des Dichters. 250 numerierte und vom Autor signierte Exemplare auf Bütten. Mit der Hand gebunden DM 20,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

LE FORT, GERTRUD VON: PLUS ULTRA. Erzählung. Mit freundlicher Genehmigung der Dichterin veranstaltete Liebhaberausgabe. In Halbpergament-Handeinband mit Kassette DM 33,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

FEDER UND STICHEL. Alphabete und Schriftblätter von Hermann Zapf. In Metall geschnitten von August Rosenberger. Mit einem Textanhang über die historische Entwicklung der abendländischen Schrift. In Halbpergament-Handeinband DM 28,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

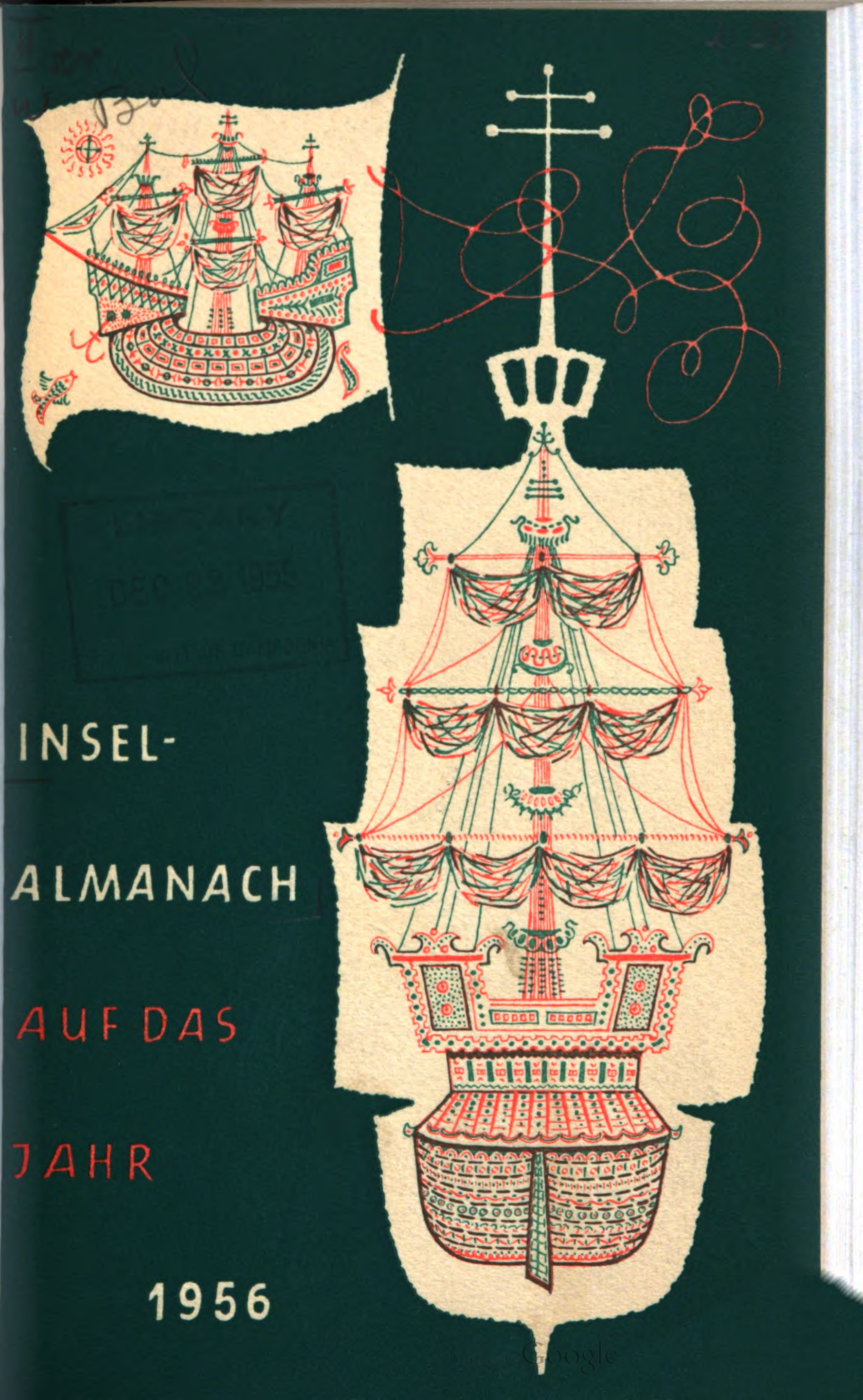
TRILUSSA: DIE BEKEHRTE SCHLANGE und siebenundzwanzig andere Fabeln. Aus dem römischen Volksdialekt übertragen von Hans von Hülsen. Illustriert von Werner von Scheidt. Zweifarbiger Druck. In bibliophilem Geschenkeinband DM 16,50.

Inhalt

Verzeichnis der Bildtafeln



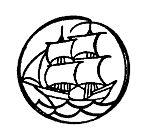
Zeichnung des Umschlags und der Vignetten zum Kalendarium
von Wilhelm Neufeld
Schrift: Linotype-Palatino
Gedruckt von Ludwig Oehms, Frankfurt am Main
Printed in Germany


INSEL-
ALMANACH
AUF DAS
JAHR
1956

Insel-Almanach

AUF DAS JAHR

1956



IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

für das Jahr 1956

WICHTIG KANN UNS
DER RAUM EINER
NUSSSCHALE WERDEN,
WENN WIR SELBST
FÜLLE DES DASEINS
MITBRINGEN

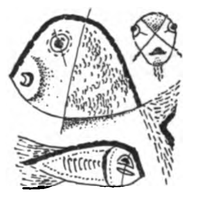
NOVALIS

JANUAR



1 *Neujahr*
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Epiphanias
7 Sonnabend
8 *1. Sonnt. n. Ep.*
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend
15 *2. Sonnt. n. Ep.*
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend
22 *3. Sonnt. n. Ep.*
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend
29 *Septuagesima*
30 Montag
31 Dienstag

FEBRUAR



1 Mittwoch
2 Mariä Lichtmeß
3 Freitag
4 Sonnabend
5 *Sexagesima*
6 Montag
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend
12 *Sonntag*
13 Montag
14 Fastnacht
15 Aschermittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend
19 *Sonntag*
20 Montag
21 Dienstag
22 I. Quatember
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend
26 *Sonntag*
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch

MÄRZ

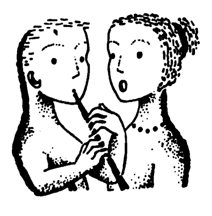


1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend
4 *Sonntag*
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend
11 *Sonntag*
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend
18 *Sonntag*
19 Josephstag
20 Frühlingsanfang
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend
25 *Palmarum*
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 *Karfreitag*
31 Sonnabend

APRIL

1 *Ostern*
2 *2. Oster-Feiertag*
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend
8 *Sonntag*
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend
15 *Sonntag*
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend
22 *Sonntag*
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend
29 *Sonntag*
30 Montag

MAI



1 *Maifeiertag*
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend
6 *Sonntag*
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 *Christi Himmelf.*
11 Freitag
12 Sonnabend
13 *Sonntag*
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend
20 *Pfingsten*
21 *2. Pfingst-Feiertag*
22 Dienstag
23 II. Quatember
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend
27 *Trinitatis*
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 *Fronleichnam*

JUNI



1 Freitag
2 Sonnabend
3 *1. Sonnt. n. Trinit.*
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend
10 *2. Sonnt. n. Trinit.*
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend
17 *3. Sonnt. n. Trinit.*
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Sommeranfang
22 Freitag
23 Sonnabend
24 *4. Sonnt. n. Trinit.*
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend





JULI	AUGUST	SEPTEMBER
1 *5. Sonnt. n. Trinit.*	1 Mittwoch	1 Sonnabend
2 Montag	2 Donnerstag	2 *14. Sonnt. n. Trinit.*
3 Dienstag	3 Freitag	3 Montag
4 Mittwoch	4 Sonnabend	4 Dienstag
5 Donnerstag	5 *10. Sonnt. n. Trinit.*	5 Mittwoch
6 Freitag	6 Montag	6 Donnerstag
7 Sonnabend	7 Dienstag	7 Freitag
8 *6. Sonnt. n. Trinit.*	8 Mittwoch	8 Mariä Geburt
9 Montag	9 Donnerstag	9 *15. Sonnt. n. Trinit.*
10 Dienstag	10 Freitag	10 Montag
11 Mittwoch	11 Sonnabend	11 Dienstag
12 Donnerstag	12 *11. Sonnt. n. Trinit.*	12 Mittwoch
13 Freitag	13 Montag	13 Donnerstag
14 Sonnabend	14 Dienstag	14 Freitag
15 *7. Sonnt. n. Trinit.*	15 Mariä Himmelf.	15 Sonnabend
16 Montag	16 Donnerstag	16 *16. Sonnt. n. Trinit.*
17 Dienstag	17 Freitag	17 Montag
18 Mittwoch	18 Sonnabend	18 Dienstag
19 Donnerstag	19 *12. Sonnt. n. Trinit.*	19 III. Quatember
20 Freitag	20 Montag	20 Donnerstag
21 Sonnabend	21 Dienstag	21 Freitag
22 *8. Sonnt. n. Trinit.*	22 Mittwoch	22 Sonnabend
23 Montag	23 Donnerstag	23 *17. Sonnt. n. Trinit.*
24 Dienstag	24 Freitag	24 Montag
25 Mittwoch	25 Sonnabend	25 Dienstag
26 Donnerstag	26 *13. Sonnt. n. Trinit.*	26 Mittwoch
27 Freitag	27 Montag	27 Donnerstag
28 Sonnabend	28 Dienstag	28 Freitag
29 *9. Sonnt. n. Trinit.*	29 Mittwoch	29 Sonnabend
30 Montag	30 Donnerstag	30 *Erntedankfest*
31 Dienstag	31 Freitag	

OKTOBER



1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend
7 *19. Sonnt. n. Trinit.*
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend
14 *20. Sonnt. n. Trinit.*
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend
21 *21. Sonnt. n. Trinit.*
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend
28 *22. Sonnt. n. Trinit.*
29 Montag
30 Dienstag
31 Reformationstag

NOVEMBER



1 Allerheiligen
2 Allerseelen
3 Sonnabend
4 *23. Sonnt. n. Trinit.*
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend
11 *24. Sonnt. n. Trinit.*
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend
18 *Volkstrauertag*
19 Montag
20 Dienstag
21 *Buß- und Bettag*
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend
25 *Totensonntag*
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag

DEZEMBER



1 Sonnabend
2 *1. Advent*
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Nikolaus
7 Freitag
8 Mariä Empfängnis
9 *2. Advent*
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend
16 *3. Advent*
17 Montag
18 Dienstag
19 IV. Quatember
20 Donnerstag
21 Winteranfang
22 Sonnabend
23 *4. Advent*
24 Montag
25 *Weihnachten*
26 *2. Weihnachtstag*
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend
30 *Sonntag n. Weihn.*
31 Silvester

REINHOLD SCHNEIDER: ANTON KIPPENBERG ZUM GEDÄCHTNIS

Während uns die Jahre von Anton Kippenberg entfernen, nicht aber, wie wir inständig wünschen, von seinem Bilde und Geiste, seinem Wesen und Wirken, werden wir der Einzigartigkeit seiner Erscheinung immer deutlicher inne. Von ihm gilt, was nur von sehr wenigen Menschen gesagt werden kann: daß er eine Tradition geschaffen und zugleich verkörpert habe. Ehrfurcht war ihm das natürlichste; Ehrfurcht vor dem Geiste, Glaube an seine Macht und die Verpflichtung an ihn waren das Gesetz seines Lebens. Mit ihnen verbanden sich Klugheit, Beständigkeit, Humor, ein leidenschaftliches Bedürfnis, zu fördern, zu helfen, zu leiten und die hochentwickelte Gabe, Freundschaft zu pflegen und fruchtbar zu machen. Diese Sinnesart verdankte er in hohem Grade seiner Vaterstadt Bremen. In den ›Geschichten aus einer alten Hansestadt‹, einem treuen Spiegel seiner Art zu empfinden, zu verehren und zu überliefern, berichtet er: »Die Älteren erzählten in unserer Jugend: daß im Rathaus früher eine Truhe gestanden habe, zu der sie zu bestimmten Zeiten mit aufgesetztem Zylinder – wenn ein solcher vorhanden war – pilgerten, um in Gegenwart einer ›Deputatschon‹ nach Nennung des Namens ein versiegeltes Paket hineinzulegen. Man nannte das ›schossen‹, denn das Paket enthielt in barem und gutem Gelde die Einkommen- oder die Vermögenssteuer, den ›Schoß‹, den die Staatsbürger ›auf ihren geleisteten Bürgereid nach ihrem eigenen Gewissen abzuschätzen‹ und ›verdeckt in die Schoß-Kiste‹ zu legen hatten.« Dieses Ethos eines Gemeinwesens, diese Verantwortlichkeit gegenüber dem Erbe, dem Werke der Väter, die in diesem, in den Gründerjahren untergegangen Brauche zum Ausdruck kamen, waren Anton Kippenberg eingeprägt; so war er von seinem Ursprunge her der großen Geistesmacht verwandt, die früh in die Mitte seines Lebens rückte und diese Stellung bis zum Ende behauptete: Goethe und seinem Werk. Es mag ihm immer wieder

Freude bereitet haben, daß im Jahre 1823 ein Bremer Bürger und Arzt, Dr. Nikolaus Meyer, dem von einer schweren Krankheit genesenen Dichter vier Flaschen des im ›Apostelkeller‹ des Bremer Rathauses verwahrten ›Roseweines‹, des ältesten, im Jahre 1624 eingelagerten Weines gesandt hatte; der Name rührte daher, daß in diesem Keller ›unter einer gemalten Rose, sub rosa, die geheimen Besprechungen der Ratsherren‹ stattfanden.
Man kann sich Anton Kippenberg nicht vergegenwärtigen, ohne solche Geschichten zurückzurufen; auch das Eingeständnis seiner Wahrhaftigkeit, ›daß das gepriesene Lebenselixier keineswegs die erhoffte Wunderkraft bewiesen hatte‹, dürfen wir nicht unterdrücken. Als er die Leitung des Insel-Verlags übernahm, handelte es sich darum, einem hohen Ansprüchen verpflichteten, aber nicht mehr hinreichend gefestigten Unternehmen einen Boden zu bereiten, in dem es wurzeln, aus dem es sich entfalten konnte. Die erste vollständige deutsche Ausgabe von ›Tausendundeiner Nacht‹ legte diesen Grund; sie war ein kluges Wagnis, das in der Zeit vor dem ersten Weltkriege mit mancherlei Schwierigkeiten zu rechnen, gleichwohl aber alle Aussicht hatte, sich durchzusetzen. Wie viele Namen, die mit dem Verlag verbunden waren, behielten bis heute ihren Klang! Schröder, Hofmannsthal, Ricarda Huch, Taube, Binding, Carossa, Timmermans, Stefan Zweig! Ein fast einzigartiges Beispiel der Betreuung und Sorgfalt verlegerischer Freundschaft und Verantwortung bietet Anton Kippenbergs Hingabe an Rilke und sein Werk; die Anfänge reichen in eine Zeit zurück, da es der den eigentlichen Verleger kennzeichnenden Gabe bedurfte, um eine solche Bindung einzugehen. Es ist die Gabe, Sendung zu erkennen. Mit ihr steht und fällt alles; Verleger, die sie nicht besitzen, mögen wertvolle Arbeit leisten als Vermittler und Verwalter; sie leisten aber nicht, was ihr Beruf zuerst verlangt: mitzuhandeln in den geistigen Entscheidungen der Zeit, werdendes Geistesgut zu schützen und an den Ort zu stellen, wo es sichtbar wird und wirken, in der Wirkung sich ausreifen kann.

Nicht alle der von Kippenberg vollzogenen Bindungen waren dauerhaft. Das Verhältnis zwischen Verleger und Autor gehört zu den schönsten und wichtigsten, aber auch spannungsreichsten Beziehungen des geistigen Lebens. An erster Stelle muß der Autor sich anklagen: er ist empfindlich, im äußeren oft sprunghaft, unbeständig, in Rivalitätsgefühlen befangen, immer geneigt, sich mißverstanden oder gar nicht verstanden zu fühlen. Der Verleger hingegen kann seine Arbeit nicht auf ein einzelnes Werk, eine einzelne Person stellen; er hat ein inneres Gesicht seines Verlags, wie, auf tieferer Stufe, ein guter Chefredakteur das innere Gesicht seiner Zeitung hat; diesem Gesicht muß er treu bleiben; aber es läßt sich oft nicht vermitteln, nicht ganz deutlich machen; es ist eben ein im Innern begründetes, in Beziehung zur Zeit und Geschichte stehendes Anliegen; ich wage, es eine Vision zu nennen. Sie kann sehr verschiedenartige Interessen vereinigen; sie zieht aber auch ganz feste Grenzen. Oft fühlt der Verleger, was für ihn möglich und was ihm verboten ist, ohne daß er dem Autor das einsichtig machen kann. Der Autor steht gleichfalls unter einem Gesetz. Wünscht der Verleger einen gewissen regelmäßigen Gang seiner Produktion, so erfährt der Autor unausgesetzt Überraschungen; er muß zwischen seinen Arbeiten Phasen des Suchens, des Stockens austragen; oder er arbeitet eruptiv, Werken entgegen, deren Umriß ihm selbst noch nicht deutlich ist. Er bedarf eines guten Rates und ist doch oft nicht imstande, ihn anzunehmen; er hat Ermutigungen nötig oder Warnungen; er sieht seinen Weg einmal besser als der Verleger, dann sieht dieser ihn wieder besser als er.

So ist die Arbeit des Verlegers unerhört schwierig. Ich glaube nicht, daß man sie mit größerem Takte, mit höherer Menschlichkeit und Weite leisten kann, als sie Anton Kippenberg eigen waren. Er ermutigte, selbst wenn er nicht billigte, sofern er eine Bestimmung erkannte. Ihm ging es um das ›spezifische Gewicht‹, um die innere Legitimation. Wo er ihr begegnete, half er, selbst wenn seine Überzeugungen, wenn die Richtung seines Ge-

schmacks mit dem Autor nicht übereinstimmten. Gewiß konnten Konflikte nicht ausbleiben. Ich kann mir aber nicht denken, daß im *Gespräch* mit Anton Kippenberg ein Konflikt nicht hätte behoben oder tragbar gemacht werden können; niemals verschloß er sich echten Begründungen, niemals wies er eine aufrichtige Entschuldigung ab; niemals verleugnete er die Weite, Güte, Großmut seiner Menschlichkeit.

Aber das entsprach nur dem Wesen und Stil seines Verlags, dem von früh erwählten Programm, das er mit unvergleichlicher Umsicht und Beharrlichkeit befolgt, mit dem feinsten Gefühl erweitert hat. Er verdankte es Goethe. Der Insel-Verlag sollte nichts anderes sein als die verlegerische Verwirklichung des Goetheschen Begriffs der ›Weltliteratur‹. Ich möchte noch einmal von einer ›Vision‹ sprechen. Sie wirkte sich in den Klassikerausgaben aus, die, zum Teil von englischen Vorbildern angeregt, das große Schrifttum aus der Gefangenschaft steifer und schwerfälliger Bände befreite und, in der Gestalt sorgfältig hergestellter Dünndruckbände, zum lebendigen Begleiter machten, ohne doch den vollgültigen Anspruch auf den Bücherschrank aufzugeben; die ›Bibliothek der Romane‹, die ›Insel-Bücherei‹, bewegten sich mit unbeirrbarer Sicherheit in immer weiteren Kreisen; von Weimar und dem großen Schrifttum unserer westlichen Nachbarn über Rußland zum alten China und Japan wurden die Vermächtnisse unter der einen, klaren Forderung Goethes gesammelt. Der beherrschende Eindruck blieb die Harmonie bei größter Vielfalt: es war die Harmonie des Ranges.

Das war Anton Kippenbergs Werk, durchaus sein persönliches Verdienst und doch undenkbar ohne die Arbeit seiner Gattin. Es verdient Bewunderung, wie es ihnen gelang, die große Lebensaufgabe in rastloser Hingabe gemeinsam zu verwalten und zu erfüllen.

Dem entsprach auch das Wohnhaus in der Nähe des Rosentals in Leipzig, das die einzigartigen Sammlungen Anton Kippenbergs barg und damit eine nicht zu ermessende Summe treuer,

bewahrender, ordnender Arbeit. Wohl schwerlich schon beim
ersten oder zweiten Besuche schloß der Hausherr das ›Turm=
zimmer‹ auf: einen kleinen lichten Raum im obersten Geschoß,
in dem Rilke seinen ›Malte Laurids Brigge‹ diktiert hatte, und
welcher Raum die Atmosphäre dieser Arbeitszeit auf das sorg=
samste bewahrte. Anton Kippenberg konnte seine Gäste auf
königliche Art beschenken: Ich erinnere mich eines Karsamstags,
da er mir in seinem schmalen, mit der Sammlung der Faust-
Ausgaben angefüllten Arbeitszimmer die eisernen Kästen auf=
schloß und mich mit Goethes Handschriften allein ließ. Oder er
beschenkte, indem er erzählte, wie er die eine oder andere Kost=
barkeit erworben hatte: von der wunderbaren Auffindung der
Schlußzeilen des ›Faust‹ in Weimar oder der Mappe, in der
Goethe eine Handschrift Friedrichs des Großen mit einem be=
gleitenden Verse ›wieder hergestellt‹ hatte. Es wird wohl der
größte Tag des Sammlers gewesen sein, da er das Blatt, auf dem
die Worte des Chorus mysticus stehen, auf seinen Schreibtisch
breitete; da er die Türe verschloß und sich in die Betrachtung
der Handschrift und ihrer Aussage versenkte.

Es ist Anton Kippenberg gelungen, unter unerhörten Schwierig=
keiten die Sammlungen zu retten; Verlagshaus und Wohnhaus
wurden zertrümmert; damit sind Stätten der Kultur vernichtet
worden, deren Untergang die Welt so wenig verschmerzen kann
wie Deutschland. Anton Kippenberg und seine Gattin hatten
sich einen Raum des Wohnens und Wirkens geschaffen, der in
der Fülle seines Inhalts und der Strenge seiner Verhaltenheit
ihnen gemäß war; sie sollten seine Zerstörung nicht lange über=
leben; Leid kam zu Leid, Sorge zu Sorge; der Gattin folgten in
den Tod Angehörige und Freunde. Es ist, als sollte der ganze
reiche, geistdurchdrungene Lebenskreis verschwinden. Ein Hang
zur Schwermut, Erbe niederdeutscher Art, aber auch des Geistes
überhaupt, war Kippenberg eigen und wird ihn mit mancher
Ahnung belastet haben. In den Schüttelreimen, die er unter dem
chiffrierten Namen Benno Papentrigk veröffentlichte, war es ihm

gelungen, auf höchst bezeichnende Weise eine sonst nur für Scherze verwendete Form zur Dichtung zu erheben:

Die Bücher öffne in der Zeiten Saal —
Was bist du drin? Nur eine Seitenzahl!

—

Wir wollen schwindend nicht mit Schauer denken,
Ob Gott uns das Unendliche verwehrt.
Kann er Geschaffnem nicht die Dauer schenken,
So sei das Unabwendliche verehrt.

Und endlich dieses Abschiedswort:

Und ob du um die Exegesen weißt:
Wenn wir durch jene dunkle Pforte wallen,
Verlischt die Schrift, und alle Worte fallen.
Denn Gott ist Schweigen und das Wesen Geist.

Er sprach diese Verse zuweilen aus dem Gedächtnis vor in ihrem eigentümlich dunklen, vollen Klang, der nie mehr aus dem Ohre weicht, weil er der Klang einer Seele ist, die es vermochte, ihr Daseinsgefühl in wenige spielerisch-ernste Worte zu fassen.
Ein Mann dieser Art soll nicht allein fortleben im Gedächtnis derer, die ihn kannten, nicht allein in den Schriften, die er hinterlassen, oder in seinen Sammlungen oder in der Arbeit der Goethe-Gesellschaft, deren Präsident er seit dem Jahre 1938 war: dieses Amt bot neben der Arbeit des Verlegers und des Sammlers das dritte, weit gedehnte Arbeitsfeld Anton Kippenbergs. Es war nicht seine Art, von der Vielfalt anderer Bestrebungen zu sprechen, wie von seiner Arbeit im Völkerbund, dem er zusammen mit S. de Madariaga, Galsworthy und Valéry in der Commission internationale de coopération intellectuelle, commission des lettres et des arts, diente, oder von seinem Anteil an der Münchner Deutschen Akademie der Wissenschaften, deren Mitbegründer und Senator er war. Seine Schriften — wie Übersetzungen aus dem Flämischen, welche Sprache ihm besonder-



ANTON KIPPENBERG
Marburg 1948

ders nahe war, und die Arbeiten über den ›Faust‹ – pflegte er mit einer Art Entschuldigung mitzuteilen, ähnlich wie auch Katharina Kippenberg ihre Bücher gelegentlich übersandte, mit der Bitte, sich nicht die Mühe eines Dankes oder einer ausführlichen Rückäußerung zu machen. Die ›Sonette eines dankbaren Pfeifenrauchers‹ blieben Eigentum der Eingeweihten. Wohl kaum einmal dürfte er in Jahrzehnten den Karfreitag begangen haben, ohne in der Thomaskirche die Matthäus-Passion zu hören; wer ihn begleiten durfte, spürte, daß echte Tradition die Ehrfurcht nur zu steigern vermag; daß Würdigung und Pflege der Kunst auf Tradition angewiesen sind. Die Nachfolge der Kultur Weimars erfuhr eine ungemein wichtige Ergänzung in der musikalischen Kultur Leipzigs, mit der sich Anton Kippenberg aus innerstem Bedürfnis verbunden hatte; er hatte durch Jahre den Vorsitz des Gewandhauses inne; die großen Symphonien, die Kammermusikstücke waren ihm nicht weniger gegenwärtig wie die großen Dichtungen. Er konnte ganze Partien singend mitteilen; er ahmte selbst die Instrumente und die Bewegungen der Musiker nach; wer ihn sehen durfte, den Musikanten am Schlagzeuge seiner Phantasie, der wußte, daß Musik ein Teil seines eigensten Lebens war.

Alle diese Schätze wußte er auch geheimzuhalten; die glückliche Stunde allein entzauberte sie. Im Grunde eine künstlerische Natur, war er doch frei von der Eitelkeit der Künstler. Das Sein war alles – und die Würde dieses Seins. Ein solcher Mann soll fortwirken im ganzen Volke, dessen Geistigkeit zu fördern, zu veredeln, zu läutern er sich rastlos bestrebte. Der Verleger ist eine überaus seltene Erscheinung; aber das Volk ist auf ihn angewiesen; mit der geistigen Entfaltung seiner Zeit kann und soll er das Geschichtliche mitbestimmen; mit der Sprache verwaltet er in gewissem Grade auch die Zukunft. Anton Kippenberg war eine Bildungsmacht; wer die Ehre hatte, mit ihm umzugehen, der mußte von ihm auch geformt, geleitet werden. Es liegt heute nicht allein an den von ihm herangebildeten Mitar-

beitern und an den Erben, ob sein Vermächtnis wirkend und sich erneuernd fortbesteht; die geistige Kraft, die im Plane seines Verlags beschlossen ist, seine Spannweite und Bestimmtheit sind so groß, daß keine Sorge an seiner Berufung aufkommen kann: unter der einen Voraussetzung, daß das deutsche Volk den Wert, die Unersetzlichkeit dieses Erbes erkennt und sich ihm verpflichtet fühlt. Es hat keinen Sinn, einen Dom zu errichten, wenn Menschen ihn nicht betreten wollen. Es hat keinen Sinn, ein Geisteswerk aufzubauen, wenn das leidenschaftliche Bedürfnis nicht da ist, an ihm sich zu erheben, in seiner Anschauung besser zu werden.

Moris etiam maiorum summus imitator fuit antiquitatisque amator (Auch war er ein eifriger Nachahmer der Vätersitte und ein Verehrer der Vorzeit). Wer die wenigen Seiten des Cornelius Nepos über den Römer Atticus nachschlägt, wird Züge finden, die hier, in unserer Zeit, noch einmal aufleuchteten: dieselbe tiefe Verpflichtung an das Ganze im geistigen wie im geschichtlichen Sinne, die freimütige Klugheit im Umgang mit den Großen oder Mächtigen, die Menschlichkeit gegenüber den Untergebenen, die unbeirrbare vornehme Genügsamkeit in der Lebensführung, die Bescheidung gegenüber den wenigen echten Ehren, die diese Welt zu vergeben hat, die prophetische, den Tod überdauernde Sorge für das Lebenswerk: si divinatio appellanda est perpetua naturalis bonitas (wenn Sehergabe genannt werden kann, was angeborene beständige Güte war).

Kraft solcher Haltung stand Anton Kippenberg mitten in einer Zeit, die alle Tempel, Häuser, Werkstätten erschüttert und stürzt und den Penaten keine Heimat läßt als den Menschen, der sie im Herzen trägt und sich ihnen opfert. Als Anton Kippenberg, von unsäglichem Leid gebeugt, den Kranz niederlegte an den nach erniedrigender Irrfahrt in die Fürstengruft zurückgekehrten Gebeinen: da war er dieser Mensch.

RAINER MARIA RILKE: FRAGMENT VON DEN EINSAMEN

Ist es eine Frage?
Ja, eine Frage.

Ich liebe diese Stunde, die anders ist, kommt und geht. Nein, nicht die Stunde, diesen Augenblick liebe ich, der so still ist. Diesen Anfangs-Augenblick, diese Initiale der Stille, diesen ersten Stern, diesen Anfang. Dieses Etwas in mir, das aufsteht, wie junge Mädchen aufstehn in ihrer weißen Mansarde. In der weißen Mansarde, in der sie wohnen, seit sie erwachsen sind. (O das kam eines Tages, und da verwandelte sich das ganze Haus.) Nun aber ist die weiße Mansarde das Leben, und wenn man am Morgen an das immer offene Fenster tritt, so sieht man die Welt. Große Bäume sieht man, die immer noch wachsen, Vögel sieht man, und große Zweige schwanken von ihrem Abflug, und es ist, als wäre der Wind in einem Tier und in den Stämmen der Stille.

Ich liebe diesen Wind, diesen weiten verwandelnden Wind, der dem Frühling vorangeht, ich liebe das Geräusch des Windes und seine ferne Gebärde, die mitten durch alle Dinge geht, als wären sie nicht.

Diese Nacht liebe ich. Nein, nicht diese Nacht, diesen Nachtanfang, diese eine lange Anfangszeile der Nacht, die ich nicht lesen werde, weil sie kein Buch für Anfänger ist. Diesen Augenblick liebe ich, der nun vorüber ist, und von dem ich, da er verging, fühlte, daß er erst sein wird. — Völker ihr seid vorbei, Könige ihr seid Grabsteine, Berge und bronzene Bilder, und wer weiß noch von euch, Frauen, wenn ihr gestorben seid. Wie lange wird es noch dauern, und man vergißt die Geschichte; denn einmal kommt das große Ausräumen der Gedächtnisse, und dann wird, wie aus alten Schubladen, alles ins Feuer geworfen werden, Briefe, Bilder, Bänder und Blumen. Ihr großen Ereignisse, ihr Schlachten und Friedensschlüsse, ihr Fügungen und Zufälle und ihr, Begegnungen, Gesten und entfernte Gestalten, ihr seid

vergangen wie die Gastmähler, die vor Geladenen vergehn, wie die Feste, zu denen Unfestliche sich zusammenfinden, wie die Abendandachten der Gottgewohnten. Vor vielen habt ihr euch vollzogen, wie das Spiel auf der Schaubühne, das zu einer gewissen Stunde enden muß und nichts sein. Vor ihnen allen, vor Hunderten von Neugierigen, habt ihr getanzt, den nackten Bauchtanz und die Schleiertänze des Schicksals, und wie die Zauberer, die man auf den Märkten sieht, so wart ihr voll heimlicher Taschen und Überraschungen. Hättet ihr wenigstens Schlangen gehabt, Giftschlangen, in der Furcht eurer Flöte; Schlangen mit einem großen Gift, davon ein Tropfen genug ist, um Geschlechter zu töten bis ins siebente Glied, — aber es hüpfte so viel harmloses Getier zu eurem Takte. Kartenschläger wart ihr, die das bißchen Gestern, das sie unredlich erschlichen hatten, umdrehten, es von hinten lasen wie ein armsäliges, einsilbiges Wort und beteuerten: so hieße die Zukunft. Man möchte euch, ihr gewesenen Schatten und Schicksale, unter die Dirnen zählen, und nicht einmal unter die größten; denn ihr seid alt geworden wie die Lustmädchen, denen ihr Leib ein geringes Gewerbe ist und ein billiges Trinkglas; ihr hattet ein langes Leben unter der Schminke, und da schon alle euch genossen hatten, ihr abgestandenen, und ihr immer noch lebtet, so wartetet ihr, daß die Knaben heranwüchsen, und begegnetet ihnen in der Dämmerung, bis sie Lust zu euch hatten, die Hülflosen. Wie eine Seuche wurdet ihr, ihr großen öffentlichen Ereignisse, weitergegeben von Blut zu Blut, und verdorben habt ihr die Säfte der Männer, und das Dunkel der Gebärmutter habt ihr mit bangen Bildern erfüllt. Ihr, die ihr schon vergangen wart, da ihr geschaht, ihr über und übervergangenen Vorgänge, ihr Historienbilder des Herzens, hängt euch nicht mehr an jene, die leben; denn ihr seid Lügen und Leblose, Leichname seid ihr voll Gift, Schwere und Fäulnis. Ihr Gemeinsamkeiten aus Gestern und Vorgestern, es war nicht *mehr* Wirklichkeit in euch als in allen den Gemeinsamkeiten von heute, die Mißverständnisse sind, Ermattungen

und Meineide. Welcher Knabe, der sich vor seinen Eltern zurückzog und zuschloß, welches Mädchen, das auf den Gartenwegen lachend seine Freundinnen kommen hörte, hat nicht einen Herzschlag lang gewußt, daß es keine gemeinsamen Erlebnisse gibt und daß man nur Trennungen teilen kann und Abschiede. Aber mehr als alle Umgebung, mehr als des Alltags leise geneigte Fläche hat das Zureden jener festlichen und fernen Einstimmigkeiten, mit welchen alle Überlieferungen angefüllt sind, die klar Erwachenden irre gemacht und beschlagen. Wie wund muß die harte fortwährende Erfahrung diese weichen Werdenden gerieben haben, wenn sie bewies, daß die Einsamen nichts sind und daß man sich, wenn sie nicht rechtzeitig mit der Weisheit ihrer Wüsten angetan, unter die Leute zurückkommen, über sie fort verständigt, wie über Gräber hin. Schon wagt man kaum mehr darüber zu weinen, daß sie fast alle zurückgekehrt sind, ihr jahrelanges Schweigen wegschenkend, in den Worten eines Abends, mit einer Gebärde ihrer heilenden Hand ihre gesammelte Seele ausstreuend, die unsagbar war. Im Klang ihrer Stimme, in einem Heben und Senken des Kinns, in einem unscheinbaren Lächeln, das keiner bemerkt hat, rinnen sie hin in das Nichts, während Worte, welche sie selber nicht meinen, in die Menschen eingehen und Staaten stiften. Und sie, die Einsamen, die fortgegangen sind, weil auf der ganzen Welt keiner war, der sie begriff, sie sind jetzt die Verständlichsten, der Gemeinplatz, auf dem alle zusammenkommen. Eine Bewegung entsteht, eine Welle wächst an, die ihren Namen (ihren Namen, ach, irgendeinen sinnlosen, abgefallenen Namen) trägt, hochträgt, tiefträgt, ländet. Und von dieser Welle reden sie alle. Und von dieser Welle steht in den Büchern geschrieben. Und dieser Welle leerer schmetternder Lärm lebt in den Herzen der Menschen.
Auch von jenen anderen Einsamen, die nicht zurückgekommen sind, wissen wir nichts. Man hat sie in ihren vergessenen Gräbern gesucht; die Talismane hat man aus ihren zerfallenen Fingern genommen, die Blumen-Blätter aus ihrem offenen Munde

geholt und die Balsambüchsen, die bei ihrem Herzen standen, hat man erbrochen. Und das Geräusch dieses Diebstahls ist weitergegeben worden, als ob es die Legende vom Leben jener Toten wäre; denn dieses Leben, das in Wirklichkeit einsam vergangen war, sollte mit einer Zeit verknüpft werden, sollte ein Leben unter vielen scheinen, ein kleines Glied in einer wirren Kette. Denn so will es die Menge.

Sie will nicht, daß es Einsame gibt; schließ dich ein, und sie wird sich sammeln vor deiner Tür wie vor der Tür eines Selbstmörders. Geh in den öffentlichen Gärten die kleinen Seiten-Alleen auf und nieder, und sie wird auf dich mit den Fingern weisen. Sprich nicht zu deinem Nachbar, wenn er vor seiner Tür sitzt, geh gesenkten Hauptes an ihm vorbei, weil der Abend dich still macht, und er wird dir nachsehen und wird seine Frau oder seine Mutter rufen, damit sie käme, dich mit ihm zu hassen. Und es kann sein, daß seine Kinder dir Steine nachwerfen und dich verwunden.

Schwer haben es die Einsamen.

Die Eltern erschrecken, wenn sie an ihren Kindern die leise Neigung entdecken, allein zu sein; unheimlich scheinen ihnen jene scheuen Knaben, die schon frühe ihre eigenen Freuden haben und ihr eigenes Leid; Fremde sind sie in der Familie, Eindringlinge und feindliche Beobachter, und der Haß gegen sie wächst von Tag zu Tag und ist schon ganz groß, wenn sie noch klein sind. So fangen Leben an, Schicksale beginnen so in der Tiefe der Tränen, jene Schicksale, welche uns nicht überliefert sind, weil das Gespräch einer Dienstmagd oder das Knattern eines Wagens sie übertönt. Stellt euch nur vor jenes Fenster; ich fühle doch, daß dahinter in unendlicher Bangnis ein Leben aufschluchzt, das zur Einsamkeit steigt wie ein steiler Weg. Lacht nur in jenem Haus und schlagt mit den Türen; ich höre doch das Herz eines Mädchens, das Angst hat, wie eine große Glocke schlägt es in mir. Ich kann nicht hinaustreten in die Nacht, ohne von allen den jungen Menschen zu wissen, die wachen; der Klang, mit

dem ihre Fenster aufgehen, zittert in mir, die vorsichtigen und bangen Gebärden ihrer Hände rühren sich in den meinen. Ich wünsche mich nicht zu ihnen hin, denn was könnte ich ihnen sagen, das mehr wäre als ihr Schmerz oder erhabener als ihr Schweigen. Ich störe sie nicht. Aber ich bin ganz davon erfüllt, daß das Leben jener Einsamen eine von den großen Kräften ist, die auf mich wirken aus der Tiefe der Nacht. Sie erreichen mich, sie verwandeln mich, und es gibt Stellen in mir, die ganz hell sind und still in dem Lichte liegen, das von ihnen ausgeht.
Ich glaube nicht, daß es noch eine andere Gemeinsamkeit gibt, oder eine Berührung, die näher ist. Aber ich denke, wenn diese jungen Menschen, die einsam sind, so auf mich einstrahlen und einströmen aus den fremden Fernen der Nacht, obwohl sie nichts tun, als traurig am Fenster stehn, welche Gewalt müssen gewisse Einsame über mein Leben haben, die froh sind und voll innerer Handlung? Und es ist mir, als wäre es für diese Einflüsse gleichgültig, ob die Einsamen, welche sie wirken, im Leben sind oder Namen unter den Toten. Weiß man es nicht, daß des Einsamen Schicksal in anderer Richtung vergeht als die von der Zeit ergriffenen Schicksale der Menge? Es fällt nicht schwer zurück ins Vergangene, sein Geschehen ist kein Ende, und keine Ermüdung folgt ihm nach; des Einsamen Tat, ja sein Lächeln sogar, sein Traum und seine geringste Gebärde stehen auf, wie Ausgeruhtes aufsteht, und gehn in die Zukunft hinein, gehn ohne Ende. Sollte man es wirklich vergessen haben, daß der Atem der Einsamen uns umgibt, daß das Rauschen ihres Blutes wie ein nahes Meer unsere Stille erfüllt, daß ihre schweren Stunden Gestirne und Stern-Bilder sind in unseren dunkelsten Nächten.
Wenn es einmal irgendwo einen Schaffenden gegeben hat (und ich rede von den Schaffenden, weil sie zu den Einsamsten gehören), der in Tagen unsäglicher Sammlung die Welt eines Werkes schuf, kann es sein, daß dieses Lebens Fortschritt und Ferne uns verloren gegangen ist, weil die Zeit seines Werkes Gestalt zerschlagen hat, weil wir es nicht besitzen? Spricht nicht viel-

mehr die sicherste Stimme in uns davon, daß der Wind, der in dem werdenden Werke war, über seine Ränder hinaus gewirkt hat auf Blumen und Tiere, auf Niederschläge und Neigungen und auf die Geburten der Frauen? Wer weiß, ob nicht dieses Bild, diese Statue oder jenes vergangene Gedicht nur die erste und nächste unter vielen Verwandlungen war, die des Handelnden Kraft im Augenblicke ihrer Verklärung vollzog? Die Zellen entlegener Dinge haben sich vielleicht nach den entstehenden Rhythmen geordnet, der Anlaß zu neuen Arten war da, und es ist nicht unmöglich, daß wir anders geworden sind durch die Macht eines einsamen Dichters, der vor Hunderten von Jahren gelebt hat und von dem wir nichts wissen. Oder gibt es jemanden, der im Ernste meint, eines Heiligen Gebet, der unsäglich verlassene Sterbetag eines Kindes oder die Einzelhaft eines großen Verbrechers könnten so zergangen sein wie ein Ja und ein Nein oder wie der Lärm einer Türe, die zufällt?
Ich glaube, daß alles, was wirklich geschieht, ohne Todesfurcht ist; ich glaube, daß die Willen langvergangener Menschen, daß die Bewegung, mit der sie ihre Hand in einem gewissen bedeutungsvollen Augenblick öffneten, daß das Lächeln, mit welchem sie an irgend einem fernen Fenster standen, — ich glaube, daß alle diese Erlebnisse von Einsamen in fortwährenden Verwandlungen unter uns leben. Sie sind da, vielleicht etwas abgerückt von uns nach der Seite der Dinge hin, aber sie sind da, gleich wie die Dinge da sind, und wie sie ein Teil unseres Lebens.

GERHARD NEUMANN: GEDICHTE

Rast

Halt am Ziegelstapel,
wenn das Licht sich schürzt.
Häher, die verhallen:
wie das Schweigen stürzt.

Was gegolten? Schlaflos
und vom Staub verbrannt.
Ranzen engt die Schultern,
Hand zerrollt die Hand.

Rauchiger Wacholder,
scharf beginnt der Tod:
in den sauren Gräben
schwarzes Blech und Schrot.

Kurz der Schwingen Schläge
unter spätem Wind,
Schatten an den Schläfen,
der zu Salz gerinnt.

Aus den Senken

Gekrümmt von Draht zu Draht
die Kuppen, schneegefleckt.
Der Mast, der Fichtenpfad,
— die Luft, die schaumig schmeckt.

Verschorfte Stämme sind
vom Wetterschlag gegerbt.
Wie zäh das Harz gerinnt,
das mir die Jacke färbt.

Die Herde bricht zur Flur
mit Ruch von Kalk und Schweiß:
ich hefte meine Spur
ins mürbe Karrengleis.

Nächtliche Straße

Das Pflaster glänzt regengelackt.
Still an den Borden sich stehen lassen —
kein Gespräch wird beendet.

Unter dem Sims schwenkt der Narr
die zerschlissene Kappe. Er fröstelt.
In seinen Nacken tropft Laub.

Fahrtlichter treiben vorüber —
der windnasse Blick unterscheidet
sie nicht.

Kohlengrube

Eng ist der Schacht.
Sie schlagen die gleichen Signale —
mir kürzt sich der Atem.
Die Stahltrosse spult mich
hinab.

Mißratener Hitze belassen:
wenn das Preßluftgebläse
die Röhren durchrauscht und trüber
Karbidschein die lastenden Meter
betastet. Schroff hängt die Zeit
ins Genick. Bohrer rotieren.
Dann schlägt das Gefälle.
Wie soll ich mich jemals verstehen unter dem
ständigen Anflug der stäubenden Furcht: —
Dämmerungen grenzen mich ein.

Sechs Sohlenhöhn über mir
gleiten sie seitwärts ins Bett.

Das Fenster steht offen –
und morgens behalten die Lippen
den Umriß des törichten
Lächelns, geglättet
im schmelzenden Mond.

Dämmerung

Ich höre den Tritt auf den Treppen.
Tapeten wollen von den Wänden blättern.
Da ist die Tür aus gemasertem Holz
mit der Farbe des Abends gestrichen:
du kommst.

Eine Haarkurve teilt dein Gesicht.
Wir wissen, was ist und was sein wird.
Laute flattern wie trunkne Insekten,
schaukeln auf den Wellen des Atems:
du sprichst.

Der Fußboden ist ein Schachbrett.
Zug um Zug nähern sich unsre Figuren.
Dann werden die Felder sich gleich.
Wir trinken aus einem einzigen Glas:
du bleibst.

Logbericht

Im klaffenden Hemd schlägt die Bö.
Rum brennt die Kehle mir aus.

Unablässig ziehen die Nadeln
ihre vibrierenden Kreise.
Über der Winde quarren die Taue.

Bestimme den Kurs — er endet
an welchen Gestaden?

Rauchende Fährte des Kiels.
Zwischen Brecher und Brecher
behält mich ein schartiger Himmel.

HANS CAROSSA: PROMOTION

Als ich am frühen Morgen des 12. Juni 1903 über den Augustusplatz zu Leipzig ging, um den Saal aufzusuchen, wo ich mit einigen anderen Studenten die Promotionsprüfung ablegen sollte, sah ich an einer Straßenecke viele Menschen beisammen stehen, vertieft ins eifrige Lesen eines Extrablattes, das wohl soeben erst angebracht worden war. In der zweitletzten Nacht vor dem genannten Tage war der König von Serbien, Alexander der Erste, mit seiner Gemahlin Draga Maschin von Offizieren der königlichen Armee im Schlaf überfallen und ermordet worden. Als Kadinger Schulbuben hatten wir einst mit unserem geigespielenden Volksschullehrer Bogenstätter sehr vergnügt gesungen:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man kunnt hinüberrucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Als die Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Wagen
Frei passier'n den Donaufluß,
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihnen zum Spott und zum Verdruß.

Mein Vater aber hatte während seines Meraner Aufenthalts jenen König auf der Kurpromenade gesehen und sein Wesen als besonders höflich und freundlich bezeichnet. Den Leipzigern schien die Neuigkeit nicht übermäßig nah zu gehen. Sie mochten denken: Königsmord ist freilich ein Verbrechen, zum Glück aber eines, das in Deutschland nicht vorkommt, und so gingen die meisten gleichgültig schweigend weiter. Ich wollte den Vormittag eigentlich im Museum verbringen und vor allem die ergreifende Zeichnung Max Klingers betrachten, den ärmlich gekleideten Knaben, der an einem jungen Bäumchen lehnt und mit ratlosen verstörten Augen in die Ferne schaut, vielleicht auch den zum ersten Male ausgestellten, als thronenden Zeus modellierten Beethoven anschauen, den alle Zeitungen der Stadt für die Krönung des Klingerschen Lebenswerkes erklärten, später vielleicht auch die Salome wiedersehen, die buntmarmorne mit den edelsteinernen Augen, die ihren rätselhaften Reiz behielt, obgleich sie einer jungen Kellnerin vom Café Babelsberg seltsam ähnlich sah. Die leichenhaften Männer aber, die noch im Tode verzückt zu ihr emporstarrten, schienen durch das Belgrader Drama einen neuen Sinn zu empfangen. Daß zwischen Tod und Liebesleidenschaft eine heimlich-unheimliche Beziehung besteht, war für mich, seit ich Honoré de Balzac kannte, nicht neu, und vor kurzem hatte ich ›Das Mädchen mit den Goldaugen‹ gelesen. Was ich aber nun aus den Zeitungen erfuhr, war schrecklich und banal zugleich. Die deutsche Tagespresse nahm unbedingt Partei für den ermordeten Herrscher und beschuldigte die krankhaft ehrgeizige Königin, die den sehr viel jüngeren Mann umstrickt und mit plumpen weiblichen Listen eine Schwangerschaft vorgetäuscht habe, um im Volk die Hoffnung auf einen Thronerben zu erwecken. Im Offizierskorps habe man das falsche Spiel durchschaut, eine Beleidigung des ganzen serbischen Volkes darin erblickt und sogleich die Bestrafung auf die fürchterlichste Art vollzogen. Eine Leipziger Zeitung ließ freilich durchblicken, die serbischen Offiziere hätten in russischem Auf-

trag oder unter dem Einfluß einer seit langem feindlich gesinn-
ten Verwandtschaft gehandelt. Das Leipziger Tageblatt brachte
übrigens auch eine Anzeige, den Leipzigern stehe ein ungewöhn-
licher Genuß bevor: Der junge Wiener Dichter Hugo von Hof-
mannsthal, dessen unvergleichliche Dichtung ›Der Tor und
der Tod‹ ich schon vor Jahren in der von Georg Hirth gegrün-
deten Wochenschrift ›Jugend‹ gelesen hatte, werde noch in die-
ser Woche im kleinen Saal des Zentraltheaters eine Vorlesung
aus seinen eigenen Werken halten. Ein Blick in die Zeitung be-
lehrte mich, daß dies noch der heutige Abend war.
Der Professor, den ich zuerst erkannte, als ich mit einer Verbeu-
gung am Tisch der Prüflinge Platz nehmen wollte, war der alte
Geheimrat Hennig, und sogleich stand mir wieder die lange dun-
kelgelbe Krankenschwester vor Augen, die mir einst so tröstlich
zugesprochen hatte ›... und wenn Sie nach Jahr und Tag ein-
mal in Leipzig promovieren sollten, oh, da hätte er auch immer
noch ein Wörtchen mitzureden.‹ Leider sah der gute Herr nicht
danach aus, als ob er noch viel mitreden wollte; er war vor kur-
zem sehr krank gewesen, machte den Eindruck eines hinfälligen
Greises und überließ die Mühe der Prüfung dem sehr viel jün-
geren Professor Zweifel. Daß dieser mich um die von ihm er-
fundene Operation von Dammrissen dritten Grades ausfragen
würde, war zu erwarten gewesen, und ich brauchte eigentlich
nur meine Dissertation zu rekapitulieren, die bereits gedruckt
vorlag. Verwundert war ich nur, daß Zweifel dieses Thema gleich
wieder verließ und einige genaue Angaben über das Kindbett-
fieber von mir hören wollte, eine schwere Infektionskrankheit
der Wöchnerinnen, die Zweifel noch nach altem Brauch Febris
puerperalis nannte. Zweifel war ein begeisterter Verehrer von
Ignaz Semmelweis, dem großen Wiener Arzt, der als erster
den Weg zu Erkenntnis, Verhütung und Heilung jener Krank-
heit aufzeigte, die einst unzähligen Frauen das Leben kostete.
Wenn Zweifel von Semmelweis sprach, geschah es nur im Ton
der größten Hochachtung, und man begriff wieder einmal, daß

alte Völker große Ärzte wie Heroen verehrten. Zweifel hielt auch besonders viel von dem Fiebermittel Antipyrin; ja er sprach davon mit einer Übertriebenheit wie etwa mein Vater vom Pilokarpin, und ich habe heute noch den fast beschwörenden Ton im Ohr, mit dem er gelegentlich ausrief: ›Wehe der Frau, die in solchem Falle kein Antipyrin verträgt!‹ Da ich sowohl über Semmelweis als auch über die Vorzüge des Antipyrin ziemlich gut Auskunft geben konnte, so waren noch vor sechs Uhr alle Fragen beantwortet, die mir Zweifel stellte, und ich konnte ruhig mit einer Flasche köstlichen Pfälzer Weines meine Promotion feiern, bevor ich den Weg zu Hofmannsthals Vorlesung einschlug.

Der Saal, in dem diese stattfand, war nur mit Gasflammen mäßig erleuchtet; jedenfalls steht er heute als ein ziemlich düsteres Lokal in meiner Erinnerung, während jener Spiegelsaal des Bayerischen Hofes in München, wo Richard Dehmel in Gegenwart seiner Frau gelesen hatte, in meinem Gedächtnis immer höher, weiter und heller wird.

Ein alter Herr ging zwischen zwei Stuhlreihen langsam auf und ab, sichtlich zufrieden mit dem Besuch, den er sich vielleicht weniger gut erwartet hatte. Er tauschte Händedrücke mit einigen Herren von der medizinischen Fakultät, so mit dem Geheimrat Flechsig, dem Direktor der Universitätsnervenklinik, den man selten in anderen als rein wissenschaftlichen Vorträgen sah, sowie mit dem berühmten Anatomen Marchand. Überhaupt begrüßten viele Gäste den alten Herrn ehrerbietig, obwohl er weder Frack noch schwarzen Anzug, sondern nur einen dunkelbraunen Hausrock trug. Meine Umgebung unterhielt sich halblaut über ihn. Er war der Vorsitzende der literarischen Gesellschaft, die den Abend veranstaltete, und hieß Rudolf von Gottschall. Seine zahlreichen Veröffentlichungen wurden vielleicht schon damals nur noch von wenigen gelesen; doch manches Persönliche war allgemein bekannt: Vor kurzem war er in den erblichen Adelsstand erhoben worden, obgleich er als junger Autor

ein Robespierre-Drama geschrieben hatte. Eine gewisse Berühmtheit hatte seine begeisterte Schilderung eines Besuches bei dem kranken Dichter Heinrich Heine in Paris erreicht; außerdem gab es von ihm ein erfolgreiches Lustspiel, das den Titel hatte ›Pitt und Fox‹.

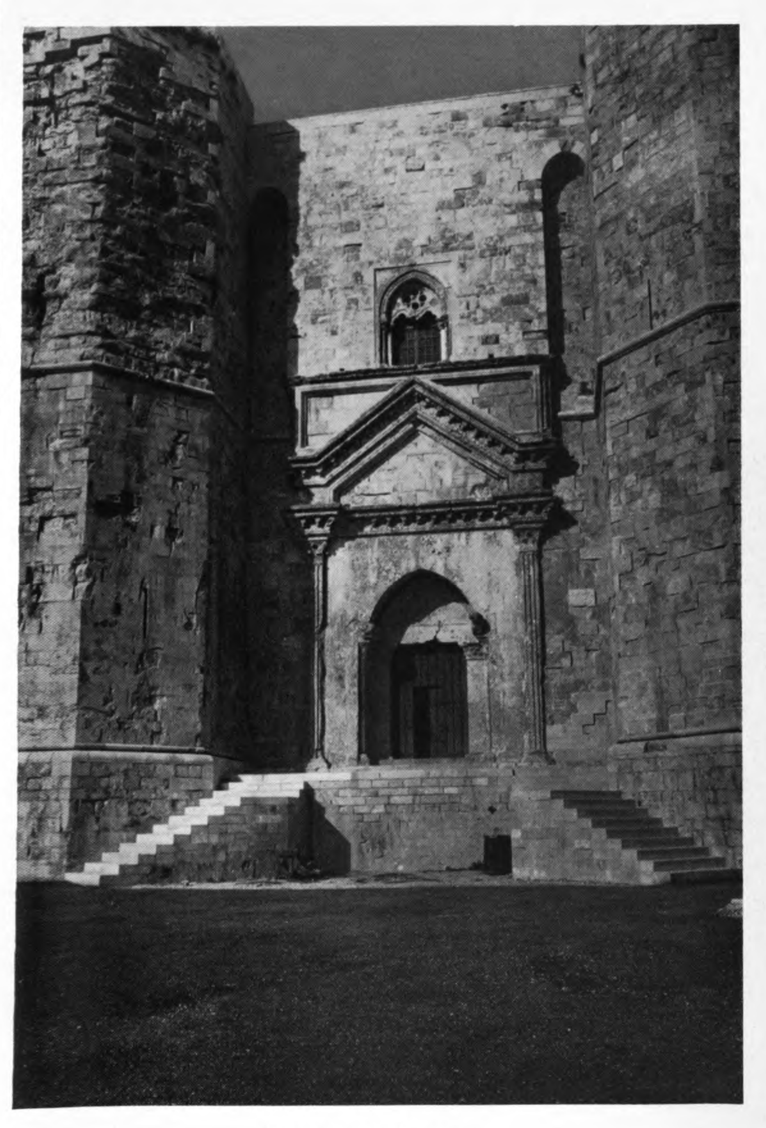
Auf einmal schwieg der Saal, und durch eine Tür im Hintergrunde trat, ohne durch Gottschall oder ein anderes Vorstandsmitglied dem Publikum vorgestellt zu werden, ein blasser, fast noch knabenhaft schlanker junger Mann in dunklem Anzug, ging mit raschen kurzen Schritten auf ein Tischchen zu, das in der Mitte einer Art von Bühne bereitstand, verbeugte sich leicht, nahm Platz und begann sofort zu lesen:

Erlebnis

Mit silbergrauem Dufte war das Tal
Der Dämmerung erfüllt, wie wenn der Mond
Durch Wolken sickert. Doch es war nicht Nacht.
Mit silbergrauem Duft des dunklen Tales
Verschwammen meine dämmernden Gedanken,
Und still versank ich in dem webenden,
Durchsichtigen Meere und verließ das Leben ...

Die Erscheinung des jungen Dichters fiel in keiner Hinsicht besonders auf, und wenn ich an den Münchner ›Dichterabend‹ zurückdachte, wo Dehmel einer widerstrebenden Hörerschaft Momberts Dichtung zugänglich machen wollte, wurde mir sogleich ein Unterschied fühlbar.

Dehmel war ein leidenschaftlicher, von seiner Sendung erfüllter und von ihr überzeugter Mann von fast fünfzig Jahren, zu dem es nicht gepaßt hätte, ruhig an einem kleinen Tisch zu sitzen und einfach vorzulesen; stehend hielt er sein aufgeschlagenes Buch in einer Hand, und seine Art zu sprechen hatte zuweilen etwas betont Überlegenes, Herausforderndes, dann wieder etwas inbrünstig Pathetisches, während der noch sehr junge Hof-



Castel del Monte
Eingangsfassade

mannsthal jedes Übermaß in seiner Stimme vermied, es aber doch an Deutlichkeit der Aussprache nicht fehlen ließ.
Nach dem Gedicht ›Erlebnis‹ las er einige kleinere Versgebilde wie ›Die Beiden‹ und ›Verse auf ein kleines Kind‹; dann ließ er eine fast unmerkliche Pause folgen und kündigte eine größere Dichtung an, die mir aus der ›Insel‹ wohl bekannt war: ›Das Bergwerk zu Falun‹. Einige Stellen dieses Dramas in Versen wußte ich, dank meiner schönen Inselhefte seit Jahren auswendig, obwohl ich sie nicht ganz verstand:

Das ist ein Neriker, laßt den in Ruh.
Wo der her ist, da scheint die Sonne nicht,
Da füllt ein blasses Licht, dem Mond vergleichbar,
Höhlichte Täler, dran das Elchwild äst,
Da sitzt der Nöck am Wassersturz und singt.

Leider nahmen ungeduldige junge Leute die kleine Unterbrechung, die vor dem Bergwerk zu Falun eintrat, zum Anlaß, um in aller Stille den Saal zu verlassen; aber der Raum, der dadurch frei wurde, ermutigte andere, nachzurücken, und für mich war es erbaulich, ein paar berühmte Professoren der medizinischen Fakultät zu sehen, die nun mit besonderer Aufmerksamkeit dem Vortrag folgten. Da saß der alte Flechsig mit weit vorgestrecktem Oberkörper, die Hände an die Ohrmuscheln haltend, wie es Schwerhörige tun, die keine Silbe überhören wollen.
Als ich im Hotel mein Bett aufsuchte, merkte ich, daß mir der Promotionswein doch nachträglich in den Kopf gestiegen war. Ich fuhr, mit Schläfenschmerz behaftet, am frühen Morgen mit dem ersten Zug über Plauen, Hof, Regensburg und überlegte, welche von meinen Passauer Patienten ich wohl in den folgenden Tagen zuerst besuchen sollte. Zuletzt beschloß ich, gleich morgen über Waldschloß, Mariahilf und die Grenze ins Österreichische hinüberzuwandern, wo die Leute nicht viel anders redeten als Hofmannsthal, höflich, deutlich, ohne belehrende Schärfe, eher mit einem Unterton von sanfter Klage.

CARMINA BURANA

Vier Lieder

Stetit Puella

Stetit puella
rufa tunica;
si quis eam tetigit,
tunica crepuit.
Eia.

Stetit puella
tamquam rosula:
facie splenduit
et os eius floruit.
Eia.

Dulce Solum

Dulce solum
natalis patrie,
domus ioci,
thalamus gratie,
vos relinquam
aut cras aut hodie,
periturus
amoris rabie.

Vale tellus,
valete socii,
quos benigno
favore colui,
et me dulcis
consortem studii

BENEDIKTBEURER LIEDER

Übertragen von Ernst Buschor

Glut

Stand die junge Maid
Rot im roten Kleid,
Wer ihr Kleid berührt,
Hat die Glut gespürt.
Eia.

Wie das Röslein rot
Hat sie hell geloht,
Antlitz hat geglüht,
Roter Mund geblüht.
Eia.

Flucht

Süße Erde,
Du meiner Heimat Tal,
Haus des Frohsinns,
All meiner Gnaden Saal,
Euch verlaß ich,
Eh noch der Morgen kam,
Todwund traf mich
Grausamer Liebeswahn.

Lebt wohl, Täler!
Lebt auch ihr Freunde wohl!
Schlug mein Herz nicht
Allen so freudenvoll,
Als der Schulen
Glück uns so froh umfing?

deplangite,
qui vobis perii!

Igne novo
Veneris saucia
mens, que prius
non novit talia,
nunc fatetur
vera proverbia:
›ubi amor,
ibi miseria‹.

Quot sunt apes
in Hyble vallibus,
quot vestitur
Dodona frondibus
et quot natant
pisces equoribus:
tot abundat
amor doloribus.

Lucis Orto Sidere

Lucis orto sidere
exit virgo propere
  facie vernali,
oves iussa regere
  baculo pastorali.

Sol effundens radium
dat calorem nimium.
  virgo speciosa
solem vitat noxium
  sub arbore frondosa.

Klagt mich Armen,
Der euch verloren ging!

Neues Feuer
Hat Venus angeschürt,
Wie mein Herz noch
Keines vorher gespürt.
Jetzt gesteht es:
Wahr ist das alte Wort,
Leid und Liebe
Wohnen am gleichen Ort.

So viel Bienen
Hyble den Blüten schickt,
So viel Laub die
Wälder Dodonas schmückt,
So viel Fische
Wimmeln in Meeresflut:
So viel Schmerzen
Schürt uns die Liebesglut.

Ehre

Mit der Sonne erstem Lauf
Brach ein junges Mädchen auf,
Schönheit ihre Habe,
Lenkte ihrer Schafe Hauf
Mit dem Hirtenstabe.

Sonne sandte ihren Strahl,
Flammenpfeile ohne Zahl;
Unsre Schöne hatten
Sie bedrängt mit ihrer Qual,
Floh in Baumes Schatten.

Dum procedo paululum,
lingue solvo vinculum:
»salve, rege digna!
audi, queso, servulum,
esto michi benigna!«

»Cur salutas virginem,
que non novit hominem,
ex quo fuit nata?
sciat Deus! neminem
inveni per hec prata.«

Forte lupus aderat,
quem fames expulerat
gutturis avari.
ove rapta properat,
cupiens saturari.

Dum puella cerneret,
quod sic ovem perderet,
pleno clamat ore:
»siquis ovem redderet,
me gaudeat uxore!«

Mox ut vocem audio,
denudato gladio
lupus immolatur,
ovis ab exitio
redempta reportatur.

Olim Lacus Colueram

Olim lacus colueram,
olim pulcher exstiteram,

Kaum ich mich zu ihr gewandt,
Lös ich meiner Zunge Band:
»Fürstin, laß dich grüßen!
Der die Herrscherin erkannt,
Liegt zu deinen Füßen.«

»Schande über deinen Gruß,
Den die Reine weigern muß,
Die ihr ganzes Leben,
Seit dies Tal durchzieht ihr Fuß,
Keinem sich ergeben.«

Plötzlich stob ein Wolf heran,
Dem des heißen Hungers Zahn
Nagte seine Seele,
Packt ein Lamm, trägts aus der Bahn,
Labung seiner Kehle.

Mädchens Jammer wurde groß
Über seines Lammes Los,
Schrie: »O helft, ihr Leute!
Ach, ich biet ihm meinen Schoß,
Der mir bringt die Beute.«

Kaum ich dieses Wort gehört,
Zückte ich mein gutes Schwert,
Wolf verhaucht sein Leben.
Lämmlein wurde unversehrt
Ihr zurückgegeben.

Schwanenbraten

Einst traf man mich auf Seen an
Mit jeder Schönheit angetan,



dum cygnus ego fueram.
Miser! miser!
modo niger
et ustus fortiter!

Me rogus urit fortiter,
gyrat, regyrat garcifer;
propinat me nunc dapifer.
Miser! miser!
modo niger
et ustus fortiter!

Mallem in aquis vivere,
nudo semper sub aere,
quam in hoc mergi pipere.
Miser! miser!
modo niger
et ustus fortiter!

Eram nive candidior,
quavis ave formosior;
modo sum corvo nigrior.
Miser! miser!
modo niger
et ustus fortiter!

Nunc in scutella iaceo
et volitare nequeo;
dentes frendentes video —
Miser! miser!
modo niger
et ustus fortiter!

Da war ich noch ein stolzer Schwan.
Armes Herze!
Ruß und Schwärze,
Feuer ringsherum!

Nun wendet mich der Koch am Speer,
Das böse Feuer sengt mich schwer,
Bald trägt man mich als Fraß daher.
Armes Herze!
Ruß und Schwärze,
Feuer ringsherum!

Die kühle Luft, die kühle Flut,
Wie waren sie so rein, so gut —
Nun steck ich in der Pfefferglut.
Armes Herze!
Ruß und Schwärze,
Feuer ringsherum!

Der schönste Vogel auf dem See,
Noch gestern weißer als der Schnee,
Wird rabenschwarz, o weh, o weh!
Armes Herze!
Ruß und Schwärze,
Feuer ringsherum!

Schon lieg ich in der Schüssel drin,
Der lahme Vogel, der ich bin,
Und Zähne bleckt man nach mir hin.
Armes Herze!
Ruß und Schwärze,
Feuer ringsherum!

Die Glaubenskämpfe des siebzehnten Jahrhunderts hatten Genf zu einer Hochburg der Reformation erhoben. In dieser nun aufblühenden Stadt wurden unter Calvins strenger Aufsicht die Bildung des Geistes und das schöne Handwerk gleichermaßen ernst und liebevoll gepflegt. Als mit der Aufhebung des Edikts von Nantes in Frankreich erneute Verfolgungen über die Hugenotten hereinbrachen, suchte eine große Menge von Flüchtlingen hier Schutz und Unterkunft, und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts sah die Stadt durch deren Zuzug ihre Einwohnerzahl verdoppelt. Aus den Familien der französischen Hugenotten gingen in der Folge Generationen begabter und fleißiger Handwerker hervor, auch kluge und weitsichtige Kaufleute sowie Vertreter der freien Künste, die zur Bildung des Geschmacks und der Verfeinerung des Kunsthandwerks beitrugen; die Email- und Miniaturmaler des siebzehnten und die Landschafts- und Porträtmaler des achtzehnten Jahrhunderts waren ihre Nachkommen. Sie haben ihrer Heimat die einst großzügig gewährte Gastfreundschaft reichlich vergolten.

Unter den um ihres Glaubens willen aus Frankreich Vertriebenen befand sich auch ein Kaufmann aus Montélimar, Antoine Liotard, der wie seine Leidensgenossen in Genf Obdach gesucht und sich hier niedergelassen hatte. Er vermählte sich mit einem Genfer Bürgermädchen, und dem Paar wurden im Jahre 1702 Zwillinge geboren, Jean-Etienne und Michel. Beide besuchten zunächst die Schule Calvins. Als der Vater die künstlerische Begabung Jean-Etiennes erkannte, sandte er ihn zu dem Miniaturmaler Gardelle dem Älteren in die Lehre und übergab ihn zur weiteren Ausbildung dem Kupferstecher und Miniaturmaler Massé in Paris. Nach einer Lehrzeit von drei Jahren hätte ihn Massé gerne als geschickten Kupferstecher bei sich behalten; doch Liotard, dem es nicht an Selbstvertrauen fehlte, wollte allein sein Glück versuchen. Bald durfte er ein Bild für den Intendanten des Grafen

Lauzun malen, der ihn als gewandten Pastell- und Miniaturmaler weiterempfahl. So fand er in den Kreisen der Aristokratie sein Fortkommen. Unter seinen Gönnern war Frankreichs diplomatischer Vertreter in Italien, der Marquis von Puysieux, der ihn zu sich nach Neapel einlud. Ostern 1736 finden wir Liotard in Rom. Er malte im Vatikan die Prälaten, auch den Papst Clemens XII. Doch bedeutsamer als die Porträtaufträge war für ihn die Begegnung mit Tizian, mit Bernini, mit der Kunst der Antike. Er begann nach antiken Bildwerken Pastelle anzufertigen, die er an vornehme Reisende in Rom verkaufte. So lernte er den Ritter von Ponsonby, den späteren Lord Besborough, kennen, der nach dem Orient unterwegs war und dem Maler vorschlug, ihn zu begleiten. Ohne sich zu besinnen, willigte Liotard ein, und von nun an war er ein ewig Wandernder. Zwar schien es zunächst, als sollte die Märchenwelt Konstantinopels ihn festhalten: er nahm Abschied von den Reisegefährten, kleidete sich als Türke, um wie ein Einheimischer durch Gassen, Bazare und Kaffeehäuser schlendern zu können, er lernte Mimica, eine junge Griechin, kennen, gedachte sie zu heiraten und immer hier zu bleiben. Das bezaubernde Bild der Stadt, das weiche südliche Licht, die Schönheit der Frauen — alles sprach zu Liotards wachen Sinnen. Sein Stift hielt den Zwerg Ibrahim fest, den Hüter des Serails, mit einem Abgrund von Bosheit und Tücke im Auge; er malte den französischen Grafen von Bonneval, der nach mohammedanischer Sitte in Konstantinopel lebte. Als eine der besten Arbeiten aus dieser Zeit sieht man im Genfer Kunstmuseum das feine Pastellbildchen einer türkischen Dame mit ihrer Sklavin, das an eine persische Miniatur erinnert. Bald hatte Liotard als Porträtmaler in Konstantinopel einen Namen. Herren und Damen der Gesellschaft, der Diplomatie ließen sich in großem Abendkleid oder phantastischem Kostüm malen. Und so erhielt Liotard eines Tages die Einladung des Fürsten der Moldau, der seine Gattin und Vornehme des Hofes porträtieren lassen wollte. Eine neue Welt lockte und ließ die

Begeisterung für Konstantinopel wie die Liebe zur schönen Mimica erkalten. Liotard folgte dem Ruf nach Jassy, wo er in türkischer Tracht erschien und sich dazu einen langen Bart wachsen ließ. Nach einem halben Jahr ging die Reise durch Transsylvanien und Ungarn weiter, und im Jahre 1743 gelangte Liotard zum ersten Mal nach Wien.

In dieser Stadt war alles willkommen, was an den Orient gemahnte. Der türkische Maler mit dem langen Bart erregte die Begeisterung der leicht entflammbaren Wiener. Auch in der Hofburg sprach man von seiner seltsamen Erscheinung, und der Herzog von Toskana wünschte Liotards Bilder zu sehen. Für die Galerie des Herzogs, die Uffizien in Florenz, malte Liotard sein Selbstporträt mit der hohen Pelzmütze und zeichnete es: *J.-E. Liotard, peintre turc.* Maria Theresia lud den Maler ein, sie wollte sich und einige der Prinzen des Hofes porträtieren lassen. Doch den großen Erfolg des ersten Wiener Aufenthalts brachte Liotards ›Schokoladenmädchen‹, zu dem ihm keine Prinzessin, sondern ein Stubenmädchen Modell gestanden hat, Nandl Baldauf, den Zeitgenossen bald so bekannt wie der Maler.

Als Liotard Wien verließ, um nach Paris und London zu reisen, war sein Ruf gefestigt. Auch hier beherrschte der Orient die Mode, und in den Kreisen der Gesellschaft, der Dichter und Schauspieler erhielt er mehr Aufträge, als er bewältigen konnte. In einer mondänen Zeitung wurde er als der Maler mit dem langen schwarzen Bart im türkischen Kostüm erwähnt. ›Liotard erfreut sich‹, so hieß es da, ›trotz der grausamen Wahrheitsliebe seines Pinsels und trotz der hohen Preise seiner Porträts, großer Beliebtheit. Faltenreiche Stirnen, Augen, die Müdigkeit verraten, und zweideutige Mienen fürchten ihn wie der Bösewicht den Blick des ehrlichen Mannes. Doch die Schönheit, die Jugend, die natürliche Anmut und alle verständigen Leute sind auf seiner Seite.‹ Liotard selbst ist uns aus jener Zeit in einem Selbstporträt gegenwärtig: mit langem, wallendem Bart, im blauen Kaftan mit roten Aufschlägen; sein Auge blickt uns forschend

an, der Mund ist leicht geöffnet, als mache er gerade eine spöttische Bemerkung — ein Bild überströmender Lebensfülle.
Von seinen Werken aus diesen Jahren — sie befinden sich heute in den großen europäischen Galerien — seien, neben Liotards Selbstporträt, noch zwei Bilder hervorgehoben: zunächst das Porträt der Herzogin von Coventry. Die junge Frau im orientalischen Kostüm sitzt mit abgewandtem Gesicht auf einem Divan. Ein silbernes, fast schattenloses Licht flutet durch den Raum und von der ruhig sinnenden Gestalt, den sanften Farben, der leichten Anordnung der Gegenstände auf dem Teppich geht eine Poesie aus wie von einem Vermeerschen Bilde. Das zweite ist ein Porträt der Marquise von Epinay, von dem einst Ingres, in seinen Anblick versunken, gesagt hat: ›Ich möchte wohl wissen, ob irgendwo in Europa noch ein zweites Porträt von solcher Vollkommenheit zu finden ist.‹ Liotard hatte auf seinen Reisen, in der Beobachtung seiner verschiedenartigen Modelle eine Menschenkenntnis erworben, die einer Hellsichtigkeit nahekam. In dem Bildnis der Marquise fehlt die körperliche Anmut des Schokoladenmädchens, auch der geheimnisvolle Reiz der Herzogin von Coventry. Liotard malte ein gebrechliches, nicht mehr junges Geschöpf, mit seelenvollen Augen, die Herzenswärme und einen regen Geist verraten; auch Leiden und nicht verwundene Enttäuschungen—das Antlitz eines Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, auf dem schon ein Zug in die Empfindungswelt der Romantik hinüberweist.
Nach einem Aufenthalt von fünf Jahren wandte sich Liotard von Paris nach London, wo er Lord Besborough, den Gönner seiner ersten Orientfahrt, wiedertraf. Hier war sein Erfolg vielleicht noch größer als in Paris, man zahlte jeden Peis für seine Porträts, auch einen Phantasiepreis, wenn er ihn forderte, und er führte hier ein großes Haus, wie er es liebte. Doch plötzlich war er des Treibens müde, es zog ihn nach Genf zurück. Zuvor aber hatte der ewig Ruhelose den Wunsch, nach dem Orient, nach Italien und Frankreich nun auch noch Holland und dessen Malerei kennenzulernen, die er der seinen verwandt fühlte.

Ein freundliches Geschick führte ihn in das Haus des holländischen Kaufmanns Fargus, zu dessen Tochter Marie er eine tiefe Neigung faßte, so daß er sie zu heiraten gedachte. Das Fräulein war bereit, ihm nach Genf zu folgen — doch sollte der Maler seinen Bart opfern! Widerstrebend willigte er ein: der Bart fiel und wurde voller Pietät in einem kleinen Sarg begraben. Dann heiratete der nun Sechsundfünfzigjährige das viel jüngere Mädchen. Es war der Anfang einer glücklichen Ehe. Auf der Promenade St. Antoine in Genf erwarb Liotard ein behagliches Haus, in dem er auch seine Bilder und Sammlungen unterbrachte. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er einen Ruhepunkt gefunden; er ließ sein heiteres Naturell und seine Phantasie in der Familie und einem weiten Freundeskreis leuchten, und es folgte eine ruhige, mit Arbeit reich gesegnete Zeit. Die Modelle seiner Porträts waren nun Stadtväter, vornehme Bürger und ihre schönen Frauen.

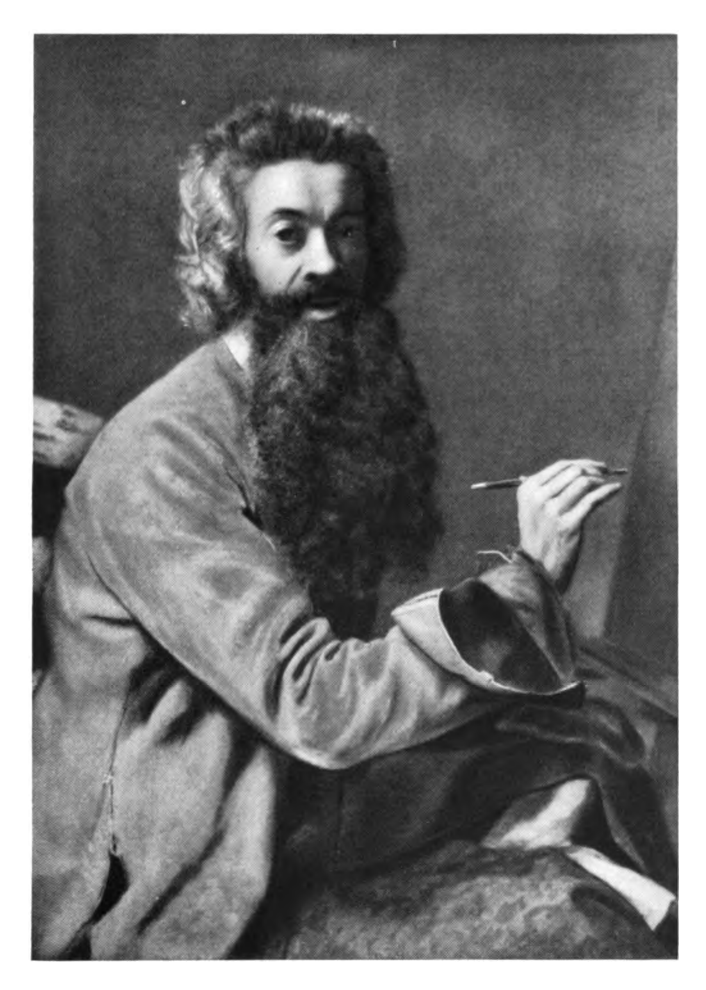
Nach glücklichen Jahren mit Frau und Kindern erfaßte ihn die alte Reiselust: Paris und London lockten, doch zuvor wollte Liotard noch einmal Wien besuchen. Und jetzt, im Jahre 1761, während eines kurzen Aufenthalts, entstanden ein Porträt der Kaiserin, des Kaisers, zweier Prinzessinnen, und die zwölf Bildnisse der kaiserlichen Kinder, aquarellierte Zeichnungen, die heute eine der Kostbarkeiten des Genfer Kunstmuseums darstellen. Liotard fand Wien und den Hof in einem der glücklichsten Jahre von Maria Theresias langer Regierungszeit: die Kaiserin noch strahlend jugendlich an der Seite des Gatten, das Paar umgeben von einer Schar blühender Kinder. Liotard hatte den Hof von Versailles in seiner größten Prachtentfaltung gesehen — hier bildeten die Kinder der Kaiserin den schönsten Schmuck des Hofes. Die kleinen Prinzen und Prinzessinnen mußten sich wohl dem strengen Zeremoniell des Hauses Habsburg fügen; sie saßen im steifen Kostüm des Rokoko vor dem Maler, doch aus ihren Mienen spricht eine glückliche und wohlbehütete Kindheit und es fehlte ihnen keineswegs an Abwechslung und kindlichen Vergnügungen.

Liotards Besuch in Wien fiel in eine Zeit höchster musikalischer Blüte. Christoph Willibald Gluck war damals Meister der Hofkapelle und Musiklehrer von Maria Theresias ältestem Sohn und ihrer jüngsten Tochter, und im Jahr von Liotards Aufenthalt fand die Uraufführung seines ›Orpheus‹ in der Hofoper statt. Joseph Haydn war Sängerknabe in der Hofkapelle gewesen, führte nun im Orchester des Grafen Eszterházy den Taktstock und schrieb Symphonien und Kammermusik. In solch einer glücklichen Zeit wuchsen die Kinder der Kaiserin heran. Fast alle hatten die Musikbegabung der Mutter geerbt, und es war eine Freude, sie spielen und tanzen zu sehen und singen zu hören, wenn bei den Gartenfesten in Schönbrunn Maskeraden, kleine Opern und Singspiele aufgeführt wurden. Etwas von der Atmosphäre jener Tage hat der Maler in seine Bilder der zwölf Kinder Maria Theresias hineingezaubert. Aus späteren Zeiten stammt noch ein lebensvolles Porträt der jüngsten Tochter als Dauphine von Frankreich, das freilich der Mutter nicht gefiel; sie hätte Marie-Antoinette lieber im Staatskleid, statt in dem von Liotard gewählten schmucklosen Jagdgewand gesehen.

In den kommenden Jahren bewohnte Liotard mit seiner zahlreichen Familie ein Landhaus in Confignon bei Genf. Dort hielt er die Züge seiner Frau und der heranwachsenden Kinder im Bilde fest, und der Garten bot Früchte und den ganzen Blumenflor des Sommers für seine Stilleben.

Einmal noch, mit 76 Jahren, hat er Wien und den Hof wiedergesehen. Kaiser Joseph II. hatte ihn auf der Rückreise von Frankreich in Genf besucht, und im Gespräch mit ihm war in Liotard der Wunsch erwacht, nach Wien zurückzukehren und Maria Theresia und die eine oder andere ihrer Töchter zu malen. Trotz der Bedenken seiner Umgebung machte er sich auf den Weg und gelangte nach glücklicher Reise mit seinem Sohn Jean-Etienne im Herbst des gleichen Jahres nach Wien. Der Empfang durch die Kaiserin war überaus herzlich; als Beweis ihrer Freundschaft für den alten Mann ließ sie ihm und seinem Sohn sogleich zwei

Zimmer in der Hofburg herrichten und lud ihn zu allen Festlichkeiten des Hofes ein. Er durfte auch den Kaiser und zwei seiner Brüder malen, aber der erhoffte Auftrag für die Bilder Maria Theresias und ihrer Töchter blieb aus. Liotard sah bald, daß in den Hofkreisen das Interesse für ihn erkaltet war und schrieb nach Hause: ›Herr Roslin, ein schwedischer Maler, hat, wie man sagt, die Erzherzogin Christine sehr gut gemalt. Die Kaiserin und ihre Töchter fürchten, daß ich sie nicht schön genug male, und deshalb soll ich wohl diesmal kein Porträt von ihnen herstellen. Die Leute am Hofe haben ihre Gunst Herrn Roslin zugewandt.‹ Liotard sah richtig: die nicht mehr jungen Töchter der Kaiserin fürchteten den Maler der Wahrheit und seinen schonungslosen Pinsel. Aber Liotard war nicht der Mann, einem unerfüllten Wunsche nachzuhängen. Er zeigte Jean-Etienne die große Stadt, und in seiner alten Liebe zum Kunsthandwerk besuchte er mit ihm die Porzellanmanufaktur und die Werkstätte des Hofjuweliers. Am 3. Juni des folgenden Jahres nahm er in Schönbrunn gerührt Abschied von der Kaiserin. Auch sie schien ergriffen, und um die zugefügte Enttäuschung vergessen zu lassen, überhäufte sie ihn mit Geschenken: Schmuckstücke für seine Frau und ihr Patenkind, Liotards Tochter, einen Ring mit ihren Initialen, eine Summe von Golddukaten für den alten Freund und dessen Sohn, und es fehlte auch nicht ein Fäßchen des Tokajerweins, den Liotard liebte.
Zu Hause angekommen, machte er sich gleich wieder an die Arbeit, er zeichnete und malte, schrieb eine Abhandlung über die Regeln der Malkunst, und als ein Mitglied des Rates der Zweihundert kümmerte er sich um die Politik seiner Stadt. Oft weilte er lange Monate bei seiner im Waadtland verheirateten Tochter, und dort entstanden zart und liebevoll gemalte Stilleben mit Blumen und Früchten. In einem seiner letzten Briefchen nach Hause bittet er, ihm gewisse Farbstifte zu senden, um diese oder jene Blüte zu malen und erzählt nach der Aufführung einer Komödie von einer Schauspielerin, einem schönen Mädchen, das



Jean-Etienne Liotard
Selbstbildnis

er malen wolle, um sich zu ›divertieren‹. Da befiel ihn, mitten im Frühsommer, ein Unwohlsein und wohl auch eine Todesahnung. Er setzte sich hin, schrieb sein Testament und fuhr nach Hause.
Zwei Tage später, am 12. Juni 1789, stirbt Jean-Etienne Liotard. Er bricht auf zu seiner letzten große Reise, ehe das Alter sein Auge trüben und ihm die Sicherheit der Hand rauben konnte. Eilig und mit großen Schritten hat er sein Leben durchmessen, beflügelt von der Phantasie, beseelt von dem einen Wunsch: zu sehen und zu malen, und kein fremdes Land, keine neue Begegnung haben ihn davon abgelenkt. Unbeirrbar und unberührt von der Hast eines wechselvollen Daseins schuf er die ruhigen, klaren Bildnisse, in denen wir heute einen der besten Porträtmaler seines Jahrhunderts erkennen.

GERTRUD VON LE FORT: DER TRAUM

Die freigelassene Griechin Praxedis zu Rom an Julia, die Gattin des Decius Gallicus zu Vienna:
Verehrungswürdige Herrin, ich erfahre soeben, daß in den nächsten Tagen die Legion des Quintus Crassus von Rom nach Gallien verlegt werden soll, und eile daher, einem ihrer Tribunen jenen ausführlichen Bericht anzuvertrauen, um den mich Deine schwesterliche Liebe zu meiner teuren Herrin gebeten hat. Denn anscheinend vermochte ich Dir in meinem ersten Bericht die Dinge nicht klar genug darzulegen. Ich bitte Dich, verzeih mir meine Verworrenheit – ich war, als ich Dir schrieb, über die erschütternden Vorgänge noch allzu tief erregt. Außerdem bestanden über die Zuverlässigkeit meines damaligen Boten einige Zweifel, und die Dir bekannte Verfolgungswelle war noch nicht völlig abgeklungen. Inzwischen hat sich die gefahrvolle Lage gebessert. Der Bote, den ich wählte, ist zwar keiner Deiner Glaubensgenossen, aber verschwiegen und vorurteilsfrei, ein

nüchterner Römer, der jene Verfolgungswelle mit kühler Besonnenheit ablehnt, und so darf ich mich Dir denn heute freimütig anvertrauen.
Wie Du mir mitteilst, erzählt man sich gegenwärtig immer noch in Gallien, der Prokurator, nachdem er in Verzweiflung von Ort zu Ort geirrt sei, habe durch einen Sturz in den helvetischen Bergen den Tod gesucht und gefunden. Ich brauche diese Legende nicht richtigzustellen, Du weißt, daß sie auf einer Erfindung beruht: nicht der Prokurator, sondern seine Gattin, meine geliebte Herrin Claudia Procula, ist gleichsam durch alle Räume dieser Welt geirrt — ich sage ›gleichsam‹, denn es gibt auch geistige Räume, welche die Welt nicht nur bedeuten, sondern in einem höheren Sinne diese wirkliche Welt sind. Ich beginne also mit jenem erstaunlichen Traum meiner Herrin, in dem Du zu Recht die Wurzel ihres Schicksals vermutest. Auch stimme ich Dir vollkommen bei, wenn Du zwischen Träumen und Träumen unterscheidest: es gibt in der Tat solche, die von vornherein das Antlitz einer gebieterischen Wahrheit tragen, auch wenn kein deutungskundiger Priester uns dessen versichert. Und während die gewöhnlichen Träume leichtfüßig und schnell wie Verstecken spielende Kinder an uns vorüberhuschen, stehen jene, die Du meinst, von vornherein so deutlich vor uns wie etwa die ehrfurchtgebietenden Bildsäulen auf dem römischen Forum, bei deren Anblick es ist, als riefen sie dem Beschauer zu: ›Vergiß uns niemals!‹ Und zu diesen letzten Träumen, gehört auch der, von welchem wir sprechen.
Ich erinnere mich aller Umstände, die ihn begleiteten, noch sehr genau, obwohl seither mehrere Jahrzehnte vergangen sind. Meine damals noch blutjunge Herrin war zu jener Zeit oft schwermütig, weil sie sich von ihrem Gatten vernachlässigt glaubte — Du weißt, sie hatte als ein verwöhntes Kind eine sehr anspruchsvolle Vorstellung von der ehelichen Liebe eines Mannes. Und es ist wahr, der Prokurator ließ sie damals viel allein, aber doch wohl nur infolge der Bürde seines mit tausend Ärger=

lichkeiten verbundenen Amtes, das er bei jenem kleinen, aber äußerst schwierigen Volk zu bekleiden hatte und das ihm seiner ganzen herrscherlichen Art nach überaus lästig war. An jenem Morgen aber, von dem ich spreche, glühte meine Herrin vor Glück und Wonne, denn der Prokurator war die ganze Nacht bei ihr gewesen.

»O meine Praxedis,« rief sie mir entgegen, »nun hat meine große Stunde dennoch geschlagen! In dieser Nacht bin ich für mein ganzes Leben geliebt worden!« Sie schloß beseligt die Augen. »Nein, ich will noch nicht aufstehn,« wehrte sie ab, als ich mich anschickte, ihr beim Ankleiden behilflich zu sein, »laß mich noch ein wenig ruhen und träumen — ich liege ja im Geist noch immer in meines Gatten Armen.« Sie ließ sich dann von mir die Kissen zurechtrücken und schmiegte sich wie ein erschöpftes Kind wohlig lächelnd hinein.

Während ich dann im Atrium die Blumen und Früchte für die Tafel ordnete — ich hatte die schwatzenden Sklavinnen hinausgeschickt, damit niemand meiner Herrin Schlummer störe — vernahm ich plötzlich aus dem Schlafgemach deren angstvollen Ruf. Als ich bei ihr eintrat, starrte sie mir auf ihrem Lager sitzend mit großen verstörten Augen entgegen. Die süße Sättigung des Glückes war von ihrem kindlich schönen Antlitz wie fortgewischt, so als seien über dessen Jugend die Schatten vieler, doch erst kommender Jahre gefallen, oder als sei ihr das von den Göttern verhängte unerbittliche Fatum in leibhaftiger Gestalt begegnet. Sie streckte die Arme nach mir aus, ließ sie aber gleich darauf wie gelähmt sinken: »Nun ist alles Glück für mich zu Ende«, stammelte sie. »Ich habe einen so bösen Traum gehabt, und Du weißt doch, meine Praxedis, die Träume der Morgenfrühe sind Wahrträume!«

Ich bat sie, mir ihr Traumgesicht zu erzählen, vielleicht daß ich ihm doch noch eine gute Deutung zu geben vermöchte. Sie gewann nur langsam die flüssige Rede zurück. »Ich befand mich«, begann sie, »in einem dämmrigen Raum, in dem eine Anzahl

Menschen versammelt war, welche zu beten schienen, aber ihre Worte gingen nur wie murmelndes Wasser an mir vorüber. Plötzlich indessen war es, als würden meine Ohren weit aufgetan oder als steige aus dumpfem Gewässer jählings der Strahl einer hochaufrauschenden Fontäne — ich vernahm mit übergroßer Deutlichkeit die Worte: ›Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben‹ — Ich konnte mir nicht erklären wie der Name meines Gatten in den Mund dieser Menschen gekommen war, noch was er zu bedeuten hatte, trotzdem fühlte ich ein unbestimmtes Grauen vor den vernommenen Worten, so als könnten sie nur eine düstere, wenngleich geheimnisvolle Bedeutung haben. Verwirrt wollte ich den Raum verlassen, aber schon befand ich mich in einem anderen noch dunkleren, der an die Coemeterien vor den Toren Roms erinnerte und dichter noch als der vorige mit Betern gefüllt war — auch hier fielen die bestürzenden Worte: ›Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben‹ — Ich suchte das Freie zu gewinnen, aber ich geriet aufs neue in einen geschlossenen Raum, der diesmal etwas Sakrales hatte, und wiederum vernahm ich aus dem Munde der auch hier versammelten Beter den Namen meines Gemahls. Ich hastete weiter: Raum um Raum tat sich vor mir auf — zuweilen glaubte ich einen der mir wohlbekannten Tempel Roms zu erkennen, wiewohl eigentümlich verändert: ich sah marmorne Ambonen mit goldenen und roten Steineinlagen, aber kein einziges der mir bekannten Götterbilder. Manchmal tauchten in den Absiden große fremde Mosaiken auf, die einen unbekannten richterlichen Gott darzustellen schienen. Aber noch bevor ich sein Antlitz recht zu erfassen vermocht, durchschauerten mich wieder von den Lippen einer dichtgedrängten Menge die erschütternden Worte: ›Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben — —‹ Ich lief weiter und weiter — kastellartige Portale nahmen mich auf, Basiliken von ungeheurem feierlichem Ernst durchhastete mein Fuß. Immer größer erschien die Zahl der darin Versammelten,

immer fremdartiger wurde die Architektur — dann plötzlich begannen die wuchtigen Hallen sich aufzurichten, so als schwebten sie, von allen Gesetzen des Steines entbunden, schwerelos gen Himmel. Hier schwiegen die versammelten Beter, aber unsichtbare Chöre sangen, und auch aus diesen tönte mir der Name meines Gemahls entgegen: ›Crucifixus etiam pro nobis sub Pontio Pilato, passus et sepultus est —‹ Dann schwanden auch die schwerelosen Hallen dahin, wohlbekannte Säulen tauchten auf, aber mit seltsamen Draperien geschmückt, deren pathetische Pracht sie fast erdrückte. Auch den Raum, den diese Säulen trugen, durchströmte rauschende Musik: fremdartige Chöre, deren vielfältige Stimmen sich umschlangen und wieder lösten, so daß die Worte unverständlich ineinander verströmten. Plötzlich aber erhob sich aus dem schwelgerischen Wogen der Stimmen eine einzige: steil, streng, makellos-deutlich, anklagend, ja fast drohend erklangen wieder die Worte: ›Crucifixus etiam pro nobis sub Pontio Pilato —‹ Ich lief, ich lief wie von Furien gejagt weiter und immer weiter, es war mir, als ob ich Jahrhunderte durcheilt hätte und abermals Jahrhunderte durcheilen müßte, ja als ob ich bis ans Ende aller Zeiten gehetzt werde, verfolgt von dem geliebtesten Namen, so als verbürge dieser ein Geschick von unermeßlicher Schwere, das nicht nur sein teures Leben, sondern das der ganzen Menschheit zu verschatten drohe —« Sie hielt inne, denn von draußen her vernahm man schon seit einer ganzen Weile aufgeregtes Stimmengeschwirr. Jetzt schlug auch der Name des Prokurators an unser Ohr und gleich darauf, wie in geheimnisvoller Abwandlung der eben vernommenen Traumstimme erklang der vielstimmige Ruf: ›Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihm!‹

Nun, wir kannten die Gewohnheiten dieses kleinen fanatischen Volkes, unter dem zu leben wir verdammt waren, wir hatten uns daran gewöhnt, daß man uns von Zeit zu Zeit einen jener lächerlichen Massenaufstände lieferte, sobald es nämlich der herrschsüchtigen Priesterkaste darauf ankam, ihre eigensinni-

gen Wünsche bei dem Prokurator durchzusetzen. Wir pflegten diese Unternehmungen sonst wenig zu beachten. Heute aber war es uns wirklich, als stimme da draußen etwas in den eben vernommenen Traum meiner Herrin ein, die fernen Jahrhunderte, die sie durcheilt zu haben glaubte, schreckten in die Gegenwart zurück, und diese schickte sich an, das Gesicht der Herrin zu bestätigen. Ein Blick auf deren totenblaß gewordenes Antlitz sagte mir, daß sie dasselbe dachte. *Aus einem werdenden Buch*

BENNO VON WIESE: ERHART KÄSTNER

Ansprache in Düsseldorf am 2. Juli 1955

Zum ersten Mal wird in diesem Jahre der von der Stadt Düsseldorf gestiftete Förderpreis für Literatur vergeben, und die dafür eingesetzte Jury hat sich einstimmig für Erhart Kästner entschieden. Die Aufgabe, vor der sie stand, war nicht leicht. Denn sie durfte und konnte sich bei diesem neuen Preis nicht auf eine allmählich gewachsene Tradition verlassen, nicht auf die jahrelange gemeinsame Erprobung des literarischen Urteils, die sich für den Immermann-Preis der Stadt Düsseldorf inzwischen fast unmerklich und behutsam herausgebildet hat. Sie mußte neu beginnen, einen Anfang setzen, einen Maßstab aufstellen, ein Vorbild wählen, das auch bei späteren Entscheidungen noch gültig bleibt und an das sich weiter anknüpfen läßt. Kurzum: sie mußte inmitten so vieler gedruckter und geschriebener Manuskripte den Mut zu einer freien Entscheidung haben, ohne sich auf andere und frühere Fälle dabei berufen zu können.
Nun stehe ich heute vor Ihnen, um den Mann zu preisen, den wir als ersten des Preises für würdig hielten. Erfreuend und ehrenvoll ist es, ihm zu danken und ihn zu loben. Dennoch sehen Sie mich nicht ohne Verlegenheit vor Ihnen stehen. Denn der Autor, für den wir uns alle so gerne, so unbeschwert, ich

möchte sagen mit einer Art von stiller Freude und festlichem Vergnügen entschieden haben, gehört nicht zu denen, die eine laudatio entgegen nehmen wie etwas, was ihnen zukommt; er repräsentiert nicht jene zum Pathos neigende schriftstellerische Würde, die es gleichsam mit oder gegen ihren ausdrücklichen Willen darauf angelegt hat, gefeiert zu werden. Die Bücher Erhart Kästners sind leise, intime, in einem noch näher zu erläuternden Sinne anonyme Bücher, denen nichts ferner liegt, als sich auf eine gewaltsame, diktatorische Weise öffentlich zur Schau zu stellen. Ja, ich könnte mit meinem Lob einen empfindlichen Schaden anrichten, der gerade die wesentliche, die eigentliche Wirkung dieser Bücher zwar nicht gefährdet – denn wie sollte diese durch ein solches Ungeschick gefährdet werden können? – aber doch in ein falsches, bedenkliches, allzu öffentliches Licht rückt. Vielleicht erwarten Sie von mir, daß ich statt dessen in meiner Eigenschaft als Wissenschaftler, als Literarhistoriker spreche, daß ich einordne, klassifiziere, rubriziere oder gar Erhart Kästner zu einem jener Ismen verdamme, die das unselige Schicksal der Dichter sind, sobald sie in die Hände der Literaturwissenschaftler geraten, sei es Naturalismus, Impressionismus, Expressionismus oder ein noch zu erfindender Ismus. So über Herrn Kästner zu sprechen, ist mir ganz und gar unmöglich. Denn ich bin – wie sicher sehr viele unter Ihnen, nur ein Liebhaber seiner Bücher, einer seiner stillen, unbekannten Verehrer, der noch nicht einmal zu sagen weiß und den dies auch wenig bekümmert, in welche Gattung diese Bücher eigentlich gehören: Sind es überhaupt Dichtungen? Oder sind es autobiographische Berichte? Oder sind es eingekleidete Essays? Oder sind es nur Bücher eines Reiseschriftstellers, dem auch die Kriegsgefangenschaft in der Wüste noch zu einer bestimmten Art von Reise in die Welt werden konnte?

Erhart Kästner würde es vielleicht bereits als einen taktlosen Übergriff von mir empfinden, wenn ich ihn einen Dichter nenne, weil seine Art von Mitteilung eine so moderne, eine so persönlich reflektierende und subjektive Note hat, daß der ehrwürdig

altmodische Ausdruck Dichter, der uns immer das Feierliche einer Sendung, eines orphischen Gesanges, eines absoluten Anspruches nahe legt oder zum mindesten nahe legen könnte, in einem solchen Falle einen falschen Klang bekäme. Lieber wähle ich daher das für die moderne literarische Entwicklung so charakteristische Wort *Autor* für eine Darstellungsform, in der sich ein einmaliger Mensch auf schreibende Weise gleichsam exemplifiziert und damit eine persönliche Auseinandersetzung mit seinem Zeitalter einleitet. Daß es sich dabei nicht um eine geringe Sache handelt, dürften Namen wie Johann Georg Hamann, Lichtenberg, Nietzsche oder auch Ernst Jünger beweisen, die alle — wenn auch jeder in seiner Art — in unserem Sinne ›Autoren‹ sind, Autoren, in denen ihre Zeit und ihre Welt wie in einem Brennspiegel aufgefangen und auf eine individuelle Weise verwandelt und gedeutet wird. Johann Georg Hamann erklärt dazu lapidar: ›Man kann allerdings ein Mensch sein, ohne daß man nötig hat, ein Autor zu werden‹, er fügt jedoch hinzu, daß man auch den Schriftsteller nicht ohne den Menschen denken kann.
Da nun ein Autor eine so diffizile, so einmalige, so ganz auf sich allein gestellte Gestalt inmitten der Zeit ist, so muß es auch dem Leser erlaubt sein, auf eine subjektive, auf eine vergleichsweise intime oder gar freundschaftliche Weise über ihn zu reden. Nicht als Wissenschaftler oder Kritiker möchte ich daher sprechen, sondern nur als Leser. Aber das *nur* bedeutet hier nicht weniger, sondern mehr. Denn um noch einmal den großen Autor aus dem achtzehnten Jahrhundert anzuführen: ›Leser und Autor sind der Herr oder vielmehr der Staat, dem ein Kunstrichter zu dienen sich anheischig macht.‹ So nehme ich mir denn die Erlaubnis von Ihnen, heute nicht etwa als ein ›Kunstrichter‹, sondern gleichsam stellvertretend auch für andere Leser als ein Leser über den Autor Erhart Kästner zu sprechen.
Wie kommt ein Leser zu dem Buch, das gerade in diesem Augenblick seiner Entwicklung für ihn das richtige, das ihm gemäße Buch ist? Meist ist es ein wunderliches Spiel des Zufalls. Es war

in den Jahren nach dem Krieg, als mich ein Freund auf einer Eisenbahnfahrt mitten durch die zerstörten Städte Westdeutschlands in einem sehr erregenden Gespräch von dem Überdauernden des Geistes und der Vergänglichkeit aller seiner von Menschen gebildeten Schöpfungen plötzlich fragte: Kennst du Kästners ›Zeltbuch von Tumilad‹? Ich hatte noch nichts davon gehört. Aber nun kam es durch den Freund gleichsam zu mir, ich las und kaufte es und behielt es als eines jener Bücher, die man mit dem vagen Ausdruck Lieblingsbücher zu bezeichnen pflegt, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, warum man sie so nennt. Und später gesellte sich das Buch ›Kreta‹, das Buch ›Griechenland‹ und das zweite, überarbeitete Griechenlandbuch Kästners ›Ölberge, Weinberge‹ dazu. Im ›Zeltbuch von Tumilad‹ fand ich sie noch einmal, jene auf der Reise geführte Diskussion mit dem Freund und zwar in dem nächtlichen Wandelgespräch, das der seltsame Vogel, der Kriegsgefangene Paul, mit dem Autor und damaligen Kriegsgefangenen Erhart Kästner führte. ›In den Werken‹, so heißt es dort, ›haben wir nichts als die Erscheinungen des schaffenden Geists. Ihn zu verehren, muß unsere Aufgabe sein. Hingegen müssen wir uns zu trösten wissen, wenn die Erscheinungen sich uns wieder entziehen.‹ Aber wenn ich eine solche Reflexion aus dem Zeltbuch hier abschreibe, tue ich dem Buch eigentlich schon ein Unrecht an. Denn nichts liegt ihm ferner als abgezogene Merksprüche mitzuteilen. Alles bleibt an die Atmosphäre der Wüste gebunden, an jenen Sog ins ›Endlose ohne Trost‹, an jenes ›Dasein im Leeren‹, innerhalb dessen dennoch die paradoxe Enge des genau abgegrenzten Zeltlagers da ist und die zwei Quadratmeter, in denen es sich einzurichten und auf eine nur schwer zu beschreibende Weise zu Hause zu sein gilt. Ich bin nie in Afrika gewesen und ein freundlich gesinntes Schicksal ersparte mir die Kriegsgefangenschaft. Aber dennoch, wie sollte ich nicht mit Kästner die ›Wüste‹ kennen, dieses Zusammenstürzen alles Gegenständlichen, wo nichts mehr übrig bleibt als die Imagination und der Mensch als

ein Träger von Bildern, die nicht mitteilbar sind. Wir kennen sie alle, diese Wüste, die wir durch den Krieg und die Nach=kriegszeit hindurchgegangen sind. Und der Autor Kästner führt uns dahin, wo in der Öde, im Ausgelöschten, im Getilgten die Urbilder des Geistes wieder sichtbar werden: er führt uns zu dem freien Dasein der Anachoreten, das es nicht nur in den Wüsten Afrikas gab, sondern auch noch heute inmitten der Wüsten unserer bevölkerten Städte gibt; er führt uns in der un=endlichen Leere an den unerwartet gedeckten Tisch, wie ihn Paul seinen Freunden beschert, wenn er seine Bilder ausbreitet und die Kameraden für die moderne Malerei eines Klee zu begeistern versucht, die den Dingen gleichsam hinter die Dinge zu kom=men vermag; er führt uns in die *Urheimat* der Musik, die der Dirigent und Kriegsgefangene Haffner noch in die *Unheimat* der Wüste hineinzuzaubern wagt. Der Autor Kästner spricht vom Fernsten und Nächsten, von dem Bilderbuch des Sternenhim=mels in der Wüste, vom zerstörten Dresden und von den na=menlosen Briefen des Entsetzens, die ihn von dort erst sehr viel später erreichten, von dem großen toten Dichter und Freund Gerhart Hauptmann und seinen Erinnerungen an ihn, er spricht vom Theater der Narren, bei dem die Menschen wie Tiere in einem zoologischen Garten erscheinen oder von einem erkrank=ten Schizophrenen, der zur unheimlichen Zerrspiegelgestalt der gemeinsamen Situation in der Wüste wird. Dazwischen berich=tet er uns immer wieder Gespräche zwischen Kameraden und Freunden, die ihre Substanz aus diesem Dasein zwischen Sein und Schein, zwischen Wüste und All, zwischen bergender Er=innerung und ungeborgener Zukunft gewinnen. Es sind keine Thesen, keine Programme, keine Anklagen, aber es ist auch nicht Reportage, realistischer Bericht, Kriegsbuch als eine bestimmte Gattung. Es ist eine Welt aus Traum und Wirklichkeit gewebt; alle Wahrheit, alle Zauberkraft lebt im Bilde, und der Mensch — wie er sich in diesem Autor spiegelt — ist ›ein einsamer Trä=ger von Bildern im Wachen und Schlaf‹.

Das Imaginative, das Zauberkräftige ist es, was die Wüste der Kriegsgefangenschaft mit den Ölbergen und Weinbergen Griechenlands verbindet, ob nun von dem paradoxen Maskengott die Rede ist, der kein Antlitz, sondern nur eine Maske besaß, ob uns das attische Licht verzaubert, ob das Mythische uns in seinem Sternenmantel sanft auffängt. Erinnerung wird Gegenwart, Gegenwärtiges fast traumhaft. Dann lesen wir die so eindrucksstarken Sätze über die ›Bilderverstoßung‹, ›unsere unerkannte, uneingestandene, unübersehbare Schuld‹; denn ›man muß die Bilder, so wie sie erscheinen, nur ausschöpfen; man muß ihnen wie dem Geschaffenen vertrauen, es ist alles darin‹. Bild und Zeit, das sind die beiden, nahezu magischen Pole, um die die Bücher Kästners in einer leise schwingenden Bewegung kreisen. Die letzte Sehnsucht – ist es nicht eine mystische Sehnsucht? – geht auf die Entmächtigung der Zeit, auf den Ausstieg aus der Zeit, wie ihn Traum, Rausch und Lied, Gespräch und Landschaft in reiner Entzückung gewähren. ›Dann ist es, als ob das verhaßte Zahnrad nicht griffe. Wir sind abgelöst, Zeit muß sich drehen, ohne Macht an uns auslassen zu können.‹ Verstehe ich den Autor recht, wenn ich ihn etwa so auslege: Überwindung der Zeit geschieht im Glauben an das Bild, an den Zeichen gewordenen Geist, im Glauben an die Beschwörung, an die Magie, in der und mit der wir die Dinge als Zeichen der Schöpfung erkennen und im Abbilden die Schätze heben. Kästners Weg nach Griechenland ist der eines Schatzhüters und Schatzhebers, der Weg zu den Quellen alles Lebens, zum Eros der griechischen Bilderwelt, zur reinen und heiteren Natur und zur Offenbarungskraft des Urchristentums.

Aber ich habe vielleicht schon zu viel von dem gesprochen, was man in diesen vier noch nicht einmal sehr umfangreichen Büchern – mehr hat Kästner bisher nicht geschrieben – selber finden muß. Ich weiß nicht, ob die Zahl derer, die diese Bücher gelesen haben, groß oder klein ist. Darin liegt das Anonyme ihrer Wirkung. Aber ich weiß etwas Besseres. Ich weiß, daß jeder, der

ihnen begegnet und ihren Anruf vernimmt, diese Bücher lieben muß. Daher widerstrebt es mir auch, sie zum Gegenstand einer literarischen Kritik oder einer geschichtlichen Betrachtung zu machen. Was ist damit gewonnen, wenn man auf Gerhart Hauptmanns ›Griechischen Frühling‹ hinweist? Kästner hat es bereits selbst getan, weil ein Stück Hauptmann ebenso zu seiner Art die Welt zu sehen gehört wie die anmutigen Federzeichnungen Helmut Kaulbachs, die sein Griechenlandbuch schmücken. Aber das Kästnersche, der einmalige Ton, der individuelle Stil seiner Mitteilungen gehört nur ihm allein. Wie soll ich ihn beschreiben? Er ist zeitnahe und auch wieder zeitlos, er ist reflektierend und lyrisch, er hat die Atmosphäre einer zarten Bildung und einer dezenten Intimität. Auch die Melancholie ist noch erquickend, auch der Rausch ist noch spirituell, auch die Unruhe noch leise und verhalten. Wir sind ganz in der Nähe der Umbrüche, Abbrüche und Zusammenbrüche unserer Zeit und dennoch hören wir eine Geistermusik, stehen am Eingang in das ›Zauberflötenreich‹ der Kunst, der Musik, der Natur, der in der Fülle lebenden Bilder.
Wir alle, die wir für den neuen Literaturpreis vorzuschlagen hatten, waren uns darin einig, daß man ihn diesem Autor geben sollte, der abseits von allem Lauten, Betriebsamen und Propagandistischen die verborgensten Saiten unserer von Verschüttungen bedrohten Seele wieder zum Klingen bringt, diesem Autor, der in seinen Büchern die so subjektive Form des Tagebuches zu einem neuen geistigen Rang erhebt und der jenen, die ihn liebevoll zu lesen verstehen, den Trost schenkt, daß in unserer von Zerstörung und Erstarrung gleichzeitig bedrohten Zeit die Mysterien der Bilder noch immer zu uns sprechen dürfen. Es schien uns notwendig und richtig — und nun wage ich dennoch das anspruchsvolle Wort — ihn dem Dichter Erhart Kästner zum ersten Male zu überreichen.

Wie ›Gaël der Matrose‹ entstand

An der bretonischen Küste, an der Anne de Tourville aufwuchs, lebte in einer kleinen Hafenstadt ein alter Mann, der einst als Matrose die Weltmeere befahren hatte. Täglich besuchte ihn das vierzehnjährige Schulmädchen und verfolgte das Spiel seiner wohlgebildeten Hände, mit denen er geschickt kunstvolle Segelschiffe in Flaschen einbaute. Und während er bastelte, spann er sein Seemannsgarn. Viel hatte er erfahren, oft dem Tode ins Auge gesehen, manchen Kameraden aus Seenot gerettet, wilde Abenteuer erlebt und schlimme Streiche verübt, in tiefster Verzweiflung mit Gott und der Welt gehadert, er war durch das Inferno seelischer Gewissensqualen gegangen, es hatte aber auch Augenblicke höchster Glückseligkeit gegeben. Die Reihenfolge seiner Erlebnisse freilich war ihm in der Erinnerung ganz durcheinander geraten. Intensiv hatte er gelebt, aber niemals hatte er sich darüber Rechenschaft gegeben, hatte nie daran gedacht, sich etwa Aufzeichnungen zu machen, und sich um die Geographie nicht gekümmert. Da aber das junge Mädchen so viel fragte, wann und wo dies oder jenes geschehen sei, und er in seiner Herzensgüte niemandem einen Wunsch abschlagen konnte, überwand er seine Abneigung gegen Papier- und Schreibkram — so etwas hatte er sein Leben lang verachtet — und ging auf das Büro der Inscription Maritime. Dort ließ er sich die Auszüge seiner Dienstzeiten auf den verschiedenen Schiffen und seiner Fahrten zusammenstellen. Nun kam nicht viel, aber doch etwas Ordnung in seine Geschichte.

Den Sommer über arbeitete er in einer Gärtnerei. Wieder war das junge Mädchen sein täglicher Gast. Auf den Boden eines alten Karren hatte er sein großes Taschentuch gebreitet; darauf saß das Mädchen, während er mit Pflanzen und Unkrautjäten beschäftigt war, und dabei mußte er, so gut es ging, alles noch einmal erzählen. Sie hatte sich Schulschreibhefte mitgebracht,

und einen ganzen Sommer lang schrieb sie täglich Wort für Wort auf, was sie hörte. 1500 Seiten hat sie so gefüllt.
Eine Zeit lang hegte sie in ihrer jugendlichen Begeisterung die phantastische Idee, dies monströse Manuskript mit dem Durcheinander seiner Erzählungen, das trotz der Auszüge des Schiffahrtsamtes noch wirr genug war, in dem urtümlichen Patois so zu veröffentlichen wie es war. — Viele Jahre gingen darüber hin. Der Stoß von Heften lag, als kostbarer Schatz bewahrt, unter einer Flasche mit einem eingebauten Segelschiff. Anne de Tourville wuchs heran, sie wurde Malerin, mußte aber wegen eines Augenleidens der bildenden Kunst entsagen. Sie begann zu schreiben, zuerst kleine Erzählungen aus dem Leben der bretonischen Fischer und Seeleute: ›Les Gens de par ici‹. Man wurde auf sie aufmerksam und zeichnete sie mit dem ›Prix de Brétagne‹ aus. Sie versuchte sich an einem Roman: ›Jabadao‹. Er wurde ein großer Erfolg, erhielt den ›Prix Fémina‹ und wurde in alle Weltsprachen übersetzt. Sie war zur Dichterin gereift, und nun erwuchs aus dem kindlichen Plan eines kleinen Mädchens ein Kunstwerk, aus 1500 Schreibheftseiten entstand, gestrafft, verdichtet und gestaltet, das Manuskript des Romans: ›Matelot Gaël‹.
Als Dichterin war Anne de Tourville sich bewußt geworden, daß das Leben jenes Matrosen nicht nur aus bunten Abenteuern und harten Schicksalsschlägen zusammengesetzt war, sie war hellsichtig geworden auch für den inneren Reichtum dieses Lebens, der sie verpflichtete, den Menschen zu sehen und in schöpferischer Phantasie nachzubilden, der dies Schicksal erfahren und durchzukämpfen hatte. Wenn sie freilich heute in den alten Heften blättert und hier und da in stiller Stunde einem vertrauten Menschen eine Seite aus dem herrlichen barbarischen Kauderwelsch vorliest, das sie bergen, dann überkommt sie manchmal eine leise Wehmut über den Verzicht, den das harte Gebot der künstlerischen Gestaltung ihr abgefordert hat. ›Es ist ein Jammer,‹ sagt sie dann, ›daß all das verloren ist, was ich nicht

erzählt habe und was ich vielleicht hätte erzählen müssen, und daß ich gezwungen war: auszuwählen und auszuscheiden.‹

Der alte Matrose ist vor wenigen Jahren gestorben, noch aber steht sein Haus, und darin lebt seine Witwe und hütet die alten Kostüme der fahrenden Truppe und den ausgestopften Hund, den ihr der Tapezierer der Sarah Bernhardt, ihr erster Mann, in seiner Todesstunde ans Herz gelegt hat.

Anne de Tourville erzählt, daß ihr vor kurzem der Matrose Gaël im Traum erschienen sei. Sie vergoß heiße Tränen über die verlorenen Schätze in den alten Heften. Er aber tröstete sie. ›Er schien zufrieden — und da war ich es auch.‹ *M. H.*

Der karierte Anzug

Seit der Matrose Gaël mit Rücksicht auf das vermaledeite Mißtrauen des Kapitäns keinem Menschen mehr den geringsten Kabeljau zustecken konnte, seit er alles heimliche Hantieren an den Fässern mit gutem Wein, das dem Vergnügen der Mannschaften am Öl-Kai zustatten kam, hatte aufgeben müssen, seit er den kleinen Bohrer in seiner Tasche und die Holzzapfen im Abfalleimer hatte verschwinden lassen und sich wieder der Tugend zugewandt hatte, benutzte er seine traurigen Mußestunden zum Lesen eines illustrierten Romanes.

Das Heft war von Le Friec zurückgelassen worden, der es von einem Matrosen bekommen hatte, dem es wiederum von einem anderen geschenkt worden war. Wie weite Wege hatte es auf Erden zurückgelegt! Geknifft, zusammengerollt und zerknüllt, mit Kaffeeflecken, Stearinflecken, Ölflecken und Spuren von Salz, Sonne und Rauch. Wie viele Herzen hatte es erhoben! Wie viele Gemüter bezaubert! Alle Dämonen der Langeweile hat es mit seiner geheimnisvollen Waffe verscheucht.

Ein Buch, das zur Ausrüstung eines Schnellseglers gehört hat, das fürs Gemüt wie Büchsenfleisch mit Bohnen gewesen ist. Ein Drahtverhau rings um die Seele!

Auf der letzten Seite gab es ein Bild leibhaftigen Glückes: der Triumph eines starken Mannes, der durch tausend Gefahren hindurchgegangen ist, ohne daß sie irgendwelche Spuren an seinem Körper hinterlassen haben; eines Mannes, der alles erduldet, alles gewonnen hat und der in der Jugendblüte seines Herzens von Erfolg gekrönt ist; der keinen Nagel durch ein Fingergeschwür verlor, kein Fingerglied im Getriebe einer Maschine und der bestimmt nicht hinkt. Der Zeichner stellt ihn so dar, wie er war. Und das stärkt den Mut, diese Vision der letzten Seite, dieses Bild leibhaftigen Glücks!

Da steht er, mit einem Zylinderhut, neben einer Dame in Weiß; sie füttert Schwäne, die ihr gleichen. Da steht er in einer erlesenen Welt voll italienischer Balustraden und säulengetragener Treppenhallen, die sich im Wasser spiegeln und mit großen, sanften Hunden mit gelocktem Fell, die in ihrem liebenswürdigen Maul Handschuhe tragen.

Welche Erholung, welche Geborgenheit an einem solchen Ort! Es ist nicht zu warm, es ist nicht zu kalt; in der Küche des Schlosses gibt es immer etwas zu essen, Puten, Schinken und feines Brot ... In den Schuhen sind keine Löcher. Die vornehmen Korkenzieher machen die Korken im Flaschenhals nicht kaputt. Der Champagner schäumt so stark, daß nichts mehr im Glase bleibt, während man anstößt; aber das macht einem nichts aus bei dem Reichtum ... Champagner, Rum, Schnaps, Zuckerbranntwein, Whisky, Likör, Samoswein! Von allem gibt es volle Fässer!

Aber noch mehr als an der triumphalen Vision, die das Buch beschließt, findet der Schiffsjunge Gefallen an den schmerzlichen Seiten des Anfangs. Glück wird nicht mühelos erworben; ein Rückblick auf seine persönlichen Erfahrungen gibt ihm die Gewißheit, daß er sich auf dem rechten Wege befindet.

Bei einer Stelle gerät er außer sich. Der junge Held benutzt seine schwer verdienten Ersparnisse zur Anschaffung eines Anzuges; der niederträchtige Kaufmann macht sich seine Unerfahrenheit zunutze und schwatzt ihm einen fürchterlichen karierten Anzug



Ernst Barlach · Handzeichnung

auf. Warum hatte er, Yves Gaël, nicht dabei sein können, um dem armen Jungen beizustehen und ihn vor den ›Gaunern‹ und der ›Hinterhältigkeit der Schurken‹ zu beschützen! Was für einen schönen Anzug hätten sie gemeinsam ausgesucht!
Aus einer Ideenverbindung heraus empfand er plötzlich den Wunsch, sich selbst einen Anzug zu kaufen.
Schließlich hatte er ja Geld in der Tasche: dreißig Francs, wenn man alles zusammenrechnete. Rechtmäßige Einkünfte aus seiner Tätigkeit als ›Kanarienvogel‹, den er im Zirkus in Marseille darstellte. Richtiges, im Schweiße seines Angesichts erworbenes Geld, das konnte man wohl sagen (und bei der bloßen Erinnerung an die Hitze, die er unter der Maske aus Federn erduldet hatte, mußte er die Augen verdrehen), dreißig Francs nächtlicher Arbeit, von seinem Schlaf abgeknapst, absolut ehrlich erworben. Wie zufrieden, ja, wie glücklich wäre seine Mutter!
Bei der ersten Gelegenheit ging er in die Stadt, und vor dem ersten Laden verhielt er den Schritt: da war der ideale Anzug. Ein dunkles Blau, fast schwarz, vornehm, elegant, erlesen.
»Donnerwetter! Das ist genau das, was ich brauche...« Kaum hatte er den Preis dieses Wunders erfahren, zog er sich schleunigst zur Tür zurück. »Verzeihung ... Ist mir zu teuer.«
»O, wir haben auch billigere, bleiben Sie doch, *mein Herr.*« In der Folge ging er viermal bis an die Tür zurück, und viermal wurde er zurückgerufen. Von Minute zu Minute wurden die Anzüge, die man ihm zeigte, billiger; ihre Qualität jedoch nahm seltsamerweise im umgekehrten Verhältnis zum Preis an Güte zu. Anscheinend waren dies alles außergewöhnliche Kleidungsstücke mit verborgenen Vorzügen, von erstklassiger Qualität, daran war nicht zu zweifeln. Wenn eins von ihnen weggelegt worden war, konnte man es alsbald mit Geringschätzung betrachten, so sehr war das nächste, das wunderbarerweise noch am Lager war, ihm überlegen. Yves Gaël brauchte nur ein Wort zu sagen, und man würde es ihm ohne Zögern zum Opfer bringen, aus purer Sympathie. O, es gehörte nur etwas Intelligenz dazu, um das Glück

und all das Gute, was man ihm antun wollte, zu begreifen! — Yves Gaël wußte nicht, wie er diesen liebenswürdigen Leuten danken sollte; er hielt sein Geld in der Hand, aber was konnte er tun? Immer noch war alles zu teuer für ihn.

»Hätten Sie vielleicht alte Sachen? Getragene, die billiger sind?«

»Gewiß doch! Das ist ja unsere Spezialität! Wenn der *Herr* sich nach hinten bemühen möchte, dort befindet sich eine vortreffliche Auswahl.«

Er ging mit nach hinten. Eine eigenartig muffige, trockene Luft, ein Geruch nach Stoffen, Bindfäden, Wolle und Kampfer, der an die Ausdünstung stockiger Erde gemahnte, schlug ihm aus der Stille und dem Halbdunkel entgegen. Diese leeren Kleidungsstücke drängten sich in ihrer gemeinsamen Einsamkeit aneinander, sie hingen in ihrer Wärme; eine Beschwörung des Menschlichen, die durch das Fehlen von Gliedmaßen und Gesichtern und durch die Körperlosigkeit beklemmend wirkte.

Der Händler ging seinem Kunden beflissen voran; mit den Gebärden eines Trappers nahm er die Bälge von den Haken und rühmte die Qualität seiner Jagdbeute: »Erstklassiger Zustand ... Tadellos ... Vertrauenssache ...«

Das war zu viel, man war gar zu nett, man gab sich zu viel Mühe mit ihm. Koste es, was es wolle, dieses Mal würde er sich entschließen; er würde sein Glück in diesem heillosen Durcheinander finden. Schon gab man ihm taktvoll zu verstehen, daß seine Größe, seine Magerkeit nahezu unnormal seien, daß er sich unter diesen Umständen nicht zu wählerisch zeigen dürfe, daß er sich glücklich preisen könne, wenn er einen Anzug finden sollte, der seine Maße hatte. O wie schrecklich, so groß zu sein! Es fehlte nicht viel, so hätte er sich entschuldigt. Endlich, Glück und Wonne, fand sich einer! In gefälligem Schottenmuster, gelb und grün kariert, und in der Größe genau passend. Er zögerte nur wenig, gerade so lange, daß der Händler murmeln konnte: »Die große Mode in England.« Seine Gedanken gerieten in einen heftigen Aufruhr: groß und mager ... englische Mode ... Es fiel ihm ein, daß man

ihm schon häufig gesagt hatte, er sähe aus wie ein Engländer. »Der wird mir bestimmt passen.«
Und damit warf er das Geld hin. Während der Zeremonie des Einwickelns wußte er sich nicht zu lassen vor Freude. Auf der Straße überfiel ihn Unruhe. Augenscheinlich ähnelte das, was er bei sich trug, kaum dem, wonach er gesucht hatte; aber recht besehen war es gar nicht so übel, daß er sich für ein mehr sportliches Modell entschieden hatte, wenn man seine Lebensführung in Betracht zog. Die überschäumende Freude behielt die Oberhand; Gaël wünschte sich, schon an Bord zu sein, um das Paket zu öffnen und *ihn* wiederzusehen; auf der Straße wagte er es nicht.
Plötzlich änderte er seine Absicht, ging denselben Weg zurück, betrat den Laden und erneuerte die Bekanntschaft mit einem breiten Lachen. »Könnt ich ihn wohl gleich hier anziehen?«
Aber gewiß doch! Hinter dem Wandschirm dort! Man wollte aus seinen alten Sachen ein Paket machen.
Der Händler selbst kam, um ihm zu helfen, ja, auf Ehre! Da wurde ihm nun beim Ankleiden geholfen wie einem Ehemann! Und mit welcher Geschicklichkeit, welchem Geschmack! Mit sicherer, geschmeidiger, samtweicher Hand ordnete der Mann die Aufschläge auf seiner Brust. Hier ein Griff, da ein Kniff, und ein kurzer Ruck von unbeschreiblicher Genauigkeit straffte das Jackett von den Schultern bis zum Saum; dann fingerten seine Hände mit großer Kunstfertigkeit, so als produziere er sich vor einem erlesenen Publikum, zart wie Taubenflügel, an den Knöpfen herum, und der Anzug saß.
Mit kleinen, weichen, geschwinden Strichen glitt jetzt die Bürste über seine Schultern. O, diese lautlosen, sachten Berührungen, als ob Nachtfalter seine Ohren streiften! So feine, behende und sichere Bewegungen! Yves Gaël hatte das Gefühl, als lese man für ihn die Messe.
Er verläßt das Haus, in dem man ihn wie einen feinen Herrn behandelt hatte, Teufel nochmal! Komisch, in trockenen Klei=



dern zu stecken, in Kleidern, die nicht nach Fisch riechen! Leider mußte der Bursche, der das Zeug vor ihm getragen hatte, die Ellbogen anders gehalten haben als er; aber das würde schnell in Ordnung kommen. Er konnte es sich nicht versagen, im Gehen seine Arme spielen zu lassen, wenn nicht zu viele Leute auf dem Bürgersteig waren.

Er war noch nicht weit gekommen, als er neben sich ein Pfeifen vernahm; aber soviel er sich auch umsah, er kam nicht dahinter, was der Grund dafür war. Freudig und ungeduldig drängte er sich durch die Menge. Um die Straße zu überqueren, paßte er ein Abflauen des lebhaften Verkehrs ab, des turbulenten Stromes, der zwischen den Bordsteinen der Bürgersteige dahinfloß und nach allen Seiten über die Ufer trat. Erneute, von hier und dort aufschrillende Pfiffe weckten seine Neugierde; er drehte und wendete den Hals, ließ seine Blicke umherwandern wie eine Fliege, jedoch wieder vergebens.

Er gewann eine Straßenecke und schritt beherzt hinüber, vor einer Menschengruppe her. Andere Leute kamen in entgegengesetzter Richtung, und beide Gruppen gerieten ineinander. Er drängte sich gemächlich durch das Gewühl, als ein überaus scharfer Pfiff von links in sein Bewußtsein drang, während ein betont vielsagend geäußertes »Donnerwetter nochmal!« von rechts in ihm den Gedanken weckte, daß hier entschieden etwas Ungewöhnliches vorging. — Und wirklich!

Ja, wirklich, es währte nicht lange, so bemerkte er einen jungen Menschen, der ihm entgegen kam und dessen Anblick die verschiedenen Äußerungen des Mißfallens durchaus rechtfertigte. Yves Gaël pfiff nun seinerseits, denn bei diesem Anblick geriet er ganz aus dem Häuschen. Der junge Mensch ihm gegenüber trug übrigens eine große Heiterkeit zur Schau; er lachte übers ganze Gesicht. Mit großen Schritten näherte er sich, gekleidet in einen wunderlich karierten Anzug, der aufs Haar dem des grausam verfolgten jungen Reisenden glich, über dessen herzbewegendes Mißgeschick der Roman berichtete. Yves Gaël war

verwundert und aufs höchste belustigt; auch über das freie, sichere, ungenierte, ja fast triumphierende Auftreten dieses ungewöhnlichen Spaziergängers, der, gleichgültig gegen die Überraschung, die sein Anblick verursachte, auf ihn zukam.
›Donnerwetter, der hat Mut!‹ dachte er und wurde immer vergnügter. Bis zu dem Augenblick, als er fast bei ihm angelangt war; da entfuhr es ihm: »Meine Fresse! Das bin ja ich!«
Jetzt machte er halt vor dem hohen Spiegel, der die Täuschung verursacht hatte, und auf seinem sonnenverbrannten Gesicht wechselte Röte mit tiefster Blässe. Selten hatte er eine so heftige Gemütsbewegung empfunden, er konnte sich natürlich nicht in diesem lächerlich vergnügten Fremden erkennen. Was den Anzug betraf — nein, das konnte nicht wahr sein! Nein! Er wehrte sich entschieden dagegen, ihn ausgesucht zu haben! So riesenhafte gelb und grüne Karos waren ihm noch nie vor die Augen gekommen. Im Laden hatten sie gedämpfte, unaufdringliche Farben und nicht gerade kleine, aber durchaus statthafte Maße gehabt, und nun, hier auf der Straße, vor allem Volk, wurden sie unter seinen Augen von Minute zu Minute größer. Sie wuchsen, sie hörten nicht auf zu wachsen — schottische Karos, die zur Narrentracht wurden, mehr und mehr zur Narrentracht, und das am hell-lichten Tag, vor den Leuten, bei hellem Sonnenschein, mitten im Gewühl!
Nach dem ersten Schrecken kam ihn die Lust an, zu lachen, doch hinderte ihn seine in der Tat ungeheuere Überraschung daran, diesem Gefühl nachzugeben. ›Ich muß sofort zurück an Bord‹, dachte er, während er den Weg zum Hafen einschlug. Am liebsten wäre er gelaufen, um die Straße und die Menschen mit ihren weit aufgerissenen Augen recht bald hinter sich zu haben. ›Nur schnell an Bord, schnell an Bord!‹ Aber in Wirklichkeit wollte er wieder in seiner Koje sein, nicht so sehr, um den Menschen zu entfliehen, sondern vielmehr, um in Ruhe darüber nachzudenken, was sich zugetragen hatte; wie es geschehen konnte, daß, nachdem er mit so deutlichen Vorstellungen an Land ge-

gangen und vor der Heimtücke der Kleiderhändler und vor karierten Anzügen so gut es ging gewarnt worden war, daß er dann ... Und er fuhr sich mit der Hand durch die Haare, wie einer, dessen Verstand gelitten hat. Wahrhaftig, hat es sich eigentlich gelohnt, vom Schicksal begünstigt zu sein, so viel vom Leben zu wissen, das Glück zu haben, von einer Schneewüste eine Mandoline und von der verwünschten Bank von Labrador ein so großes Faß mit Stockfisch mitzubringen? Wirklich, hat sich all das eigentlich gelohnt, wenn er sich von dem ersten besten Kleiderjuden in Marseille einwickeln ließ?
Er kam an den Kai, zu seinem Boot, und beim bloßen Gedanken, unter den Augen der Mannschaft übers Deck gehen zu müssen, wurde sein Herz schwer vor Kummer. Aber kaum hatten die sechs Männer vom Kirchspiel ihn gesehen, äußerten sie eine so aufrichtige Bewunderung, zeigten so viel Ehrfurcht vor dem schönen Stoff, daß es genügte, ihn wieder heiter zu stimmen. Er begriff, daß die grüne Farbe und die Karos hier als vollendet schön galten.
Einige von ihnen kamen, befühlten die Dicke der Wolle und priesen das gute Gewebe. Er fühlte, daß ihm warm ums Herz wurde; denn alles in allem hätte er, in Ermanglung des schönen blauen Anzugs und angesichts des wenigen Geldes, das er besaß, schlimmer hereinfallen können.
Als er wieder in seiner Koje war, fühlte er sich vollständig getröstet. Auf seiner Kiste lag das Buch mit dem Bild seines Leidensgefährten. Er nahm es zur Hand und betrachtete es lange. Seine Zuneigung zu dem jungen Helden steigerte sich noch, sie wurde zu einer wahren, soliden Freundschaft. Das außergewöhnliche Glück, mit dem er allen Feuersbrünsten, entsprungenen Tigern, Zugentgleisungen und den Machenschaften von Verrätern entrann — dieser Bursche, der unvorstellbar lange Zeit ohne Essen auskommen konnte, auf dem so mancher Verdacht ungeheuerlicher Art lastete, der jedoch nie etwas Böses getan hatte — die unendliche Seligkeit, die ihm am Schluß durch die wieder-

gefundene Familie, das Schloß, die Erbschaft, die unvergleichliche Verlobte zuteil wurde — diese aufregende Lektüre mit ihrem zwingenden Optimismus, gewährte ihm großen Trost und das Gefühl einer glücklichen Vorbedeutung. Nicht, daß er so eingebildet war, sich mit diesem vollkommenen Wesen zu vergleichen; aber er mußte feststellen, daß dieses gemeinsame Abenteuer ihnen eine gewisse Ähnlichkeit verlieh. Also war das, was man las, doch manchmal wahr? Es standen doch zuweilen Sachen in den Büchern, die stimmten? Das konnten Burschen sein wie er? Menschen, die sich irrten, die gelb und grün karierte Anzüge kauften, ohne daß es ihre Zukunft beeinträchtigte? Das hinderte sie nicht daran, zum Schluß auf Terrassen zu stehen, sich an Säulen zu lehnen und von einer Treppe aus auf Schwäne zu blicken ... die Dame ... das Schloß ...

Er hingegen wollte ganz einfach um die Erde segeln, wollte Wasserhosen, Walfische, einen leibhaftigen Kraken sehen und kräftige Fäuste haben, um alle gemeinen Kerle zu verprügeln.

Sein Blick, der wieder froh und zuversichtlich geworden war, fiel auf die Ärmel seines Anzuges, der sich an den Ellbogen bereits ausbeulte, auf die Hosenbeine, an denen er wohlgefällig entlangblickte, auf diese lächerliche Livree, die ihn eine Zeit lang von den übrigen Menschen unterscheiden würde, der er jedoch Dank dafür schuldete, daß er tief in das Buch eingedrungen war und daß sich die Verwandtschaft mit diesem idealen Bruder vertieft hatte, der nun im Überfluß und in Frieden lebte.

Trotzdem war es seltsam, daß ein solches Abenteuer, wie es ihm hier in Marseille begegnet war, so selbstverständlich und alltäglich sein sollte, daß man darüber schon geschrieben hatte. Und warum passierte so etwas immer mit karierten Anzügen? Mit *getragenen* karierten Anzügen?

›Das möchte ich wissen,‹ dachte er schließlich, über diesem Problem brütend, ›ja, das möchte ich wissen. Mit solchen Anzügen! Wer mag sie wohl *zuerst* getragen haben?‹

Übertragen von Grete Rambach

JUAN RAMÓN JIMÉNEZ: GEDICHTE

Señor, matadme, si queréis ...
¡Pero, Señor, no me matéis!

¡Oh Señor!, por el sol sonoro,
por la mariposa de oro,
por la rosa y por el lucero,
por los vilanos del sendero,
por el trino del ruiseñor,
por los naranjales en flor,
por la perlería del río,
por el dulce pinar umbrío,
por los suaves labios rojos
de ella, y por sus grandes ojos;
¡Señor, Señor, no me matéis!
... Pero, matadme, si queréis ...

(Arte menor, 1909)

VOZ INMENSA

A Oscar Esplá

Sólo abren la paz una campana, un pájaro ...
Parece que los dos hablan con el ocaso.

Es de oro el silencio. La tarde es de cristales.
Mece los frescos árboles una pureza errante.
Y, más allá de todo, se sueña un río limpio
que, separando perlas, huye hacia su infinito.

¡Soledad! ¡Soledad! Todo es claro y callado.
Sólo abren la paz una campana, un pájaro ...

ÜBERTRAGUNG AUS DEM SPANISCHEN

Von Lini Hübsch-Pfleger

Herr, töte mich, wenn du willst ...
Ach nein, Herr, töte mich nicht!

O Herr! um der klingenden Sonne willen,
um der goldenen Falter willen,
um der Rose und des Lichts der Gestirne,
um der Samenkörner am Wege willen,
um des Nachtigallenschlags,
um der Orangenblüten willen,
um des schimmernden Stromes,
um des lieblich schattenden Pinienhaines willen,
um ihrer süßen, roten Lippen
und um ihrer großen Augen willen —
Herr, Herr, ach töte mich nicht!
... Dennoch, töte mich, wenn es dein Wille ist ...

Unermessliche Stimme

Für Oscar Esplá

Nur eine Glocke und ein Vogel rühren an den Frieden ...
Es ist, als ob sie beide mit der Abendsonne sprächen.

Die Stille ist aus Gold, der Abend aus Kristallen.
Ein reiner Hauch wiegt leicht die kühlen Bäume.
In weiter Ferne träumt ein klarer Fluß,
der perlensprühend ins Unendliche enteilt.

Einsamkeit! O Einsamkeit! Hell ist alles und voll Schweigen.
Nur eine Glocke und ein Vogel rühren an den Frieden ...



El amor vive lejos. Sereno, indiferente,
el corazón es libre. Ni está triste, ni alegre.
Lo distraen colores, brisas, cantos, perfumes ...
Nada como en un lago de sentimiento inmune.

Sólo abren la paz una campana, un pájaro ...
Parece que lo eterno se coje con la mano.

(Canción, 1936)

Solo es igual tu permanencia
en ti, alma mía, al cielo
y al mar. Solo en ti misma
está el mar grande
y el cielo sin medida.
Solo tú eres
mayor que el mar y el cielo.

Solo tú eres, alma mía,
mayor que tú. Solo tú eres
el lugar inmortal a que tú aspiras
y en donde tu ilusión omnipotente
se sienta sin más dios que tu tesoro,
¡oh alma mía dueña de ti misma!

(Eternidades, 1916/17)

CANCION DE OTONO

Por un camino de oro van los mirlos ... ¿A dónde?
Por un camino de oro van las rosas ... ¿A dónde?
Por un camino de oro voy ... ¿A dónde,
otoño? ¿A dónde, pájaros y flores?

(La frente pensativa, 1911/12)

Die Liebe – sie lebt weit entrückt. Heiter, gelassen,
frei ist das Herz. Nicht traurig und nicht fröhlich.
Und Farben, Lüfte, Lieder, Düfte schenken ihm Zerstreuung.
Es schwimmt in einem See befreit von allem Fühlen.

Nur eine Glocke und ein Vogel rühren an den Frieden ...
Es ist, als ob das Ewige sich mit der Hand ergreifen ließe.

Deine Stetigkeit, meine Seele,
gleicht nur dem Himmel
und dem Meere. Nur in dir selbst
ist groß das Meer
und ohne Maß der Himmel.
Nur du bist
größer noch als Meer und Himmel.

Du allein, meine Seele, bist
größer als du. Nur du bist
der unvergängliche Raum, worin du atmest
und wo dein allmächtiger Schein
keine andern Götter fühlt als dein Kleinod,
o meine Seele, Herrin deiner selbst!

Herbstgesang

Auf einer goldenen Straße gehen die Amseln ... Wohin?
Auf einer goldenen Straße gehen die Rosen ... Wohin?
Auf einer goldenen Straße gehe ich ... Wohin,
Herbst? Wohin, ihr Vögel und Blumen?



El viaje definitivo

... Y yo me iré. Y se quedarán los pájaros
cantando;
y se quedará mi huerto, con su verde árbol,
y con su pozo blanco.

Todas las tardes, el cielo será azul y plácido;
y tocarán, como esta tarde están tocando,
las campanas del campanario.

Se morirán aquellos que me amaron;
y el pueblo se hará nuevo cada año;
y en el rincón aquel de mi huerto florido y encalado,
mi espíritu errará, nostáljico ...

Y yo me iré; y estaré solo, sin hogar, sin árbol
verde, sin pozo blanco,
sin cielo azul y plácido ...
Y se quedarán los pájaros cantando.

(Poemas agrestes, 1910/11)

¿Soy yo quien anda esta noche
por mi cuarto, o el mendigo
que rondaba mi jardín
al caer la tarde ...?
Miro
en torno y hallo que todo
es lo mismo y no es lo mismo ...
¿La ventana estaba abierta?
¿Yo no me había dormido?
¿El jardín no estaba blanco
de luna ... ? ... El cielo era limpio
y azul ... Y hay nubes y viento

Die endgültige Reise

... Und ich werde gehen. Und die singenden Vögel
werden bleiben;
und mein Garten wird bleiben, mit seinem grünen Baum
und seinem weißen Brunnen.

Jeden Abend wird der Himmel blau und freundlich sein;
und die Glocken werden vom Kirchturm läuten,
wie sie heute abend läuten.

Alle werden sterben, die mich liebten;
und jedes Jahr wird sich das Dorf erneuen;
und in jener Ecke meines weißblühenden Gartens
wird mein Geist umherirren, voller Heimweh ...

Und ich werde gehen; und ich werde allein sein, ohne Heim, ohne
grünen Baum, ohne weißen Brunnen,
ohne blauen freundlichen Himmel ...
Und die singenden Vögel werden bleiben.

Bin ich es, der heute nacht
durch mein Zimmer geht, oder der Bettler,
der meinen Garten umkreiste,
als der Abend sich neigte ...?
Ich schaue
in die Runde und finde, daß alles
das gleiche ist und doch nicht das gleiche ...
Das Fenster war offen?
Hatte ich nicht geschlafen?
War der Garten nicht weiß
vom Mond ...? ... Der Himmel war klar
und blau ... Und da sind Wolken und Wind

y el jardín está sombrío ...
Creo que mi barba era
negra ... Yo estaba vestido
de gris ... Y mi barba es blanca
y estoy enlutado ... ¿Es mío
este andar? ¿Tiene esta voz,
que ahora suena en mí, los ritmos
de la voz que yo tenía?
¿Soy yo, o soy el mendigo
que rondaba mi jardín
al caer la tarde ...?
                                        Miro
en torno ... Hay nubes y viento ...
El jardín está sombrío ...

... Y voy y vengo ... ¿Es que yo
no me había ya dormido?
Mi barba está blanca ... Y todo
es lo mismo y no es lo mismo ...

(Jardines lejanos, 1903/04)

Moguer

Anochecido, grandes nubes ahogan el pueblo.
Los faroles están tristes y soñolientos,
y la luna amarilla camina, entre agua y viento.

Vieno un olor a campo mojado. Algún lucero
surje, verdoso, tras un campanario viejo.
El coche de las siete pasa ... Ladran los perros ...

Al salir al camino, se siente el rosto lleno
de luna fría ... Sobre el blanco cementerio,
en la colina, lloran los grandes pinos negros.

(Melancolía, 1910/11)

und der Garten ist dunkel ...
Ich glaube, mein Bart war
schwarz ... Ich war in Grau
gekleidet ... Und mein Bart ist weiß
und ich bin in Trauer gekleidet ... Ist dies
mein Gang? Hat diese Stimme,
die jetzt in mir klingt, die Rhythmen
der Stimme, die ich hatte?
Bin ich es, oder bin ich der Bettler,
der meinen Garten umkreiste,
als der Abend sich neigte?
                                        Ich schaue
in die Runde ... Da sind Wolken und Wind ...
Der Garten ist dunkel ...

Ich gehe und komme ... Hatte ich
nicht schon geschlafen?
Mein Bart ist weiß ... Und alles
ist das gleiche und doch nicht das gleiche.

Moguer

Große Wolken löschen das Dorf aus bei Einbruch der Nacht.
Die Laternen stehen traurig und schläfrig,
und der gelbe Mond wandert, zwischen Wasser und Wind.

Ein Geruch nach feuchter Erde kommt vom Feld. Irgendein
        glänzender Stern
erscheint, grünlich schimmernd, hinter einem alten Kirchturm.
Der Siebenuhrwagen fährt vorüber ... Die Hunde bellen ...

Tritt man heraus auf den Weg, so fühlt man das Gesicht voll
vom kühlen Mond ... Über dem weißen Friedhof,
auf dem Hügel, weinen die großen schwarzen Pinien.

RICARDA HUCH: DEUTSCHLAND

Letzte Ansprache der Dichterin,
gehalten beim Schriftsteller-Kongreß in Berlin
am 4. Oktober 1947

Es ist mir ein Bedürfnis, meine Freude darüber auszusprechen, daß Schriftsteller sich aus allen Zonen zahlreich eingefunden haben. Das gibt das Gefühl, in Deutschland zu sein, nicht nur in einem Teil, sondern im ganzen, einigen Deutschland. Die Dichter und Schriftsteller haben eine besondere Beziehung zur Einheit, nämlich durch die Sprache. Die Sprache scheidet ein Volk von anderen Völkern, aber sie hält auch ein Volk zusammen. Die Schriftsteller sind die Verwalter der Sprache, sie bewahren und erneuern die Sprache. Sie bewegen durch ihre Sprache die Herzen und lenken die Gedanken. Durch die Sprache sind sie auch Verwalter des Geistes; denn ›die Sprache ist ja die Scheide, in der das Messer des Geistes steckt‹. In der Zeit, als Italien von vielen fremden Fürsten regiert war, errichteten die Italiener in allen Städten ihrem größten Dichter Dante Denkmäler: es war das Symbol ihrer Einheit, die politisch nicht bestand. Wir Deutschen hätten es nicht so leicht: die beiden größten Meister unserer Sprache, Luther und Goethe, werden nicht von allen Deutschen gleicherweise gekannt und geliebt. Aber wir wollen jetzt absehen von den großen Dichtern der Vergangenheit — jede Zeit hat ihre besonderen Probleme, Gefahren und Nöte, und die lebenden Schriftsteller müssen diese Probleme erfassen und diesen Gefahren begegnen.

Kaum je in unserer Geschichte ist die Aufgabe der geistigen Führung so schwer gewesen wie jetzt. Es hat wohl auch früher scharfe Konflikte gegeben — im Zeitalter der Glaubensspaltung, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und in der letzten vergangenen Zeit; aber am schwersten ist es doch in einer Zeit, in der fast alles fragwürdig geworden ist, und wo alle Bemühungen auf Hoffnungslosigkeit, Verbitterung, die Gleichgültigkeit der



Ricarda Huch
Jena, Sommer 1944

Entkräftung stoßen. In welchem Sinn nun die Aufgabe durchgeführt wird, das muß der Überzeugung und dem Gewissen eines jeden überlassen bleiben; man kann nur wünschen. Wenn ich Wünsche äußern darf, so bezieht sich einer auf das Nationalgefühl, von dem in letzter Zeit oft gesprochen und geschrieben wurde.

Man hat den Deutschen ein zu starkes Nationalgefühl vorgeworfen; ich möchte eher sagen, wir hätten ein zu schwaches oder besser, ein teils zu schwaches, teils zu starkes. Das hängt, wie ich glaube, mit dem historischen Erbe zusammen, das uns zuteil geworden ist. In den Anfängen unserer Geschichte übernahmen die Deutschen vereint mit den Italienern den römischen Weltreichsgedanken und waren demzufolge universal und partikularistisch eingestellt; Universalismus und Partikularismus pflegen zusammenzugehen. Das Einheitsgefühl war schwach, die deutschen Kaiser mußten sich jeweils ihr Reich erst erobern, und keiner hat es ganz in seine Hand bekommen. Allmählich bildeten sich die anderen Nationen, zum Teil an Deutschland angrenzend, zu Einheitsstaaten mit starkem Nationalgefühl. In den Beziehungen zu diesen bekam der deutsche Universalismus einen anderen Charakter — er wurde zur Schwäche, beinahe zur Charakterlosigkeit. Man weiß, daß lange Zeit nur die unteren Volksklassen deutsch sprachen, die höheren Schichten sprachen französisch. Ein preußischer König sagte von sich selbst, er spreche deutsch wie ein Kutscher. Noch Napoleon verhöhnte die Deutschen, sie seien leicht in die Netze gegangen, die er ihnen gestellt habe, befehdeten sich untereinander und merkten den äußeren Feind nicht. Als dann endlich, von Preußen unterbaut, ein deutscher Einheitsstaat mit entsprechendem Nationalgefühl entstand, waren die Deutschen voll Glück und Stolz, daß sie nun auch das besaßen, was die anderen schon lange hatten, und äußerten ihren Stolz wohl etwas prahlerisch. Das Ausland, das sich durch diese Veränderung einer neuen Kombination gegenübergestellt sah, empfand das Neue als störend und beinahe

unberechtigt, und es gab auch Deutsche, die dem so stark betonten Nationalgefühl gegenüber zurückhaltend waren, zum Teil, weil sie es nicht empfanden, zum Teil, weil sie den lauten Patriotismus geschmacklos fanden. Es blieb etwas Unorganisches; auf der einen Seite die Neigung, fremde Nationen schwärmerisch zu bewundern und die eigene herabzusetzen und zu bemäkeln, auf der anderen im Gegensatz dazu ein heftig hervorbrechendes, herausforderndes Nationalgefühl. Hier wäre eine Besserung wünschenswert. Allerdings ist es außerordentlich schwer, etwas zu lehren oder beizubringen, was naiv sein soll, was eigentlich seine Berechtigung daraus zieht, daß es natürlich und selbstverständlich ist. In der Bibel ist uns gesagt: liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Es gilt auch von den Nationen; daß jede sich selbst liebt, ist selbstverständliche Voraussetzung. Über die Selbstliebe sollte sich dann die Liebe zu den anderen entfalten. Die Schriftsteller müßten wohl, um ihrer Aufgabe zu genügen, ihre Lehren weniger vorschreiben als vorleben, indem sie Weltbürger werden, aber zugleich und in erster Linie Deutsche. Was mich betrifft: ich habe Geschichte studiert und kenne nicht nur die Geschichte unseres eigenen Volkes, sondern auch die der anderen Nationen gut; ich habe jahrelang in der Schweiz gelebt und fühle mich dort zuhause, ich war mit einem Italiener verheiratet, und ich habe sehr gerne in Italien gelebt; all diese Umstände haben bewirkt, daß ich ganz frei von einseitigem Nationalismus bin, aber national fühle ich durchaus. Ich bin in den schrecklichen letzten Jahren oft an meinem Volk verzweifelt; aber gleichzeitig habe ich so viel Seelengröße, Opferbereitschaft, Heroismus und hohe Tugend gesehen und nach dem Zusammenbruch so viel Geduld und Haltung im Ertragen unermeßlichen Elends, daß für mein Gefühl viel Schlechtes dadurch ausgeglichen ist. Mich hat immer der Ausspruch eines sehr großen, sehr volksnahen deutschen Schriftstellers bewegt, der vielleicht mehr als irgendein anderer Deutscher über die Grenzen seines Landes hinaus gewirkt hat, nämlich Luthers: ›Für meine

Deutschen bin ich geboren und ihnen diene ich auch.‹ Deutschland zu dienen, Deutschland zu retten, haben in den letzten Jahren viele ihr Leben geopfert. Ihrer soll jetzt in Treue und Verehrung gedacht werden.

ALBRECHT SCHAEFFER: IN ILLA HORA LIBERABOR

Am 6. Dezember 1955 wäre Albrecht Schaeffer,
der am 4. Dezember 1950 gestorben ist, siebzig Jahre alt geworden

Wenn die Morgensterne
Sich zujubeln
In der reinen
Frühe des Herrn –

Wenn kaum die finstere
Wange der Nacht
Zu erröten beginnt –

An einem dunklen Strom
In einem dunklen Lande,
Liegt die scheidende Seele.

Eingebettet endlich
In die Ruhe der gleitenden
Unerschöpflichen Wasser –

Ehe der göttliche
Andrang des Lichtes
Wieder die Welt überflutet –

Sie ruht in dunkler Ruhe,
Und in ihr wird sie fluten
Mit Nacht gefüllt
Und mit Gelassenheit.



Steigt nun der Reigen
Der Ungeborenen
Aus den Wassern empor?

Schon mit Liebesküssen
Mir an Lidern und Lippen
Vorüber streift es — indes
Ich entschlafe zu Gott.

Die Sterne erlöschen,
Der Strom erglänzt.
Himmlische Rosen
Brechen überall auf, und
Der Tag ist da.

In weiter Ferne,
Ein Möwenfittich,
Schwingt die wieder
Verwandelte Seele
Von Woge zu Woge
Über das ewige Meer.

ERNST BERTRAM: DER WANDERER VON MILET

An Charon

Erwarte von der Ferne nicht das Wunder des Unvereinbarsten. Die Pfauen des Ostens sind schön; aber du mußt nicht verlangen, daß sie dir singen. Die Frauen der Parther sind herrlich; aber sorge, daß sie nicht reden. Kinder sind die liebsten aller Gaben; aber hüte dich, daß sie nicht regieren. Am wenigsten ein Reich.

Du wirst auch die verfallenen Reiche sehen. Richte dann nicht und gedenke immer des Dichters: ›Sklaven erraffen den Kranz

und Ungetreue die Ämter, Mörder halten Gericht. So ward Zeus' Wille vollendet: Denn er bereitet den Blitz..‹

Du wirst keine Insel finden, die einsamer wäre als du selbst. Und durchsegeltest du den ganzen Archipelagos und führest du selber zu den Inseln fern westlich vor den Säulen.

Patmos dort drüben, wo die Sommersonne untergeht, ist gefürchtet einsam; aber nicht einsamer als du. Ertrage das Eiland, das du bist und mit dir führen mußt.

Als ich die Erde umwanderte und umfuhr, fand ich unsern Lichtgott am häufigsten auf den Vorgebirgen verehrt; wo immer ein Land sich kühn vorauswarf in die See, dort sah ich ein Heiligtum unsres Gottes.

Es gab und gibt auch Menschen, die Vorgebirge ins Endlose sind: als Heiligtümer erglänzen uns ihre Seelen, am Rande ihres Abgrunds.

Sirenen singen dir an vielen Küsten. Aber erinnere dich, nur vorüberfahrend genießen wir wahrhaft ihren Gesang. Er ist so herrlich, weil er verweht.

Alle Städte, zu denen ich kam, hielten sich für auserwählt vor allen andern. Und als sie das nicht mehr wähnten, sanken sie dahin samt ihren Heiligtümern und ihren Göttern. Das hab ich gesehn.

Alle Völker, zu denen ich je reiste, glaubten sich auserlesen von ihrem Gotte, und alle hatten recht. So wohl glaubt sich auch jede Tonart erwählt in göttlicher Musik. Wir Jonier haben den jonischen Ton zu singen. Andre den andern, den ihren. Die Gottheit bejaht alle Tonweisen. Welche sie am meisten liebt, verrät sie keinem von uns.



Wasser bildet so oft die Grenze, jenseits deren man anders denkt. Dies behaupten vor allem die Skythen. Ihr Reich geht immer bis zu einem großen Flusse, so lange sie nicht bis zum nächsten Strome vordringen.

Ein Besucher der Skythen sagte mir: hinter dem Kaukasos wartet das Schicksal der Welt auf seinen Tag. Weise war Zeus, als er Prometheus kettete. Aber hinter dem Kaukasos leben die, welche ihn entketten werden. Wehe dann dem Adler und dem, der ihn sandte!

So sagte mir der skythische Sinner: wer da ahnt, was war, der singt von ihm. Wer da weiß was war, der weint. Wer ahnt was da kommt, der schweigt von ihm. Wer aber weiß was da kommt, der stirbt.
Wir wollen versuchen, nicht zu wissen wie die Skythen.

Die Schlauesten unter den Barbaren lassen sich angreifen. Das ahnte Kroisos nicht, unser Nachbar, als er über den Halys ging, verführt vom Orakel.

Die Skythen greifen niemals an. Das, so glauben sie, werde ihnen die Herrschaft über den Erdkreis verschaffen, die ihnen bestimmt sei.

Die Freundschaft mit dem Bären geht immer tödlich aus, ob er auch zu unsrer Weise tanze. Sein Haß umarmt immer ohne Warnung und seine Augen verraten nie seinen Mordrausch. So warnen die Skythen im Bärenland.

Thraker und Skythen erzählten mir manches von den Hyperboreern, hoch im Übernorden. Diese betrachteten sich als Söhne des Eises. Als solche verehren sie am höchsten die ihnen doch tödliche Sonne. Denn sie lieben sich, sagt man, am meisten den eignen Untergang.



Ein Seltsames auch erzählten mir keltische Spielleute zu Massalia: bei den Hyperboreern gebe es von jeher die Kenntnis einer verborgenen Musik, die man nur ja nicht spielen dürfe. Denn geschehe das, so müsse tanzen, wer sie irgend höre, und die Welt tanze sich dann zutode. Wenige seien es, in deren Sippe sich die Kenntnis solcher Musik vererbe, und man erkenne die darum Wissenden daran, daß sie nie lachten. Es hieße diese Musik aber die Weise des Wasserfalls — als wüßten die stürzenden Wasser am ehesten darum.

Von den keltischen Spielleuten hörte ich auch von einem Magnetberge weit jenseits im Meere des Nordens. Dorthin gezogen werde alles Eisen der Welt und die Nägel unsrer Schiffe. Darum wählten die Kimmerer nur hölzerne Nägel. Wenn aber dieser Berg alles Eisen der Welt an sich gezogen haben werde, das eiserne Ende der Welt sei alsdann da. Darum weigern sich die Kelten noch immer, Eisen zu fördern. Sie wähnen die Steine heiliger und das Holz. Vom Eisen aber erwarten sie nur Untergang.

In den Nordmeeren, so sagen die keltischen Wisser, liegen versunkene Städte, darin noch immer die Einstigen gehen. Wer an dem Tag des Sonnengottes abends geboren sei, könne sie bei Sonnenuntergang sehen. Aber gefährlich erwachse und wachse alsdann in ihm ein Heimweh nach der versunkenen Stadt und es verlange ihn, die Wasser der Tiefe zu atmen. Auch ihn gewahre man dann eines Abends umher gehen in den Straßen solch versunkener Stadt und langsam wachse so die Zahl ihrer Bürger in der Tiefe.

Wo die Ufer ungewisser werden im Wechsel von Ebbe und Flut, dort lassen die Götter den Bernstein der Erkenntnis finden und die klarere Ahnung von Einst und Dereinst. Aber eifersüchtig bewachen die schwarzen Karthager die Stellen.



Karthago, die Punierstadt, möchte Milet spielen. Dazu gehören Milesier. Kein Wort von den Puniern wird übrig bleiben, nach der Flamme, die auch sie erwartet.

Die Sonne geht nirgends herrlicher unter als in der libyschen Wüste, wo nur der seltenste Wanderer sie schaut. So geizen die Götter von je mit ihrem Glanz. Sie zeigen sich am liebsten dem Wanderer, der nicht wiederkehrt.

Wir brauchen nicht bis ins innerste Libyen zu den Pygmäen zu reisen, um zwergischen Menschen zu begegnen.

Zu Heliopolis in Ägypten wiesen sie mir einen geborstenen Stein mit den ältesten Schriftarten. Eine davon ist nur für die Götter bestimmt. Menschen dürfen sie nicht lesen. Wer es versucht, der erblindet und verstummt.

Es sind die Schreiber der Könige, sagte der Ägypter, welche die Reiche der Könige zerstören. Drei Schreiber stehen auf für jeden Krieger, der fiel.
Der König wird vertrieben; aber die Schreiber bleiben.

Das sagten mir die Priester zu Heliopolis: nicht aufhören würden auch die Götter, der Reihe nach zu sterben. Denn jeder habe seine zugemessene Wandelzeit.
Aber der Sonnengott wird nur den Namen wechseln: seinen Klang tauschend strahlt und segnet er unaufhörlich.
Alle Götter sind Verhüllungen des Göttlichen. Auch der Glanz der Sonne, der unschaubaren, verhüllt nur, was weit mehr ist als Glanz. Das verkannte jener Pharao, dessen Namen sie nicht gerne mehr nennen.

Ägyptische Gärten sind darum so schön, weil rings um ihre Mauern grausig die rote Wüste liegt. Gärten werden Paradiese durch den Tod ringsum.



Wenn wir lesen, gleichen wir den ägyptischen Toten, die von gemalten Speisen leben. Solche stillen nicht das unstillbare Heimweh nach den Lebendigen.

Niemand kann die Ilias ins Ägyptische übersetzen noch die Odyssee ins Babylonische. Den Fremdlingen scheinen unsre Dichter nur zu lallen, wie die Fremdlinge uns.

Die Äthiopen sagten mir, daß die Affen ihres Landes, so ähnlich sie sonst auch uns Menschen seien, sich nicht am Blut erfreuten: dies sei vielmehr ein Vorrecht des Menschen. Auch verspeisten sie einander niemals, wie doch die Bewohner des innersten Libyen. Mit dem Morde und der Verspeisung der eigenen Art beginne der Mensch. Und deshalb verachten ihn die Tiere.

In den Felsen der Äthiopen beobachtete ich oft das Tun der stärksten Affen, der Gewaltherrn ihrer Horde. Die Könige und die mächtigen Weisen, wies mir dort ein Ägypter, stammen aus Äthiopien. Solches lernt sich am Südrande des Erdkreises.

Bei jenen arabischen Völkern aber rühmt man den Schleier, weil er die Frauen liebenswert mache und die Vorfahren verehrungswürdig.
Sie halten auch dafür, daß man nicht sagen solle, was man sehe, und nicht erfragen, was ein Gott verhüllt habe. So wenig gleichen sie uns Joniern. Aber sie sind glücklich und nennen ihr Land das glückliche.

Die Unsern spotten über die, welche glauben, der Himmel sende Steine herab. Beneiden wir lieber die, welche den Göttern für Steine Gebete hinaufsenden: sie haben höhere Herzen.

Jede Verehrung fand ich ehrwürdig, gehörte sie auch einem Steine. Ein Stein, den Gläubige verehren, stammt immer von



einem Himmel. Die Verehrung ist ehrwürdiger als die Verehrer oder das Verehrte.

Wo Steine vom Himmel gefallen sein sollen, wie im glücklichen Arabien, dort fand ich sie heilig gehalten. Wer sie geworfen, das wollte mir niemand sagen. Die Menschen ehren die Rätsel, am liebsten die vom Himmel gefallenen.

In Syrien gab es Wahrschauer, welche, im Geiste den Untergang ihrer Stadt vorauserleidend, ihn weissagten, damit er nicht zu geschehen brauche. Wir erfuhren nicht, ob ihr Opferleiden die Stadt rettete. Aber sie nahmen es auf sich.

Die Phoiniker, so vertraute man mir auf Kypros an, seien von je zu unehrfürchtig gewesen, um weise zu sein. Und so hätten sie zwar die Schrift den Menschen erfunden, aber grollend hätten ihnen die Götter versagt, in solcher Schriftart auch nur Ein weises, geschweige ein himmlisches Buch zu schreiben. Und seit langem schon schreiben sie nur Rechnungen und Berechnungen. Sie berechnen selbst, was ihre Götter ihnen schulden.

Wir Milesier kauften und lernten viel von den Sidonischen Männern, den phoinikischen Händlern. Palmen und Purpur kam uns von ihnen und vor allem die Erkenntnis, daß wir Hellenen am wenigsten von allen Menschen so werden dürfen wie sie.

Immer bleibt der Haß der Phoiniker gegen uns Hellenen die Stärke der Perser. Die Phoiniker hassen nicht, was wir tun, sondern was wir sind. Das können sie nicht verzeihen. Helfen werden sie jedem Perser gegen uns.

Wenn dir die Perser aus Scham nicht antworten wollen, so befrage, rate ich, die Phoiniker. Scham hindert sie nicht. Aber glaube nicht, die Antwort der Phoiniker sei eine persische Antwort. Die Völker wissen immer nur das Ihre.



Auch der Mangel an Scham kann die Erkenntnis des Wahren hindern.

Die Perser sind die Einzigen des Erdkreises, die ihren Nachbarn und ihren Besiegten nicht den eigenen Gott aufreden noch aufzwingen. Denn sie denken zu hoch von Ihm und von sich.

Zoroaster verbot, zu irgend einer Wahrheit zu zwingen. Er ehrte die Wahrheit noch in den Irrtümern. Jede Farbe des göttlichen Regenbogens, mahnte er, redet gleich wahr vom wahren Licht: rase, o Rot, nicht gegen das Grün und seine Brüder! Erkennt euch als Brüder aus Licht.

Nicht wie weiland die furchtbaren Assyrer verlangen die Perser, daß alle Welt Eines Mundes werde; sie fordern nicht, daß alle Völker den Persergott Ahuramazda, den großen Ormuzd, anbeten sollen. Allen Städten lassen sie die Freiheit, sich zu regieren und sich Herren zu geben, wie sie es wollen. So mahnte mich zu Susa der Bruder des Großkönigs Dareios, Fürst Artaphernes.

Wenn die Könige der Länder uns Wahrheitforschende einmal empfangen, reden sie unwillkürlich wie zu einem Arzt, den man ungern empfängt, aber dennoch nötig hat. Ich fand nur Eine Ausnahme: den Fürsten Artaphernes zu Susa. Er sprach wie ein Freund, der tiefbesorgt ist, die Sippe des Gastfreundes werde der seinen feind werden, und der alles Ahnengedenken beschwört. Hellenen und Perser wünschte er als ewige Gastfreunde, im Tausche ihrer Güter und ihres Wissens. Denn beide seien die Zwillingsmächte des Erdkreises. Und so würde weder Persien noch die Welt den Angriff der Hellenen gegen die Perser je vergeben noch vergessen. Nie verziehen würde der Brudermord dieser Dioskuren. Vergeblich war freilich auch diese Rede.

Zu Babel wird man dir auch den gewaltigen Stufenturm weisen, auf dessen Hochterrasse man seit so undenkbaren Zeiten den



Sternen opfert. Hinaufsteigen darf aber nur, wer zuvor die Rede der Gestirne gelernt hat und ihre sieben Mundarten versteht. Denn sie glauben, die Sternenantwort zu verstehen in einem Regenbogen von Rede. So nannten es mir dort die Priester.

Dort sah ich, auf einer Tontafel, auch das Erste Menschenpaar zu Seiten eines heiligen Baumes, von dem aus eine Schlange guten Rat gibt. Die Schlange erklärten sie als das Bild des Höchsten Gottes, klüger als all seine Geschöpfe.

Diese Welt ist, wie die Perser glauben, gewoben aus Feuer. Oder, wie mir ein Hyperboreer einst anvertraute, gefroren aus Licht. Was das Feuer den Persern, ist den Hyperboreern das Licht: ihr Heiligstes und ihr eigentliches Geheimnis.

Die Söhne der Perser lernen die Wahrheit reden. Das halten ihre Väter für die adligste Philosophie.

Mit wenigem, so lehren die Perser, beschenke das Kind, damit es lerne sich zu freuen. So verfahren gute Götter mit uns. Es sind böse Dämonen, die uns überschütten.

Die frommen Perser, sagt man, sterben, wenn sie gelogen haben: so durchdringend empfinden sie den blauen Blick ihres Gottes Ahuramazda, welcher alle Lüge verbietet. Wer Geschichte schreibt, der schreibt sie unter dem Auge dieses Gottes. Und leicht wird, Geschichte zu schreiben, tödlich unter solchem Himmel.

Die Perser erziehen sich die adligsten Knaben und die adligsten Rosen.

Vor allen andern Völkern ehren die Perser die Morgenröte und das junge Kind. Ihre Magier wollen wissen, daß einst ein göttliches Kind die erste Morgenröte der Welt angezündet habe,



und sie zeigen auch noch den Stern dieses Kindes den Einzuweihenden. Am heiligsten aber halten sie die Morgenröte in den dunkelsten Tagen des Jahres.
Einige Magier deuten dies Kind der Morgenröte auf Zoroaster. Andre aber glauben, dieser werde abnehmen, das Morgenrotkind aber werde wachsen, bis zur Sonne des Untergangs. So verschieden sprechen die Magier.

In den Gärten von Susa erzählte mir Fürst Artaphernes vom Glauben der Perser, alle Heilande und Retter würden immer wiederkommen oder vielmehr jener Eine in immer neuerer und höherer Gestalt. Es scheint den Persern Lästerung, die Gottheit so arm zu glauben, daß ihre Sendlinge nicht immer wiederkehrten und in immer reinerer und höherer Verleiblichung. So erwarten sie immer verwandelte Botschaft von einer währenden Gottheit.

Den Persern würde ich noch am meisten glauben. Denn noch am meisten trauen sie dem Geist der Sonne, und der Liebe des Weltfeuers. Sie nötigen zu dieser Liebe nicht; denn sie wissen, daß wir zu lügen beginnen, sobald wir zu einer Liebe nötigen oder genötigt werden.

Zu Parsagrad sprach ich vor langem mit Kider, dem allgenannten Magier. Alle hundert Jahre meint er wiederzukehren und wiedergekehrt zu sein, unsrem Pythagoras ähnlich. Nichts aber erkenne man nach der Wiederkehr. Nichts dürfe man noch einmal erfahren. Denn verwandelt sei alles. Und Trauer um die Menschen befalle einen dann jedesmal wie eine heilige Krankheit.

Zu Ur in Chaldäa sprach ich mit dem Schüler eines großen Zaubermeisters. Er lehrte mich, was ich vor allem zu verschweigen habe. ›Ihr Griechen‹, sagte er, ›redet alle zu viel. Darum bringt



ihr es im Zaubern nicht so weit wie wir Chaldäer. Hütet euch vor denen, die euch das klügste Reden beibringen wollen! Der Zauberstab gehorcht nur einem verschweigenden Zauberwort.‹

Noch stehen viele Palastburgen über den roten Mohnebenen – wer verbrennt einst Persepolis, wer Ekbatana? Lodern werden sie alle wie Ninive – und wie unser Milet. Auch die noch nicht stehen.

Die Trümmer des mächtigen Ninive sind schwer zu finden. Die heute vorüberziehen, ahnen nicht mehr die gefürchtete Herrin, die jüngste der schnell vergessenen Königsstädte.

Der medische Seher zu Ekbatana nannte die Welt einen Reigentanz aller Zeiten und Geschöpfe um eine unschaubar lodernde Mitte. Den Tanz aber befehlige in uns eine unhörbar zwingende Musik, nach welcher die Welt reige.

In den Tagen am Indos brachten sie mir einen haarigen Waldmann, eben gefangen. Sie sagten mir, der erinnere sich noch wohl der Zeit, da wir andern Menschen noch nicht dagewesen. Ich befragte ihn und er wollte mir sprechen. Aber sein Dämon verbot es ihm, und nur anzuschauen vermochte er mich aus traurigen Augen. Darin stand, was er sagen wollte. Aber gut scheint es mir, zu verschweigen das Wissen der Waldmänner mit den trauernden Augen.
Jene Waldmänner, sagten die Inder, sängen in der ersten Frühe, auf ihren Baumwipfeln, dem aufgehenden Gotte ihre weitschallenden Hymnen. So scheint denn der Lobgesang älter als die redende Sprache.

In der indischen Stadt fürchtete ich einmal, Gläubige in ihrem Gebet zu stören. Aber der Meister des Tempels sagte: ›Wen du in seinem Gebet stören *kannst*, dessen Gebet ist Lüge.‹



Wie zürnten sie immer in Syrien, wenn man auch noch so leise den Betenden vorüberging! Aber Syrien betet nicht; es stellt Gebete zur Schau.

Auch am Indosstrome lehren sie wieder von der beginnlichen Gottheit: in ihrer grauenvollen Einsamkeit habe sie zu sich selber Liebe gefühlt, und aus solcher Vermählung sei der Kosmos entstanden. Denn das Spiegelbild dieses göttlichen Narkissos habe unsre Welt geboren — als Schuld eines Gottes, der seine Einsamkeit nicht länger ertrug.

Auch den Indern sollte man lieber nicht zu viel glauben. Tödliche Wahrheiten hüten sie, bereitet aus Gift jener klügsten, ältesten Schlange.

Mit leiserer Stimme aber erzählte der Inder, daß in der Todesstunde eine Gestalt hereinkomme mit den Zügen dessen, den wir am meisten geliebt hätten, und daran stürben wir. Er wollte nicht sagen, ob aus übermächtiger Liebe oder aus Grauen.

Die Inder, Beschützer aller Geschöpfe, verbieten sich, zu jagen, und so zerreißt sie der Tiger. Man sagt, daß auch die Schlangen gern Indien aufsuchen: niemand stellt ihnen nach.

Die Inder erlauben nicht die Freuden der Jagd, weil sie darin nur eine Übung von Mördern zu sehen vermögen. Der Mord aber, sagen sie, sei den Göttern vorbehalten, den eifersüchtigen.

Nichts von dem, was gewesen, überliefern jemals die Majer in Indien. Denn sie glauben, es gebe nur Gegenwart, einen ewigen Aion nun und hier, fortrollend in tausend Gestalten, alle schwindender Schein und alle währendes Wesen. Gestern und morgen scheint ihnen ohne Dasein, alles Heute aber ein ewiger Sinn. Mit allen Überliefernden hegen sie Mitleid, alle Vorsorgen=

den sind ihnen Toren und Kranke. Ihre Augen sind still, ihre Mienen unbewegt. Sie helfen gern, ohne mitzutrauern und mit=zuhoffen.

Einen kommenden gewaltigen Eroberer weissagen sie im Fünf=stromland. Das scheint nicht schwierig zu weissagen. Wer aber wagt den Erretter zu prophezeien, den Überwinder des Erobe=rers?
Könnte nicht einer kommen und aufgehen wie die Sonne vor den Nachtgeistern? Aber zu viele Heilbringer habe ich unterwegs gesehn.
Könnte nicht einer kommen und sie alle erblassen machen wie die Gestirne vor der Morgenröte? Gäbe es einen Künder, der unaufhörlich fortleuchtet? Aber welche Sonne leuchtet ohne Aufhören?

Immer jenseits des großen Stromes wachsen die Wunder und die weiseren Männer. So sagte man mir am Indos. Immer sind wir diesseits des Stroms, wohin wir auch gelangen. Immer wach=sen jenseits Wunder und Weisheit. Immer jenseits der nahe Morgen der Welt.

Auch begegnete ich in Indien Männern aus dem Lande der Seide. Dort hegen sie Würmer, die Gewänder der Könige zu spinnen. Dies, sagten die Männer, sei der zu betretende Weg: das Nied=rigste hinaufzuwandeln zum Dienste des Höchsten.
Diese Männer am äußersten Rande des Erdkreises nennen sich die Mitte der Welt, wie die von Delphi — und von Milet.

Wenn wir einsähen, wie lang und übermühsam der Weg war bis zu uns herauf, bis wir einander in die Augen schauen durf=ten — gewiß würden wir uns mehr lieben. So vertun wir die Stunde, die wir durch tausend Jahre uns heransehnten, und ge=denken nicht der schaurigen Leiter zu uns herauf. So sagte mir



Griechische Gemme

am Indos der Nackte, am Abend, vordem ich mich wieder nach Westen wandte.

Vordem wußte ich noch vieles, aber ich habe es vergessen am Strande des Okeanos, der da immerfort so verführerisch flü-stert: vergiß, vergiß!

Das Meer, aus dem wir nach Thales' Wissen doch alle kommen, tötet uns. Das Feuer, das wir nach des Herakleitos Wort doch alle sind, tötet uns — sollte das, was uns lebendig machte, der Tod sein? Thales und Herakleitos wissen das Nämliche, ob sie es auch nicht ahnen. Dieses, mein Charon, lehrt uns alle das Flüstern des Meeres, fern vor den Säulen und an der Mündung des Indos. Da wir alle voreinst aus dem blauen Tode stiegen, gab er uns das Heimweh nach ihm mit hinauf. Sein Immerrau-schen erinnert: vergiß, vergiß — aber nicht mich! denn mir ge-hörst du.

JACOB BURCKHARDT: NEUE BRIEFE

Die drei hier mitgeteilten Briefe Jacob Burckhardts liegen in einem Abschnitt seines Lebens, der biographisch bis vor kurzem nicht sehr intensiv betrachtet worden und doch für das Heran-reifen seines Lebenswerkes von allergrößter Bedeutung gewesen ist. Der erste große Aufenthalt in Rom im Frühsommer 1846 hatte jene vielberufene ›Zäsur‹ gebracht; dann war das schwere Arbeitsjahr in Berlin gefolgt, ausgefüllt mit der Neuredaktion der beiden Kuglerschen Handbücher, das heißt mit der Abfas-sung derjenigen Werke, welche als erste große kunsthistorische Leistungen Burckhardts seinem ›Cicerone‹ vorangehen.
Der erste Brief, an die jüngere Schwester gerichtet, gibt uns trotz seiner Kürze ein anschauliches Bild von Burckhardts damaliger Berliner Umgebung, wie man sie aus Paul Heyses Lebenserin-

nerungen in ähnlicher Schilderung bereits kennt. Es ist das Interieur des Kuglerschen Hauses, dieses kleinen und lebendigen Kreises deutscher Menschen, die in bewußter Distanz von den Zeitkämpfen sich den Sinn für die kulturellen Aufgaben und ihre Ideale bewahrt haben und ihnen leben. Unfreiwillig und nicht ganz leicht hat sich dann Burckhardt von diesen seinen Berliner Freunden getrennt. Indiskutabel schien ihm selber zwar ein zweiter, längerer Aufenthalt in Rom; aber daß er dann diesen abbrechen mußte, um nicht nach Berlin zurück, sondern wieder nach Basel zu gehen, daran waren Ereignisse schuld, die er nur zum Teil voraussehen konnte: das Scheitern von Kuglers Reformplänen, die Revolution des Jahres 1848, die auch vor den Toren Roms nicht Halt machte, schließlich die erneuten Bemühungen des Basler Ratsherrn Heusler, der den begabten Mitbürger durch eine kompliziert ausgedachte Lehrfunktion für seine Vaterstadt fester verpflichten wollte. So ist es gekommen, daß der junge Autor dem Berliner Verleger Decker, in dessen Obhut Kugler die Burckhardtsche Poesie nicht ungern gesehen hätte, von Basel aus schriftlich hat Bescheid geben müssen. Und da er bei diesem Anlaß einmal sich selber gewissenhaft über das eigene poetische Schaffen Rechenschaft abgelegt hat, sind wir heute im glücklichen Besitz eines ebenso sympathischen wie als Zusammenfassung aufschlußreichen Selbstzeugnisses. Daß es zugleich schon beinahe den Schlußstrich unter seine dichterische Produktion darstellt, verrät das noch mit allerhand Erwartungen erfüllte Schreiben kaum. Denn nun folgt ein Jahrzehnt, wo Burckhardts leichte Muse zu schweigen beginnt und dafür der Prosaschriftsteller und Geschichtschreiber in drei monumentalen Werken zutage tritt.

Den Zeitpunkt, in dem von diesen Büchern das zweite, der ›Cicerone‹, schon vorliegt und bereits auch als eine Art von Generalausweis seinem Autor gedient hat, bezeichnet der letzte Brief. Dieser zählt zu den heitersten Dokumenten der Zürcher Jahre Burckhardts und atmet so richtig das ruhige Gefühl, die allzu

aufmerksame Umgebung der nicht eben großzügigen Vaterstadt in einem ziemlichen Abstand zu wissen. Alle vergnüglichen Glossen bezüglich der neuen Zürcher Umgebung dienen aber im Grunde nur dazu, die eine Aufgabe andeuten zu helfen, die Burckhardt jetzt eben in Beschlag nimmt. Eine neu gewonnene Blickrichtung treibt ihn dazu, in stiller Arbeit jenes Werk zu fördern, das vor allen andern den Namen seines Verfassers schon bald mit dem Glanz geistigen Weltruhms zieren sollte.

Max Burckhardt

AN SUSANNA MAGDALENA BURCKHARDT

Berlin, 1. Juni 1847

Liebe Setti!

Das ist brav, daß Du auch einmal die Feder für mich angesetzt hast, und ich weiß es um so höher zu schätzen, da Du sonst ebensowenig im Briefschreiben groß bist als ich. Ich weiß, daß Du gerne mein Andenken auch bei den Kleinen aufrecht halten wirst, bis ich einmal wieder komme, was immer einer meiner liebsten Gedanken ist, obschon ich es hier sehr gut habe und allem Anschein nach einer gesicherten Zukunft entgegen gehe. Bei Kugler bin ich mit Geibel ganz Kind vom Hause, wir heißen nur: die großen Jungen. Das Haus besteht aus Kugler und seiner höchst liebenswürdigen, noch immer sehr anmuthigen Frau und seiner unverheiratheten Schwester, welche eine tüchtige Malerin und von fröhlicher Gemüthsart ist. Die drei Kinder, ein Mädchen von 12 Jahren und zwei jüngere Knaben, sind in ihrer Art sehr anziehende Kinder, aber man kann an ihnen den himmelweiten Abstand norddeutscher Naturen von den unsrigen beobachten. Besonders setzt mich eine Mischung von Wildheit und Wohlgezogenheit in Erstaunen, welche bei uns nicht so vorkömmt. Außerdem wohnt der Schwager Kugler's mit seiner Familie im Hause, Oberstlieutenant Bayer, welcher zwei sehr angenehme Töchter hat, deren eine mich oft beim Singen accompagnirt; Du mußt nämlich wissen, daß meine Stimme hier wieder zu Ehren

gekommen ist, sintemal ich ziemliche Höhe habe. Gegenüber von Kugler wohnt seine Mutter, eine vortreffliche alte Frau von stattlichem Aussehen, mit ihrer schon genannten Tochter. Die ganze Familie hat gar nichts Berlinisches und lebt durchaus in häuslicher Abgeschlossenheit. Von der Abgeschmacktheit der hiesigen Theecirkel ist da keine Spur, weil Alles von außerhalb Berlins herstammt und weil Alles zum Hause gehört.
An Gottlieb werde ich ein andermal schreiben, da ich jetzt gerade am emsigsten Arbeiten bin. Grüße Alles, Oeri's, Berri's, Gottliebs, die Kleinen, *Dörli* und wer sich sonst nach mir erkundigt. Mit Emilie hätte ich große Lust, in Correspondenz zu treten und hätte es auch schon gethan, wenn nicht die Arbeiten so pressirten. Nun lebewohl, liebe Schwester, Euch Alle grüßt viel tausendmal

Euer getreuer Jacob.

AN RUDOLF LUDWIG DECKER

Basel, 12. Januar 1850

Hochverehrtester Herr!
Ihr geehrtes Verlagsanerbieten vom 4. d. hat mich, wie Sie wohl denken können, überrascht und erfreut. Ich weiß sehr wohl die Vorzüge zu würdigen, welche eine Veröffentlichung meiner Gedichte in einem Verlag wie der Ihrige für sich haben würde, und wie sehr schon Ihre geehrte Firma an sich das Buch empfehlen müßte. Sie werden vielleicht erstaunen, wenn ich nichtsdestoweniger das mir auf so zarte Weise gemachte Anerbieten vor der Hand ablehne.
Was ich von Versen besitze, zerfällt in drei Kategorien:
Jugendproducte, welche, in der Zeit poetischer Unschuld entstanden, selbst bei großen Formfehlern um ihrer naiven Aufrichtigkeit willen nicht nur dem Dichter verziehen, sondern selbst gerne genossen werden. Von diesen hat sich bei mir weniges irgend Mittheilbare erhalten; —
Sodann: Gedichte die in mein 22stes bis 30stes Jahr fallen. Es ist in der Masse manches theilweise Genießbare; im Ganzen aber

kommen mir diese Sachen jetzt manierirt und sogar unleidlich vor; —
Endlich: Gedichte meines letzten Jahres; es sind die ›Ferien‹, welche Ihnen mein Freund K. mitgetheilt hat. Hier erst finde ich, künstlerisch gesprochen, festen Boden unter meinen Füßen, weiß aber durchaus nicht, ob mir das Jahr 1850 gute Stunden genug vergönnen wird, um fortzufahren.
Rechne ich nun Alles zusammen, was außer den ›Ferien‹ druckbar wäre, ohne mir gradezu Schande zu machen, so kommen (zB: nach dem weiten Druck der Geibelschen Gedichte bei Duncker oder Cotta gezählt) kaum 70 Seiten heraus. Rechnen wir die ›Ferien‹ hinzu (die mein Eigenthum sind, und die ich jeden Augenblick aus dem Buchladen zurückziehen kann), so gäbe das Alles etwa 120 Seiten, und mit einigen in der Arbeit begriffenen Sachen höchstens 150 Seiten. Ein gar zu geringes Debut, wie Sie sehen.
Werden Ew. Wolgeboren es nun nicht unbescheiden finden, wenn ich Ihnen vorschlage, etwa noch ein Jahr oder zwei warten zu wollen, wenn der Himmel uns so lange Leben und Frieden schenkt? Vielleicht bin ich dann im Stande, mit reifern Hervorbringungen dem Zutrauen Ehre zu machen, welches Sie mir Unbekanntem so gütig erwiesen haben.
Etwas Selbständiges lasse ich inzwischen ohnedieß nicht mehr drucken, es wäre denn auf eigene Kosten und höchstens von 2-3 Bogen. Wie wenig der spätere Verkauf einer ganzen Sammlung dadurch beeinträchtigt würde, mögen Sie daraus ersehen, daß von den Ende October erschienenen ›Ferien‹ bis jetzt keine 40 Exemplare abgesetzt sind.
Ihre und meine werthe Vaterstadt genießt gegenwärtig Frieden und Ruhe, wie seit langen Jahren nicht mehr, und wir wünschen nur, daß Alles wenigstens in diesem Gleise bleibe.
Ich schließe mit dem Ausdruck vollkommenster Hochachtung
Ew. Hochwolgeboren aufrichtigst ergebener

J. Burckhardt, Prof.



Zürich, 29. November 1855

Lieber Herr Rector!

Auch ohne Ihr mahnendes Lebenszeichen hatte ich am 22. lebhaft des vergangenen Jahres gedacht und des schönen Cäcilienabends, da mir so wohl war, wie lange Monate vorher und nachher nicht mehr. Ich vernehme nun, daß das letztemal in einem freundlichen Toast von mir die Rede gewesen. So dankbar ich dafür sein muß, so ist es mir doch lieb, wenn man mich fortan gänzlich ruhen läßt und mir dafür ein stilles Andenken bewahrt. Mein ganzes Wesen ist nämlich hier auf ruhiges, zurückgezogenes Marmottenthum eingerichtet; ich habe ein paar sehr gute Mit-Murmelthiere gefunden, zufriedene, neutrale Leute von schweizerischer und welscher Herkunft. Und nun bringen mich keine 4 Pferde aus meinem Verließ heraus; von gelehrter ›Betheiligung‹ habe ich gar nichts wissen wollen mit Ausnahme der antiquarischen Gesellschaft, wo ich von Amtswegen hin gehöre; auch der Theilnahme an dem Vorlesungscyclus habe ich mich nicht ganz entziehen können; – sonst aber wehre ich mich für meine Freiheit mit Beißen und Kratzen. Principiis obsta, hernach lassen einen die Leute schon in Ruhe. – Die letzten 6 Wochen über, seit meine Geschäfte im Gange waren, habe ich denn auch Frieden und Glück empfunden wie in Basel seit Jahren nicht mehr. Ich hoffe die Dinge möglichst lange in diesem Gängler erhalten zu können. Glücklicher Weise ist meine amtliche Stellung prächtig isolirt; ich gehöre zu nichts als zu meinen (sehr aufmerksamen) Zuhörern und bin weder Fleisch noch Fisch, sondern ein ganz apartes Blanc-manger. Wir sind unser 3 oder vier die dieses Vortheils genießen, u. a. mein Freund Dufraisse, Professor des Handelsrechtes (der famose Marc Dufraisse, Mitglied der äußersten Linken in der französischen Nationalversammlung, übrigens das pure Gegentheil von allen rothen Scheusälern, vielmehr ein jovialer Advocat aus dem midi). Mit Deutschen habe ich möglichst wenig Umgang, um ja immer *gut* mit ihnen zu

stehen. Es giebt vortreffliche Leute unter ihnen, allein ihr Esprit de corps ist gar nie etwas nütze, und dem müssen sich auch die bessern unterordnen. Im Ganzen genommen haben sie, entre nous, zu viel Gift geschluckt. (Das Gift das *ich* geschluckt habe, bin ich eben mit Erfolg bemüht wieder von mir zu geben.) — Von Zürcherleuten habe ich außer meinem fast täglichen Gefährten und Collegen Julius Stadler besonders mit den beiden Hauptleuten der antiquarischen Gesellschaft, Ferdinand Keller und Dr. Meyer-Ochsner zu thun.

Das abendliche Hauptquartier ist die Zunft zu Schmieden, wo ein guter und reichlicher Mumpfel stets zu haben ist, immer 1/2 fr. die Portion. Der Wein schmeckt wohl gut, aber ›Nervenhalber‹ kann ich ihn nicht loben. Wenn man zwei Schoppen getrunken hat, so geht man ganz nüchtern nach Hause, legt sich ganz nüchtern nieder, und dann auf einmal geht das Bette mit mir im Kreise herum. Überhaupt wächst hier zu Lande ein tückischer Wein neben dem andern. Es giebt eine Sorte Winterthurer der unmittelbar auf die Kniekehlen schlägt. Ich trinke deshalb lieber ein Glas Grog, da Bier dort nicht zu haben ist.

Im Übrigen Heil uns nicht cantonaliter, sondern föderaliter Angestellten! Im hiesigen, cantonalen Erziehungs- und Hochschulwesen wird auf das Gefährlichste experimentirt und Sympathiepolitik getrieben. Mit Zürich als Zürich habe ich gerade nur so viel zu thun als ich gerne will.

Doch dieser übermüthige Ton befremdet Sie vielleicht, lieber Freund. Gönnen Sie mir einstweilen die vielleicht kurze Zeit da es mir gut geht und die Sonne scheint. Es ist keine Impietät gegen Basel darin, ich brauchte nur ganz nothwendig einige Luftveränderung und sie bekömmt mir wohl. Glauben Sie mir übrigens, daß ich auch oft genug des Kreises gedenke, dem Sie angehörten; grüßen Sie herzlich Hrn. Bestäter Müller, die HH. Maas, Fichter, Kirsch, Egli, Dr. Schmied, Buxtorf und theilen Sie aus diesem Brief mit was Sie wollen; geben Sie ihn nur nicht aus den Händen.



Zu Neujahr bin ich ein paar Tage in Basel, da werden wir hoffentlich ein fröhliches Wiedersehen feiern. Bis dahin

in treuer Freundschaft Ihr JBurckhardt.

NB Ich wüßte gerne Bussinger's Adresse, einstweilen meine besten Grüße.

KARL HEINRICH WAGGERL: DIE GRÜNEN FREUNDE

In der Regel mag es ein trügerisches Verfahren sein, Menschen nach ihren Neigungen einzuschätzen. Aber daß Leute, die Blumen lieben, in ihrem innersten Wesen arglos und gutherzig sind, diese Erfahrung bewährte sich mir noch immer. Was ich meine, hat nichts mit der Schwärmerei jener gefühligen Seelen zu tun, die keine blühende Wiese sehen können, ohne sogleich mit Geblöke darin auf die Weide zu gehen. Es ist eher eine Empfindung von reuevoller Zuneigung für die friedfertigsten und unschuldigsten unter allen Geschöpfen der Erde. Pflanzen sind Kinder der reinen Elemente, des Lichtes, der Luft und des Wassers aus dem Himmel. Sie atmen nur und trinken, sie fressen nicht, von ein paar Ausnahmen abgesehen, die aus der Art schlugen und sich spaßeshalber auf den Fliegenfang verlegten. Alle übrigen sind keines anderen Wesens Feind und selbst wenn sie sich mit Gift und Dorn zur Wehr setzen müssen, tun sie es behutsam. Nur Gier und grobe Gewalt kommen zu Schaden. Ist es nicht rührend, ein unbegreiflicher Vorgang, der sich mit nüchterner Überlegung kaum erklären läßt, wenn viele Pflanzen kostbare Säfte in sich bereiten und damit ihre Todfeinde vor dem Tode schützen? Es verhält sich ja nicht so, wie ein einfältiger Kopf vermuten könnte, daß der Chinabaum etwa selber zuweilen an Malaria litte, oder die Kamille an Bauchgrimmen.
Pflanzen sind Helden der Geduld und zugleich eines leidenschaftlichen Willens zum Leben unter ihrem gnadenlosen Schicksal, nicht mit Bewußtsein freilich, wie der Mensch, aber das ist

ja auch nicht das Beste an der Sache. Wohin der Vogel Zufall den Samen trägt, dort muß er keimen und Wurzel schlagen oder verderben. Er muß der Dürre standhalten, den Wettergüssen, dem Frost, stumm und reglos. Aber die Sonne kommt ja auch und läßt die Blüten aufbrechen zur gottgewollten Zeit. Man weiß von Bäumen, die zu wachsen begannen, als anderswo die Pyramiden gebaut wurden. Nun stehen sie da, beide als ebenbürtige Wunder bis auf den lächerlichen Umstand, daß die Pyramide nur Steine um sich säen konnte, während so ein Baum in fünftausend Jahren einen ganzen Wald hervorgebracht hat. Andere Pflanzen sind winzig klein und sie eroberten dennoch den Erdkreis nach und nach, nicht mit Feuer und Schwert, sondern in der Stille, zum Zeugnis gegen jene, die den Kampf mit Feuer und Schwert für den Vater aller Dinge halten. Ich, wenn ich ein Sinnbild echten Heldentums zu suchen hätte, ich würde die Vogelmiere statt des Kaisers Napoleon wählen. Überhaupt habe ich eine Vorliebe für Unkräuter, aus innerer Verwandtschaft, behaupten die Freunde, ich weiß es nicht. Man findet freilich keine auffälligen Schönheiten unter ihnen, obwohl etliche sogar in dieser Hinsicht weit vorangekommen sind, Stiefmütterchen zum Beispiel und Gänseblümchen. Weil der Mensch, der Parvenu, auch sie wie alle seine Lebensgenossen zu Narren machte, nahmen sie allmählich das Gehaben von Orchideen und Chrysanthemen an, und nun säumen sie Parkrabatten und ähnliche Scheußlichkeiten ein.
Es gibt noch eine andere Art von Helden in der grünen Gilde, die Blumen des Gebirges. Auch sie leben schwer, aber die Schwierigkeit ihres Daseins hat sie geadelt. Deshalb bieten sie sich nicht selber an, man begegnet ihnen nur, und dafür muß man etwas wagen, man muß jung sein oder verliebt. Übrigens sind es auch unter den Blumen nicht die Berühmtesten, die wirklich Ruhm verdienen. Im Bubenalter war ich eines Tages vergeblich hinter meinem ersten Edelweiß her, ich lag zerschunden und verdrossen auf einem grünen Fleck in den Felsen und zu meinen

Füßen rupften ein paar Schafe an ihrem Futter. Erst nach geraumer Zeit kam ich dahinter, daß sie da lauter Edelweiß fraßen, und nicht einmal gern! Ein andermal wieder hatte ich mir zuviel vorgenommen, unversehens klebte ich hilflos an einer verteufelten Platte, und da sah ich, dieses einzige Mal in meinem Leben, die kostbare Schwarze Edelraute vor meinen Augen, nahe genug, um hineinzubeißen. Damals hätte ich freilich weit lieber einen guten Griff als dieses botanische Wunder entdeckt.

Das alles ist längst vorbei, jedenfalls die Jugend. Jetzt bin ich zufrieden, wenn der Atem noch reicht, auf einen Grasberg zu wandern oder über die Almböden zu stolpern. Was da wächst, ist mir wohl vertraut, meine Mutter wußte gut Bescheid, auch mein Onkel, der ein Bergführer war, und etliches habe ich mit den Jahren selber dazugewonnen. Aber immer noch ist es ein beklemmendes Glück, plötzlich vor der kraftvollen Gestalt des Pannonischen Enzians zu stehen oder dem Duft des Kohlröschens nachzuspüren. Manchmal findet sich auch ein Kräutchen, das ich nie gesehen habe und nicht zu nennen weiß. Dann werfe ich stundenlang den ganzen unnützen Kram in meinem Hirn durcheinander, es läßt mir keine Ruhe. Wenn es nun ein völlig unbekanntes Kräutchen wäre? Großartig, die Gelehrten hätten ihre Not damit, einen neuen Namen zu erfinden und meinen eigenen müßten sie ins Lateinische übersetzen, noch dazu im Genitiv.

Ach köstlich, solch ein Tag aus lauter Licht und Glanz! Hitze stürzt aus dem Himmel, Schwaden vom Duft des Thymians und der Schafgarbe ziehen von der Halde herauf und über der Feuerglut des Gesteins flimmert die Luft. Bienen sind da, und Wespen und bunte Fliegen, ein Falter setzt sich auf das kahle Stämmchen der Preißelbeere und das kleidet sie gut, diese seltsame Blüte, sie ist ja sonst nicht mit dergleichen gesegnet. Nebenbei steht eine Glockenblume in ihrem blaßblauen Kleidchen, — ein verschämtes zwar, aber doch ein Frauenzimmer, ein wenig läßt sie ihre rote Zunge sehen. Aber es ist kein zartfühlender Schmetterling, den sie damit anlockt, sondern eine zottige Hummel stürmt

aus heiterem Himmel heran mit wilden Schwüngen und wirft das arme Ding beinahe hintenüber mit ihrem Ungestüm. Eine eindeutige Sache, peinlich anzusehen.

Wäre ich jetzt ein Mensch, so stünde ich wohl nur da und schüttelte den Kopf, mit der dümmsten aller Fragen auf den Lippen, mit der Frage: ›Wozu?‹ Wozu diese Geschäftigkeit, dieses emsige Leben hier in der Wildnis, und weit und breit kein vernünftiges Wesen, das seinen Nutzen davon hätte?

Aber ich liege nur faul auf dem Rücken und bin Stein vom Steine. Ich blinzle behaglich durch schmale Augenklüfte, ein Büschel Gras wächst aus meinem Ohr, ich vergeude glückselig meine Zeit, und die Zeit vergeudet mich...

ZWEIMAL EUROPA

Johann Georg Hamann, dessen Briefwechsel soeben im Insel-Verlag zu erscheinen begann, berührt das Thema des Abenteuers der Europa, das die Dichter aller Zeiten zu gestalten suchten und dessen wohl jüngste Variation, die Novelle ›Fahrt der Europa‹ von dem italienischen Dichter Massimo Bontempelli, demnächst in der Insel-Bücherei erscheinen wird. Hier folgen Hamanns Brief und das vierte Kapitel aus der Novelle.

Johann Georg Hamann an J. G. Lindner

Königsberg, den 22. Juni 1759

Herzlich geliebter Freund,

Ich habe vorigen Dienstag Ihre Einlage nebst dem Gelde, das HE Wagner gehoben, an Ihre liebe Mama richtig ausgezahlt, die recht verlegen deswegen gewesen. Herr Beggerow ist endl. angekommen; durch Jakobi Predigten werde künftig hin behutsamer seyn, unter deßen wird es Ihnen leicht seyn sie dort anzubringen. Schlegel hat Clausnitzers heil. Reden über die Erhöhung Christi mit einer Vorrede herausgegeben von den Vorzügen der christl. Beredsamkeit für der heidnischen, die mir sehr von Trescho empfohlen wurden als Muster der Kanzelberedsamkeit,

worinnen aber unser Urtheil sehr unterschieden. Ich ziehe des Cüstrinschen Archi-Diaconi [Gründler] Zeugniße der Wahrheit in 10 Predigten vor. *Forstmanns S*chriften werden mir sehr schätzbar seyn, den ich jetzt aus seinen erfreul. Nachrichten für die Sünder kennen lerne, und der Name eines Herrenhuters, mit dem man ihn gebrandmarkt, soll mich nicht irre machen die Wahrheiten dieses Mannes und seine rührende Schreibart zu schmecken. Der bekannte Dichter Giseke hat 2 Predigten ausgegeben, die Kramers Beredsamkeit ausstechen, so eckel mir auch die Zueignung an ihn vorgekommen, die mit der eiteln Vertraulichkeit eines franzosischen Abbé geschrieben. Jesus als die eine wiedergefundene köstl. Perle über das Evangel. am 1. Sonntage nach Epiphanias in der Schloßkirche zu Berum von Adam Ludwich Giese, Hofprediger Copenhagen 1754. Diese Perle in ihrer Mutter möchte ein Kenner gegen 9 Schnüre eines nordischen Chrysostomus vertauschen. Tantum.

Lesen Sie denn gar keine Dichter mehr? werden Sie mir zulächeln. Ja, liebster Freund. Ich lese sie nicht nur, sondern gehe jetzt auch mehr wie sonst mit Poeten um. Von 7—10 heute mit HE. Trescho und von 10—12 Uhr mit Lauson zugebracht. Der erste geht zu seinen Eltern mit nächsten, damit Sie sich darnach zu richten wißen und wird es Ihnen selbst vor seiner Abreise melden. Des letzten Reise nach dem warmen Bade wird ausgesetzt seyn wie es scheint, und hat ein Pack gesammelter Schriften für Sie bey mir abgegeben. Weil ich keine Gelegenheit zu *freundschaftl. Gesängen* habe; so räche ich mich durch den Neid gute Gedichte zu verderben, wie beyliegendes Blättchen davon eine Probe in sich hält — — Die Sehnsucht in der Freundschaft hat mir so gefallen, daß ich gern die letzte Hand daran gelegt, bin mit der einen Hälfte fertig geworden, und glaubte, zu der letzten und schwersten durch ein[en] ingenium casus, durch einen sinnreichen Zufall, den man sich öfters nicht träumen läßet, aufgemuntert zu werden — jetzt möchte nichts daraus werden.

Haben Sie die geraubte Europa von Moschus und eben dieselbe von Nonnus. Ein Gedicht von 2 Bogen mit einer Vorrede, das man Bodmern zuschreibt. Sie verdienen gelesen zu werden. Man könnte über diese 2 ungl. Stücke ein ganz Colleg. der Poesie lesen und den Unterscheid des wahren, natürl. und verdorbenen künstl. Geschmacks im ganzen und jeden Theil derselben zeigen. Wenn ein Moschus mit so viel Anstand ein mythologisch Mährchen zu erzählen weiß; woran liegt es doch, daß ein Wieland den geprüften Abraham nicht mit eben der Sittsamkeit sondern so viele Ariostische episoden, alcoranische und talmudische Zierrathen — die nichts als das Vorurtheil der Mode, und den einmal angegebenen Ton rechtfertigen kann. Hat man da Erdichtungen nöthig, wo die Geschichte reich genung ist; und soll man Dinge nachahmen, die schon dadurch um ihre ganze Anmuth gekommen, weil sie jedermann nachahmt, von denen sollte man sich *entfernen*, und seinen Mustern entgegen arbeiten. Endlich, wenn man sich ohne Erdichtung nicht behelfen kann; so sollte man doch den besten Gebrauch davon machen. Wozu wird [man] Ismael zu so wiedersinnigen und unnatürl. Auftritten von ihm gebraucht. Wozu wird der Charakter eines *Spötters* ihm mit so viel Unverschämtheit geraubt und in ein [Muster] Helden kindl. v brüderl. Liebe verdreht. Ich halte mich bey dem geprüften Abraham so weitläuftig auf, weil es der Mühe lohnt einen solchen Verfaßer und ein solch Gedicht zu tadeln und zu beurtheilen. Nichts als eine blinde Gefälligkeit gegen die herrschenden Sitten unserer jetzigen Dichtkunst, oder eine durch die Gewohnheit erlangte Fertigkeit, die unser Urtheil partheyisch macht, und unsere Sinnen bezaubert — und der Trieb zu gähnen, weil wir andere gähnen sehen — können dergl. Gaukeleyen so ansteckend machen, daß die besten Köpfe davon hingerißen werden. Geben die Beywörter, welche den Parasiten gleich sich bey jedem Hauptwort zu Gast bitten, nicht dem Ohr eine [n] weit ärger[n]e monotonie, als die man dem Geklapper der Reime zugeschrieben? Wird nicht die *geistige Maschinerie* gröber angebracht als

das Spiel der Knechte bey den alten, und des Scapins bey den neueren Römern?

Moschus führt uns in das Schlafzimmer der Europa und erzählt uns einen Traum, den sie in der dritten Nachtwache hat, ein Schattenbild ihres Schicksals, über das sie mit klopfendem Busen erwacht, darüber nachdenkt, erstaunet, und den Olympier um eine glückliche Erfüllung deßelben anruft.

Hierauf geht sie ihre Gespielinnen aufzusuchen, deren jede mit ihrem Körbchen erscheinen; sie gehen gemeinschaftlich in den Fluren am Ufer des Meers Blumen zu lesen. Der Dichter mahlt hier en miniatur das Körbchen der Europa, daß wunderartig und prächtig gewesen, ein herrlich Werk des Vulcans — — Sie kommen an die blumichten Ufer; jede hat ihren Liebling, den sie pflückt; das fürstliche Kind steht in der Mitte bey dem Purpur der Rose. Da erblickte sie Zevs — v wie schlug ihm das Herz, wie fühlte er die Pfeile der Cypris — sie allein kann ihn besiegen. Aus Furcht für die eyfersüchtige Juno und das zarte Gemüth des Mädchens durch List zu erobern

Leget er Jouem ab, und ward verwandelt zum Stiere,

doch nicht dem Stiere des Landmanns ähnlich, sondern mit gewißen Zeichen, die der Dichter bestimmt, und die von solcher Art sind, daß Mädchen nicht durch selbige scheu, sondern neugierig und lüstern gemacht werden. Er bleibt vor der Europa stehen und leckt ihr den Hals mit sanften schweigenden Schmeicheln; sie streichelt ihn oder nimmt vielmehr das Herz ihn anzufaßen und mit *freundlichen Händen* ihm den *Schaum vom Munde* zu wischen und giebt ihm *kostbare* Küße. Damals brüllt er *so etwas holdes*, daß man hätte schwören sollen, eine helle mygdonische Flöte zu hören. Er legt sich vor ihre Knie und giebt ihr umgewandt sanfte Blicke und zeigt ihr *die Breite des Rückens*. Europa schlägt ihren Gespielinnen einen Lustritt vor, und versichert *sie*, daß er *wie ein Schiff sie alle* tragen würde

In ihm lebt ein Gemüth wie eines denkenden Menschen
Und ihm fehlt nur die Stimme.

Sie setzt sich lachend auf ihn, unterdeßen die andere ihr nachklettern wollen, springt der Stier auf und eilt zum Ufer. Sie wendet sich um, sie ruft nach ihren Schwestern, streckt die Hände nach ihnen. Umsonst, die Mädchen vermochten nicht dem Flüchtigen nachzukommen. Er geht ins Waßer wie ein schneller Delphin. Ein Trupp Nereiden um ihn herum; an der Stirn des Heeres Neptunus der die Wellen sich legen heist und dem *Bruder* die Wege durch sein Gebiet weiset — — ein getreuer Führer der seltsamen Fahrt. Europa hält sich mit der rechten an eins seiner Hörner fest und zieht mit der andern besorgt ihr Purpurgewand zusammen. Dieses ist ein schöner Zug, da die Liebe der Kleider und des Putzes ein Mädchen nicht in der grösten Gefahr verläst und ihr nicht die Aufmerksamkeit darauf entzieht; [und] wie ein schöner Geist sich seines Witzes bey den dunkelsten Untersuchungen erinnert. Da sie *kein Land* mehr sieht, fängt Europa an mit ihrem Stier zu reden; druckt ihm ihre Verwunderung darüber aus, daß er mit *gespaltenen Füßen* die See nicht scheut? frägt ihn nach den Hafen, wo die Reise hingehen soll, wo er Futter unterwegens herbekommen wird. Vielleicht fliegst du in die blaue Luft, wenn es dir einfällt. Erschrickt über ihre Gefahr und empfiehlt sich in den Schutz des Neptuns, tröstet sich den Gott bald zu sehen, der die Fahrt mit ihr hält. An diesen Gedanken hält sich ihr Glaube.

In Wahrheit, ich fahre
Ohne der Götter einen nicht über die waßerne Tiefe.

Hierauf antwortet ihr der Stier mit den silbernen Hörnern:

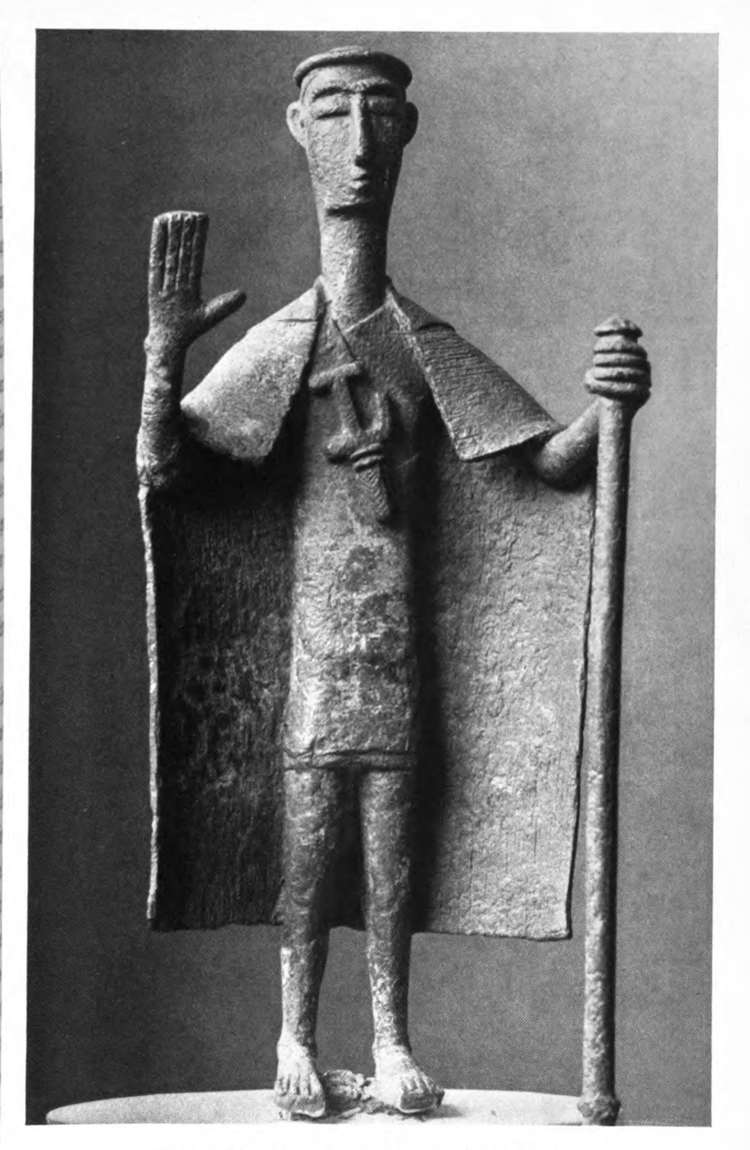
Mädchen; sey wohl getrost, und scheue die Wege
des Meers nicht
Der dich führt ist Zevs und nur ein Stier der Gestalt nach
Denn ich kann die Gestalt annehmen, die mir je beliebet.
Mich vermocht nur die Liebe, *die in die Brust mir geseßen,*
Daß ich das *hohe* Meer in der *fremden Bildung* durchstreifte
Bald wird Creta in seinen Schoos dich nehmen, die Insel,
Die mich erzogen — —



Also sagt er, und *was er sagte, ward alles erfüllet*
Zevs vertauschte den Stier mit einer würdigern Bildung
Alsdann lößt er dem Mädchen den Gürtel *auf* und *die Stunden*
Decketen unter dem Gott das Brautbett..

Wenn [s] Sie hiermit die Erzählung des Nonnus vergleichen, so hat diese weder Anfang noch Ende. Er läßt einen achaischen Schiffer im vorüberschiffen wunderseltsame Einfälle sagen, die mit den seinigen so überein kommen und ein Stück ausmachen, daß man diesen achaischen Schiffer für den Verfaßer des ganzen Gedichts halten sollte. Den Anfang macht er damit, daß er uns auf das Gebrülle eines Ochsen aufmerken läßt, und zwar daß es ein *gehörnter Stier* gewesen, daß aber Jupiter seine *Zunge gebraucht* um den Schmerz der Liebe zu brüllen, und von dieser Zunge macht er uns die Anmerkung, daß es *nicht die ächte* Zunge, ich weiß nicht, des Jupiters oder des gehörnten Stiers gewesen. Auf dieser sitzt die Schöne, und sieht ihn mit *scheuen Augen an*, warum nicht mit großen Kuhaugen? Sie hält sich mit *Schenkel und Hand an seinen Rippen fest.* Aus diesen 4 Anfangszeilen urtheilen Sie das Uebrige.

Ist eine der Entäußerungen, liebster Freund, zu denen Zevs die Liebe gebracht, derjenigen gleich, die unsere Religion uns offenbart. Kunstgestalt – ein Wurm und kein Mensch. – Ich weiß nicht wo ich im Hervey eine Anmerkung über den Wohlstand der Gleichniße, die man auf Gott brauchen darf, gefunden. Finden wir aber nicht im Hosea: Ich bin dem Ephraim eine Motte und dem Hause Juda eine Made. Verwandelt er sich nicht öfters in einen *güldenen Regen* um die Liebe eines Volkes und einer Seele zu gewinnen. Ist seine Gerechtigkeit nicht eyfersüchtig über die Eingeweide seiner Erbarmung und seiner Lust an den Menschenkindern. Und was für große Entwürfe hat er nöthig gehabt um die erstere, daß ich so menschlich rede, zu blenden – wie viel Bulerkünste braucht er um uns empfindlich zu machen und treu zu erhalten. Muß er uns nicht *entführen*, muß er nicht öfters wieder seinen Willen *Gewalt* brauchen – Sagen Sie mir,



Frühe Bronzestatuette aus Sardinien

wie hat es den Heyden einfallen können die Ehre ihres Olympus in das Gleichnis eines Ochsen, der Graß ist, zu verwandeln? Kann ein Lügengeist in ein Haus, oder in ein Volk eingehen, ohne von ihm geschickt zu werden? Steht der Wiedersacher, der das Land durchzieht, nicht wie ein Engel des Licht oder wenigstens unter ihnen vor seinem Thron. — Trift uns nicht alle das Lächerliche des bürgerl. Edelmanns, der Prosa redete ohne es selbst zu wißen, wie Kaiphas göttl. Rathschlüße. Wie oft bin ich in meinem Leben darüber erstaunt, daß Saul unter den *Propheten* ist. Wenn man weiß *wer ihr Vater ist,* so hat man die Auflösung dieses Räthsels. Jedes Phoenomenon des natürl. und bürgerl. Lebens, jede Erscheinung der sichtbaren Welt ist nichts als eine *Wand,* hinter der [e] Er steht, ein *Fenster,* wodurch [e] Er sieht, ein *Gitter,* wodurch [e] Er guckt; [e] Er belauret so gut unsere Scherze wie der König der Philister — Niemand als der Christ *meynt* und *erhält* das tägliche Brodt seines Vaterunsers, das *wahre,* das *überwesentliche,* an deßen Buchstaben und Schatten der irrdische Mensch sich satt ist. Er behilft sich mit der Uebersetzung Luthers ohne seine Auslegung oder die Qvellsprache zu Hülfe zu nehmen.

Darf man sich eines so seltsamen Bulers schämen, und die Gefahr einer so lächerl. Fahrt fürchten, wenn ein breiter Rücken uns fest sitzen läßt, wenn er uns sein Horn — ist des Altars heiliger? anbiethet — wenn der Gott des Meers dem Bruder und Freunde die Wege seines Gebietes weiset; ist Europa so sicher als Petrus. Eine Gesellschaft von Geistern auf Seeroßen sitzend fuhr um sie herum; und die *krumme* Hörner der Tritons bliesen Hochzeitslieder — krumm wie die Tropen der Staatsredner, die nichts geradezu sagen, und den Wind ihres geschwollenen Gesichts durch die Schnörkelgänge ihrer Beredsamkeit mit starker Anmuth — —

Fragen Sie mich also nicht mehr, ob ich keine Dichter lese. — Das verlangte habe im Buchladen bestellt. HE. B. ist vorige Woche angekommen. Ich habe ihn weder den ersten noch zwey=

ten Jahrmarktstag zu Hause finden können. Mein Vater hat ihn begegnet, dem er versprochen uns zu besuchen; das will ich also abwarten. Ich fand hier von ungefehr eine Uebersetzung eines platonischen Gesprächs zwischen Sokrates und Alcibiades über die Menschliche Natur; das ich ihm zu lesen gebracht, weil die jetzigen Conjuncturen darinn sehr genau mitgenommen sind. Socrates wird ihm als einen abscheulichen Sophisten vorkommen, der die Wahrheit zum Quodlibet macht, und sie alle augenblick zu einer Autocheirie verführt, so wie Alcibiades die Rolle eines Ideoten spielt.

— — wenn ein honichter Schlummer
Auf die Augbraunen sitzt — —

Denn [wäre] ist es freylich beßer Platonische Träume zu schreiben, als Rechnungen zu machen. Man dankt aber heutzutage eher für eine Nimmse Schnupftoback als für eine gute Zeile aus einem Dichter; und Leute, die *wißen*, warum sie *niesen*, danken auch für den Seegen. Ich umarme Sie und Ihre liebe Frau. Leben Sie wohl und denken Sie an Ihren Freund.

Massimo Bontempelli: Die Verwandlung

Der Stier blieb stehen. Europa hob die Arme empor, klatschte in die Hände und rief: »Evviva!«, dann glitt sie zu Boden, schüttelte sich, zupfte sich die Tunika zurecht und brachte sich wieder in Ordnung. Sie streichelte dem Stier leicht das Maul — »Du bist sehr brav gewesen!« — und schaute sich in der Gegend um.
Es war ein kleiner Anlegeplatz, und er glich durchaus nicht den Küsten Phöniziens. Mächtige Mauern von weißen Gebirgen umschlossen ihn ringsum wie ein kleines Tal. Zu den Gipfeln schweifte das Auge empor über kreisrunde Felsenterrassen, auf deren untersten lange Spaliere blühender Rosen sich ausbreiteten. Bienenschwärme flogen von Stufe zu Stufe. Vom Weiß der Berge wehte ein strenger Hauch herab.

Nachdem auch der Stier sich gehörig geschüttelt hatte, machte er drei, vier Schritte gegen die Tiefe des Anlegeplatzes. Europa folgte ihm. Da sah sie zu Füßen der Felswand einen munter plätschernden Bach, sprang auf ihn zu, bückte sich zum Wasser hinab, trank und überspülte sich Gesicht und Hände. Sie erhob sich wieder und lief tropfend zum Stier zurück, der noch ein paar Schritte getan hatte. Sie zeigte ihm eine kleine Grasfläche und sagte: »Ich hab dich nie fressen sehen, Stierchen.« Der Stier senkte aus Gefälligkeit das Maul und fraß ein bißchen von dem Gras.

Bald an der Grenze des kleinen Tales angelangt und rings an den Felsen umherblickend, entdeckte Europa, daß dort eine Straße abging: eine Strecke weit führte sie geradeaus, dann verbarg eine jähe Biegung den weiteren Verlauf. Gleichzeitig hörte sie von oben Schreie, vermischt mit dem Schall aneinander geschlagenen Metalls, wie sie es einmal vor zwei Jahren auf einem Platz in Sidon gehört hatte: da war ein Schwarm von Korybanten aus Phrygien eingefallen, den aber die Phönizier davongejagt hatten.

Sie schaute empor und glaubte an den höchsten Rändern der einen und der anderen Straßenseite viele schreiende Köpfe hervorlugen zu sehen, und der eherne Lärm wuchs an. Sie wandte sich angstvoll dem Stiere zu; der erhob das Haupt und stieß ein zorniges Brüllen aus. Da senkten sich plötzlich von allen Gipfeln zur Rechten und zur Linken schwarze Nebelschwaden herab, die die Berge und die Terrassen verdeckten; sie bildeten zwei dichte Vorhänge zu beiden Seiten der Straße, die auf diese Weise ganz in das stumme Gewölk getaucht schien. Der Stier näherte sich Europa und ging neben ihr in die Kniee, wie er es am Wiesenufer getan, als er sie auf die Kruppe genommen hatte; Europa aber sagte: »Ich möchte lieber zu Fuß gehen.«

Durch die also vom Nebel beschützte Gasse machten sie sich, Seite an Seite, auf den Weg. Nach einer Weile bog sich die Straße und fing an zu steigen, setzte sich in vielen Windungen und

wenigen geraden Strecken fort, zur Rechten und zur Linken immer begrenzt von den beiden düsteren Wänden, die bis zum Himmel reichten, der hoch oben blaustrahlend erschien.

Während des Weges hätte Europa große Lust gehabt zu sprechen, vor allem dem Stier tausend Fragen zu stellen; doch in dem sicheren Gefühl, keine Antwort zu bekommen, war ihr die Lust vergangen. Es hätte sie auch gefreut, die Landschaft zu sehen; aber jener seltsame Nebelschutz, der jeden Ausblick verhinderte, nahm dem Wandern den ganzen Genuß. Immer so dahinschreitend, stützte Europa eine Hand auf den Hals des Stieres; dabei merkte sie, wie er verstohlen wiederkäute; das machte ihr leichtes Unbehagen, nach einigen Schritten nahm sie sie weg. ›Wohin gehen wir?‹ Sie langweilte sich und gedachte jetzt mit Wehmut der Meerfahrt, besonders während der Nacht mit den Sternen und den schwimmenden Springbrunnen und jenem Schimmer auf dem Wasser rings um sie her. ›Wenn ich den Freundinnen diese Dinge erzähle, wird mir keine glauben wollen, und mir kommen sie jetzt schon ganz natürlich vor.‹ Nur verwirrte es sie ein bißchen, daß sie sich mitten in einem so außergewöhnlichen Abenteuer ganz ruhig fühlte. ›Wohin gehen wir?‹ Sie rief sich, und nun ohne Schauder, die durchlittenen Schrecken ins Gedächtnis, angefangen bei dem schlimmsten, an jenem Tag auf der Uferwiese. Dabei stießen ihre Gedanken plötzlich und unvermutet auf die überraschende Feststellung des Allererstaunlichsten: das wirklich Wunderbare war, daß ›jener Tag‹ erst gestern gewesen war, tatsächlich gestern! Das außerordentliche Abenteuer dauerte noch keinen vollen Tag: gestern nach Tisch ist sie zur Wiese hinabgestiegen, und jetzt ist zweifellos noch Morgen. ›Gestern? Nicht möglich! Aber dann ist es von gestern bis heute ebenso wie von heute auf morgen — was wird mir da morgen um diese Zeit widerfahren sein?‹ Aus dem plötzlichen Unvermögen, den Lauf der Stunden in sich zu spüren, packte sie ein so dunkles Entsetzen, daß sie von neuem die Hand auf die Kruppe des Stieres legte und sich festhielt, als

wolle sie Hilfe suchen. Die Berührung beruhigte sie. Der Stier wiederkäute nicht mehr. Jene paar Gräser hatten ihn gesättigt, nun aber bekam Europa Hunger. ›Wohin gehen wir?‹ Europa fragte den Stier: »Haben wir noch immer ein Stück?«
Der Stier antwortete ihr mit kurzem Brüllen. »Wer weiß, was du mir hast sagen wollen, schöner Stier...« – da schoben sich die Nebel zu beiden Seiten auseinander, stiegen hoch und zergingen in der Luft.
Europa fand sich im Freien, genauer: auf einer Rampe, in deren Hintergrund eine weite Treppenflucht begann. Sie war steil und sehr hoch, vielleicht zwei- oder dreihundert Stufen, und riesig breit. Zu beiden Seiten der Rampe und des Aufganges dehnten sich dichte Bestände von Pinien, wie wenn die Treppe einen den Berg erklimmenden Wald auseinandergespalten hätte: ihre Stufenfolge lief schnurgerade vom Fuße bis zum Gipfel empor. Vom Pinienhain zu beiden Seiten war kein Ende abzusehen. Am oberen Ende der Stufen kam eine offene Vorhalle mit Säulengängen zum Vorschein, als ob dort ein großer Palast begänne.
Europa begriff, daß jene Vorhalle ihr Ziel war; die Treppe aber mußte sehr mühsam sein, und wie sollte der Stier sie überwinden? Während sie das so bei sich erwog, senkte sie den Blick – und da bemerkt sie plötzlich – wie hat sie das nur nicht früher gesehen? –, daß hier auf der Rampe, beinahe neben ihr, ein großer grüner Marmortisch steht, und auf dem Tisch reiche Schalen mit Obst. Sie stößt einen Schrei aus vor Freude und vor Hunger. »Dank, guter Stier«, jubelt sie auf, und stürzt sich auf die Tafel. Da gab es Früchte aller Jahreszeiten, korallenrot leuchtende Kirschen, goldene Trauben, Körbe voll Feigen, die vor Reife tropfen, Pfirsiche, die wie Samtwangen waren, Gefäße voll Honig, gefüllt bis zum Rand, und Becher, die einen Wein darboten, der Farbe und Duft jener Rosen auf den Terrassen hatte. Halb von Sinnen vor solchem Überfluß, aß Europa von allem ein wenig, trank den rosenroten Wein und wischte sich den Mund mit Weinblättern ab. Als sie wieder zu Atem kam, drehte sie sich

zu dem Stier um und sagte noch einmal: »Dank, tausend Dank, bester Stier, jetzt merk ich, daß ich vor Hunger bald gestorben wäre.«

Der Stier hatte sie unterdessen ziemlich ruhig betrachtet. Sowie er sie aber gesättigt sah, fing er an, Zeichen der Ungeduld zu geben: schnelles Zucken der Haut, Schlagen des Schwanzes und ein wenig Gestampfe!

»Was hast du, schöner Stier?« fragte Europa. Sie fühlte sich glücklich und hatte darum keine Eile, neue Entdeckungen zu machen.

Der Stier wurde still auf die Frage hin, näherte sich ihr und ging in die Kniee.

Dieses Mal nahm Europa die Einladung an: »Ja denn, Stierchen, laß sehen, wohin du mich bringst.«

Kaum hatte sich der Stier, mit Europa auf dem Rücken, wieder erhoben, da bewegten die Pinien zu beiden Seiten der Rampe ihre Schirme und neigten sie wie zum Gruß. Durch den ganzen Hain ging ein festliches Rauschen der dichten Kronen, und die Luft war durchzogen von Harzgeruch.

Europa nahm die Begrüßung fröhlich entgegen; da sie jetzt sehr gut im Gleichgewicht auf dem Rücken des Stiers sitzen konnte, warf sie die Arme und Hände empor, um die Huldigung der Natur zu erwidern.

»Welchen Weg nehmen wir?«

Europa hätte es nie für möglich gehalten, daß ein Stier eine steile Treppe hinaufgehen könne; der Stier aber ging einfach auf die Stufen zu und begann sofort, ohne Umschweife und ganz natürlich, hinaufzusteigen. Es ging so schnell, als flöge er über die Stufen hinweg. Europa war außer sich vor Bewunderung. Die Pinien zu beiden Seiten machten weiter ihre Verbeugungen.

Der Stier—wer weiß warum—hatte Eile. Europa dagegen hätte in ihrer Begeisterung gewünscht, die Treppe nähme nie ein Ende. Sie umfaßte die Hörner und zog an ihnen: »Geh doch langsamer, Stier, tu mir den Gefallen!«

Wider Willen mäßigte der Stier die Geschwindigkeit ein wenig. Aber ein leichter Wind setzte ein, griff Europa in die Haare, glitt ihr über den Hals bis zum Kreuz hinab und fing dort an zu drücken, als wolle er den Aufstieg noch fördern – Europa war gleichsam das Segel.
Die letzten dreißig Stufen der Treppe nahm der Stier fast ohne sie zu berühren. Er durchquerte das Atrium des Palastes im Flug. Durch eine Tür, die weit offen stand und sich hinter ihnen gleich wieder schloß, trat er in einen langen Saal mit bemalten Wänden und großen weichen Teppichen, die den Boden bedeckten. Dort ließ der Stier das Mädchen ganz behutsam herabgleiten.
»Wo sind wir, Stier? Ist das dein Haus?«
Europa begann, an einer der Wände entlang zu schlendern, den Blick zu den Bildern erhoben, aber ohne rechte Aufmerksamkeit. Der Stier verzog sich in einen Winkel im Dämmerschatten und beobachtete Europa von da aus.
Europa ging zur anderen Wand hinüber. Dort war ein Fenster geöffnet, und sie stellte sich daran.
»Warum beginnt es draußen über dem Lande schon dunkel zu werden? Ich dachte, es wäre noch Morgen.«
Der Stier in seinem Winkel brummte. Schwieg. Es herrschte eine gespannte Stille. Dann bewegte der Stier auf besondere Art seine Lefzen: Europa konnte es dort im Schatten nur zur Not erkennen, aber sie ahnte, daß er sich zu irgend etwas Gewalt antat, was ihm nicht gelang, oder auch daß er, nahe daran es zu vollbringen, doch wieder reuig davon abstand. Die Verlegenheit des Stiers machte sie sehr betreten. Plötzlich, in einer sprunghaften Eingebung, sagte sie zu ihm: »Stier, warum sprichst du nicht? Es ist befremdlich, daß du nicht sprichst.«
Da sprach der Stier aus dem Schatten.
Der Stier sagte: »Ich wollte dich nicht erschrecken.«
Europa überlief es, doch sie unterdrückte den Schauer und nahm sich zusammen. »Bravo, jetzt werden wir uns unterhalten können. Du wirst sehen, wieviel schöner das ist.«



Der Stier schwieg.
»Oh,« begehrte Europa auf, »haben wir jetzt, wo wir beide reden können, uns nichts mehr zu sagen?«
Der Stier murmelte: »Europa...«
»Bravissimo, du weißt schon meinen Namen!« Europa war sehr vergnügt.
Der Stier wiederholte: »Europa...«
Er sprach langsam, mit einer leicht erstickten Stimme, die aus demselben Schatten gemacht zu sein schien wie dem, in den er eingetaucht war.
Europa ließ sich auf einem Berg von Kissen nieder. »Mut, Stier! Ich verstehe, du kannst zwar reden, aber du bist nicht gewohnt, dich zu unterhalten. Da werd ich dir schon helfen! Also, zuerst und vor allem andern, sage mir jetzt, wo wir sind.«
»Wir sind auf der Insel Kreta, wo ich geboren bin, in meinem Vaterland.«
»Oh, ich hätte nie gedacht, daß ein Stier ein Vaterland hat.«
»Aber ich, Europa, ich bin kein Stier.«
»Hatte ich es dir nicht gesagt! Im Wasser, erinnerst du dich? Ich hab dich gefragt, ob du ein Delphin wärest, der den Stier nur so spielt, oder vielleicht ein Glühwürmchen.«
»Nein, Europa, ich bin weder ein Delphin noch ein Glühwürmchen, ich bin kein Tier.«
»Bist du etwa ein Mensch? Schade!«
»Warum? Aber ich bin auch kein Mensch.«
»Sondern?«
»Schau, Europa, hab keine Angst, ich werde mich jetzt, hier vor dir, wieder in das verwandeln, was ich bin.«
»Du bestehst darauf?«
»Du, du solltest darauf bestehen!«
»Mir gefällst du so, wie du bist, als Stier. Da gehts so wunderbar durchs Wasser! Und die Treppe hinauf!«
»Aber ich leide darunter, noch länger in diesem Zustand zu bleiben.«

»Nein, wenn es dich quält, will ichs nicht. Warum leidest du?«
»Weil ich doch so sein möchte wie du, Europa.«
Europa klatschte in die Hände: »Wie herrlich! Eine Freundin! Wir werden Ball spielen, ja? Hast du ein Tamburin mit, ja? Aber dann wirst du wieder ein bißchen Stier, nicht war?«
»Nein, nein, ich bin auch keine Frau.«
Europa war ganz verwundert: »Und was in aller Welt bist du?«
»Ich bin ein Gott.«
»Ein Gott?«
»Nicht erschrecken, Europa! Bleib, hab keine Angst! Ich bin Zeus.«
Europa brach in ein Gelächter aus.
Sie lachte, quer über die Polster geworfen, daß sie sich nicht halten konnte. Sie biß in die Kissen, drückte das Gesicht in die Hände, glitt kullernd herab und preßte am Boden den Mund auf den Teppich, ohne daß es ihr glücken wollte, diese Sintflut von Gelächter einzudämmen, die sich aus reichsten Quellen ihrer Unschuld ergoß.
Als sie endlich die Fassung wiedergewann, war das ganze Zimmer vom Lachen Europas überschwemmt.
Der Stier stand recht elend dabei. Europa trocknete sich die Tränen und blickte zu ihm hinüber. Es war ihr sehr unbehaglich, ihn auf solche Weise gedemütigt zu sehen, sie spürte Gewissensbisse. Sie hätte ihn so sehr gern getröstet, aber was war da zu machen? Sie ging dicht zu ihm hin, streichelte seinen Hals, dann faßte sie sachte, mit beiden Händen zugleich, sein Maul und sagte zu ihm: »Schön, schön, laß dich nur anschaun, wie du wirklich bist.«
Der Stier murmelte: »Danke, Europa. Wirst du keine Angst haben?«
»Nein.«
Der Saal war nun beinahe finster. Aber Europa schloß die Augen. Sie nahm die Hände vom Maul des Stieres und entfernte sich zwei Schritte von ihm. Sie wartete. Ihr war, als vernähme sie ein Rauschen, eine Erschütterung in der Luft, eine Spannung



der ganzen Atmosphäre. Sie wartete noch einen Augenblick. Dann fühlte sie, wie sich alles besänftigte, bezwang das Beben in ihrer Brust, riß sich mit einem Ruck zusammen und machte mutig die Augen auf.

Eine Fülle von Licht war da, und inmitten des Lichtes, hoch und heiter, in weißglänzendem Königsmantel: Zeus.

Europa trat noch einen Schritt zurück, aus großer Befangenheit wurde sie flammend rot im Gesicht, dann kreidebleich.

Zeus lächelte ihr zu: »Europa ...«

Die Stimme des Gottes tönte und schwang durch den Raum, flog durch das Fenster zum Himmel empor.

Europa hätte weit fort sein mögen, zu Haus oder auf der Wiese am Meer.

»Warum sprichst du nicht mehr mit mir, Europa? Du stehst zu fern. Komm näher, komm! Vorher hast du mir die Hand auf den Nacken gelegt.«

Europa flüsterte: »Das war doch ein anderer Nacken, Stier.«

»Oh, sage nicht mehr Stier zu mir!«

»Das ist wahr, verzeih!«

Zeus verzieh. Er trat auf sie zu, nahm sie leicht an einem Ellenbogen, und während er sie scheinbar stützte, führte er sie. Sie durchschritten die ganze Länge des Saales, eine Tür tat sich auf. Von der Schwelle sahen sie in ein Liebesgemach, das die Horen, rings um das Brautbett von Raubtierfellen und Flaumfederpolstern, mit himmelblauen Blumengewinden geschmückt hatten.

Aus dem Italienischen übertragen von Bettina Seipp

CHARLES DICKENS: DIE VIER SCHWESTERN

Die vier Schwestern Willis ließen sich vor dreizehn Jahren in unserem Kirchspiel nieder. Es ist eine betrübliche Tatsache, daß das Sprichwort vom Zahn der Zeit, der alles benagt, auch auf das schöne Geschlecht Anwendung findet, und wir würden gern schamhaft verschweigen, daß die Fräulein Willis bereits vor



dreizehn Jahren alles andere als knusprig waren. Unsere Pflicht als gewissenhafte Chronisten steht jedoch turmhoch über allen anderen Erwägungen, darum müssen wir wohl oder übel feststellen, daß Experten in Eheangelegenheiten das Alter des jüngsten Fräulein Willis vor dreizehn Jahren für sehr unbestimmt hielten, während die älteste Schwester als jenseits aller menschlichen Hoffnungen bezeichnet wurde.
Die Fräulein Willis also mieteten ein Haus. Es wurde von oben bis unten frisch angestrichen und tapeziert; innen wurden die Wände mit Holz verkleidet, die Marmorflächen poliert, alte Ofenroste entfernt und moderne Kamine eingebaut, bei deren Schein man sich ankleiden konnte; im Garten hinter dem Haus wurden vier Bäume gepflanzt, in den Vorgarten wurden mehrere kleine Körbe voll Kies gestreut, Lastwagen voll eleganter Möbel trafen ein, und die Fenster erhielten Rouleaus. Die Handwerker, die die vielfältigen Vorbereitungen getroffen und Veränderungen und Reparaturen ausgeführt hatten, machten den verschiedenen Dienstmädchen der Straße vertrauliche Mitteilungen über die außerordentlich große Pracht, mit der die Fräulein Willis ihren Einzug hielten. Die Dienstmädchen erzählten es ihren ›Gnädigen‹, diese gaben es an ihre Bekannten weiter, und bald kursierte im Kirchspiel das unbestimmte Gerücht, das Haus am Gordonplatz 25 sei von vier ungeheuer reichen, unverheirateten Damen gemietet worden.
Endlich zogen die Fräulein Willis ein, und das Besuchemachen begann. Das Haus war der Inbegriff der Gepflegtheit – genau wie die vier Fräulein Willis auch. Alles war gedrechselt, steif und kalt – genau wie die vier Fräulein Willis auch. Nie konnte man auch nur einen einzigen Stuhl sehen, der nicht an seinem Platz gestanden hätte; niemals benutzte auch nur ein einziges von den vier Fräulein Willis einen anderen als den gewohnten Platz. Und so saßen sie immer auf den gleichen Stühlen und taten immer zur gleichen Stunde genau dasselbe. Das älteste Fräulein Willis pflegte zu stricken, das zweite zu zeichnen, und die bei-

den anderen spielten vierhändig Klavier. Es hatte den Anschein, als führten sie kein Einzelleben, als hätten sie vielmehr beschlossen, das Leben in Gemeinschaft zuzubringen. Sie waren wie die Siamesischen Zwillinge multipliziert mit zwei. War das älteste Fräulein Willis gereizter Stimmung, so waren im Nu alle vier gereizter Stimmung. War das älteste Fräulein Willis übellaunig und unduldsam, so waren im Nu alle vier übellaunig und unduldsam. Was immer die Älteste tat, das taten die anderen auch, und was immer andere Leute tun mochten, das erregte ihr Mißfallen. So vegetierten sie dahin, lebten in eisiger Harmonie miteinander, und wenn sie gelegentlich ausgingen oder in ihrer steifen Art Leute bei sich sahen, wirkten sie abkühlend auf die Nachbarn.

Auf diese Weise waren drei Jahre vergangen, als sich ein völlig unvorhergesehenes und außergewöhnliches Phänomen bemerkbar machte. Die Fräulein Willis zeigten Frühlingssymptome; es ging allmählich auf Tau über—das Eis war gebrochen. War es die Möglichkeit?.. Eines der vier Fräulein Willis würde heiraten!

Wo jedoch, um alles in der Welt, der Gatte herkam – welche Gefühle den armen Mann beseelt haben mochten, oder welche Gedankengänge die vier Fräulein Willis zu der Überzeugung gebracht hatten, daß es einem Mann möglich sein konnte, eine von ihnen zu heiraten, ohne alle vier zugleich zu heiraten—das sind Fragen so komplizierter Natur, daß wir sie nicht ergründen werden. Sicher aber ist, daß Herr Robinson (ein Mann, der in öffentlichen Diensten stand, ein gutes Gehalt bezog und außerdem etwas eigenes Vermögen besaß) empfangen wurde; daß besagter Herr Robinson den vier Fräulein Willis nach allen Regeln des Anstandes den Hof machte; daß die Nachbarn halbverrückt vor Neugierde waren, welches von den vier Fräulein Willis die Auserkorene war, und daß die Schwierigkeit, die ihnen die Lösung des Problems bereitete, in keiner Weise behoben wurde durch die Anzeige des ältesten Fräulein Willis: ›*Wir* werden Herrn Robinson heiraten.‹

Es war sehr seltsam. Sie waren so vollkommen identisch miteinander, daß sich die Neugier der ganzen Straße bis zur Unerträglichkeit steigerte. Bei jeder Kartenpartie, auf jeder Teegesellschaft wurde das Thema erörtert. Der als Seidenraupenzüchter bekannte alte Herr zögerte nicht, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben, Herr Robinson sei östlicher Herkunft und beabsichtige, die ganze Familie in Bausch und Bogen zu heiraten, und überall in der Straße steckte man bedeutungsvoll die Köpfe zusammen, bezeichnete die Angelegenheit als überaus mysteriös und hoffte, es werde ein gutes Ende nehmen.
Endlich, an einem schönen Morgen um dreiviertel acht, hielten zwei Glaskutschen vor Fräulein Willis' Tür, zehn Minuten, nachdem Herr Robinson in einer Droschke gekommen war. Er trug einen hellblauen Überrock, Beinkleider aus doppeltgewalktem Köper, ein weißes Halstuch, Pumps und elegante Handschuhe, und sein Benehmen drückte, nach Aussagen des Hausmädchens aus Nr. 23, das gerade die Vordertreppe fegte, hochgradige Nervosität aus. Der gleichen Quelle entstammte die Feststellung, daß die Köchin, die die Tür geöffnet hatte, eine ungewöhnlich große Schleife an ihrem Häubchen trug und daß dieses bedeutend eleganter war als der normale Kopfputz, auf den die Fräulein Willis bei ihren weiblichen Dienstboten Wert legten.
Die Kunde verbreitete sich mit Windeseile von Haus zu Haus. Zweifellos war der große Moment endlich gekommen, und alle Bewohner der Straße stellten sich hinter ihre Fenstervorhänge im ersten und zweiten Stock und warteten in atemloser Spannung auf das, was kommen sollte.
Endlich öffnete sich Fräulein Willis' Tür und gleichzeitig die Tür der ersten Glaskutsche. Zwei Herren erschienen mit ihren Damen — offenbar Familienangehörige. Der Wagentritt ging hoch, die Tür schlug zu, die erste Glaskutsche fuhr ab, und die zweite fuhr vor.
Wieder öffnete sich die Haustür; die Erregung der ganzen Straße



wuchs. Es erschienen Herr Robinson und das älteste Fräulein Willis. »Das habe ich mir gedacht«, sagte die Dame aus Nr. 19. »Habe ich es nicht immer gesagt, daß es die Älteste ist?!« — »Ich habe es nie geglaubt«, zischelte die junge Dame aus Nr. 18 der jungen Dame aus Nr. 17 zu. »So? Wirklich?« gab die junge Dame aus Nr. 17 der jungen Dame aus Nr. 18 zur Antwort. — »Es ist ja direkt lächerlich!« rief eine alte Jungfer unbestimmbaren Alters der Dame aus Nr. 16 zu, um auch ihren Senf dazuzugeben. Aber wer beschreibt das Erstaunen des Gordonplatzes, als Herr Robinson *allen* Fräulein Willis beim Einsteigen behilflich war und sich dann in den äußersten Winkel der Glaskutsche zwängte, die gleich darauf in lebhaftem Tempo hinter der anderen Glaskutsche herfuhr, die sich ihrerseits in lebhaftem Tempo auf die Kirche zu bewegte! Und wer beschreibt die Bestürzung des Geistlichen, als *alle* Fräulein Willis vor dem Altar niederknieten und die zur Trauungszeremonie gehörenden Fragen mit vernehmbaren Stimmen beantworteten! Und wer beschreibt die Verwirrung, die nach Überwindung dieser Schwierigkeit entstand, als nach Beendigung der Trauung *alle* Fräulein Willis in Schluchzen ausbrachen, bis die heiligen Mauern von ihren vereinten Wehklagen widerhallten!

Da nun die vier Schwestern und Herr Robinson nach dieser denkwürdigen Begebenheit weiter in demselben Haus wohnten, und da die verheiratete Schwester — welche es auch sein mochte — sich nie ohne die anderen drei in der Öffentlichkeit zeigte, zweifeln wir daran, daß die Nachbarn die wirkliche Frau Robinson jemals entdeckt haben würden, wenn nicht ein höchst erfreulicher Umstand eingetreten wäre, wie er zuweilen in den besten Familien vorkommt. Als dreiviertel Jahr vergangen war, schien der Straße endlich ein Licht aufgegangen zu sein. Man begann mit vielsagender Vertraulichkeit über das Thema zu sprechen und bekundete sein Interesse an dem Befinden von Frau Robinson — es war das jüngste Fräulein Willis. Jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr konnte man beobachten, wie

Dienstmädchen die Stufen zur Haustür hinaufliefen und ausrichteten: »Empfehlung von gnä' Frau, und sie läßt fragen, wie es Frau Robinson heute geht.« Und die Antwort lautete stets: »Schönste Empfehlung von Frau Robinson; ihr Befinden ist gut und läßt nichts zu wünschen übrig.« Das Klavierspiel war verstummt, die Stricknadeln waren beiseite gelegt, das Zeichnen wurde vernachlässigt, und das Nähen, Sticken und Pusseln an denkbar winzigen Gegenständen schien zur Lieblingsbeschäftigung der ganzen Familie geworden zu sein. Das Wohnzimmer war nicht mehr ganz so aufgeräumt, wie es zu sein pflegte, und wenn man am Vormittag hinkam, konnte man auf einem Tisch, unter einer hastig darübergebreiteten Zeitung, zwei oder drei überaus kleine Mützchen mit Bindebändern entdecken, kaum größer als für eine gewöhnliche Puppe, oder winzige, aber sehr lange Kleidchen und andere Dinge, über deren Verwendung wir uns nicht im klaren waren. Auch kam es uns so vor, als werde Doktor Dawson, der Arzt an der Straßenecke, öfter als gewöhnlich abends geholt, und einmal waren wir sehr erschrocken, als um halb drei Uhr morgens vor Frau Robinsons Tür eine Mietkutsche hielt. Ihr entstieg in Mantel und Nachtmütze — ein Bündel in der einen, ein Paar Pantoffeln in der anderen Hand — eine dicke alte Frau, die so aussah, als habe man sie plötzlich zu einem bestimmten Zweck aus dem Bett geholt.

Als wir am Morgen aufwachten, sahen wir, daß der Klopfer an der Tür mit einem weißen Lederhandschuh umwickelt war. Die Junggesellen unter uns zerbrachen sich den Kopf, was das um alles in der Welt zu bedeuten habe, bis wir alle hörten, wie das älteste Fräulein Willis in höchsteigener Person und mit viel Würde einem Fragesteller verkündete: »Vielen Dank! Frau Robinson befindet sich den Umständen entsprechend gut, und das kleine Mädchen gedeiht prächtig!«

So war denn die Neugier der ganzen Straße befriedigt, und wir wunderten uns, daß wir nicht schon lange gemerkt hatten, was eigentlich los war.

Aus dem Englischen übertragen von Grete Rambach



PAUL VALÉRY:
ODE SECRÈTE

Chute superbe, fin si douce,
Oubli des luttes, quel délice
Que d'étendre à même la mousse
Après la danse, le corps lisse!

Jamais une telle lueur
Que ces étincelles d'été
Sur un front semé de sueur
N'avait la victoire fêté!

Mais touché par le Crépuscule,
Ce grand corps qui fit tant de choses,
Qui dansait, qui rompit Hercule,
N'est plus qu'une masse de roses!

Dormez, sous les pas sidéraux,
Vainqueur lentement désuni,
Car l'Hydre inhérente au héros
S'est éployée à l'infini...

O quel Taureau, quel Chien, quelle Ourse,
Quels objets de victoire énorme,
Quand elle entre aux temps sans ressource
L'âme impose à l'espace informe!

Fin suprême, étincellement
Qui, par les Monstres et les Dieux,
Proclame universellement
Les grands actes qui sont aux Cieux!

HEIMLICHE ODE

Übertragen von Karl Maurer

Herrliches Fallen, Süße des Letzten,
Kämpfe-Vergessen, welches Genießen,
Gleitenden Leibs auf dem untergesetzten
Weichen des Mooses den Tanz zu beschließen!

Niemals noch mag ein gleicher Schein
Wie dieses Sommerfunkengegleiß
Feier des Siegs so gewesen sein
Auf einer Stirne, besät mit Schweiß!

Doch, wie die Dämmrung ihn berührte,
Ist jener Leib, der tanzte, den großen
Herkules brach, der so vieles vollführte,
Nurmehr eine Masse von Rosen!

Vom Gehn der Gestirne überbrückt,
Schlaf nun, Sieger, dir langsam entstaltet;
Denn die Hydra im Heros, entrückt,
Hat sich im Grenzenlosen entfaltet...

O welchen Stier, welchen Hund, welchen Bären,
Welch gewaltigen Sieges Zeichen,
Die dringt ins ungetragene Währen,
Setzt die Seele in namenlosen Bereichen!

Erhabnes Letztes, gleißende Herrlichkeit,
Die, durch Ungeheuer und Götter, nennt,
In alle Winde, durch die Unendlichkeit,
Die großen Taten am Firmament!

In diesen Tagen gibt es keine leere Stelle; eine jede ist ausgefüllt mit Grün. Selbst der Himmel zwischen dem Laub der hohen Bäume am Ufer des Baches lebt durch dieses Grün.
Wir haben uns auf dem kleinen Wiesenstück in der weit ausladenden Talmulde abgemüht, in der Sonnenglut das Gras zu trocknen. Als noch Tau lag, wurde es gemäht, nun ist es schon knusperdürr. Inmitten der grünen Stille und des Heuduftes, neben dem Bach, in dessen klarem kalten Wasser wir badeten, um uns zu kurzer Rast zu dem dörrenden Gras zu legen — wer wollte da von Mühe sprechen? Die Arbeit auf der Wiese ist eine andere Arbeit als die auf dem Felde. Die Wiese ist noch ein Stück Garten, ist noch nahe dem Paradies. Im Sommer ist die Landschaft, in der die Felder gerade noch grün sind, ein Park. Darum wirkt der deutsche Sommer so adelig, so festlich, nur von dem einen Ernst, dem der Schönheit beseelt, zum Spiel mit Gedanken und Gefühlen verlockend.
War es nicht wie im Cabinet de Verdure eines barocken Parkes, als wir, Schatten suchend, in der grünen Laubstube des Ufergebüsches zwischen Wiese und Bach saßen? Und die steinernen Götterbilder des Parkes? Lebten sie nicht beim Bad unten im Bach, unter dem Laubdach, das Schatten gab und Lichtflecken auf das Wasser zauberte? Und die Musik zu solchem Götterspiel? Die ins Laub verflochtene Ranke mit den vielen, weit geöffneten Augen der Heckenrose hatte die schlichte Bewegung und die zärtlich verhaltene Melodie einer Canzonetta d'amore...
Das Heu ist glücklich hereingebracht; aus Furcht vor einem Gewitter hatte es eilig geschehen müssen. Auch die Wiesen um unser Haus sind abgeerntet. Aber sie machen nicht den Eindruck des Leeren. Die bloßen Füße spüren den Rasen wie einen Teppich, und in der kühlen Stube, in der nur ein halber Fensterladen aufgeschlagen wurde, fühlen die Füße den Teppich wie eine gemähte Wiese.

Deutscher Sommer —: er atmet, leuchtet und duftet aus der Schüssel mit Erdbeeren, die die Kinder aus dem Walde gebracht, aus dem Krug mit frisch gemolkener Ziegenmilch. Ein einziges Blatt aus dem gefransten Kranz um den Stengel ist an einer Erdbeere haften geblieben, ein winziges Kleckschen Grün. Gibt es nur seinetwegen das brennende Rot der Beeren? Der Sommer reifte sie und reifte in ihnen, die glühende Sonne, der Märchenschatten des Waldes, die feuchte Kühle des Mooses, die nachdenkliche Bewegung der windberührten Farne, und den Duft des Sommers verströmen die Beeren, den Duft von Rosen. Die Hand zögert, die Milch über die Beeren zu gießen, aber wie herrlich, wie köstlich mischen sich das Weiß und das Rot, so daß schon die Augen genießen und satt werden.
Der Abend glüht wie das Silber auf einem Ikon. Die Heiligen sind die Bäume, die feierlich still stehen. Ein Gebet sind die hohen, dicht blau beblühten Stauden des Rittersporns vor der Gartenhecke. Die ersten Abendschatten offenbaren die Leuchtkraft ihrer Bläue, machen ihr Gebet zu stiller Inbrunst. Dengelhämmer erklingen, die Stimme der sommerlichen Zeit, die eine zeitlose Zeit ist.
Wir bleiben im abendlichen Garten, weil es von solchem Tag keinen Abschied geben will. Die Haut des Körpers spürt die Kühle des Wassers im Bach und das Nachglühen der aufgenommenen Sonne.
Es gibt in dem abseitigen, breiten Tal einige kleine Wiesen. Ehemals Besitztum armer Leute, Kotteler, wie sie hier genannt werden, vererbten sie sich weiter und weiter, und selbst groß gewordene Bauern halten an dem Wieslein fest, obwohl es abseits vom eigentlichen Besitztum liegt und kaum ein Fuder Heu einbringt. Man hat damit mehr Arbeit als Gewinn, aber die Anhänglichkeit an die langher vererbten Wieslein ist unerschütterlich. Ein wohlhabender Bauer, dem eine dieser kleinen Talwiesen gehörte, ist in russischer Kriegsgefangenschaft verhungert. — Während ich über die abgemähten Wiesen um unser

Haus blicke, an deren noch hoch begrasten Rändern Feuernelken und violetter Storchschnabel aufschimmern, denke ich, daß der Bauer im fremden Lande an diese kleine Wiese am Bach als Letztes gedacht haben mag, sich sterbend an ein schönes Bild der Erde klammernd, um nicht unversöhnt von ihr zu scheiden. So deutlich denke ich das, daß ich aus dem Schattengrün den Blick eines schon jenseitigen Menschen spüre.
Nur noch die hohen Wolkenberge leuchten. Auch sie, hauchzart und schon dem Himmel zugehörig, sind Kinder der Erdenlandschaft. Nur hier gibt es solche Wolkenkronen, Wolkenwälder und Wolkenhügel, als höbe sich in ihnen geisthaft verklärt die irdische Heimat in den Himmel.
Dunkler Samt ist der Himmel geworden, in den eine unsichtbare Hand zarte Sterne stickt. Er ist wie eine andere irdische Wiese in den blauen Schatten der frühen Nacht, aus denen weiß die Sterne der Margeriten leuchten. Um die Sonnenwende ist die Zeit der großen Liebe, der Hochzeit zwischen Erde und Himmel — es ist, ›als hätt der Himmel die Erde still geküßt...‹
Der Schein eines Blitzes huscht durch das Zwielicht. Wir lauschen. Es bleibt still. Das Wetterleuchten wiederholt sich. Es ist wie das Aufblitzen vom Weiß im Auge eines Gottes, des ewig jungen Gottes der Fluren und Felder, der Bäume und Wasser. Er steht, gegen seinen Hirtenstab gestützt, sein bronzener Körper verschwindet in der Nacht.
Kühle weht aus dem Laub, sie ist voll Duft. Duft von Rosen oder vom Wein aus unseren Gläsern?
Schweigend trinken wir, trinken aus dem Wein eine Landschaft, in welcher der Sommer anders ist als hier: die weiten Flächen der Weinberge heben sich in strengen, großen Linien vom farb- und wolkenlosen Himmel ab, ockerbraune, hartgebrannte Ackerstücke glühen, Bäume züngeln wie schwarze Flammen, die weißen Wände der würfelförmigen Häuser blenden. Hier wachsen nur an geschützten Hauswänden, nur wie zur Zierde, Weinstöcke. Doch die Fußwanderung nur eines halben Tages trennt

uns von der Landschaft, auf deren Hängen der Wein reift. Dunkle Mauertürme und durchbrochene Turmhelme künden, daß sich hier Geschichte begab. Der Boden birgt Scherben von altem Gerät und Münzen mit den Bildern römischer Kaiser. So beglückend nah, so beglückend fern von unserem geschichts=losen, grünen Sommer erscheint uns jene Landschaft, über der die Ahnung Italiens liegt. Der Wein in den Gläsern duftet sie uns in die Süße des Heugeruchs, den die nächtliche Kühle aus den gemähten Wiesen hebt, um die Sommernacht wie einen Dom mit Weihrauch zu füllen.

Eine Grille zirpt. Anderswo zittern die glühenden Sommer=nächte von der Stimme der Grillen. Hier ist es nur eine, und dort noch eine. Sie singen das Lied des grünen Sommers und werden es singen, wenn das Volk seine alten Lieder vollends vergessen haben wird, die so viel und innig von Sommer und Liebe zu singen und zu sagen wissen: Ein Kränzelein von Ro=sen, ein Sträußelein von Klee...

FELIX BRAUN: SCHUBERT IM FREUNDESKREIS

Wer vom oberen Belvedere den Blick auf Wien wiederholt, den Rudolf von Alt gemalt hat, mag wohl in den Linien der Hügel diesseits der Donau Schuberts Legato vernehmen, wie es schwe=bend steigt und wieder sinkt in seinen melodischsten Figuren. In der Mitte des Weges, vom Stephansdom zu den Wiener Wald=höhen, mit denen die Alpen ausgehen, ist Schubert zur Welt gekommen. Noch steht das einstöckige Haus in der Nußdorfer Straße, das heute seine Reliquien bewahrt, darunter eine braune Locke seines reichgeringelten Haupthaares; noch steht der Kon=vikt der Sängerknaben auf dem stillen, alten Universitätsplatz; es steht die Lichtenthaler Pfarrkirche, in die er zur Messe ge=gangen und für die er Messen geschrieben; und auch das Sterbe=haus in der Kettenbrückengasse auf der Wieden. Die Schule, in

der sein Vater und er selbst unterrichtet hatten, bestand noch in meiner Kindheit; allmorgendlich trat ich als ihr Schüler in sie ein.

Wie geschieht es, daß ein im Verborgenen heranwachsender junger Mensch aufgerufen wird zu einem Amt, das sein ganzes Leben erfüllen wird? Besagt Vererbung viel? Schuberts Vater war musikalisch, und der Bruder Ferdinand komponierte auch. Berufen zu sein, kann auf ein Erbe zurückgeführt werden, nicht aber Auserwähltsein. In der Musik scheint ein anderes Gesetz des Werdens und Reifens zu walten als in den Schwesterkünsten. Mozart schuf als Kind Vollkommenes. Die ersten Symphonien Schuberts stammen aus seinem Knaben- und Jünglingsalter. Während der Dichter verwirft, was Ahnung ihn vorschnell bilden gelehrt, gilt dem Musiker fort, was sein Genius durch ihn nach strengeren Ordnungen geschaffen. Die zu frühem Tode bestimmten Musiker haben keine unreife Zeit. Wenn andere noch Frühling feiern, sammeln sie schon erste Früchte. In seinem armen Zimmer, das Schubert oft mit einem Freund teilte, schrieb er fast den ganzen Tag. Sind ihm doch einmal in dem einzigen reichen Jahr 1815 an 150 Lieder entstanden. Wenn er von dieser Arbeit sich erhob, bedurfte er der Zerstreuung. Dann traf er sich mit den Freunden in einem Gasthaus oder Weingarten oder auch bei einem von ihnen; nicht selten setzte er seine Notenschrift in einem musikalischen Haus fort, wie es deren in Wien zahlreiche gab und immer noch gibt. Da er spät nachts in sein Zimmer zurückkehrte — was ersann seine Seele vor dem Schlaf? In ihrer Einsamkeit ruhte sie kaum. Aus Stellen des Tagebuchs, aus Gedichten, die er hie und da schrieb, aus Briefen wird offenkundig, was er fühlte.

Wie Grillparzer war Schubert ein Einzelgänger. Der Grund ist nicht mehr zu verbergen, aus dem er nicht geheiratet hat. Keineswegs allein deshalb, weil seine Liebe zu Therese Grob glücklos ausging. Wie der Priester steht der große Künstler unter dem Zölibat. Beethoven, Hugo Wolf, Bruckner blieben unver=

mählt; auch Haydn war es trotz seiner Ehe. Der Auftrag des Geistes an den armen, kränklichen Jüngling war so überreich, daß er die Sphäre dieses einfachen Daseins überfüllte. Musik ist eine andere Sprache als die ›gebundene‹ des Dichters; gleich der Architektur auf Zahlenlehren gegründet, bezeugt sie das Wort des Novalis, daß Mathematik die ›Sprache der Götter‹ sei. In Keplers ›Harmonie der Sphären‹ wurde das erhabenste Geheimnis der Musik enthüllt.

Ein Künstler, der in einem solchen anderen Element atmet, kann nicht gestört werden. Nie wurde Goethe gestört, wenn auch viele Besucher durch sein Arbeitszimmer hin- und widergingen. Die Freunde, die zu Schubert kamen, tauschten den Gruß mit ihm: dann fuhr er sogleich in seiner Musik fort. Seine Produktivität war so ausschließend kreativ, daß es ihn sogar nicht anging, zu erfahren, wie sie auf andere wirkte. Wenige seiner Werke hat er selbst hören dürfen. Eine der liebenswürdigsten Schilderungen seiner Person ist die Anna Fröhlichs, die ihn gebeten hatte, Grillparzers ›Ständchen‹ für einen Frauenchor zu vertonen. Wie er das Gedicht liest; wie es ihn entzückt; wie er jede Anregung vernimmt, die seine junge Auftraggeberin von ihm verlangt; wie er vergißt, zur Aufführung zu kommen; wie das Schaffen allein ihm genügt: das gehört zu dem vielen Rührenden, was von österreichischen Künstlern bekannt geworden ist. Denn dürfen wir nicht diese Bescheidenheit eine österreichische nennen? Sie ist uns vertraut aus Mozarts, Haydns, Grillparzers, Raimunds, Stifters, Waldmüllers Verhalten gegen die eigene Kunst.

Das einzige Glück, das Franz Schubert rein beschieden war und ihn nie verließ, ist — wenn wir seine Musik als unter einem höheren Namen zu begreifen ausnehmen — die Freundschaft gewesen. Schon als Zögling im Konvikt wurde sie ihm in der Gestalt des treuesten Gefährten zuteil: Josef von Spauns, eines Linzer Bürgersohnes, der sich später im Staatsdienst auszeichnete. Die Kunst verband die Jünglinge, und bald gesellten sich

ihnen andere jugendliche Künstler und Liebhaber des Schönen zu einer Gemeinschaft, die eine ebenso innige persönliche wie geistige geworden ist. Das Haupt des Kreises war Franz von Schober, dessen poetische Neigung ihn befähigte, das zu verstehen und zu werten, was gerade in der Nähe am leichtesten übersehen wird: seine Anregungen förderten Schubert entscheidend. Zu den ersten Freunden gehörten der unglückliche Dichter Mayrhofer, der Musiker Anselm Hüttenbrenner und sein Bruder Josef, der Schubert herzlich anhing. Wie sie einander beistanden, Armut und schwere Zeit gemeinsam zu tragen, wie sie durch Musik und Gespräch einander erhoben, begeisterten, erheiterten, haben Anselm Hütenbrenner und Mayrhofer uns geschildert. Aber Hüttenbrenner kehrte in seine Heimatstadt Graz zurück, und das Verhältnis zu Mayrhofer trübte sich so sehr, daß die Trennung von ihm unabweislich wurde.

Die tiefste Liebe zu Schubert fühlte der Einzige, der ihm auch im Geist wahrhaft verbrüdert war: Moritz von Schwind; seine ›Geliebte‹ nannte Schubert ihn oft im Scherz. Spaun, Schober, Schwind und der Dichter Bauernfeld blieben die bevorzugten Freunde. Allein der Kreis erweiterte sich, und wir dürfen uns die Gesellschaften, die sich zu den ›Schubertiaden‹, den Leseabenden, den Landpartien, den ›Wurstelbällen‹ in Gast- und Kaffeehäusern versammelten, zahlreich genug vorstellen. Während die anderen laut das Wort führten, lachten, spaßten zuweilen auf grobe Weise, saß der kleine rundliche, bebrillte, unordentlich gewandete Komponist meist schweigsam, lächelnd, zuhörend oder sinnend unter ihnen. Oft zog er ein Notenblatt aus der Rocktasche und zeichnete auf, was ihm einfiel. Vielleicht summte er eine neue Melodie für sich hin, während die Kameraden lärmten und Vergängliches genossen.

Zu den ›Schubertianern‹ zählten sich ferner die Maler Leopold Kupelwieser, Schnorr von Carolsfeld, Rieder, dem wir ein schönes Bildnis Schuberts danken, der Lithograph Kriehuber, die Musiker Franz Lachner und Josef Lanner, die Dichter Ferdinand

Sauter und Johann Michael Senn. Dann und wann weilte auch Grillparzer, der durch die Schwestern Fröhlich im besonderen mit Schubert verbunden war, unter ihnen. In den Provinzstädten Linz, Salzburg, Graz und Steyr bildeten sich kleine Gemeinden, und es sah fast danach aus, als ob der junge Ruhm, der noch ein privater war, aus Wien zu weiterem Flug sich anschicken wollte. Was Haydn, Beethoven, Bruckner in ihren späteren Jahren zu Hilfe kam, das Interesse Englands vor allem, war Schubert nicht gegönnt. Wie Goethe sich ihm verschloß, so die große Welt. Den Freunden allein spendete er seine Kunst. Und sogar sie bemerkten ihr Schneelicht kaum, als Schubert ihnen die ›Winterreise‹ vorsang, in der er sich ihnen entzog.

Der Lebensgang Franz Schuberts, wie ihn teilnehmende Freunde begleitet haben, ist in dem Buch ›Schubert im Freundeskreis‹ dargestellt worden. Wenn von seiner Musik hier nicht allzuviel ertönt, so ist dafür der Erdenwandel um so sichtbarer. Das Irdische vor der Verwandlung ins Unsterbliche wird auch in seiner Unscheinbarkeit durch ein heimliches Licht kenntlich. Und das mochten die Freunde in dem Augenblick gewahrt haben, da Schubert nach der Leichenfeier für Beethoven sein Weinglas auf den leerte, der als nächster in die Ewigkeit erhoben sein werde.

VOM FABELDICHTER WILHELM HEY

Vor sechzig Jahren hat Anton Kippenberg in seiner Würdigung des Buchhändlers Friedrich Perthes, die er noch unter dem Namen Anton Berg in der Zeitschrift ›Die redenden Künste‹ veröffentlichte und die dann in seine ›Reden und Schriften‹ aufgenommen wurde, auf die Freundschaft zwischen Perthes und dem Hofprediger Hey hingewiesen und auf den beispiellosen Erfolg des Werkes, das wir dieser Freundschaft verdanken: die Fabeln für Kinder von Wilhelm Hey mit den Bildern von Otto Speckter. Der Verleger erfüllte sich einen Lieblingswunsch, als er diese

Fabeln dann in die Insel-Bücherei aufnehmen konnte; dort ist der Band im Jahre 1954 erneuert worden und hat seither viele Tausende neuer Freunde bei klein und groß gefunden. Bei manchem Leser und Betrachter des Bandes ist aber auch die Frage nach dem Verfasser dieser Fabeln aufgetaucht. Und hat es der Herr Hofprediger nicht verdient, daß wir den Verehrern seiner Kinderreime etwas über ihn erzählen? Dazu gibt uns Theodor Hansen erwünschte Belehrung mit seinem im Jahre 1886 auch bei Perthes erschienenen Buch ›Wilhelm Hey, nach seinen eigenen Briefen und Mitteilungen seiner Freunde dargestellt‹ — einem Werk, das nach dem Willen seines Verfassers Heys Leben als ›eine Pastoraltheologie und eine Pädagogik in greifbarer Gestalt‹ erscheinen lassen möchte. Wir wollen uns auf den Fabeldichter beschränken.

Wilhelm Hey war der Sohn eines Pfarrers in dem kleinen Kirchdorf Leina bei Gotha. Er wurde am 26. März 1789 geboren, verlor schon mit drei Jahren seine Mutter und hatte keine leichte Jugend. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Gotha studierte er in Jena und Göttingen Theologie und machte im Jahre 1811 sein Pfarramtsexamen. Nachdem er bis zum Sommer 1814 in Holland als Hauslehrer tätig gewesen war, kam er an eine Privatschule in Gotha. Im Jahre 1818 wurde er Pfarrer im Dorfe Töttelstedt, nordwestlich von Erfurt: ›Übrigens hat meine Gemeinde,‹ schreibt er stolz, ›die ziemlich zahlreich ist und noch zunimmt, 112 Häuser, 450 Menschen!‹ Und bereits erwähnt der künftige Dichter der Fabeln für Kinder: ›Meine wichtigste Nebenbeschäftigung wird Erziehung sein. Ich habe es hier empfunden, daß ich hier ohne Kinder gar nicht sein kann ...‹. Seine Frau, die er 1819 geheiratet hatte und die kränklich war, berichtet auch an Freunde, wie sehr ihn zwei Jungen, ein Neffe und ein naher Verwandter, beschäftigen, und 1825 gab Friedrich Perthes, der 1822 von Hamburg nach Gotha übergesiedelt war, dem mit der Familie befreundeten Hey seinen jüngsten Sohn Andreas als Zögling nach Töttelstedt. 1828 kam Hey als

Hofprediger nach Gotha. Zuvor hatte er seine Frau verloren, für deren Gesundung er sich gerade vom Aufenthalt in Gotha Gutes erhofft hatte. Anfangs wohnte Hey bei seiner Schwiegermutter, 1831 zog er zu Wilhelm Perthes, dem Chef der Justus Perthesschen Verlagsbuchhandlung. Wilhelms Frau Agnes war die älteste Tochter Friedrich Perthes'; Hey war mit ihr befreundet. Wie eng Hey dem ganzen Hause Perthes verbunden war, entnimmt man der Lebensgeschichte Perthes': ›Täglich wird Hey meinem Herzen teurer, und ich weiß, daß auch ich ihm lieb bin; er ist mir eigentlich Freund, und ich kann Gott nicht genug danken, daß mir noch in den späteren Jahren des Lebens ein solcher Mann zur Seite gestellt ist‹, schrieb er 1829. Perthes war damals siebenundfünfzig Jahre alt, Hey vierzig.

Auch in Gotha nahm sich Hey gern der Kinder an, brachte Waisenkinder bei Familien unter, sorgte für ihre Schulbücher; und da er schon immer Gelegenheitsgedichte geschrieben hatte, so blieb es nicht aus, daß er für die Kinder im Hause Perthes allerlei Reime aufschrieb. Der Großvater Perthes hörte derlei mit Vergnügen von seiner Enkelin Fanny. ›Hey,‹ sagte er, ›wenn Sie solche niedlichen Kindergedichte machen können, so schaffen Sie doch mehr von der Art! Die Kinderwelt hat nicht allzuviel solche Reime; das wäre gerade etwas für sie, was sie brauchen könnte.‹

Hier also liegt der Ursprung unseres Fabelbuchs: der Verleger hatte Geschmack an den Versen gefunden, vielleicht dachte er auch schon an den begabten Zeichner der ihm aus Hamburg befreundeten Familie Speckter; der Dichter Wilhelm Hey aber war ermuntert, und es entsprach seiner immer hilfsbereiten Natur, solche Aufgabe ernsthaft auszuführen.

Zum Glück für uns wurde Hey im Jahre 1832 als Pfarrer und Superintendent nach Ichtershausen berufen – so ist manches von dem, was sonst wohl Gesprächsstoff der Gothaer Freunde geblieben wäre, in Briefen festgehalten; in einem Schreiben von Hey an Perthes haben wir das schönste Zeugnis der Teilnahme

des Dichters am Werden des Fabelbuches und an Speckters Bildern.

Otto Speckter, 1807 in Hamburg geboren und damals also erst fünfundzwanzig Jahre alt, muß den Auftrag, den Perthes ihm gab, sehr rasch ausgeführt haben, denn schon im November 1832 lagen die Blätter vor, gingen von Perthes an Hey, und Hey schreibt am 6. Dezember an Perthes:

›Teurer Freund! Hier kommen die Bilder zurück. Ich habe sorgsam durchgesehen und hie und da verändert, sehr wenig; denn diese frisch aufgewachsenen Sprossen leiden die Hand des Gärtners nicht. Korrektheit, Versmaß – alles liegt hier darin, wie sie ins Ohr fallen. Endlich habe ich Anfang und Ende gemacht, liegen auf einem Blatte bei. Der Zeichner wird schon sehen, wie beide Blätter zwar nahe verwandt, aber doch verschieden sind. Auf dem letzten lauter Porträts der schon dagewesenen Tiere, jedes wieder in angemessener Stellung, alle zusammen in einer gewissen zutraulichen Ruhe. Auf dem ersten kommen sie gelaufen, geflogen; die trauliche Vereinigung sonst fremder oder gar feindlicher Tiere ist nicht zu vergessen und gewissermaßen die Hauptsache.

Sehr schön stelle ich mir das letzte Blatt vor, wenn die Tiere wie ein Rahmen um den Vers herum oben, unten, auf den Seiten säßen und stünden. Dann müßte aber das erste ebenso sein, und da kann ich mirs nicht recht denken. Überdies liegen wohl technische Schwierigkeiten vor.

Also das Ganze sei Ihrer und des Bildners Einsicht, Anordnung, Fürsorge nochmals bestens empfohlen. Der Nachtrag, dafür ich doch schon einiges habe, wird gleich nach Neujahr meine erste Arbeit sein ...‹

Der nach diesem Brief für das letzte Blatt vorgesehene Rahmen bildet im Band der Insel-Bücherei die Umrahmung des Titelblattes.

Heys Brief lagen außer Speckters Bildern noch einzelne Blätter bei, auf denen der Dichter sich zu der Arbeit des Zeichners

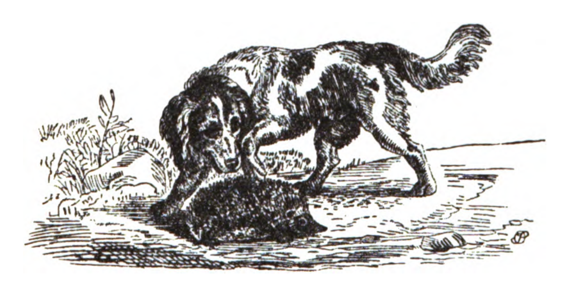


äußerte. An einigen Proben wird man erkennen, wie genau es Hey mit seiner Kritik nahm und wie der Zeichner im einen und anderen Fall auf diese Kritik durch Änderung seines Entwurfs eingegangen ist. Wir setzen die Seitenzahl des Insel-Bandes den Bemerkungen voraus:

15. *Hündchen und Böckchen* sehen hier wie Hund und Bock aus. Das Junge, Spielende ist eine Hauptsache. Vielleicht kommt das bei der Rein- und Steinzeichnung von selbst. Namentlich der Hundekopf ist zu ausgebildet, die ganze Bockperson zu stark, und – eben sehe ichs – die Hörner zu groß. Böckchen ist höchstens drei Monate alt.

22. *Der Wandersmann* wird wohl sitzen müssen, obgleich es am frühen Morgen zu bald, auch noch feucht ist; aber auflegen darf er sich nicht. Weder die Freude an der Lerche, noch vollends die nachher ausgesprochene fromme Morgenfreude gestattet das. Eine achtungsvolle Stellung, vielleicht die Hände übereinandergelegt, nicht gefaltet, oder den Hut in der Hand. Der andere Wanderer übrig, doch nicht störend.

25. *Papierdrache und Vögel.* Viel schöner, als ich es ausführbar dachte. Die Stadt gibt Leben. Im Texte habe ich schnell ›Der Knabe‹ in ›Die Knaben‹ verwandelt.



34. *Hund und Igel.* Ich dächte, der Hund müßte noch nicht zugreifen, sondern bloß wollen – aufgehobene Tatze usw. So stehts in der Fabel selbst. Die Erzählung *nachher* bleibt immer der Phantasie der Kinder überlassen. Auch hebt sich damit die

naturgeschichtliche Unrichtigkeit, die der Herr Zeichner selbst bemerkt.

44. *Sau.* Ist der Kopf richtig? Mich erinnert er an einen Hundekopf. Hängt die Sau die Ohren? Auch der Hals, ja der ganze Körper zu gelenk.

47. *Hirsch.* Er scheint zu stürzen. Es müssen vielmehr recht die Freiheit und Leichtigkeit seines Laufs sichtbar sein. Auch der Graben ist nur *vor* ihm, er noch nicht daran. Der Zuschauer aber weiß, daß er darübersetzen wird. Nur *ein* Hund ihm recht nahe, zu dem er spricht. Der nächste an ihm ist wohl etwas zu klein. Die beiden anderen, im Vordergrunde, müssen viel mehr in den Hintergrund.



52. *Knabe und Ente* schön. Sollten nicht die beiden Redenden einander ansehen, die Ente mit einiger Sorge? – Im Text habe ich ›saß‹ statt ›stand‹ korrigiert. Ich freue mich, wenn nur das kleine Vieh auf dem Bilde recht lebendig wird. Gerade so viele, nämlich Legion (bei Speckter sinds kaum genug), sah ich einmal bei der Bettelsherrnmühle und freute mich lange daran. Neben mich trat ein Feldarbeiter, sah auch dem Gewimmel zu und brach endlich in die Worte aus: Die verfluchten Racker!! Er hatte gewiß so viel Vergnügen dabei wie ich.

›Alles‹, schließt Hey, ›unmaßgebliche, unzielsetzliche Bemerkungen eines der edlen Zeichenkunst ganz unkundigen...‹
›In welcher Gestalt das Ganze noch erscheinen wird, bin ich neugierig‹, schreibt Hey im Februar 1833 an Perthes. ›Gewiß haben Sie recht, den Herrn Speckter gewähren zu lassen; denn es ist sichtlich ein Lieblingskind von ihm geworden.‹ Und am 18. April: ›Wie sehr mir das Fabelbuch in seiner gegenwärtigen Gestalt gefällt, haben Sie wohl schon von Wilhelm Perthes gehört. – Die Schrift gefällt mir auch. Auf dem Titel würde ich die ‚Kinder' beibehalten, ja wo möglich noch das Alter, welches wir so bestimmt im Auge gehabt haben, angeben. Wollen die Großen auch Vergnügen daran haben, desto besser. Aber berechnet ist doch alles, selbst der Druck, für die Abcschützen bis höchstens zu acht Jahren. Wer das nicht im Auge hat, wird uns leicht den Vorwurf machen, wir seien allzu kindisch gewesen.‹
Im Herbst 1833 war es dann soweit, daß das Buch erscheinen konnte, und Hey sagte zu einer Ankündigung, die Perthes ihm geschickt hatte: ›Ich leugne nicht, daß sie mir wohlgetan hat. Die bezeichneten Bilder sind auch alle gut bis auf die Sau.‹ Hier also hatte der Hamburger Speckter den auf dem Lande großgewordenen Dichter nicht befriedigen können!
Jene Ankündigung machte dem Dichter Lust, gleich neue Fabeln zu ersinnen. Am 10. Oktober 1833 schreibt er: ›Gestern abends fing ich an neue Fabeln auszuwählen und zu ergänzen; denn es fehlen ja die zweiten Hälften, die für die gedruckten erst später gemacht worden sind. – Heute hat mich meine Frau nach Wandersleben geschickt. Unterwegs wäre ich um ein Haar mitten in das große Herbstmanöver der gothaischen Truppen geraten, dessen Präludium bei Kornhochheim gehalten wurde. Ich ging aber über Sülzenbrücken und arbeitete an meinen Fabelergänzungen unterwegs in aller Ruhe fort. Wären sie abgeschrieben, so könnte ich eine ziemliche Anzahl zur Prüfung mitschicken. Daß mein Name nicht bei den Fabeln genannt ist, bedaure ich nicht wie Sie, sondern es ist mir lieb. Doch mache ich mir eben-

so wenig daraus, wenn in Gotha dieser oder jener oder jeder auf mich rät. Es ist ein freundliches Kinderspiel; so müssen wirs ansehen; so hat es uns Freude gemacht; und so will ich eben jetzt wieder ans Abschreiben gehen.‹

Dem aufmerksamen Leser der Fabeln wird es nicht entgangen sein, daß die zweiten Strophen, die zweiten Sechszeiler, überall Zusätze sind, und aus Heys Briefen erhält man die Bestätigung.

Im Dezember 1832 hatte Hey sich wieder verheiratet, mit der jüngsten Tochter des Hamburger Kaufmanns Otto von Axen, Mitglieds des bürgerschaftlichen Kollegiums der ›Oberalten‹. Luise von Axen ist die Luise in Heys späteren Briefen. Ein Verwandter der Frau, der Studiosus Otto Beneke, fragte, ob er Hey als Verfasser des Fabelbuches nennen dürfe. Ihm antwortete Onkel Hey: ›Da dieses Waisenkind nun einmal ohne Stammbaum sein Fortkommen in der Welt, sogar liebe Freunde und Beschützer gefunden hat, so wollen wir es auch ferner seinen Weg gehen lassen, ohne die Leute mit einem Namen irre zu machen, den sie doch nicht kennen. Ist das Büchlein auch glücklicherweise kein Kaspar Hauser, so gibts doch fast so viele Meinungen über seine Herkunft wie Rezensionen, und ganz gewiß weiß es die Berliner Kirchenzeitung, daß Text, Zeichnung, Druck alles von *einer* Hand ist (!). Sie nicht, lieber Neffe, mögen den Urheber dieser Kinderei nennen; andere werden es schon tun; denn bekannt genug ists.‹

Der Brief erhielt eine Nachschrift der Tante Luise: ›Sage nur auf meine Verantwortung jedem, der es wissen will, daß das Fabelbuch von Hey ist!‹

Die Freunde der Fabeln haben es seither mit der Tante Luise gehalten: man nennt den Dichter mit dem Zeichner. Er selbst ließ den Namen wie bei der ersten Sammlung so auch bei dem vier Jahre später erscheinenden Buch ›Noch fünfzig Fabeln‹ verschweigen. Erst als im Jahre 1845 eine neue Schulausgabe nunmehr von Heys einstigem Schüler und jetzigem Nachfolger des alten Perthes, Andreas, veranstaltet wurde, schrieb Hey: ›Lie-

ber Freund! Da einmal mein Name als des Verfassers allgemein bekannt ist, so erscheint es ganz natürlich, daß er auf dem Titel steht, wie es ja auch bei der französischen Übersetzung schon der Fall ist. Wenn es Dir also angemessen erscheint, so hast Du volle Freiheit dazu.‹

Von der Lebensgeschichte Wilhelm Heys sei noch so viel gesagt, daß ihm, dem großen Kinderfreund, im März 1838 ein Sohn geboren wurde; sein Pate war — man ist versucht zu sagen: wie beim Fabelbuch — Friedrich Perthes. Im Jahre 1847 verlieh die Universität Heidelberg dem Superintendenten Hey den Titel eines Doktors der Theologie, und das lateinische Diplom betonte, daß der Empfänger des Titels sich um die ganze Jugend Deutschlands sehr verdient gemacht habe. Bezeichnend für den bescheidenen Hey ist es, daß von dieser Ehrung ein großer Teil seiner Amtsbrüder, Freunde und Bekannten erst sieben Jahre später Kenntnis erhielt — bei seiner Leichenfeier.

Bis in seine letzten Lebenstage ließ Hey die Feder des Poeten nicht ruhen, ja sein Biograph versichert uns, daß er in den vierzig Tagen vor seinem Tode am 19. Mai 1854 nicht weniger als 57 Gedichte aufgeschrieben habe. Die Welt kennt und bewahrt sein Lied ›Weißt du, wieviel Sterne stehen‹ und — die Fabeln für Kinder. *F. Ml.*

1906—1956

Am 1. Juli 1955 waren fünfzig Jahre vergangen, seit Anton Kippenberg, zunächst mit Carl Ernst Poeschel zusammen, als Gesellschafter in den Insel-Verlag eintrat. Von 1906 an hat er allein den Verlag bis zu seinem Tode am 21. September 1950 geleitet. Wir gedenken dieses halben Jahrhunderts, indem wir den vorliegenden Almanach mit einer Würdigung eröffnen, die Reinhold Schneider zum Privatdruck einer Gedächtnisschrift für den verehrten Freund und Verleger beigesteuert hat. Das beigegebene Bild zeigt Anton Kippenberg im Sommer 1948 in Marburg bei Betrachtung einer Ausstellung moderner Dichter-Handschriften.
Unter den vier Ereignissen, die in die Zukunft wiesen, hat Anton Kippenberg in einer Geburtstags-Epistel dem Freunde Carl Ernst Poeschel die Entstehung des Insel-Almanachs in Erinnerung gebracht und ihm geschildert, wie es dazu kam, daß der ›Insel-Almanach auf das Jahr 1906‹ erschien. Es ist also auch ein halbes Jahrhundert vergangen, seit der erste Almanach hervortrat. Freilich sind es nicht fünfzig Almanache, die nun vorliegen: für 1920 und die Jahre 1942 bis 1951 wurden keine Almanache ausgegeben, und da der letzte Almanach für 1954 und 1955 zusammen erschien, ist der vorliegende der neununddreißigste der ganzen Reihe. Indem wir ihn in die Hände der alten und neuen Insel-Freunde legen, geschieht es nun wieder unter dem Titel, den ihm sein Schöpfer vor fünfzig Jahren gegeben hat:

Insel-Almanach auf das Jahr 1956

BÜCHER
AUS DEM INSEL-VERLAG

Das liebe deutsche Publikum

ist von der Art,

daß es dasjenige für gar nichts hält,

was es schon kennt.

GOETHE AN COTTA

(20. Februar 1819)

Neuerscheinungen und Neuauflagen 1955

Der Preis bezieht sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

AUCASSIN UND NICOLETTE. Mit Holzschnitten von Fritz Kredel. Handkoloriert und vom Künstler signiert. 500 numerierte Exemplare. 70 Seiten. Halbpergamentband in Schuber DM 24,–.
Die einmalige Liebhaberausgabe der altfranzösischen Liebesgeschichte mit den anmutig kolorierten Holzschnitten Fritz Kredels ist eine kostbare Geschenkgabe für alle Freunde des schönen Buches.

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Max Burckhardt. Band III: 1846–1858. 448 Seiten, 16 Bildtafeln. DM 21,–. (In Gemeinschaft mit Benno Schwabe Verlag, Basel.)
Dieser neue Band zeigt den Weg Burckhardts bis zum Ordinariat für Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt und führt nach Etappen in Italien und Deutschland zuletzt über Zürich nach Basel. Es ist jenes Dezennium, in dem der Historiker und Kunstgelehrte mit eigenen großen Leistungen in die Welt tritt.

CAROSSA, HANS: DER TAG DES JUNGEN ARZTES. 240 Seiten. DM 10,–.
Mit dem neuen Werk führt der Dichter die Geschichte seiner Jugend zu Ende. Wir begleiten den Studenten in seine Leipziger Semester und zu den Anfängen der Praxis in Passau. Die tiefe geistig-seelische Verbundenheit des Arztes mit seinen Patienten ist das vorwaltende Thema des Buches.

CERVANTES, MIGUEL DE: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Mit einer Einleitung von Iwan Turgenjew und einem Nachwort von André Jolles. Zwei Bände. Etwa 1400 Seiten. Mit Schuber. DM 36,–. Leder DM 60,–.
Allen Freunden der Weltliteratur wird die Erneuerung des unvergänglichen Werkes in einer schönen Dünndruckausgabe in zwei Bänden besonders willkommen sein. Dieser unverkürzten Ausgabe hat man von je besondere Lesbarkeit und Schönheit der sprachlichen Form nachgerühmt.

COOPER, DUFF: TALLEYRAND. Übertragen von Karl Lerbs. Einmalige Sonderausgabe in der Reihe ›Bücher der Neunzehn‹. 376 Seiten. DM 6,80.
Es macht den besonderen Reiz der Biographie des Engländers aus,



daß hier ein Diplomat unserer Tage die Lebensgeschichte des berühmten Franzosen erzählt, ein Politiker, der zwar nicht groß genug war, selbst ein Talleyrand zu sein, aber eben doch Politiker genug, um Talleyrand zu verstehen und aus eigener Kenntnis der Spielregeln jene Partien der Weltgeschichte vor uns nachzuspielen, die mit dem Namen Talleyrand verbunden sind.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. In einem Band 996 Seiten. DM 16,80. In zwei Bänden 1004 Seiten. Halbleder DM 30,–.
Auf den tausend Seiten dieses in neuer Ausgabe vorliegenden Werkes findet man die Novellen und Erzählungen vereint, die zu den schönsten Stücken deutscher Erzählkunst überhaupt gehören. Hugo von Hofmannsthals Einleitung ist nun selbst schon ein Stück klassischer deutscher Prosa geworden.

ECKERMANN, JOHANN PETER: GESPRÄCHE MIT GOETHE IN DEN LETZTEN JAHREN SEINES LEBENS. Neu bearbeitet von Fritz Bergemann. Dünndruckausgabe. 952 Seiten. DM 18,–. Leder DM 32,–.
Mit der Rückkehr zum Originaltitel von Eckermanns Werk ist bereits darauf hingewiesen, daß unsere neue Ausgabe des berühmten Werkes die ursprüngliche Dreiteilung wiederherstellt, wie es nach den Ergebnissen der neueren Eckermann-Forschung richtig erscheint. Es ist selbstverständlich, daß auch sonst diese Ergebnisse kritisch benutzt worden sind. Unsere Ausgabe ist damit die neueste und vollständigste.

DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN SCHILLER UND GOETHE. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann. Drei Bände. 1256 Seiten. DM 36,–.
Schon Wilhelm von Humboldt schrieb über den von Goethe selbst herausgegebenen Briefwechsel: ›Es gibt nicht leicht eine Schrift, die einen so unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet und so nach allen Richtungen hin die einzig richtigen leitenden Ansichten angibt.‹

HAMANN, JOHANN GEORG: BRIEFWECHSEL. Herausgegeben von Walther Ziesemer und Arthur Henkel. In 7 Bänden und 1 Erläuterungsband. Band 1 und 2 1955 erschienen. Jeder Band etwa 520 Seiten. Subskriptionspreis je Band DM 28,–, später DM 30,–. Broschiert: Subskriptionspreis je Band DM 25,–, später DM 27,–.
Die kritische Gesamtausgabe des Hamannschen Briefwechsels ist eine der wichtigsten Publikationen zur Geistes- und Literaturgeschichte



des achtzehnten Jahrhunderts. Hamanns Briefe bilden das beste Hilfsmittel zum Verständnis seiner Schriften. Manches, was er in den Schriften nur dunkel andeutet, spricht er klar in den Briefen aus.

KANT, IMMANUEL: WERKE. Herausgegeben von Wilhelm Weischedel. Gesamtausgabe in sechs Dünndruckbänden. I: Vorkritische Schriften bis 1768. II: Kritik der reinen Vernunft (erscheint zuerst). III: Schriften zur Logik und Metaphysik. IV: Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. V: Kritik der Urteilskraft und naturphilosophische Schriften. VI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Etwa 4500 Seiten. Subskriptionspreis je Band etwa DM 18,–, später etwa DM 20,–. Leder: Subskriptionspreis je Band etwa DM 30,–, später etwa DM 34,–. Die Subskriptionsfrist schließt mit Erscheinen des zweiten Bandes 1956.
Die von Professor Weischedel, dem Ordinarius für Philosophie an der Freien Universität Berlin herausgegebene neue Ausgabe bringt die nach den Originalausgaben gründlich revidierten Texte und bietet damit für den akademischen Unterricht und für alle Freunde der Philosophie die kritische Studien- und Gesamtausgabe. Den lateinischen Texten werden deutsche Übersetzungen beigefügt.

KREDEL, FRITZ: KARTE VON MICHELSTADT. Handkoloriert. 70 x 100 cm. In Versandrolle DM 85,–. Es gelangen nur 75 Exemplare in den Handel.
Ein großes Vogelschaubild von Michelstadt im Odenwald, wie es um das Jahr 1650 aussah, mit dem kühnen gotischen Rathaus und dem Marktplatz, dessen Schönheit kein Besucher vergißt: Urbild einer Stadt, der mauerumringten Civitas, in deren Schutz und Frieden die bürgerliche Kultur des Abendlandes erwachsen konnte.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE FRAU DES PILATUS. Novelle. 64 Seiten. DM 4,50.
Wird Cäsar immer wieder über Christus siegen, wie er einst in Jerusalem durch Pilatus über Christus gesiegt hat? Das ist die bewegende These der neuen Novelle der Dichterin, und die Freunde ihrer großen Kunst werden von neuem überrascht sein durch die leidenschaftliche Kraft, mit der die Ereignisse gestaltet sind.

LOB DES ALTERS. SPRÜCHE DER WEISHEIT. Gesammelt von Annemarie Meiner. 80 Seiten. Gebunden DM 4,80.
Wir erneuern mit diesem Brevier ein Buch der Lebensweisheit, das viele Freunde hatte – und auch ferner haben wird. Gelassen und in ernster Fassung, aber auch humorvoll sprechen hier Menschen aller

Zeiten vom Sinn des Alters. Es ist — ein Trostbüchlein wahrlich nicht nur für alte Leute — ein besonders reizvolles Geschenkwerk.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: DAS AUFGEKLÄRTE MONDSCHAF. Achtund=zwanzig Galgenlieder und deren gemeinverständliche Deutung durch Jeremias Mueller. 80 Seiten. Gebunden DM 4,80.
Ein eigener geistvoll-unsinniger Kommentar Morgensterns zu sei=nen Galgenliedern. Neben das ›doppelte Mondschaf‹ in der eng=lischen Übertragung tritt nun das ›aufgeklärte‹ — Arabesken zum heiter-tiefsinnigen Spiel mit Wörtern und Begriffen in den ›Gal=genliedern‹, die sich in jeder jüngeren Generation immer neue und unverändert zahlreiche Freunde erwerben.

RILKE, RAINER MARIA: SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn. Fünf Dünndruckbände. Etwa 4500 Seiten. Band I: Erste Ge=dichte. Die frühen Gedichte. Die weiße Fürstin. Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. Das Stunden-Buch. Das Buch der Bilder. Neue Gedichte. Der Neuen Gedichte anderer Teil. Requiem. Das Marien-Leben. Duineser Elegien. Die Sonette an Orpheus. Band II: Aus dem Nachlaß des Grafen C. W. Brief=wechsel in Gedichten mit Erika Mitterer. Gedichte 1906 bis 1926. Gedichte in französischer Sprache. Band III: Leben und Lieder (1899). Frühwerke in ursprünglicher Gestalt. Jugendgedichte aus dem Nach=laß (bis 1906). Band IV: Erzählende und kritische Schriften, 1891 bis 1902. Anhang: Dramatisches. Band V: Erzählende und kriti=sche Schriften, 1903 bis 1926. Subskriptionspreis je Band DM 28,—, später DM 30,—. Leder: Subskriptionspreis je Band DM 52,—, später DM 56,—. Der Subskriptionspreis gilt bis zum 31. Dezember 1955.
Von den zahllosen Freunden der Dichtungen Rilkes im In- und Ausland seit langem erwartet, erscheint nun die neue Gesamtaus=gabe seines dichterischen Werkes. Es hat umfangreicher Vorarbei=ten über viele Jahre bedurft, um hierfür eine zuverlässige Grund=lage zu schaffen. Vollständig aufgenommen wurde, neben einer Auswahl unveröffentlichter Frühwerke, alles bereits Gedruckte aus den Jugendjahren bis Ende 1898; von 1899 ab wird die Ausgabe das gesamte dichterische Werk mit dem umfangreichen Nachlaß vereinigt darbieten. Der erste Band erschien 1955.

RILKE, RAINER MARIA: DUINESER ELEGIEN. 44 Seiten. Gebunden DM 5,—.
Das Hauptwerk Rilkes in einer Einzelausgabe in besonders schö=ner Ausstattung und in zweifarbigem Druck.

Salminen, Sally: Katrina. Wohlfeile Insel-Ausgabe. Aus dem Schwedischen übertragen von Edzard Schaper. 146. Tausend. 412 Seiten. DM 8,80.
Die Neuauflage des berühmten Romans erscheint jetzt in der Reihe unserer Wohlfeilen Insel-Ausgaben. Das Werk hat Sally Salminens Weltruhm begründet: es wurde in achtzehn Sprachen übersetzt, und man hat es längst zu den bleibenden Romanen der Gegenwart gezählt.

Schneider, Reinhold: Das Inselreich. Gesetz und Grösse der britischen Macht. Mit einem neuen Nachwort des Verfassers. 580 Seiten. DM 18,–.
Dieses Hauptwerk Reinhold Schneiders handelt von den Schicksalen und Begebnissen der britischen Geschichte seit der Zeit der christlichen Mission. In ihr enthüllen sich Gleichnischarakter und Gesetzmäßigkeit aller Geschichte. Das Werk ist heute von besonderer Aktualität. In der großartigen Darstellung Schneiders dokumentiert sich eindrucksvoll seine Sinndeutung geschichtlichen Geschehens.

Die schönsten Geschichten aus ›1001 Nacht‹. Übersetzt, ausgewählt und eingeleitet von Enno Littmann. 508 Seiten. DM 14,80.
Die neue Auswahl der schönsten Geschichten wird in der Übertragung von Enno Littmann, also nach dem Text der deutschen Gesamtausgabe in sechs Bänden, geboten. Sie ist als Hausbuch zum Lesen und Vorlesen gedacht und ist vor allem auch für die Jugend bestimmt.

Stevenson, Robert Louis: Die Schatzinsel. Wohlfeile Insel-Ausgabe. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. Mit 46 Holzschnitten von Hans Alexander Müller. 312 Seiten. DM 6,80.
Die Holzschnitte von Hans Alexander Müller, die die ganze Romantik des Seemannslebens und den Zauber des Meeres festhalten, geben dem Band einen besonderen Reiz. Zu alten Freunden – es gibt viele, die den Roman mit fünfzehn und mit fünfzig Jahren lesen – wird sich das Werk in der Insel-Ausgabe viele neue Leser, alte und junge, hinzugewinnen.

Tourville, Anne de: Gael der Matrose. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Grete Rambach. 356 Seiten. DM 12,80.
Die Dichterin des ›Großen Jabadao‹ erzählt in ihrem neuen Roman von den Abenteuern und Schicksalen eines Matrosen, der die Weltmeere befahren, in tiefster Verzweiflung mit Gott und der Welt gehadert, aber auch Augenblicke höchsten Glücks erfahren hat.

Früher erschienen:

INSEL-ALMANACH 1952: 192 Seiten. 8 Tafeln. Kartoniert DM 2,50.

INSEL-ALMANACH 1953: 208 Seiten. 9 Tafeln. Kartoniert DM 2,50.

INSEL-ALMANACH 1954/55: 192 Seiten. 7 Tafeln. Kartoniert DM 2,50 (vergriffen).

BERENSON, BERNARD: ENTWURF ZU EINEM SELBSTBILDNIS. Aus dem Englischen übertragen von Hanna Kiel. 208 Seiten mit 6 Bildtafeln. DM 14,60.

BERTRAM, ERNST: MICHAELSBERG. Neue, um das Buch ›Hrabanus‹ vermehrte Ausgabe. 204 Seiten. DM 8,50.

— KONRADSTEIN. 119 Seiten. DM 7,—.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

— PATENKINDERBUCH. Gedichte. 120 Seiten. Gebunden DM 5,—.

BILLINGER, RICHARD: SICHEL AM HIMMEL. Gedichte. 5. Tausend. Gebunden DM 2,50.

BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. 29. Tausend. 408 Seiten Dünndruckpapier. DM 9,—.

BUCHWALD, REINHARD: SCHILLER.
Erster Band: Der junge Schiller. Mit 4 Bildtafeln und dem Faksimile einer Handschrift. 452 Seiten. DM 16,—.
Zweiter Band: Der Weg zur Vollendung. Mit 4 Bildtafeln und dem Faksimile einer Handschrift. 500 Seiten. DM 16,—.

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE. Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. 109 Seiten mit 37 Bildern von Fritz Kredel. Gebunden DM 4,80.

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Max Burckhardt. Neun Bände. (In Gemeinschaft mit Benno Schwabe Verlag, Basel.)
Band I: 1818 bis Mai 1843. 376 Seiten mit 16 Bildtafeln. DM 17,—.
Band II: Juni 1843 bis März 1846. 328 Seiten mit 10 Bildtafeln. DM 18,—.
Band III: Siehe Seite 149.

CAROSSA, HANS: DER ARZT GION. Erzählung. 106. Tausend. 282 Seiten. DM 10,80.

— AUFZEICHNUNGEN AUS ITALIEN. 16. Tausend. 205 Seiten. Gebunden DM 6,–.

— FÜHRUNG UND GELEIT. Ein Lebensgedenkbuch. 76. Tausend. 180 Seiten. DM 8,50.

— GESAMMELTE GEDICHTE. 51. Tausend. 186 Seiten. Gebunden DM 7,–.

— GEHEIMNISSE DES REIFEN LEBENS. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. 102. Tausend. 239 Seiten. DM 9,80.

— DAS JAHR DER SCHÖNEN TÄUSCHUNGEN. 152. Tausend. 320 Seiten. DM 11,50.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH. 96. Tausend. 167 Seiten. DM 9,–.

— UNGLEICHE WELTEN. 18. Tausend. 342 Seiten. DM 12,80.

GRUSS DER INSEL AN HANS CAROSSA. Als Festgabe zum 70. Geburtstag des Dichters am 15. Dezember 1948 erschienen. Mit Titelvignette von Walter Tiemann. Gebunden in Roma-Bütten mit Golddruck DM 4,80.

CLAES, ERNEST: JUGEND. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. 18. Tausend. 291 Seiten. Halbleinen DM 4,80.

COMMON, JACK: GLÜCK IST TRUMPF. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Peter Dülberg. 300 Seiten. DM 12,80.

DACQUE, EDGAR: DIE URGESTALT. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. 10. Tausend. 244 Seiten. DM 11,50.

DANTE: GÖTTLICHE KOMÖDIE. Deutsch von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen. Dünndruckausgabe. 738 Seiten. DM 12,50.

DEUTSCHE GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. In neuer Auflage und neuer Ausstattung. 191. Tausend. 144 Seiten. Gebunden DM 2,80, Leinen DM 4,20

DEUTSCHE HELDENSAGEN. Herausgegeben von Severin Rüttgers. 614 Seiten. DM 9,80.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Aus dem arabischen Urtext übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Sechs Bände mit rund 5000 Seiten auf Persia-Dünndruckpapier in grünem Leinen oder in naturfarbenem Schweinsleder mit Goldprägung. Zweite Auflage der neuen Ausgabe.
DM 114,–, Leder DM 192,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.



EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Mit 26 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Übersetzt von Franz Kuhn. 36. Tausend. 369 Seiten. DM 9,80.

FISCHER, EDWIN: MUSIKALISCHE BETRACHTUNGEN. 23. Tausend. 68 Seiten. Gebunden DM 4,–.

GOETHES WERKE IN SECHS BÄNDEN (DER VOLKS-GOETHE). Herausgegeben im Auftrag der Goethe-Gesellschaft. Begründet von Erich Schmidt. Neue Ausgabe in Verbindung mit Andreas B. Wachsmuth, Hans Wahl, Hans-J. Weitz und Walther Ziesemer besorgt von Anton Kippenberg. Jeder Band 700–750 Seiten.
Band 1: Goethes Leben. – Gedichte. Faust. Band 2: Dramen. Band 3: Die Leiden des jungen Werther. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Das Märchen. Band 4: Die Wahlverwandtschaften. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Novelle. Vers-Epen. Band 5: Dichtung und Wahrheit. Band 6: Vermischte Schriften. 130. Tausend. Insgesamt 4380 Seiten. Jeder Band DM 9,80, Halbleder DM 14,50.

GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 10. Tausend. 618 Seiten mit einer Landkarte. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. DM 14,–, Leder DM 27,50.

– FAUST. Gesamtausgabe. 225. Tausend. 648 Seiten. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. DM 14,–, Leder DM 27,50.

CHRONIK VON GOETHES LEBEN. Mit Verzeichnis der Erstausgaben, Personen- und Ortsregister. Neu bearbeitet und herausgegeben von Franz Götting. 196 Seiten. DM 3,50.

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALLADE VOM VERSCHÜTTETEN LEBEN. 4. Tausend. 72 Seiten. Gebunden DM 6,80.
Ausgezeichnet mit dem Literaturpreis 1952 der deutschen Kritiker.

– STROM DER ZEIT. Gedichte. 76 Seiten. Kartoniert DM 2,50.

– ZWISCHEN STERN UND STAUB. Gedichte. 72 Seiten. Gebunden DM 6,80.

HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN. Dünndruckausgabe. 516 Seiten. DM 10,–.

DAS GEDICHT VON HIOB UND SEINEN DREI FREUNDEN. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Gustav Hölscher. 128 Seiten. Gebunden DM 2,–.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE. Tagebuch-Aufzeichnungen. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. 8. Tausend. 112 Seiten. DM 3,50.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 61. Tausend. 312 Seiten. DM 10,–.

HUCH, RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 29. Tausend. 264 Seiten. DM 5,60.

DIE JUGEND GROSSER DEUTSCHER. Von ihnen selbst erzählt. Herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit-Jentner. Neue Ausgabe mit 8 Bildtafeln. 35. Tausend. 496 Seiten. DM 14,80.

KANT, IMMANUEL: VERMISCHTE SCHRIFTEN. Taschenbuchausgabe auf Dünndruckpapier. 684 Seiten. DM 14,–.

KÄSTNER, ERHART: ÖLBERGE, WEINBERGE. Ein Griechenlandbuch. Mit Zeichnungen von Helmut Kaulbach. 19. Tausend in neuer Ausstattung. 245 Seiten. DM 13,50.

– ZELTBUCH VON TUMILAD. 18. Tausend in neuer Ausstattung. 285 Seiten. DM 13,50.

KASSNER, RUDOLF: DIE NACHT DES UNGEBORGENEN LEBENS. Aus den Schriften. (Auswahl aus den Essays und Gleichnissen.) 248 Seiten. Gebunden DM 9,50.

– PHYSIOGNOMIK. 224 Seiten und 47 Abbildungen auf Tafeln. DM 16,50.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Roman. Aus dem Chinesischen übersetzt von Franz Kuhn. 39. Tausend. 928 Seiten Dünndruckpapier. Mit Schuber. DM 25,–, Leder DM 42,–.

KIPPENBERG, ANTON: GESCHICHTEN AUS EINER ALTEN HANSESTADT. 88. Tausend. 216 Seiten. DM 7,–.

– REDEN UND SCHRIFTEN. 320 Seiten mit 18 Bildtafeln. DM 12,50.

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKE. Ein Beitrag (Biographie). 20. Tausend. 384 Seiten. Gebunden DM 5,60.

– RAINER MARIA RILKES DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 8. Tausend. 200 Seiten. Gebunden DM 6,50.

– KLEINE SCHRIFTEN. 142 Seiten. Gebunden DM 4,50.

KOCH, RUDOLF: DAS MÜNSTER ZU STRASSBURG. In Holz geschnitten von Fritz Kredel und Lisa Hampe. Einblattdruck 83:135 cm. In einer Pappröhre DM 18,–.



LE FORT, GERTRUD VON: AM TOR DES HIMMELS. Novelle. 20. Tausend. 88 Seiten. DM 4,80.

– DIE TOCHTER FARINATAS. Vier Erzählungen. 18. Tausend. 212 Seiten. DM 8,–.

– UNSER WEG DURCH DIE NACHT. Worte an meine Schweizer Freunde. 13. Tausend. 20 Seiten. Geheftet DM –,60.

LORCA, FEDERICO GARCIA: DIE DRAMATISCHEN DICHTUNGEN. Aus dem Spanischen übertragen von Enrique Beck. 444 Seiten. DM 24,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1954 ausgezeichnet.

MAURIAC, FRANCOIS: DIE EINÖDE DER LIEBE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von S. Cramer. 8. Tausend. 174 Seiten. DM 7,80.

MAUROIS, ANDRE: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. 13. Tausend. 280 Seiten und 12 Bildtafeln. DM 6,80.

MECKEL, EBERHARD: GESAMMELTE GEDICHTE. 192 Seiten. Halbleinen DM 2,50.

MELL, MAX: GEDICHTE. 88 Seiten. Liebhaberdruck in Halbpergament DM 10,–.

MOLIERE: WERKE. Ins Deutsche übertragen von Arthur Luther, Rudolf Alexander Schröder und Ludwig Wolde. Dünndruckausgabe. 1084 Seiten. DM 22,–, Leder DM 36,–.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. In sieben Büchern. Große Ausgabe. 344 Seiten. DM 6,80.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: ALLE GALGENLIEDER. 187. Tausend. 333 Seiten. DM 9,80.

– DAS MONDSCHAF / THE MOON SHEEP. Eine Auswahl aus den Galgenliedern. Deutsch und in englischer Übertragung von W. Eitzen. 96 Seiten. Gebunden DM 4,80.

– EIN LEBEN IN BRIEFEN. Herausgegeben von Margareta Morgenstern. 536 Seiten mit 8 Bildtafeln. DM 20,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

MÜHLBERGER, JOSEF: GEDICHTE. 240 Seiten. Gebunden DM 2,50.

MUNK, GEORG: AM LEBENDIGEN WASSER. Roman. 660 Seiten. DM 19,50.

DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN. Herausgegeben von Eduard Sievers. 624 Seiten. DM 10,–.

Nostitz, Helene von: Aus dem alten Europa. Erinnerungen an Menschen und Städte. 200 Seiten. Mit 8 Bildtafeln. 9. Tausend. DM 11,50.

Emil Preetorius. – Im Umkreis der Kunst. Eine Festschrift für Emil Preetorius. 312 Seiten mit 5 Tafeln und 4 Abbildungen im Text. Gebunden DM 15,–.

Die Geschichte vom Prinzen Genji, wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan. Deutsch von Herberth E. Herlitschka. Neue, überarbeitete Ausgabe auf Dünndruckpapier. Zwei Bände mit 1212 Seiten. DM 36,–, Leder DM 60,–.

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Eine Darstellung vom Werden und Wesen des Papiers. Mit 46 Abbildungen auf Lichtdrucktafeln, zwei Landkarten, Proben von Papyrus, Pergament, verschiedenen Papiersorten und Wasserzeichen. Gedruckt auf Zerkall-Bütten. 12. Tausend. 230 Seiten Text. Halbleinen DM 22,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Roman. 55. Tausend. 305 Seiten. DM 10,–.

– Das Buch der Bilder. Gedichte. 51. Tausend. 176 Seiten. DM 8,50.

– Gedichte in französischer Sprache. Gesamtausgabe. 156 Seiten. DM 8,–.

– Geschichten vom lieben Gott. 77. Tausend. 188 Seiten. DM 9.50.

– Das Marien-Leben. 146. Tausend. 28 Seiten. Kartoniert DM 2,–. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier, gebunden DM 5,–.

– Neue Gedichte. 46. Tausend. 276 Seiten. DM 11,50.

– Auguste Rodin. 75. Tausend. 124 Seiten. Mit 97 Bildern auf Tafeln. DM 14,–.

– Das Stunden-Buch. 213. Tausend. 116 Seiten. Halbleinen DM 5,–.

– Briefe. Zwei Bände. Zusammen 1180 Seiten. DM 30,–.

– Briefe über Cezanne. Herausgegeben von Clara Rilke. Mit 8 Bildtafeln. Großoktav. 56 Seiten. In Halbpergament DM 12,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

– Die Briefe an Frau Gudi Nölke. Aus Rilkes Schweizer Jahren. Herausgegeben von Paul Obermüller. 208 Seiten mit 4 Bildtafeln. DM 12,–.



RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE AN SEINEN VERLEGER 1906—1926. Neue erweiterte Ausgabe. 13. Tausend. 560 Seiten. Zwei Bände. DM 14,—.

RAINER MARIA RILKE UND KATHARINA KIPPENBERG: BRIEFWECHSEL. Herausgegeben von Bettina von Bomhard. 728 Seiten. Mit 8 Bildtafeln und 2 Faksimiles. DM 24,—.

RAINER MARIA RILKE UND MARIE VON THURN UND TAXIS: BRIEFWECHSEL. Mit 8 Bildtafeln. Zwei Bände. 1071 Seiten. DM 34,—. (In Gemeinschaft mit Verlag Niehans und Rokitansky, Zürich.)

RAINER MARIA RILKE UND LOU ANDREAS-SALOME: BRIEFWECHSEL. Herausgegeben von Ernst Pfeiffer. 652 Seiten. Mit 6 Bildtafeln. DM 25,70. (In Gemeinschaft mit Verlag Niehans Zürich.)

AUS RAINER MARIA RILKES NACHLASS
Erschienen sind:

— AUS DEM NACHLASS DES GRAFEN C. W. Ein Gedichtkreis. 42 Seiten. Gebunden DM 4,50.

— BRIEFWECHSEL IN GEDICHTEN MIT ERIKA MITTERER. 64 Seiten. Gebunden DM 5,—.

— AUS TASCHEN-BÜCHERN UND MERK-BLÄTTERN. Gedichte. 88 Seiten. Gebunden DM 6,—.

— DIE BRIEFE AN GRÄFIN SIZZO. 92 Seiten. Gebunden DM 6,—.

SALMINEN, SALLY: PRINZ EFFLAM. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Ellen de Boor. 492 Seiten. DM 14,50.

SCHEFFLER, KARL: MAX LIEBERMANN. Nachwort von Carl Georg Heise. 118 Seiten. Mit 65 Bildtafeln. DM 16,—.

SCHILLER, FRIEDRICH: BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Reinhard Buchwald. Dünndruckausgabe. 904 Seiten. DM 12,—.

— WERKE IN DREI BÄNDEN. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. 23. Tausend. 2364 Seiten. DM 45,—, Halbleder DM 60,—.

SCHNEIDER, REINHOLD: INNOZENZ UND FRANZISKUS. 284 Seiten. DM 12,—.

— LAS CASAS VOR KARL V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. Roman. 45. Tausend. 204 Seiten. DM 9,80.

— PORTUGAL. Ein Reisetagebuch. 152 Seiten. Gebunden DM 6,50.

SCHNEIDER, REINHOLD: DER TRAUM DES EROBERERS. ZAR ALEXANDER. Dramatische Dichtungen. Großoktav. 184 Seiten. Gebunden DM 12,50.

— DER GROSSE VERZICHT. Szenen aus dem dreizehnten Jahrhundert. 280 Seiten. DM 11,50.

SERT, MISIA: MISIA. Pariser Erinnerungen. Zweite Auflage. Mit 25 Abbildungen. 320 Seiten. DM 11,50.

SOPHOKLES: TRAGÖDIEN. Übertragen von Roman Woerner. 420 Seiten. DM 10,–.

SPRANGER, EDUARD: GOETHES WELTANSCHAUUNG. 13. Tausend. 256 Seiten. Halbleinen DM 5,80.

STENDHAL: ROT UND SCHWARZ. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig. 32. Tausend. 712 Seiten Dünndruckpapier. DM 8,50.

STIFTER, ADALBERT: BUNTE STEINE. Erzählungen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 858 Seiten. DM 14,–.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Lebensgeschichte. 17. Tausend. 250 Seiten und 33 Bilder. DM 7,50.

TIMMERMANS, FELIX: ADAGIO. Gedichte. Flämisch und deutsch. 72 Seiten. Gebunden DM 4,–.

— ADRIAAN BROUWER. Roman. 11. Tausend. 188 Seiten. DM 9,80.

— BAUERNPSALM. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. 30. Tausend. 210 Seiten. DM 9,50.

— FRANZISKUS. Mit Zeichnungen des Dichters. 30. Tausend. 288 Seiten. DM 12,–.

— DIE UNSICHTBARE HAND. Märchen und Geschichten. Mit Zeichnungen des Dichters. 232 Seiten. DM 9,80.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. 91. Tausend. 232 Seiten. DM 8,50, holzfreie Ausgabe DM 11,–.

TIMMERMANS, LIA: MEIN VATER. Ein Buch der Erinnerung an Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Karl Jacobs. Mit 16 Abbildungen. 208 Seiten. DM 12,–.

TOURVILLE, ANNE DE: DER GROSSE JABADAO. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Oswalt von Nostitz. 9. Tausend. 282 Seiten. DM 9,80.

Der Traum der roten Kammer. Ein Roman aus der Tsing-Zeit. Übersetzt von Franz Kuhn. 24. Tausend. 769 Seiten Dünndruckpapier. Neue Auflage mit Bildern in Vorbereitung.

Valery, Paul: Briefe. Übertragen von Wolfgang A. Peters. 260 Seiten. In Halbleinen DM 16,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1954 ausgezeichnet.

– Eupalinos oder Der Architekt. Eingeleitet durch Die Seele und der Tanz. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 172 Seiten. In Halbleinen DM 6,80.

– Gedichte. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 72 Seiten. Gebunden DM 8,–.

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. 97. Tausend. 371 Seiten. DM 12,–.

– Mütter. Roman. 41. Tausend. 298 Seiten. DM 11,50.

– Wagrainer Tagebuch. 104. Tausend. 140 Seiten. Gebunden DM 4,50.

Deutsche Weihnachtslieder. Zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha. In zweifarbigem Druck mit Vignetten von Willi Harwerth. 170. Tausend. 64 Seiten. In farbigem Pappband DM 3,–.

Weisz, Josef: Der gestirnte Himmel. Die Sternbilder der Alten in 42 Holzschnitten. Mit einem Geleitwort von Thassilo von Scheffer. Handpressendruck des Künstlers in 300 Exemplaren auf eigens gefertigtem Hahnemühle-Büttenpapier. Als Blockbuch in Halbpergament gebunden. In Schatulle DM 80,–.

Wieland. Vier Vorträge anläßlich der Biberacher Wieland-Tage 1953. 108 Seiten. Gebunden DM 4,50.

Willemsen, Carl A.: Kaiser Friedrichs II. Triumphtor zu Capua. Ein Denkmal hohenstaufischer Kunst in Süditalien. Mit 108 Abbildungen und 110 Seiten Text. Halbleinen DM 30,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

Wohlfeile Insel-Ausgaben

* Neuerscheinungen Herbst 1955

Mit dieser Reihe wurde im Frühjahr 1953 die Tradition des Insel-Verlags wieder aufgenommen, wertvolle Werke zeitgenössischer Dichter und Romane der Weltliteratur in schönen preiswerten Ausgaben vorzulegen.

CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT UND VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 268 Seiten. DM 5,80.

CLAES, ERNEST: FLACHSKOPF. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Mit Vorwort und Zeichnungen von Felix Timmermans. 232 Seiten. DM 5,80.

COSTER, CHARLES DE: DIE HOCHZEITSREISE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Albert Wesselski. 252 Seiten. DM 5,80.

HUCH, RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. Roman. 372 Seiten. DM 6,80.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE MAGDEBURGISCHE HOCHZEIT. Roman. 244 Seiten. DM 5,80.

* SALMINEN, SALLY: KATRINA. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Edzard Schaper. 412 Seiten. DM 8,80.

SCHNEIDER, REINHOLD: MACHT UND GNADE. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte. 312 Seiten. DM 6,80.

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SILJA, DIE MAGD. Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. 320 Seiten. DM 6,80.

* STEVENSON, ROBERT LOUIS: DIE SCHATZINSEL. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. Mit 46 Holzschnitten von Hans Alexander Müller. 312 Seiten. DM 6,80.

TIMMERMANS, FELIX: PALLIETER. Mit Zeichnungen des Dichters. Aus dem Flämischen übertragen von Anna Valeton-Hoos. 244 Seiten. DM 5,80.

WAGGERL, KARL HEINRICH: DAS JAHR DES HERRN. Roman. 292 Seiten. DM 5,80.

Neue Bände der Insel-Bücherei

192 ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: BILDERBUCH OHNE BILDER. DM 2,–. Diese kleinen Geschichten, die der Dichter den Mond erzählen läßt, stehen ebenbürtig neben den berühmteren, uns seit Kindertagen vertrauten Märchen des großen Dänen, dessen die Welt aus Anlaß seines 150. Geburtstages in diesem Jahr besonders gedenkt.

600 BARLACH, ERNST: TASCHENBUCHZEICHNUNGEN. 36 Bildtafeln. Mit einem Nachwort. DM 2,50. ›Augenblicksmotive und flüchtige Augenblicke‹ hat Barlach diese Skizzen genannt, die den Reiz des unmittelbaren Erfassens mit Stift und Feder haben und für deren Wiedergabe in Originalgröße alle technischen Möglichkeiten genutzt wurden, so daß man die Zeichnungen selbst vor sich zu haben glaubt.

507 BUSCH, WILHELM: HERNACH. Nachwort von Otto Nöldeke. DM 2,50. Eine lose Folge von Bildern und Gedanken, beides in Strich und Wort auf die kürzeste Formel gebracht. Busch, der Philosoph, hat hier späten Einsichten und Weisheiten die ihm eigentümliche künstlerische Form gegeben.

619 CASTEL DEL MONTE. 32 Bildtafeln. Herausgegeben von Carl A. Willemsen. DM 2,50. Professor Willemsen, der verdienstvolle Erforscher hohenstaufischer Kunst und Kultur, zeigt in eigenen Lichtbildaufnahmen das Castel del Monte in Apulien, jenes großartige Bauwerk Friedrichs II., das in der Burgarchitektur des Abendlandes weder Vorbild noch Nachfolge hat.

465 DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. DM 2,–. In dieser beliebten und lang entbehrten Sammlung ist es einem deutschen Lyriker gelungen, die zarten, vollendeten Gebilde der großen chinesischen Dichter aus drei Jahrtausenden in ihrer schwebenden Anmut so leicht und natürlich nachzugestalten, daß sie nicht wie Übersetzungen wirken und doch Farbe und Duft ihrer fernen Herkunft bewahrt haben.

606 DEUTSCHE HOLZSCHNITTE DES XX. JAHRHUNDERTS. 42 zum Teil farbige Tafeln. Herausgegeben von Erhard Göpel. DM 3,–. Innerhalb der neueren Kunstbewegungen Europas nimmt der

deutsche Holzschnitt der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einen besonderen Platz ein. Er hat unter der Führung der Meister des Expressionismus eine so leidenschaftliche und monumentale Kraft entwickelt, wie sie seit dem ausgehenden Mittelalter, der Zeit des jungen Dürer, im Abendland nicht mehr erreicht worden war.

369 GOGOL, NIKOLAI: DER REVISOR. Komödie. Übertragen von Valerian Tornius. DM 2,–.
Das beliebteste Stück der russischen Bühne übt auch bei der Lektüre jene unwiderstehlich erheiternde Wirkung aus, die ihm auf den Theatern der ganzen Welt Beifall verschafft hat.

597 GOETHE: ÜBER DIE NATUR · AUS SEINEN SCHRIFTEN. Zusammengestellt und mit einem Nachwort von Andreas B. Wachsmuth. DM 2,–.
Aus unermeßlicher Fülle ist ausgewählt und unter großen Leitgedanken – Vorgefühl, Wissenschaft und Erkenntnis, Gott-Natur – geordnet, was Goethe zum Erleben und Erkennen der Natur auch uns zu sagen hat.

423 GRACIAN, BALTHASAR: HAND-ORAKEL UND KUNST DER WELTKLUGHEIT. Nach der Übertragung von Arthur Schopenhauer, neu herausgegeben von Otto Freiherrn von Taube. DM 2,–.
Dieses Handbuch der Welt- und Lebensklugheit des spanischen Jesuiten gehört zu den großen und unvergänglichen Ratgebern für den Umgang mit Menschen.

144 HUCH, RICARDA: HERBSTFEUER. Gedichte. DM 2,–.
Die letzte Sammlung der Lyrik von Ricarda Huch erschien im Jahre 1944 in der Insel-Bücherei und hat hier nun neben dem Band der Liebesgedichte wieder ihren Platz. Hier wie dort wirken in den Versen große Leidenschaft und selbständige Formkraft, die auch die Lyrik der Dichterin unvergänglich machen.

618 JAHRHUNDERTMITTE · DEUTSCHE GEDICHTE DER GEGENWART. DM 2,–.
Eine Sammlung lyrischer Dichtungen, die nach 1945 entstanden sind und etwas vom Geist unserer Tage aussagen, Gedichte von zwanzig Autoren, darunter auch älteren, die stark in die Gegenwart wirken, wie Wilhelm Lehmann und Gottfried Benn.

611 JAPANISCHE FARBENHOLZSCHNITTE. 23 Tafeln. Auswahl und Geleitwort von Emil Preetorius. DM 3,–.
Emil Preetorius, der große Kenner ostasiatischer Kunst, hat schönste Stücke seiner Sammlung ausgewählt. Unter seiner Aufsicht

wurden Drucke hergestellt, die in der Wiedergabe der Farben den Originalen so nahe kommen, wie das nach dem Stand der heutigen Reproduktionstechnik nur irgend möglich ist.

60 Kinderlieder aus des Knaben Wunderhorn. DM 2,–.
Die vollständige Sammlung unvergänglicher deutscher Kinderreime und -lieder aus dem Anhang des ›Wunderhorns‹ mit der schönen Titelzeichnung von Clemens Brentano.

422 Kolbe, Georg: Bildwerke. 43 Tafeln, vom Künstler ausgewählt. Nachwort von Richard Scheibe. DM 2,50.
Mit Rodin und Maillol gehört Georg Kolbe zu den großen Plastikern der Neuzeit, die seit der griechischen Antike und der italienischen Renaissance zuerst wieder die reine Form des nackten menschlichen Körpers in klassischer Vollendung gebildet haben.

615 le Fort, Gertrud von: Die Consolata. Erzählung. DM 2,–.
›Ein erzählerisches Konzentrat von sakraler Gelassenheit und Form, ein Gleichnis, welches das Gebot der Nächstenliebe demonstrativ in unsere Zeit stellt.‹ *Die Neue Zeitung*

613 Liotard, Jean-Etienne: Die Kinder der Kaiserin. 12 farbige Bildnisse der Kinder Maria Theresias. Geleitwort von Frieda Beerli. DM 3,–.
Das Genfer Museum birgt als eine seiner größten Kostbarkeiten zwölf Bildnisse der Kinder Maria Theresias von Liotard: farbig gehöhte Zeichnungen, in denen der liebenswerte Zauber des Wiener Rokoko lebendig ist. Darüber hinaus wecken die Bilder unsere Anteilnahme, weil diese Kinder im Lauf ihres Lebens zum Teil wichtige Rollen in der europäischen Geschichte gespielt haben und oft, wie Marie-Antoinette, einem tragischen Schicksal entgegen gingen.

616 Michelangelo: Sibyllen und Propheten. 24 farbige Bilder nach den Fresken in der Sixtinischen Kapelle. Geleitwort von Bettina Seipp. DM 3,–.
Der Neudruck wird dem beliebten mehrfarbigen Bildband, der die gewaltigen Figuren Michelangelos farbgetreu wiederzugeben sucht, viele neue Freunde erwerben.

516 Briefe Mozarts. Herausgegeben von Max Mell. DM 2,–.
Zum Gedenkjahr 1956: Eine Auswahl der schönsten Briefe Mozarts, Zeugnisse des Menschen und seines frühvollendeten Lebens; mit einem Geleitwort des österreichischen Dichters Max Mell.

470 NEBELTHAU, OTTO: MEIN OBSTGARTEN. DM 2,–.
Wie der ›Gemüsegarten‹ des Verfassers vereinigen auch diese nützlichen, auf neuesten gärtnerischen Erfahrungen beruhenden Unterweisungen für den Gartenfreund praktische Anleitung mit dichterischer Fabulierfreude.

74 PORTUGIESISCHE BRIEFE (Die Briefe der Marianna Alcoforado). Übertragen von Rainer Maria Rilke. DM 2,–.
Wir erneuern die Ausgabe der berühmten Liebesbriefe der portugiesischen Nonne in Rilkes Übertragung erstmals mit einem Aufsatz des Dichters, der, 1908 im Insel-Almanach erschienen, seither noch nicht wieder gedruckt worden war.

614 SCHILLER: BRIEFE. Ausgewählt von Reinhard Buchwald. DM 2,–.
Aus den fast zweitausend Briefen Schillers bietet der Band eine Auswahl, Briefe, die in den großen Entscheidungsstunden seines Lebens geschrieben wurden und davon eindrucksvolles Zeugnis geben.

525 SCHILLER: GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. DM 2,–.
Die von Katharina Kippenberg besorgte Auswahl der Gedichte kehrt im Schiller-Jahr wieder in die Insel-Bücherei zurück. Der besonders umfangreiche Band enthält alle wesentlichen Stücke der Schillerschen Lyrik.

301 STEVENSON, ROBERT LOUIS: DER SELTSAME FALL VON DR. JEKYLL UND MR. HYDE. Übersetzt von Grete Rambach. DM 2,–.
Die ebenso spannende wie unheimliche Erzählung vom Doppel-Ich: eine der klassischen Kriminalgeschichten und ein Meisterwerk der englischen Literatur.

Insel-Bücherei

Früher erschienen:

TEXT- UND ILLUSTRIERTE BÄNDE

Jeder Band DM 2,–

432 Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen.

561 Apulejus: Amor und Psyche. Aus dem Lateinischen übersetzt von August Rode.

14 Aucassin und Nicolette. Eine Liebesgeschichte aus dem Altfranzösischen. Mit Noten und Holzschnitten von Fritz Kredel.

252 Barrett-Browning, Elizabeth: Sonette aus dem Portugiesischen. Übertragen durch Rainer Maria Rilke.

288 Benet, Stephen Vinzent: Des Bischofs Bettler. Erzählung. Übertragen von Paridam von dem Knesebeck.

154 Bertram, Ernst: Gedichte und Sprüche in Auswahl.

23 Binding, Rudolf G.: Der Opfergang. Novelle.

37 Björnson, Björnstjerne: Synnöve Solbakken. Erzählung. Übertragen von Mathilde Mann.

455 Briefe der Diotima an Hölderlin. Herausgegeben von Karl Viëtor.

544 Briefe der Frau Rat Goethe. Ausgewählt und herausgegeben von Rudolf Bach.

573 Buber, Martin: Einsichten. Aus den Schriften gesammelt.

92 Büchner, Georg: Woyzeck/Lenz.

126 Burckhardt, Jacob: Grösse, Glück und Unglück in der Weltgeschichte.

478 Busch, Wilhelm: Schein und Sein. Gedichte.

202 Busoni, Ferruccio: Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst. Mit einem Nachwort von H. H. Stuckenschmidt.

500 Carossa, Hans: Gedichte. Vom Dichter ausgewählt.

334 Carossa, Hans: Die Schicksale Doktor Bürgers — Die Flucht.

465 Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge.

387 Chinesische Meisternovellen. Aus dem chinesischen Urtext übertragen von Franz Kuhn.

568 Claes, Ernest: Das Leben und der Tod des Victalis van Gille. Erzählung. Übertragen von Bruno Loets.

186 Claudius, Matthias: Der Wandsbecker Bote. Herausgegeben von Hermann Hesse.

155 Deutsche Choräle. Herausgegeben von Katharina Kippenberg.

149 Dostojewski, F. M.: Der Grossinquisitor. Übertragen von Rudolf Kassner.

271 Droste-Hülshoff, Annette von: Die Judenbuche. Erzählung.

183 Dumpfe Trommel und berauschtes Gong. Nachdichtungen chinesischer Kriegslyrik von Klabund.

543 Ebner-Eschenbach, Marie von: Aphorismen.

268 Eichendorff, Joseph von: Gedichte.

224 Eichendorff, Joseph von: Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle.

412 Gäng, Richard: Die Heimfahrt des Andreas Kumlin. Novelle.

143 Gide, Andre: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Übertragen von Rainer Maria Rilke.

203 Gilgamesch. Eine Erzählung aus dem alten Orient. Herausgegeben von Georg Burckhardt.

482 Goethes Spruchweisheit. Sprüche in Prosa.

493 Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Urfassung von 1774. Mit Titelbild von Daniel Chodowiecki.

24 Gogol, Nikolai: Der Mantel. Novelle. Übertragen von Rudolf Kassner.

423 Gracian, Balthasar: Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Nach der Übertragung von Arthur Schopenhauer, neu herausgegeben von Otto Freiherrn von Taube.

474 Gunnarsson, Gunnar: Das Haus der Blinden. Erzählung. Übertragen von Edzard Schaper.

609 Hagelstange, Rudolf: Venezianisches Credo. Sonette.



180 HAUPTMANN, GERHART: HANNELES HIMMELFAHRT. Drama.

177 HEBEL, JOHANN PETER: DIE SCHÖNSTEN ERZÄHLUNGEN AUS DEM SCHATZKÄSTLEIN DES RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUNDES.

49 HERAKLIT: URWORTE DER PHILOSOPHIE. Die Fragmente. Griechisch und ins Deutsche übertragen von Georg Burckhardt.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

454 HESSE, HERMANN: VOM BAUM DES LEBENS. Gedichte.

502 HESSE, HERMANN: KLINGSORS LETZTER SOMMER. Erzählung.

309 HEY/SPECKTER: FÜNFZIG FABELN FÜR KINDER. Mit Bildern.

575 HINDEMITH, PAUL: JOHANN SEBASTIAN BACH. Ein verpflichtendes Erbe. Mit dem Faksimile eines Briefes.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

427 HOERNER, HERBERT VON: DIE LETZTE KUGEL. Erzählung.

276 HOFFMAN, E.T.A.: DIE ABENTEUER DER SILVESTERNACHT. Mit Zeichnungen von Fritz Fischer.

461 HOFMANNSTHAL, HUGO VON: GEDICHTE.

339 HOFMANNSTHAL, HUGO VON: REDEN UND AUFSÄTZE.

605 HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER.

78 HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DAS KLEINE WELTTHEATER ODER DIE GLÜCKLICHEN.

28 HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DER TOR UND DER TOD. Dramatisches Gedicht.

506 HÖLDERLIN, FRIEDRICH: BRIEFE. Mit einem Nachwort von Adolf v. Grolman.

50 HÖLDERLIN, FRIEDRICH: GEDICHTE. Auswahl.

22 HUCH, RICARDA: LIEBESGEDICHTE.

172 HUCH, RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen.

579 JEAN PAUL: HORN UND FLÖTE. Spruchweisheit aus seinen Schriften. Herausgegeben von Ernst Bertram.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

578 JIMENEZ, JUAN RAMON: PLATERO UND ICH. Andalusische Elegie. Aus dem Spanischen übertragen von Doris Deinhard. Mit Zeichnungen von Lobo.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

110 KASSNER, RUDOLF: VON DER EITELKEIT. Zwei Essays.

593 KASSNER, RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. Essay.

576 KEPLER, JOHANNES: DER MENSCH UND DIE STERNE. Aus seinen Werken und Briefen. Auswahl und Nachwort von Martha List.

519 KIERKEGAARD-BREVIER. Herausgegeben von Peter Schäfer und Max Bense.

481 KLEIST, HEINRICH VON: ÜBER DAS MARIONETTENTHEATER. Aufsätze und Anekdoten.

591 KOMMERELL, MAX: HIERONYMA. Novelle.

285 LAGERLÖF, SELMA: DAS MÄDCHEN VOM MOORHOF. Erzählung. Übersetzt von Marie Franzos.

253 LAU-DSE: FÜHRUNG UND KRAFT AUS DER EWIGKEIT. Aus dem chinesischen Urtext übertragen von Erwin Rousselle. Der Band trat an die Stelle der früher unter dem Titel ›Die Bahn und der rechte Weg‹ erschienenen Ausgabe.

384 LAWRENCE, DAVID HERBERT: DER FUCHS. Erzählung. Übersetzt von E. Jaffe-Richthofen.

580 LE FORT, GERTRUD VON: GEDICHTE. Neue, erweiterte Ausgabe.

210 LE FORT: GERTRUD VON: DAS GERICHT DES MEERES. Erzählung.

111 LE FORT, GERTRUD VON: DAS REICH DES KINDES — DIE VÖGLEIN VON THERES. Zwei Legenden.

562 LORCA, FEDERICO GARCIA: BLUTHOCHZEIT. Lyrische Tragödie. Deutsch von Enrique Beck.

566 LORCA, FEDERICO GARCIA: ZIGEUNER-ROMANZEN. Deutsch von Enrique Beck.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

167 MELL, MAX: DAS APOSTELSPIEL. (Auch kartoniert als Rollenbuch: DM 1,20)

418 MELL, MAX: EIN ALTES DEUTSCHES WEIHNACHTSSPIEL.

239 AUS MINNESANGS FRÜHLING. Ausgewählt und erklärt von Carl von Kraus.

76 MOLIERE: TARTUFFE. Deutsch von Arthur Luther.

318 MORGENSTERN, CHRISTIAN: PALMSTRÖM. Gedichte.



112 MORGENSTERN, CHRISTIAN: ZEIT UND EWIGKEIT. Gedichte.

230 MÖRIKE, EDUARD: MOZART AUF DER REISE NACH PRAG. Novelle.

581 MÜHLBERGER, JOSEF: DIE KNABEN UND DER FLUSS. Erzählung.

21 NOVALIS: HYMNEN AN DIE NACHT — DIE CHRISTENHEIT ODER EUROPA. Mit einem Nachwort von Richard Benz.

274 OKAKURA, KAKUZO: DAS BUCH VOM TEE. Übertragen von Horst Hammitzsch.

407 OMAR-I-KHAJJAM: DIE SINNSPRÜCHE OMARS DES ZELTMACHERS. Übertragen von Friedrich Rosen.

368 PERIKLES: DIE REDE FÜR DIE GEFALLENEN. Deutsch von Rudolf G. Binding.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1954 ausgezeichnet.

87 PERSISCHE SPRUCHGEDICHTE. Auswahl und Fassung von Ernst Bertram.

564 PESTALOZZI, JOHANN HEINRICH: ENTFALTUNG DER MENSCHLICHKEIT. Gedanken aus seinen Werken. Auswahl und Nachwort von Otto Müller.

574 RAABE, WILHELM: VOM ALTEN PROTEUS. Eine Hochsommergeschichte.

360 RICHTER, LUDWIG: ES WAR EINMAL. Ein Bilderbuch.

400 RILKE, RAINER MARIA: DER AUSGEWÄHLTEN GEDICHTE ERSTER TEIL.

480 RILKE, RAINER MARIA: DER AUSGEWÄHLTEN GEDICHTE ANDERER TEIL.

406 RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE AN EINEN JUNGEN DICHTER.

409 RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE AN EINE JUNGE FRAU.

30 RILKE, RAINER MARIA: REQUIEM. Für eine Freundin — Für Wolf Graf von Kaldreuth — Für einen Knaben.

115 RILKE, RAINER MARIA: DIE SONETTE AN ORPHEUS.

222 RILKE, RAINER MARIA: DIE VIERUNDZWANZIG SONETTE DER LOUIZE LABE.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1954 ausgezeichnet.

1 RILKE, RAINER MARIA: DIE WEISE VON LIEBE UND TOD DES CORNETS CHRISTOPH RILKE.

592 RIMBAUD, ARTHUR: GEDICHTE. Übersetzt von K. L. Ammer. Mit Geleitwort von Stefan Zweig.

342 RÜCKERT, FRIEDRICH: GEDICHTE UND SPRÜCHE. Ausgewählt von Ernst Bertram.

315 RUNGE, PHILIPP OTTO: VON DEM FISCHER UN SYNER FRU. Mit Bildern von Marcus Behmer.

572 SCHNACK, FRIEDRICH: CLARISSA MIT DEM WEIDENKÖRBCHEN. Naturdichtung.

486 SCHNEIDER, REINHOLD: DIE TARNKAPPE. Ein Nibelungen-Drama.

467 SCHOLZ, WILHELM VON: DIE BEICHTE. Novelle.

333 SPANISCHES LIEDERBUCH. Nachdichtungen von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Mit einer Titelzeichnung von Adolph Menzel.

302 STEVENSON, ROBERT LOUIS: DAS FLASCHENTEUFELCHEN. Erzählung. Mit Bildern von Hans Alexander Müller.

195 STIELER, KARL: EIN WINTERIDYLL.

278 STIFTER, ADALBERT: BRIGITTA. Erzählung.

518 STIFTER, ADALBERT: DER HEILIGE ABEND. Erzählung.

508 TIMMERMANS, FELIX: BEIM KRABBENKOCHER. Erzählung.

420 TIMMERMANS, FELIX: SANKT NIKOLAUS IN NOT UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Mit Zeichnungen des Dichters.

308 TIMMERMANS, FELIX: DIE SEHR SCHÖNEN STUNDEN JUNGFER SYMFOROSAS, DES BEGINCHENS. Mit Zeichnungen des Dichters.

362 TIMMERMANS, FELIX: DAS TRIPTYCHON VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN. Übertragen von Anton Kippenberg. Mit Zeichnungen des Dichters.

436 TRAKL, GEORG: GESANG DES ABGESCHIEDENEN. Gedichte.

499 TSCHUANG-TSE: DICHTUNG UND WEISHEIT. Aus dem chinesischen Urtext übertragen von Hans O. H. Stange.

3 VELDE, HENRY VAN DE: AMO.

178 VERGA, GIOVANNI: SIZILIANISCHE GESCHICHTEN. Übertragen von Bettina Seipp.

610 VIGNY, ALFRED DE: DER ROHRSTOCK. Die Geschichte vom Leben und Sterben des Hauptmanns Renaud. Erzählung.

204 WAGGERL, KARL HEINRICH: DU UND ANGELA. Fünf Erzählungen.

522 WAGGERL, KARL HEINRICH: KALENDERGESCHICHTEN. Erzählungen und Legenden.



426 WAGGERL, KARL HEINRICH: DAS WIESENBUCH. Mit 16 Scherenschnitten des Verfassers.

105 WALTHER VON DER VOGELWEIDE. GEDICHTE. Ausgewählt und eingeleitet von Carl von Kraus.

349 ZWEIG, STEFAN: DIE AUGEN DES EWIGEN BRUDERS. Eine Legende.

174 ZWEIG, STEFAN: AUSGEWÄHLTE GEDICHTE.

165 ZWEIG, STEFAN: STERNSTUNDEN DER MENSCHHEIT. Fünf historische Miniaturen.

EINFARBIGE BILDBÄNDE

Jeder Band DM 2,50

505 DIE BILDWERKE DES NAUMBURGER DOMS. 44 Bildtafeln. Geleitwort von Wilhelm Pinder.

495 DER BORDESHOLMER ALTAR MEISTER BRÜGGEMANNS. 48 Bildtafeln. Herausgegeben von Freerk Heye Hamkens.

250 DÜRER, ALBRECHT: DIE KLEINE PASSION. Eine Holzschnittfolge. Geleitwort von Emil Waldmann.

565 DER ELISABETHSCHREIN IN MARBURG. 40 Bildtafeln. Geleitwort von Erika Dinkler.

179 DIE GOLDENE PFORTE ZU FREIBERG. 48 Bildtafeln. Mit einem Geleitwort von Herbert Küas.

570 GOYA, FRANCISCO: PINSELZEICHNUNGEN. 32 Bildtafeln. Geleitwort von Robert Th. Stoll.

452 DAS HAUSBUCH. Bilder aus dem deutschen Mittelalter von einem unbekannten Meister. 32 Bildtafeln.

294 KLEE, PAUL: HANDZEICHNUNGEN. 40 Bildtafeln. Geleitwort von Will Grohmann.

604 MAILLOL, ARISTIDE: HIRTENLEBEN. 36 Holzschnitte. Geleitwort von Erhart Kästner.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1954 ausgezeichnet.

567 MARC, FRANZ: TIERSTUDIEN. 36 Handzeichnungen. Geleitwort von Klaus Lankheit.

595 MARCKS, GERHARD: TIERPLASTIK. 28 Bildtafeln. Geleitwort des Künstlers. Nachwort von Günter Busch.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1954 ausgezeichnet.



433 MASEREEL, FRANS: GESCHICHTE OHNE WORTE. Ein Roman in Bildern. Nachwort von Hermann Hesse.

577 MATISSE, HENRI: FRAUEN. 32 Radierungen. Geleitwort von Hans Hildebrandt.

108 REMBRANDT: HANDZEICHNUNGEN. 48 Bildtafeln. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Graul.

170 DIE TEMPEL VON PAESTUM. 41 Bildtafeln. Aufnahmen und Erläuterungen von Carl Lamb. Mit einem Geleitwort von Ludwig Curtius.

545 TILMAN RIEMENSCHNEIDER IM TAUBERTAL. 48 Bildtafeln. Geleitwort von Kurt Gerstenberg.

594 TOULOUSE-LAUTREC: LITHOGRAPHIEN. 38 Bildtafeln. Geleitwort von Gotthard Jedlicka.

MEHRFARBIGE BILDBÄNDE

Jeder Band DM 3,–

54 DAS KLEINE BUCH DER EDELSTEINE. Farbige Bilder von Hans Lang. Geleitwort von Friedrich Schnack.

226 DAS KLEINE BUCH DER NACHTFALTER. Kolorierte Stiche von Jakob Hübner. Geleitwort von Friedrich Schnack.

351 DAS KLEINE BUCH DER TROPENWUNDER. Kolorierte Stiche von Maria Sibylla Merian. Geleitwort von Friedrich Schnack.

269 DAS KLEINE KRÄUTERBUCH. Einheimische Heil-, Würz- und Duftpflanzen, nach der Natur gezeichnet von Willi Harwerth.

164 CHINESISCHE HOLZSCHNITTE. Bildwahl und Geleitwort von Emil Preetorius.

550 DÜRER, ALBRECHT: AUS DEM GEBETBUCH KAISER MAXIMILIANS. 24 Farbtafeln. Geleitwort von Karlheinz Reissinger.

95 HOLBEIN, HANS: BILDNISSE. 24 farbige Handzeichnungen. Geleitwort von Wilhelm Waetzoldt.

560 DIE MINNESINGER IN BILDERN DER MANESSISCHEN HANDSCHRIFT. Zweite Folge. Geleitwort von Hans Naumann.

347 DER SACHSENSPIEGEL. Bilder aus der Heidelberger Handschrift. Eingeleitet und erläutert von Eberhard Freiherrn von Künßberg.

66 DER STRUWWELPETER IN SEINER ERSTEN GESTALT. Von Dr. Heinrich Hoffmann.



Die Drucke der Trajanus-Presse

Auslieferung durch den Insel-Verlag

CAROSSA, HANS: REISE ZU DEN ELF SCHARFRICHTERN. Vergriffen.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

LE FORT, GERTRUD VON: PLUS ULTRA. Erzählung. Mit freundlicher Genehmigung der Dichterin veranstaltete Liebhaberausgabe. In Halbpergament-Handeinband mit Kassette DM 33,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1953 ausgezeichnet.

FEDER UND STICHEL. Alphabete und Schriftblätter von Hermann Zapf. In Metall geschnitten von August Rosenberger. Mit einem Textanhang über die historische Entwicklung der abendländischen Schrift. In Halbpergament-Handeinband DM 28,–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

TRILUSSA: DIE BEKEHRTE SCHLANGE und siebenundzwanzig andere Fabeln. Aus dem römischen Volksdialekt übertragen von Hans von Hülsen. Illustriert von Werner von Scheidt. Zweifarbiger Druck. In bibliophilem Geschenkeinband DM 16,50.

INHALT

VERZEICHNIS DER BILDTAFELN

Zeichnung des Umschlags und der Vignetten zum Kalendarium
von Erwin Poell
Schrift: Linotype-Aldus-Buchschrift
Gedruckt von Ludwig Oehms, Frankfurt am Main
Printed in Germany



